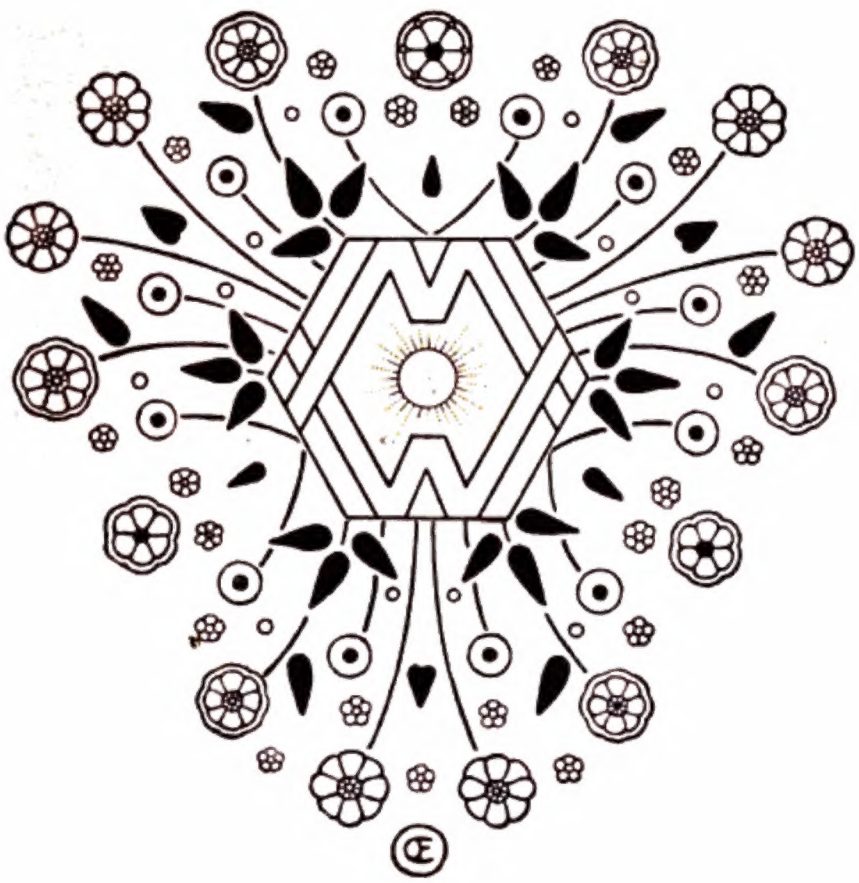
Stanford University Libraries
3 6105 119 118 763

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 119 118 763
Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



53. JAHRG. ⊛ 105. BAND ⊛ 1. TEIL

⊛ OKTOBER 1908 BIS DEZEMBER 1908 ⊛

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

Inhalt des hundertfünften Bandes

1. Teil. Oktober 1908 bis Dezember 1908

	Seite
Im Zauberbann. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach	1
Der Page. Eine schlesische Ballade von Ewald Gerhard Seeliger	14
Rudolf von Alt. Von Arthur Roeßler	17
Meine Welt. Von Helen Keller. Mit einer Vorbemerkung von F. D.	30
Bilder aus der Mark. Von August Trinius	36
Abendandacht. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	47
Thora. Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett. 48, 173,	333
Streifzüge durch das musikalische Paris. Von Paul Bekker	69
Südlicher Abend. Gedicht von Friedrich von Oppeln-Bronikowski	83
Elternwille und Kindeswille. Etwas vom Verkehr mit erwachsenen Kindern. Von Laura Frost in Königsberg	84
Vom Geist und Ungeist der Mode. Brief an eine Dame. Von Dr. Victor Lederer (Wien)	87
Jakob Alberts. Von Robert Breuer	95
Vorabend. Gedicht von Ernst A. Bertram	104
Die Wasserratte. Novelle von Clara Viebig	105
Herbststurm. Gedicht von Käte Cajetan-Milner	116
Goethes Mutter. Ein Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Todestage. (Von Johanna Ilberg.) Mit Briefen der Frau Rat	117
Keine so wie du — Gedicht von Albert Geiger	140
Reden der Welt. Erzählung von Bodo Wildberg 141, 221,	407
Naturwissenschaftliche Rundschau. Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie. Bericht von Prof. Wilhelm Müller-Erzbach	156
Nachreife. Gedicht von Fritz Erdner	161
Seelen. Gedicht von Maria Stona. — Liebe. Gedicht von Albert Geiger. — Offenbarung. Gedicht von Wilhelm Arminius	188
Deutsche Dichter als Maler und Zeichner. Von Ernst Boerschel 189,	357
Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika. Von Geh. Baurat F. Baltzer in Berlin. III (Schluß)	201
Chinesische Landschaftsmalerei. Von Dr. Oskar Münsterberg	238
Börse, Börsen- und Spekulationsgeschäfte. Von Paul Rettig	250
Die moderne Kriegschirurgie. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns (Leipzig)	253
Johann Gottlieb Fichte und seine Reden an die deutsche Nation vor hundert Jahren. Von Prof. Dr. Karl Sell (Bonn) 262,	444
Heller Abend. Gedicht von Carl Meißner	270
Neue künstlerische Besuchskarten. Von Ernst Warburg	271
In hoc signo vinces. Novelle von Gertrud Freiin le Fort	274
Cuno von Uechtritz. Erinnerungsworte von Adele Gerhard	285
Albrecht von Haller als Dichter. Ein Gedenkblatt zu seinem zweihundertsten Geburtstage (16. Oktober 1908). Von Prof. Dr. Otto Tschirch	293
Benjamin Constant. Von Dr. Josef Ettlinger	300
Sehnsucht. Gedicht von Otto Thörner	309
Stobwasser-Arbeiten. Von Dr. Franz Fuhse, Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig	350
Adam und Eva. Gedicht von Irene Wild	356
Trude Bauman. Novelle von Clara Zahn	372
Wilhelm von Diez und seine Schule. Von Alexander Heilmeyer	390
Herbstnebel. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	398
Märchen, Sage und Mythus. Von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen	399
Aus dem Hexenkessel des Balkan. Reiseerinnerungen aus Altserbien, Albanien und Mazedonien. Von Ludwig Lessen	421
Jäger Sturm. Gedicht von Paul Friedrich	436
Rainer Maria Rilke. Von Franz Wegwitz	437
Opferung. Gedicht von Otto Oertel. — Herbstwanderung. Gedicht von Hans Caspar von Starken. — Herrenhausen. Gedicht von H. von Beaulieu	453
Naturwissenschaftliche Rundschau. Regeneration von Tieren und Pflanzen. Von Dr. Fritz Gränß	454
Zieht einer die Straße ... Gedicht von Hans Franck	464
Die bildenden Künste: Die Münchner Sommerausstellungen 1908. Von Alexander Heilmeyer	126
Dramatische Rundschau. Von Dr. Friedrich Düsel 310,	465
Litterarische Rundschau 162, 323,	477
Zu unsern Kunstblättern	169
Von Kunst und Künstlern 320,	474

Namen- und Sachregister

	Seite
Abendandacht. Gedicht von H. H. Ulrich	47
Adam und Eva. Gedicht von Irene Wild	356
Alberts, Jakob. Von Robert Breuer	95
Alt, Rudolf von. Von Arthur Roeßler	17
Balkan, Aus dem Hexenkessel des. Reiseerinnerungen. Von Ludwig Lessen	421
Besuchskarten, Neue künstlerische. Von Ernst Warburg	271
Börse, Börsen- und Spekulationsgeschäfte. Von Paul Rettig	250
Chinesische Landschaftsmalerei. Von Oskar Münsterberg	238
Constant, Benjamin. Von Josef Ettlinger	300
Dichter, Deutsche, als Maler und Zeichner. Von Ernst Boerschel 189,	357
Diez, Wilhelm von, und seine Schule. Von Alexander Heilmeyer	390
Elternwille und Kindeswille. Von Laura Frost	84
Fichte, Johann Gottlieb, und seine Reden an die deutsche Nation. Von Prof. Dr. Karl Sell 262,	444
Goethes Mutter	117
Haller, Albrecht von, als Dichter. Von Prof. Dr. Otto Tschirch	293
Heller Abend. Gedicht von Carl Meißner	270
Herbstnebel. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	398
Herbststurm. Gedicht von Käte Cajetan-Milner	116
Herbstwanderung. Gedicht von Hans Caspar von Starken	453
Herrenhausen. Gedicht von H. von Beaulieu	453
Im Zauberbann. Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach	1
In hoc signo vinces. Novelle von Gertrud Freiin le Fort	274
Jäger Sturm. Gedicht von Paul Friedrich	436
Keine so wie du — Gedicht von Albert Geiger	140
Kriegschirurgie, Die moderne. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns	253
Liebe. Gedicht von Albert Geiger	188
Märchen, Sage und Mythus. Von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen	399
Mark, Bilder aus der. Von August Trinius	36
Meine Welt. Von Helen Keller	30
Mode, Vom Geist und Ungeist der. Von Dr. Victor Lederer	87
Münchner Sommerausstellungen, Die. Von Alexander Heilmeyer	126
Nachreife. Gedicht von Fritz Erdner	161
Reden der Welt. Erzählung von Bodo Wildberg 141, 221,	407
Offenbarung. Gedicht von Wilhelm Arminius	188

284305

Digitized by Google

Seite

Opferung. Gedicht von Otto Oertel 453
Page, Der. Ballade von Ewald Gerhard Seeliger . 14
Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika. Meine. Von Geh. Baurat F Baltzer 201
Rilke, Rainer Maria. Von Franz Wegwitz 437
Seelen. Gedicht von Maria Stona 188
Sehnsucht. Gedicht von Otto Thörner 309
Stobwasser-Arbeiten. Von Dr. Franz Fuhse . . . 350
Streifzüge durch das musikalische Paris. Von Paul Bekker 69
Südlicher Abend. Gedicht von Friedrich von Oppeln-Bronikowski 83
Thora. Roman von Gustaf af Geijerstam . 48, 173, 333
Trude Bauman. Novelle von Clara Zahn 372
Uechtritz, Cuno von. Von Adele Gerhard 285
Vorabend. Gedicht von Ernst A. Bertram 104
Wasserratte, Die. Von Clara Viebig 105
Zieht einer die Straße ... Gedicht von Hans Franck 464

Literarische Rundschau

Arminius, Wilhelm: Gedichte 330
Auer, Grete: Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquefant 166
Aurbacher, Ludwig: Die Abenteuer der sieben Schwaben 482
Barth, Hans: Osteria 332
Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelfs Ausgewählte Werke 331
Berger, Karl: Schiller 487
Bernstorff, Graf: Im bunten Rock 484
Daiber, A.: Der Weltensegler 484
Doebber, A.: Lauchstädt 168
Dombrowski, Ernst Ritter von: Tannenrauschen . . 482
Dominik, Hans: Amüsante Wissenschaft 483
Eggert Windegg, Walther: Mörikes Haushaltungsbuch — Eduard Mörikes Brautbriefe 330
Engel, Eduard: Deutsche Literaturgeschichte 487
Enking, Ottomar: Wie Truges seine Mutter suchte . 478
Enking, Ottomar: Die Schwester 479
Ettlinger, Josef: „Adolphe" von Constant — Madame Récamier — Madame Bovary von Flaubert . . . 330
Falke, Gustav: Drei gute Kameraden — Hamburg — Die Kinder aus Ohlsens Gang 477
Fischer, Wilhelm: Der Kaiser von Byzanz 476
Floericke, Dr.: Der kleine Naturforscher 483
Frost, Laura: Über den Tag hinaus 168
Geiger, Albert: Martin Staub — Der arme Hans . 478
Geiger, Ludwig: Goethe und die Seinen 487
Geijerstam, Gustaf af: Die Brüder Mörk — Das Haupt der Medusa 168
Geyerz, Otto von: Haller als Dichter 330
Glaß, Luise: Schwärmliesels Wunschglocke 483
Gleichen-Rußwurm, Alex. von: Die Wartburg und ihre Sänger 482
Grabein, Paul: In Jena ein Student 484
Grimms Deutsche Sagen 482
Gundelfinger, Friedrich: Lebenserinnerungen Henrik Steffens' 485
Gußfeldt, Paul: Kriegserlebnisse im französischen Feldzug 486
Hanselmann, H.: In meinem Rosengärtlein . . . 482
Hansjakob, Heinrich: Ausgewählte Erzählungen — Der Vogt auf Mühlstein — Der Theodor 167
Hebbel: Tagebücher 331
Heilborn, Ernst: Josua Kersten 162
Heinemann, Karl: Goethes Mutter 168
Heller, Hans: Schildbürger-Erzählungen 482
Helmolt: Weltgeschichte 486
Henkel, F.: Der Kampf in Südwestafrika 484
Herrmann, Georg: Henriette Jacoby 479
Hesse, Hermann: Nachbarn 484
Houben, H. H.: Eckermanns Gespräche mit Goethe . 486
Houben, H. H.: Gutzkows Ausgewählte Werke . . . 331
Houben, H. H.: Heinrich Laubes Sämtliche Werke . 332
Huch, Ricarda: Der Kampf um Rom 165
Irrgendgarten, Der 483
Kie, Anna: Schwester Idalv 483
Konig, Eberhard: Hollas Rocken 482
Konversationslexika. (Die neusten Ausgaben) . . . 324
Korodi, Lutz: Land und Leute Siebenbürgens . . . 484
Köster, Albert: Briefe der Frau Rat Goethe 168
Kopde, Wilhelm: Mainzer Volks- und Jugendbücher 332
Kopde, Wilhelm: Vom Sonnenberg 482
Krapp, Lorenz: Emil Prinz von Schoenaich-Carolath 332
Kühnemann, Eugen: Schiller 487
Kummer, Friedrich: Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts 487
Kurz, Isolde: Die Kinder der Lilith 477
Ladendorf, Otto: Hans Hoffmann 331
Landsberg, Bernhard: Streifzüge durch Wald und Flur 483
Lie, Bernt: Sven Beidemwind 482
Liebermann, Ernst: Der Froschkönig 482
Liesegang, Erich: Rheinische Hausbücherei 332
Ludwig, Otto: Ausgewählte Werke 332
Maier, Otto: Ravensburger Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele 484
Mann, Heinrich: Die Bösen 166
Marwitz, Luise von der: Vom Leben am preußischen Hofe 485
Meusel, Friedrich: Friedrich August von der Marwitz 485
Monts, Graf Karl von: Tagebuch über Napoleons III. Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe 486
Münsterberg, Oskar: Javans Kunst 330
Niese, Charlotte: Menschenfrühling 165
Paulsen, Friedrich: Einführung in die Philosophie — System der Ethik 168
Pflugk-Harttung, Julius von: Ullsteins illustrierte Weltgeschichte 486
Reclams Universalbibliothek 331
Regener: Worte Tolstojs 168
Reuper, Julius: Andreas Hofer und seine Getreuen 483
Reuter, Gabriele: Das Tränenhaus 477
Sandt, Emil: Cavete 163
Schaukal, Richard: E. T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke 331
Schaukal, Richard: Das Buch der Seele — Vom Dandytum und von G. Brummell — Richard Dehmels Lyrik 480
Scherr, Johannes: Blücher 332
Schmid, Herman: Der Jägerwirt von München — Der Dommeister von Regensburg — Das Bombardement von Schärding 483
Schmidhammer, Arpad: Der verlorene Pfennig . . 482
Schmidhammer, Arpad: Lustige Malerei 483
Schrödter, Hans: Hans im Glück 482
Schulze, Paul Horst: Münchhausen 482
Schulze, Friedrich: Die Franzosenzeit in deutschen Landen 485
Schumacher, Tonn: ... und doch glücklich 483
Seebücherei, Deutsche 484
Seeliger, Ewald Gerhard: Der Schrecken der Völker . 164
Selbst ist der Mann 483
Seil, Karl: Melanchthon — Goethes Stellung zu Religion und Christentum — Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren — Die Religion unsrer Klassiker 330
Spitteler, Karl: Mädchenfeinde 165
Stumpf, Wilhelm: Rudezahl 482
Suttner, Bertha von: Lebenserinnerungen 486
Tanera, Karl: Wolf, der Husar des alten Fritz . . 484
Tolstoj: Shakespere — Göttliches und Menschliches — Dramatische Dichtungen — Biographie und Memoiren 168, 331
Treitschke, Heinrich von: Bilder aus der deutschen Geschichte (im neunzehnten Jahrhundert) 485
Universum, Das neue 484
Viebig, Clara: Das Kreuz im Venn 323
Wilde, Oskar: Dorian Grays Bildnis — Amerikanische Erzählungen — Die Sphinx — De profundis — Florentinische Tragödie — Ballade vom Zuchthause zu Reading 329
Wilkenrod, L.: Ein deutsches Herz 484
Wohlbold, H.: Der kleine Mineraliensammler . . . 484
Wunderhorn, Des Knaben 482

Digitized by Google

Seite

Die bildenden Künste

Die Münchner Sommerausstellungen im Glaspalast und in der Sezession (1908). Von Alexander Heilmeyer 126

Naturwissenschaftliche Rundschau

Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie. Von Prof. Wilhelm Müller-Erzbach 156

Regeneration von Tieren und Pflanzen. Von Dr. Fritz Gräntz 454

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Massentheater und Theater der Gebildeten — Natur- und Einsamkeitsbühnen — Die Sprache als dramatische Schöpferkraft — Bühnengestaltung und Ausstattungskünste — Von Berliner Bühnen: Otto Ludwigs „Torgauer Heide" im Königlichen Schauspielhause — „Sardanapal" im Königlichen Opernhause — „König Lear" im Deutschen Theater — Ein japanischer Abend der Kammerspiele: „Kimiko" und „Terakoya" — Dramatisches Schurrmurr . . 310

„Ninon de l'Enclos", ein Spiel aus dem Barock von Friedrich Freksa — „Der deutsche Graf", Schauspiel von Vollmöller — „Vater", Komödie von Guinon und Bouchinet — „Das Fräulein in Schwarz", Komödie von Rudolf Lothar — „Erotik" und „Erinnerungsfest" von Gustav Wied — „Die Tür ins Freie", Schwank von Blumenthal und Kadelburg — „Kümmere dich um Amélie", Schwank von Georges Feydeau 465

Besondere Kunstblätter

Baur, Karl Albert von: Landschaft aus dem Friaul . 474
Breuer, Peter: Adam und Eva 476
Brütt, Adolf: Die Nacht 170
Fechner, Hanns: Theodor Fontane 171
Franck, Philipp: Die Tanzpause — Die Witwe — Über Land 321
Geffcken, Walter: Die Prozession 172
Graumann, Julius: Knabenbildnis 322
Petersen-Angeln, Heinrich: Jahrmarkt in Glücksburg 322
Schütz, Theodor: Mittagspause bei der Ernte . . . 169
Thomas, Hans: Am Flusse — Stille vor dem Sturm 321
Vermeer, Jan: Herrin und Dienerin 169
Vogel, Hugo: Bildnis eines Hamburger Senators . 475
Vogel, Hugo: Mädchenkopf — Junge Dame im Garten — Bildnis seiner Frau — Auf dem Lande . 476

Verzeichnis der Mitarbeiter

Arminius, Wilhelm, in Weimar, 180. Baltzer, F., Geheimer Baurat, in Berlin, 201. Beaulieu, H. von, in Hannover, 453. Bekker, Paul, in Berlin, 69. Bertram, Ernst A., in München, 104. Boerschel, Ernst, in Groß-Lichterfelde bei Berlin, 189, 357. Breuer, Robert, in Wilmersdorf bei Berlin, 95. Cajetan-Milner, Käte, in Bonn, 116. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 310, 465. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 1. Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 161. Ettlinger, Josef, Dr. phil., in Berlin, 300. Franck, Hans, in Hamburg, 464. Friedrich, Paul, in Berlin, 436. Frost, Laura, in Königsberg, 84. Fuhse, Franz, Dr., Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig, 350. Geiger, Albert, in Karlsruhe, 140, 188. Geijerstam, Gustaf af, in Lund, 48, 173, 333. Gerhard, Adele, in Berlin, 285. Gräntz, Fritz, Dr. phil., in Frankfurt a. M., 454. Heilmeyer, Alexander, Dr. phil., in München, 126, 390. Ilberg, Johanna, in Leipzig, 117. Keller, Helen, in Neuyork, 30. Lederer, Viktor, in Wien, 87. Le Fort, Gertrud Freiin, in Ludwigslust, 274. Lessen, Ludwig, in Berlin, 421. Leyen, Friedrich von der, Prof. Dr., in München, 399. Meißner, Karl, in Dresden, 270. Müller-Erzbach, Wilhelm, Prof. Dr., in Bremen, 156. Münsterberg, Oskar, Dr. phil., in Berlin, 238. Oppeln-Bronikowski, Friedrich von, 83. Oertel, Otto, in Dresden, 453. Rettig, Paul, in Schöneberg bei Berlin, 250. Roeßler, Arthur, in Wien, 17. Seeliger, Ewald Gerhard, in Wandsbeck, 14. Sell, Karl, Prof. Dr., in Bonn, 262, 444. Starken, Hans Caspar von, in Berlin, 453. Stona, Maria, auf Schloß Strzebowitz (Österr.-Schles.), 188. Thörner, Otto, in Chemnitz, 309. Tillmanns, H., Geh. Medizinalrat Prof. Dr., in Leipzig, 253. Tschirch, Otto, Prof. Dr., in Brandenburg a. H., 293. Trinius, August, Geh. Hofrat, in Waltershausen, 36. Ulrich, Hans Herbert, in Schweidnitz, 47, 398. Viebig, Clara, in Zehlendorf bei Berlin, 105. Warburg, Ernst, in Berlin, 271. Wegwitz, Franz, in Dresden, 437. Wild, Irene, in Berlin, 356. Wildberg, Bodo, in Dresden, 141, 221, 407. Zahn, Clara, in Berlin, 372.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 105, 1 Oktober 1908 Heft 625

Im Zauberbann

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach

Fräulein Maria, die Vorleserin, schlug das Buch zu und legte es auf den Tisch: „Aus!"

Tiefe Stille.

Sie war kaum eingetreten, als Onkel Erich erwachte. „Scharmant!" sagte er und blickte um sich, erfrischt von seinem Nachmittagsschläfchen. „Ganz scharmant!"

Die Stiftsdame, sehr stark, sehr fest geschnürt, etwas kurzatmig, faßte ihr Urteil in drei Worte zusammen: „Ein infames Buch!"

„Ein Buch von Satans Gnaden, und der Satan ist ein sehr großer Herr," sprach Baron Trautenburg. Seine kleinen klugen Augen wanderten von einer der drei Damen zur andern und blieben auf den zarten und intelligenten Zügen der Hausfrau haften. „Was sagen Sie, Gräfin?"

„Ich habe es schon vor Jahren gelesen und den Eindruck gehabt: ein Kunstwerk, so weit es warm ist ... das heißt — warm sollte man nicht sagen, denn das ist es nirgends. Aber, wie gesagt, ein Kunstwerk, und ein solches sollte man, glaube ich, nie ..."

Sie hielt inne, und er ergänzte: „Nie ‚infam' nennen."

„Aber für gefährlich hielt ich's und versteckte es, damit mir kein junges Wesen im Hause darüberkomme."

„Wie heißt es denn?" fragte der Onkel, der im Begriff war, sich einem kleinen Rückfall in seinen früheren Zustand zu überlassen.

„Es heißt ‚Dorian Grays Bildnis' und ist von Oskar Wilde," sagte Trautenburg, „und den Roman, den die verehrte Gräfin vor einigen Jahren den Blicken der Jugend so sorgfältig entzog, liest heute jeder Backfisch."

„Ich glaube, sogar ohne Schaden zu nehmen," sagte Fräulein Maria, die selbst die bei weitem jüngste in der Gesellschaft war. „Der Roman ist stellenweise langweilig."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, wenn der Stöpsel der Giftphiole, Lord Henry, sich lüftet und Mißgerüche ihr entsteigen, die oft sehr ins Breite gehen. Und sind sämtlich nach einem Rezept angefertigt: Räume mit allem auf, was für anständig und recht gegolten hat, denn das ist Trödel. Je kultivierter du sein willst, desto rücksichtsloser mußt du deinen Trieben gehorchen. Nur Esel halten Wort. Schulden bezahlen ist gemein. Treue ist eine hündische Anempfindung. Gewissenhaftigkeit verrät Knechtssinn. Kind Dorian, wenn ich dich meines Umgangs würdig halten soll, dann lege dir neue Laster bei, die alten haben etwas Gebräuchliches und werden muffig wie die Tugenden. Und dieser Lord ist kein Prediger in der Wüste, sondern ein Prediger im Menschengewühl, und zwar da, wo es am dichtesten ist. Die giftigen Lehren, die er ausstreut, fallen in den empfänglichsten Boden."

Der Baron schüttelte unwillig den Kopf: „Ja! aber etwas muß ich zugunsten Wildes vorbringen. Seine großen Sünder leiden. Verbrecher sind Unglückliche in seinen Augen. Das ist die Moral seines der Moral so abholden Buches."

„Ach Gott!" sprach die Stiftsdame, „wer wird die Geschichte ernst nehmen? Dem Autor selbst scheint es nicht darum zu tun.

er hätte uns doch sonst kein Märchen erzählt. Die Idee mit dem Bilde ist einfach lächerlich."

„Man darf sie auch wundervoll nennen," sprach der Baron. „Es kann etwas eignes um ein Bild sein — einem Bilde können Zauberkräfte innewohnen. So manches Gemälde, das der Meister unter Einflüssen schuf, die ihn befähigten, bei seiner Arbeit hoch über sich selbst hinauszuwachsen, haben sich ganze Sagenkreise gebildet ... Es kann da mehr geben, als der Verstand des Verständigen zugestehen will ... Ich selbst, wie Sie mich da sehen, habe zu einer Zeit, in der noch keins von uns im Banne von Wildes Phantasie stand, etwas miterlebt, das dieses Gebiet des Rätselhaften wenigstens streift."

Er nahm, während er die letzten Worte sprach, die geheimnisvolle Miene an, die ihm, wenn er Geistergeschichten erzählte, in den Augen seiner Zuhörerinnen etwas so sehr Unheimliches gab.

„Erzählen Sie uns dieses Miterlebte!" rief die Gräfin, und die Stiftsdame warnte: „Vorausgesetzt, daß es nichts Schauerliches ist und mich um den Schlaf bringt."

„Im Gegenteil, es wird ihn befördern wie den des guten Onkels."

„Den meinen? Du wirst doch nicht behaupten ..."

„Nie, lieber Onkel! Ich und behaupten ... Ich deute immer nur an und lasse die Gedanken meiner Zuhörer ihre Wege gehen."

„Wir sind bereit, die unsern in Bewegung zu setzen. Erzählen Sie!"

„Gern, gnädigste Gräfin, und um so lieber, als die handelnden Personen meiner Geschichte tot sind. Verhältnismäßig jung gestorben. Erinnern Sie sich noch meines Freundes Arnold Buchheim, den ich Ihnen einmal bei unsern Nachbarn Landsberg vorstellte?"

„Dunkel; es ist lange her. Er hinkte und hatte eine bildschöne Frau. Ist's richtig?"

„Ganz richtig."

„Und die schöne Frau schien den lahmen Gatten anzubeten."

„Das tat sie und war ihm dennoch untreu."

„Trotz der Anbetung?"

„Mitten drin."

„Glaube ich Ihnen nicht."

„Und ich," erklärte die Stiftsdame, „sage Ihnen: wenn Sie mit einer Ehebruchsgeschichte kommen, gehe ich. Wir haben heute gerade genug skandalöses Zeug gehört."

Der Ton, in dem sie zu ihm sprach, war sehr agressiv. Sie fand, daß er ihr beständig widersprochen hatte, und das nagte an ihr, denn sie liebte ihn.

Er verstand und lächelte sie versöhnlich an. „Seien Sie überzeugt, daß ich nicht mit Wildes Perversität und noch viel weniger mit seiner Darstellungsgabe rivalisiere. Auch ließe sich von meinem Freund Arnold, den unsre verehrte Hausfrau nur als Halbinvaliden kannte, nichts erzählen, was Sie erröten machen könnte.

„Wir dienten zusammen vor ungefähr vierzig Jahren als Leutnants im selben Dragonerregiment. Er war einer der hübschesten Menschen, die mir je vorgekommen sind, und ein lieber Mensch. Nobel vom Wirbel seiner rabenschwarzen Haare bis zur schmalen, elastischen Sohle. Das schönste an seinem schönen Gesicht waren die Augen. Große schwarze Augen mit unglaublich langen Wimpern und so ausdrucksvoll! Sie konnten Heiterkeitsfunken sprühen, wenn er übermütig war; und wenn er einen vorwurfsvoll ansah, kam man sich vor wie ein schlechter Kerl. Dann wieder hatte er eine ruhige und überlegene Art, vor sich hinzuschauen, die war merkwürdig. Weiß Gott, was für große Dinge ihm jetzt durch den Kopf fliegen, dachte man. Ihm flogen aber nie große Dinge durch den Kopf, und in ihm brannte kein großes Licht, sondern eine freundliche wärmende Flamme. Er war ein tüchtiger Offizier, ein treuer Kamerad und der beste Reiter im Regiment. Hatte freilich auch die besten Pferde und reichliche Mittel, sie anzuschaffen. Teils aus uneingestandenem Neid, teils in aller Harmlosigkeit machte man sich etwas lustig über ihn — nicht mehr als gut ist zur Erhöhung der Freundschaft. Er war kein Übelnehmer, lachte mit, heiter oder melancholisch, je nachdem. Es hing davon ab, ob er eben glücklich oder unglücklich verliebt war; eins von beiden war er immer. Meistens aber glücklich, wenn seine Wünsche sich nicht gar zu hoch verstiegen, was bei ihm auch vorkam. Aus jungen Mädchen machte er sich nicht viel, gefährlich waren ihm junge hübsche Frauen, und jedesmal, wenn eine neue Leidenschaft ihn ergriff, dann war diese Liebe die erste wirkliche. Jede frühere ließ er nur als gelegentliches Abenteuer gelten. Wie oft hat er zum erstenmal geliebt, dieser Mensch mit dem stets entbrannten Herzen und dem stets erlöschenden Gedächtnis!

Digitized by Google

„Er war kein Jüngling mehr, hatte aber immer noch etwas Jünglinghaftes an sich, als das Schicksal, das ihm bisher nur Gunstbezeigungen erwiesen hatte, plötzlich einen schweren Schlag gegen ihn führte.

„In einem Duell, zu dem er sich begab, als ob es zum Stelldichein mit der Geliebten ginge, schoß ihn der Gegner — nebenbei gesagt, ein elender Pistolenschütze — zum Krüppel. Die Kugel zerschmetterte ihm den Schenkelhals. Nun war er fertig.

„Der beste Reiter sollte nie mehr ein Pferd besteigen, der beste Tänzer nie mehr, nie mehr eine schöne Frau im Arme, leichtfüßig wie ein Sylphe durch den Ballsaal fliegen. Er war nicht mehr der siegreiche, blühende Mann, er war ein elender Krüppel.

„Drei Monate lag er im Sanatorium, und keiner von uns bekam ihn zu sehen. Er ließ seine besten Freunde fortweisen, und die Ärzte ersuchten dringend, ihn mit unsern häufigen Botschaften und Erkundigungen nach seinem Befinden nicht aufzuregen.

„Im Mai, nachdem er auch noch einen Typhus überstanden hatte, transportierten sie ihn aus dem Sanatorium in seine Wohnung am Ring, dem Stadtpark gegenüber.

„Da ging ich eines Tags vorbei. Alle Fenster standen offen; der Frühling strömte hinein und meldete sich mit milden wehenden Lüften und mit zartem Fliederduft: Ich bin da. Wo bleibst denn du, mein Freund, mein Kind?

„Armer Teufel! Wenn ihn die verdammte Menschenscheu doch nicht ergriffen hätte, wenn man zu ihm dürfte! Man würde ihn zerstreuen, ihn manchmal wenigstens von den Gedanken an sein Elend ablenken.

„Ich widerstand recht schwer der Versuchung, den Eintritt bei ihm zu erzwingen, kam verstimmt nach Hause und fand ein Telegramm von meinem Bruder aus Estland. Dort lebte er seit seiner Verheiratung mit einer reichen, aber trotzdem liebenswürdigen Russin und verwaltete ihre Güter wirtschaftlich und kulturell ganz ausgezeichnet. Nun war er erkrankt und rief mich zu sich, und seine Frau hatte dem Telegramm noch die Worte angefügt: Komm gewiß, komm gleich!

„Ich bat um einen Urlaub, erhielt ihn, machte mich zur Abfahrt bereit, wollte aber vorher Arnold durchaus noch sehen. Ging zu ihm, schrieb auf einen Zettel: Ich reise ab, vermutlich für lange, möchte Abschied nehmen. Der Diener war nicht zu bewegen, meinen Zettel zu überbringen, blieb allen Verführungskünsten unzugänglich. Ich glaubte schon, fortzumüssen, ohne dem Freunde Lebewohl gesagt zu haben, als die Tür, die zu den Wohnräumen führte, sich öffnete und eine Klosterfrau heraustrat. Eine Frau von imposanter Schönheit. Sie erinnerte in ihrer Erscheinung an die fürstlichen Äbtissinnen, wie wir sie auf alten Gemälden abgebildet sehen. Und war doch nur eine Pflegeschwester, die die Nacht am Bette des Kranken zugebracht hatte und sich nun anschickte, in ihr Kloster zurückzukehren.

„Ich trat auf sie zu und brachte ihr meine Bitte vor. Sie hörte mich an, ohne den sanften und ernsten Blick ihrer hellbraunen Augen von mir zu wenden, aber auch ohne ein Wort der Erwiderung. Nur ganz leicht nickte sie und ging denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Nach wenigen Minuten stand sie wieder da und bedeutete mir mit einer Handbewegung nach der offen gebliebenen Tür, daß ich eintreten dürfe. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über ihr Gesicht, als ich mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorbeischritt.

„Ich ging durch ein paar Räume, die ganz traurig aussahen in ihrer Unbewohntheit, in das Krankenzimmer. Es war licht- und luftdurchtränkt und so freundlich mit seinem hellgrün lackierten und goldbeschnittenen Getäfel! In der niedrigen und breiten Bettstelle aus blankem Messing lag er auf weißen Kissen unter einer leichten Wolldecke — er! — ja, weil ich es wußte. Ich hätte sonst den schönen, lebenslustigen Menschen in der Jammergestalt da vor mir nicht wiedererkannt.

„Meine Bestürzung über seinen Anblick mußte sich doch, trotz aller Mühe, die ich mir gab, sie zu verbergen, irgendwie verraten haben. Er hatte mich forschend angesehen.

„‚Nicht wahr?‘ sagte er traurig, und ich kann nur sagen, ganz beschämt und plötzlich, wie aus dem Boden ein verborgener Quell entspringt, so sprangen ihm Tränen aus den Augen. Eine Flut!

„Ich sah weg, sah mich im Zimmer um. In einer Ecke standen ein Paar Krücken. Ganz neu. So hatte er es noch nicht einmal bis zu dieser Art sich fortzubewegen gebracht.

„Sein Blick folgte der Richtung des meinen. ‚Verheißungsvolle Zukunft!‘ schluchzte er auf.

Digitized by Google

„Ich tat, was man in solchen Fällen tut und, während man's tut, sich fragt: Wie kannst du nur? Redete von seiner bevorstehenden Genesung — zuversichtlich, als ob ich sie besiegelt und verbrieft in der Tasche hätte.

„Er nahm einen Handspiegel, der neben ihm auf dem Tische lag, und hielt ihn vor sich hin. ‚Zum erstenmal seit langer Zeit,' sprach er in abgebrochenen Sätzen, ‚die Schwester leidet's nicht. Aber jetzt, bevor du kamst, mußte ich doch wissen, wie ich aussehe. Wer so aussieht, wird nicht mehr gesund ... Meine Haare sind mir alle ausgegangen, siehst du — und sogar die Wimpern.'

„Das war richtig und trug wohl zu dem veränderten Ausdruck seiner Augen bei, der mir gleich aufgefallen war. Sie hatten ihre sanft verschleierte Melancholie verloren, und dafür zeigte sich in ihnen eine Unruhe und herbe Pein, die weh tat. Er litt Schmerzen, er litt durch die Last des schweren Gewichts, das, an seinem kranken Bein befestigt, über dem untern Bettrand hing. Aber schlimmer als alle körperliche war seine Seelenqual.

„‚Nie mehr gesund!' rief er wieder aus. ‚Was das heißt für einen wie ich ... Habe alles verloren mit meiner Gesundheit ... Dieser Mensch, dieser Mörder! ... Wie darf einer wagen, der nicht schießen kann, eine Forderung auf Pistolen anzunehmen ... Hätt' er getroffen, hätt' er mich ins Herz getroffen ... In mein Herz, das gerade damals eine erste, wirklich wahre Liebe ...' Er konnte nicht weiter, die Stimme versagte ihm; mich aber hatte diese ‚erste' Liebe lächeln gemacht, und das war gut. Mein Lächeln ärgerte ihn, und die elegische Stimmung war verschwunden. Nun besann er sich, daß ich gekommen sei, um Abschied zu nehmen, und fragte nach dem Ziel und dem Zweck meiner Reise, und auf einmal bedauerte er, mich so lange ferngehalten zu haben, ich war ja doch sein bester Freund. Ich versprach, ihn gleich nach meiner Rückkehr zu besuchen, drückte ihm die Hand und wollte gehen. Er hielt mich zurück.

„‚Du hast sie gesehen,' sagte er.

„‚Wen?'

„‚Die Schwester. Meine Krankenwärterin. Eine Heilige. Weißt du, da beugt man seine Knie. Sie kann von mir erlangen, was sie will.'

„‚Auch Zudringliche zu empfangen.'

„Er drückte meine Hand: ‚Auch das; und jetzt bin ich ihr dankbar, alter Thomi. Stell' dir vor, ich wollte eine Klosterfrau als Pflegerin durchaus nicht haben. Mein großer Chirurg nötigte sie mir auf, weil er so viel Vertrauen zu ihr hat. Als sie kam, sagte ich gleich, sie möge ja nicht versuchen, mich fromm zu machen. Ich sei ein guter Christ, aber klerikal — nein! Sie lächelte, sie hat nie einen Versuch gemacht, mich zur Frömmigkeit zu bekehren. Aber sie pflegt mich, als ob unser Herrgott selbst mich ihrer Hut übergeben hätte ... Und welche Pflichttreue, welche Selbstbeherrschung, welche Selbstverleugnung! Wann immer ich erwache in der Nacht und verstohlen zu ihr hinsehe, sitzt sie gerade und regungslos da, die Hände, die gesegneten hilfreichen Hände gefaltet, und beobachtet mich ... Ich weiß, daß ich mich nur zu regen brauche, und sie ist bei mir und ordnet die Kissen, erneuert den feuchten Umschlag auf meiner Stirn ... Geht dann zurück an ihren Platz — dem hölzernen Stuhl dort in der Fensterecke. Ich lasse jeden Abend einen Fauteuil hinstellen, sie benutzt ihn nie. Es wird auch immer ein Nachtessen für sie bereitet, sie nimmt eine Tasse Milch, einige Tropfen Kaffee ... Einmal sagt' ich ihr: »Verachten Sie mich sehr, Schwester, weil ich nicht bete?« Da beugte sie sich über mich: »Armes Kind, Ihre Leiden beten ...« So ist sie! Ich habe nicht gewußt, daß es solche Frauen gibt ... Und sie ist schön, Thomi, wie die Mutter Gottes auf einem Bild von Raffael. Aber ganz wunderbar — ihre Haltung, weißt du, voll Demut und voll Majestät. Und das feine Gesicht, wie Marmor so unbeweglich, das sich ganz leise belebt, wenn schwankende Lichter der Kerze in der Nachtlampe darübergleiten ...'

„Er wurde poetisch, mein armer Freund, und ich dachte: Gottlob, daß sie nicht mehr jung ist, die brave Klosterfrau, sonst würde am Ende noch sie seine erste Liebe.

„Beim Abschied versprach er, mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, hielt aber nicht Wort. Durch ehemalige Kameraden erfuhr ich, daß er im Sommer auf seinen schönen Landsitz in Niederösterreich gebracht worden sei und viele Besuche aus der Nachbarschaft empfing. Sie erwidern konnte er nicht, fuhr im Rollstuhl, schlich mühsam im Haus und in dessen nächster Umgebung herum.

„Was mich betraf, ich hatte meinen Bruder in schlimmer Verfassung gefunden und durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen.

Die Ärzte versprachen Heilung — aber nicht vor einigen Jahren. Da quittierte ich den Dienst, blieb bei ihm und überwachte, so gut ich konnte, das Gebaren seiner Leute und Beamten und die Befolgung der Anordnungen, die er getroffen hatte. Er war im Anfang mit allem zufrieden; als er den ersten Tadel aussprach, jubelte ich, sein Interesse war erwacht, und bald darauf sehnte er sich danach, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

„Nach fast dreijähriger Abwesenheit kam ich in die Heimat zurück und hatte bei den Meinen gelernt, so viel Freude am Landleben zu haben, daß mir der Aufenthalt auf meinem kleinen Gute in Istrien, das ich bis jetzt immer nur flüchtig besucht hatte, sehr lieb wurde. Ausflüge zur See gönnte ich mir, wollte auch Venedig wiedersehen und einige Wochen als Badegast auf dem Lido zubringen. Da ging ich denn einmal am Strande spazieren unter lauter Leuten, die mich nicht interessierten, und die ich nicht interessierte, als mir ein Paar entgegenkam, das sofort meine große Aufmerksamkeit erregte. Eine stattliche, junge, schöne Frau, die aussah wie das blühende Leben, und an ihrer Seite ein Mann, der kläglich hinkte. Er stützte seinen rechten Arm schwer auf ihren Arm und seine linke Hand ebenso schwer auf einen Krückstock. Mir war der Anblick ärgerlich. Konnte sich der Krüppel nicht eine minder schöne Frau aussuchen, um sich von ihr durchs Leben schleppen zu lassen? Denn auf die Dauer schien die Sache eingerichtet, die beiden machten den Eindruck von Eheleuten. Der Mann hatte etwas so Besitzergreifendes in seiner Art, und die Frau schien eitel selbstverständlich gewordene Hingebung. Übrigens kam er rasch vorwärts und sah munter und vergnügt aus, war auch sehr elegant gekleidet, trug einen allermodernsten Anzug und einen nach der neusten Manier aufgekrempten weichen Hut. Als ich an ihm vorbeigehen wollte und ihm einen gehässigen Blick zuwarf und am liebsten gesagt hätte: Laß sie los! was hängst du dein Elend an diese herrliche Kraft? – da flog mich's an: Den kenn' ich ja, den Menschen! Und im selben Augenblick schrie er auf: ‚Thomi!'

„Richtig also, er war's — Arnold. An der Seite eines göttlichen Menschenkindes, das der Glückspilz in seinem Elend noch errungen hatte. Ihre Eltern, benachbarte Schloßbewohner, erzählte er mit Stolz, hatten sie ihm lange verweigert, aber endlich doch nachgegeben. ‚Sie wollten mein Unglück nicht.'

„‚Vor allem nicht das meine,' sprach sie liebreich und liebreizend. Und der weiche und tiefe Klang ihrer Stimme und ihre Art zu reden paßten harmonisch zu ihr.

„Ich schloß mich ihrer Wanderung am Strande an, und im Laufe des Gesprächs sagte sie dann noch, sie sei ein schrecklich verwöhntes Kind gewesen, und ihre Eltern hätten gefürchtet, ihr Mann würde sie das fühlen lassen und mit Strenge nachholen wollen, was an ihrer Erziehung versäumt worden — ‚deshalb ...'

„Da unterbrach er sie: ‚Ach nein, Cäcilie! du weißt recht gut —' Und nun hatte er wieder die traurig beschämte Miene, die mich rührte bei meinem Besuch an seinem Krankenlager. ‚Nein, nein, Cäcilie, nicht deshalb ...'

„Sie legte ihre Hand auf die seine und ließ sie da ruhen: ‚Glauben Sie mir, nicht ihm, ich kenne meine Eltern besser als er. Sie sehen jetzt, daß er ihr Werk nicht nur fortsetzt, sondern bedeutend verschlimmert, und sind mit ihrem Schwiegersohn ganz zufrieden.'

„Dieser ersten Begegnung folgte eine zweite und eine dritte; ich besuchte das Ehepaar auch im Hotel, und dann reiste ich fort. Früher, als ich geplant hatte. Aber ausweichen konnte ich ihnen nicht, und der Umgang mit ihnen war mir ungesund. Die gemeinste aller Empfindungen begann sich in mir zu regen – der Neid. Ich gönnte dem Freunde sein Glück nicht; ich dachte immer, daß er wirklich eine bescheidenere Wahl hätte treffen können. Das Allerbeste, das es gibt, für einen allerdings nicht mehr ganzen, aber doch halben Krüppel — gehörte sich das?

„Freilich, sie liebte ihn. Herrgott, wie sie ihn liebte! Wie eine Geliebte, wie eine Schwester, wie eine Mutter ... Ob sie ihn wohl mehr, ob sie ihn besser hatte lieben können, wenn er ihr begegnet wäre in seiner Jugendschöne? Denn mit dem Arnold von einst und dem Arnold von heute, da war kein Vergleich zu machen. Ich habe nie, auch nicht nach der schwersten Krankheit, eine solche Veränderung mit einem Menschen sich

Digitized by Google

vollziehen gesehen. Er hatte faktisch ein andres Gesicht bekommen. Die Haare waren nur ziemlich spärlich wiedergewachsen, die Stirn sah viel höher aus, edler und ‚bedeutend', wie unbedeutende Leute so gern sagen. Er trug jetzt einen Vollbart, der, in die Spitze zugeschnitten, ihm etwas Spanisches, so etwas von einem Grande aus der Zeit des Velasquez gab. Die Augen hatten nichts Verschleiertes mehr, denn in ihrer früheren Schönheit waren die Wimpern nicht wieder erschienen; das Gesicht war schmaler geworden, aber nobel und sympathisch geblieben, und die Spur überstandener Leiden in diesen Zügen mochte wohl einen ganz besondern Zauber auf weibliche Herzen üben ... Ja, ja, anders, aber noch schön, das Gesicht nämlich. Die Gestalt hingegen gar sehr verändert; die frühere Elastizität, die Sicherheit und Leichtigkeit des Ganges dahin. Zur Erhöhung des traurigen Eindrucks die Energie, die der arme Mensch aufbot, um fest und rasch auszuschreiten und den stützenden Arm der Gattin nicht allzu schwer zu belasten ... Ein rührendes, ein vergebliches Bemühen, gegen das sie protestierte: ‚Ich fühle deinen Arm wieder nicht, Arnold, komme mir ganz überflüssig und zurückgesetzt vor.'

„Ich war schon lange nach Hause zurückgekehrt, pflegte meinen Park und meine Weingärten, und immer noch verdroß mich die Erinnerung an den zärtlichen Klang der Stimme, mit der die schöne, schöne Frau gesprochen hatte. ‚Ich fühle deinen Arm nicht mehr, Arnold.' Es langweilte mich sehr, daß er mir Brief auf Brief schrieb, voll Mahnungen an mein Versprechen, ihn zu besuchen.

„Nun, nach Neujahr unternahm ich die Fahrt und fand das Ehepaar behaglich und schön eingeheimst. Ein großes Schloß aus der Biedermeierzeit in weitläufigen, jetzt mit fußhohem Schnee bedeckten Anlagen. Hohe, geräumige Gelasse, belebt mit Erinnerungen an solide Vorfahren, geschmückt mit kostbaren Überbleibseln aus Urväter Hausrat. Zahlreiche Dienerschaft, höchst aufmerksam, nie aufdringlich, ein musterhaft geführtes Haus, in dem man sich willkommen und vortrefflich aufgehoben fühlte.

„Alles so, wie ich es erwartet hatte, nur das Wichtigste bedeutend verändert — das Verhältnis zwischen den Gatten. Allerdings nicht in einer Weise, die einem Fremden hätte auffallen können. Arnold war verliebt wie je, seine Frau wie zuvor lauter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Mir schien sogar, daß sie sich darin noch überbot. Aber ihre erquickende Ruhe war fort, ihre wohltuende Sicherheit entschwunden, ihr ganzes Benehmen verriet Hast und Ängstlichkeit, als ob sie in beständiger Furcht lebe, etwas zu versäumen, noch lange nicht genug zu tun. Und er nahm ihre Bemühungen um sein Wohl und Behagen mit einer elegischen Ungeduld hin, die mir komisch vorkam, oder verhielt sich in einer Weise würdevoll ablehnend, die mich empörte. Ohne jede Frage — eine Trübung des Verhältnisses war eingetreten, und diese beklagenswerte Tatsache erweckte Gefühle in mir — Gefühle, auf die ich nicht näher eingehen will ...

„Der Freund hatte mich nur so dringend zu sich berufen, weil er darauf brannte, mir sein Herz auszuschütten. Es geschah denn schon am Tage nach meiner Ankunft bis auf den letzten Tropfen.

„Also das Neuste — sie liebt ihn nicht mehr. Sie erfüllt aber eben deshalb — weil sie ja ein Engel ist — ihre Pflichten gegen ihn mit verzehnfachter Gewissenhaftigkeit.

„‚Pflichten! Gewissenhaftigkeit! ... Thomi, merkst du den Unterschied? — ja, den Gegensatz?'

„Und von dem ‚sie liebt ihn nicht mehr' sogleich der Sprung: folglich liebt sie einen andern.

„‚Einen andern ...?' Ich lachte, ich erklärte ihn für verrückt.

„‚O, wär' ich's, wär' ich's!' Er griff mit beiden Händen an den Kopf, er preßte seine ohnehin eingefallenen Schläfen mit solcher Kraft, daß ich es nicht mit ansehen konnte und ihm zurief, aufzuhören. Er war außer sich, jammerte: ‚Und das jetzt, das jetzt!' sprach allerlei verworrenes Zeug von einem großen, lang vergeblich ersehnten Glück, das endlich eingetreten und *jetzt*, gerade *jetzt* — ein Unglück sei. Ich verstand kein Wort. Dann kam er wieder auf das Rätselwesen, den ‚andern' zurück. Wer in aller Welt konnte es sein?

„In der Nachbarschaft war weit und breit niemand, den das Auge der Eifersucht, in dem bekanntlich ein Mikroskop und ein Teleskop nebeneinander aufgestellt sind, verdächtigen könnte. In Venedig lebten sie als Zweisiedler, hatten gar keinen Verkehr, und doch! dort hatte das Unheil sich vollzogen.

„‚In Venedig, meinst du? ... O!‘ und mir, weiß Gott, mir verging der Atem. Es flog durch meinen Kopf: du Esel, sei kein Narr ... Aber dann doch auch: wenn gewiß nicht schön, daß ich nicht abschreckend bin, davon erhielt ich so manchen Beweis, und mein Umgang ... langweilig hat meinen Umgang noch niemand gefunden ... ‚Und dort‘ — mich würgt' es im Hals bei der Frage — ‚ist euch kein Mensch begegnet, der imstande gewesen wäre — ich meine nur — imstande ...?‘

„‚Sie mir abwendig zu machen? Nein,‘ erwiderte er mit der größten Bestimmtheit.

„So war's also gut — oder schlimm, wie man's nimmt.

„Unser Gespräch endete damit, daß er mich beschwor: ‚Suche hinter ihr Geheimnis zu kommen, Thomi. Sei klüger als ich, komme hinter ihr Geheimnis!‘

„Ich versuchte ihm auszureden, daß ein Geheimnis vorhanden sei; natürlich mißlang's. Die Frau machte sichtlich schwere Seelenkämpfe durch, konnte es nicht verbergen, trotz ihrer tapfern Selbstbeherrschung.

„So beschloß ich, daß ich ihr helfen wolle und auch mir. Denn, wie gesagt oder eigentlich nicht gesagt, die Gefühle, die ich nicht näher bezeichnen mag, und die Veränderung, die mit der schönen Frau vorgegangen war seit dem Aufenthalt in Venedig — es kam da vieles zusammen, worüber vor allem andern Klarheit geschafft werden mußte. So pfuschte ich denn zum erstenmal in meinem Leben der Diplomatie ins Handwerk. Mit großer Kunst, so geschickt, daß meine Absicht nie bemerkt wurde, warb ich um das Vertrauen der edlen Hausgebieterin. Lang, sehr lang. Und als ich schon die Hoffnung aufgeben wollte, es zu erringen, schenkte sie es mir plötzlich. Ich erfuhr die ganze lächerliche Geschichte. Lächerlich? — Wer kann darüber lachen? Vielleicht auch zu lächerlich und von der Art, über die gescheite Leute höchstens mit den Achseln zucken. Übrigens so mancher dürfte sagen: sie ist unwahrscheinlich genug, um wirklich wahr zu sein.

„Auf meinem Totenbette noch wird es mich freuen, daß ich der einzige bin, der gehört hat, wie die liebe schöne Frau sie erzählte. Stammelnd, errötend, Tränen in den Augen, auf den Lippen die Bitte: ‚Helfen Sie mir!‘ ... Das Haupt gesenkt wie ein schuldbewußtes Kind ... Im nächsten Augenblick stolz aufgerichtet. O, es war ... Wo bin ich geblieben? Also ja —

„In Venedig, in einem Antiquitätengeschäft, hatte Arnold eine emaillierte Dose von den Brüdern Huaut gesehen, die ihn entzückte. Aber der Händler forderte einen unvernünftig hohen Preis, und der Kauf kam nicht zustande. Arnold verließ den Laden, ärgerlich über den Kaufmann und über sich selbst. Er bereute, etwas Unschätzbares zu teuer gefunden zu haben, wäre gar zu gern umgekehrt und hätte das kleine Kunstwerk erworben. Doch trat die Eitelkeit ins Spiel, der Antiquar hatte sich sehr präpotent benommen, und ihm gegenüber ein pater peccavi anstimmen, das ging Arnold wider den Strich.

„Seine Frau bestärkte ihn darin. Sie hatte ihren Plan gefaßt. Nein, er durfte nicht klein beigeben, es blieb ausgemacht — auf die Dose wird verzichtet.

„Am nächsten Morgen schützte sie irgendeine Besorgung vor und verließ seelenvergnügt das Haus. Im Besitz des Gegenstandes von Arnolds schwer unterdrückter Sehnsucht, gedachte sie zurückzukehren und ihn damit aufs schönste zu überraschen.

„Nun, sie sollte die erhoffte Freude nicht haben. Der Antiquar bedauerte, ihr die Dose nicht mehr zur Verfügung stellen zu können. Der Narr, der man, wie der Herr Gemahl meinte, sein müsse, um eine Arbeit der Brüder Huaut annähernd nach ihrem Wert zu bezahlen, hatte sich gefunden — sie war verkauft.

„‚Verkauft — so rasch?‘ Es kam ihr unglaublich vor. Aber freilich, welchen Grund hätte der Händler, sie zu täuschen? Er wies auf den leeren Platz in der Vitrine, den gestern noch das Döschen eingenommen hatte, und erneuerte die Versicherung seines Bedauerns. Indessen müsse sich ja unter seinen reichen Vorräten ein Ersatz finden lassen, meinte er und brachte allerlei reizende Dinge herbei, in Cloisonné, in Email, in Goldelfenbein. Allerliebste Sächelchen — ja, aber doch nichts, was dem Geschmack ihres Mannes so entsprochen hätte wie das zarte Kunstwerk des berühmten Brüderpaares. Schon wollte sie, recht mißmutig, den Kaufladen verlassen, als ihr eine kleine Truhe auffiel, die geöffnet auf einem Tisch stand und ganz angefüllt war mit den Resten der

Digitized by Google

verschiedensten tauschierten, getriebenen, gravierten Bronze- und Silberarbeiten; viel geringes Zeug, manches köstliche, gewiß um den Metallwert verschleudert. Cäcilie begann unter den Sachen zu kramen, als ein Herr eintrat, der Käufer einer wertvollen Statue, die in einem Nebenraum eben verpackt wurde. Er begab sich dahin, und der Antiquar folgte ihm, nachdem er Cäcilie gebeten hatte, ein paar Minuten auf ihn zu warten.

„Ein Menschenkenner, dachte sie, wie die meisten seiner italienischen Berufsgenossen, läßt mich da sorglos allein mit seinen Schätzen. Sie wollte ihn belohnen für sein Vertrauen und suchte in der Truhe nach einer Kleinigkeit, die sich allenfalls erwerben ließe. Doch fand sich nichts, und die Zeit begann ihr lang und der Aufenthalt in dem halbdunklen Gewölbe und seiner faden, muffigen Luft unheimlich zu werden. Sie war umgeben von mehr oder weniger gut erhaltenen Zeugen einer prunkvollen Vergangenheit, Schränken und Schränkchen, Truhen und Thronsessel, Rüstungen, Kirchengeräten, nachgedunkelten Bildern, aus denen blasse Gesichter gespenstisch hervorsahen. Wenn sie kämen, alle, die zu diesen Bildern gesessen, in diesen Rüstungen einhergerasselt, sich an dem Besitz dieser jetzt mit Staub und Schimmel bedeckten Kostbarkeiten gefreut — wenn sie kämen, ihr Eigentum zurückzufordern ... Sie lächelte über den Gedanken, und doch überrieselte es sie, und sie fuhr zusammen, als eine magere Katze lautlos heranschlich, ihr Kleid streifte und sich an sie drängte, als ob sie sich wärmen wollte. Angewidert stieß Cäcilie sie fort und ließ im Schrecken den Sockel einer Bronzevase, den sie in Händen hielt, in die Truhe zurückfallen. Dem Sturz des schweren Gegenstandes folgte eine Verschiebung des kleinen Trümmerhaufens, den sie barg, und plötzlich schoß es ihr wie ein Blitz ins Auge. Etwas Leuchtendes war sichtbar geworden, unter dem Wust des Toten lag ein Lebendiges. Das Leuchten ging von einem Bilde, einem beseelten, atmenden Bilde aus. Es sprach mit schönen, schönen, liebewerbenden Augen, es flehte mit berückendem Munde: Nimm mich! nimm mich! ich bin dein! ...

„Nun möchte ich versuchen, mit ihren eignen Worten zu erzählen, so gut ich eben kann. Es wird nicht gut sein, weiß ich, aber vielleicht doch besser, als immer nur so in der dritten Person zu parlieren, was den Eindruck, den ich damals empfing, gar zu sehr abschwächt. Sie erzählte denn ungefähr — äußerst ungefähr so:

„‚Ich hielt das Bild in der Hand und überließ mich seinem Zauberbann ... Mein Herz klopfte, ich fühlte mich in eine Märchenwelt versetzt, das heißt — wie mir in dem Augenblick vorkam — aus der wirklichen in die wahre entrückt ...

„‚Sagen Sie, lieber Thomi,‘ — sie nannte mich damals schon ‚lieber Thomi‘ — ‚bin ich Ihnen überspannt oder krankhaft aufgeregt vorgekommen? Meine Freundinnen nannten mich die Vernunftpille, weil ich von jeher alle sogenannten übernatürlichen Dinge, Ahnungen, Vorzeichen und dergleichen weggeleugnet habe, und nun stand ich plötzlich mitten im Übernatürlichen und Wunderbaren. Was ich zu dem Händler sagte, als er endlich erschien, um welchen Preis ich das Bild erwarb, ist mir wie ein Traum, dessen man sich vergeblich zu entsinnen sucht.

„‚Ich verließ den Laden, ging erst langsam, dann immer rascher durch schmale Gassen dem Markusplatz zu. Ich hatte die furchtbare Empfindung, einen Raub begangen zu haben und verfolgt zu werden ... und hielt mein Kleinod in der hohlen Hand, vorsichtig, wie ich ein gefangenes Vögelchen gehalten hätte, das atmete, sich regte ... Und kam nach Haus und versteckte das Bild ... Versteckte es vor meinem Manne ... Ich! Ich! die alle Unredlichkeit verabscheut ... Ich, deren Hausgöttinnen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind ... ich hatte ein Geheimnis vor ihm, der sonst jeden meiner Gedanken kannte, jedes Gefühl schon im Entstehen ... Im steten quälenden Bewußtsein meines Unrechts habe ich alle Sicherheit ihm gegenüber verloren, benehme mich wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat. Er bemerkt das wohl, ist voll Mißtrauen, leidet, und ich kann's nicht ändern, ja — und das ist das Entsetzlichste — will's nicht einmal, will es ebensowenig, wie ich's kann ... spiele frevelhaft mit der Vorstellung: Wenn das Urbild dieses Bildchens da lebendig vor dich hinträte und sagte: Komm! — ich würde ihm folgen ... Ich bin in Gedanken eine Ehebrecherin — ich! ich! ... Meine Träume sind erfüllt von ihm — ich erwache mit Entsetzen und höre das ruhige Atmen des Mannes, der neben mir schläft ohne Ahnung,

Digitized by Google

daß seine Frau ihn eben verraten hat, ihn, einen Mann, dem sie alles ist ... Gegenstand einer — man darf wohl sagen — beispiellosen Liebe, in seinem ganzen Leben die einzige! ... Welche Frau darf sich eines solchen Besitzes rühmen? ... Gerechter Gott, es wird einer Unwürdigen zuteil!'

„Sie verbreitete sich über den ‚kostbaren Besitz' — was das heißt, die Einzige und Eine eines Mannes zu sein, der — sie wußte es — angeschwärmt und angebetet worden wie Arnold ... Was waren ihm die andern gewesen? Was war das flüchtige Interesse, das die oder jene ihm eingeflößt? Zu dem jetzigen großen Gefühl höchstens eine —

„‚Vorbereitung,' sagte ich unwillkürlich.

„‚Wissen Sie das auch?' Sie sah mich an und wurde feuerrot.

„Ich geriet in Verlegenheit, werde mir wohl damit herausgeholfen haben, daß ich ihn schon lang kenne, und sie fing wieder an, sein Lob zu singen und in ihre Selbstanklage auszubrechen: ‚Und ich! Und ich!'

„In mir kochte der Zorn über diesen gemalten Liebhaber, der so viel Elend anrichtete. Und wenn ich dachte, daß ein Strich mit einem nassen Schwamm genügen würde, um seine ganze Herrlichkeit von der Erde wegzuputzen ...

„‚Gnädigste Frau,' rief ich aus, ‚zeigen Sie mir das Bild!'

„Sie wehrte ab, wie wenn ich verlangt hätte, daß sie sich mir mit Leib und Seele ergeben möge. Sie weigerte sich, wie vermutlich Eva getan hätte, wenn der Engel Gabriel zurechtgekommen wäre, um ihr den Apfel abzufordern. Aber endlich, endlich gab sie nach, die arme liebe Frau ... Ging mit zögernden Schritten vom Eckſofa, auf dem sie gesessen hatte, zum Schreibtisch am Fenster hin; ich folgte ihr. Sie öffnete die Lade, entnahm ihr ein Kuvert und diesem ein Bild. Und sah es an, immer wieder an und verwandelte sich vor meinen Augen aus einem kummervollen in ein völlig verzücktes Wesen, das aufgeht in Bewunderung und Zärtlichkeit. Sie glitt schmeichelnd mit der Hand über das Glas der verteufelten Malerei, preßte es an ihre Lippen und hatte, ja hatte — ich schwöre darauf! — die Empfindung, daß ihr Kuß erwidert wurde.

„Das Bewußtsein meiner Anwesenheit war ihr ganz und gar verloren gegangen.

„Da fand ich's angezeigt, mich in Erinnerung zu bringen, und rief barsch und mißbilligend: ‚Gnädige Frau!'

„Sie fuhr zusammen, tödlich erschrocken, wie ein auf der Tat ertappter Verbrecher, wurde schneeweiß, zitterte am ganzen Leibe und ließ sich, plötzlich willenlos, das Bild aus der Hand nehmen. Ich aber werfe einen Blick darauf, traue meinen Augen nicht, betrachte, vertiefe, entsinne mich und bin — für das, was ich in dem Moment gewesen bin, gibt es nur einen Ausdruck — perplex! ...

„Eine längst vergessene Geschichte fiel mir plötzlich ein. Von einer Malerin, die sich in den jungen Mann, den sie für seine Geliebte malte, verliebt hatte über alle Maßen — sterblich. Sie war nicht mehr jung, stand auf der Höhe ihrer Kunst, und hier erreichte sie, was die größten Künstler mit jedem neuen Werke anstreben und so selten erreichen — sie übertraf sich selbst. Was — sich! Ruhmgekrönte Meister übertraf sie. Sie schuf eine Verbindung von Wahrheit und Dichtung, in eins verschmolzen, von solchem Reiz ... Wer das schildern will, der fühlt: die Sprache hat enge Grenzen. Die liebende Malerin hatte ihrem Modell eine zweite Seele eingehaucht, eine höhere als seine eigene, sie schwebte auf den Lippen, nach deren Kuß sie schmachtete, glühte und leuchtete aus den Augen, deren Blick ihr die Geheimnisse irdischer Seligkeit erschloß. Jeder Pinselstrich war schmeichelnd aufgetragen wie eine Liebkosung, man fühlte das heraus, und alle Zärtlichkeit, alle Sehnsucht, alle unterdrückte Leidenschaft, die da drin steckte, in diesen Linien, diesen Farben, löste sich gleichsam heraus und griff nach dem Herzen des Beschauers mit unheimlicher und doch entzückender Macht.

„Arme Claude Roger! Als das Meisterwerk beendet war, hatte sie auf der Welt nichts mehr zu tun, ging ins Wasser, ertränkte sich. Dann erst erfuhr er, wie es um sie gestanden. Er hatte nichts gesehen, nichts bemerkt. Sie war nicht schön, nicht jung, und er war in eine andre verliebt. Wir unreifen und grausamen Jungen hatten über die Geschichte gelacht und ihren Helden geneckt ... Vielleicht hätten wir es nicht getan, wenn wir das Bild gesehen hätten. Aber er zeigte es uns nicht. Profane Blicke sollten es nicht entweihen dürfen. Es war einzig für die Geliebte da.

Digitized by Google

„Ich sah es jetzt zum erstenmal. Es hatte ungefähr die Form eines mitten durchgeschnittenen großen Eis. Aus seiner früheren Umfassung, wahrscheinlich einem Portefeuille, war es gelöst; an der sorgfältigen Verkittung des Bildes mit dem vergoldeten Reif und dem Glase hatte man sich aber nicht versündigt. Das Pergamentblatt auf der Rückseite war auch noch unversehrt und ganz bedeckt mit feinen, den Druck nachahmenden Schriftzügen. Ein Gedicht in Prosa — ich hätte ungefähr seinen Inhalt mitteilen können. Wenn mir Zweifel angekommen wären, ein Blick auf diese Emanationen hätte sie vernichtet.

„Abermals lange, lange Pause, dann hauchte sie mehr als sie sprach: ‚Nun?'

„‚Meine gnädigste Frau,' sagte ich, ‚Sie sind gerettet.'

„‚So?' Das Wort war von dem fast feindseligen Blick begleitet, den Patienten, die sich noch schwer krank fühlen, auf den Arzt werfen, wenn er ihnen sagt: Sie können spazieren gehen! Ich ließ mich nicht einschüchtern. Eine innere Stimme sagte mir: Nur zu! Die Protestation ist im Grunde nicht so heftig, wie sie zutage kommt. Und fuhr denn fort, auf das Bild deutend, das ich ihr zurückgegeben hatte: ‚Ist es Ihnen wirklich so ganz verschlossen, das Geheimnis der Anziehung, den dieser Mund, diese Augen auf Sie ausüben? Entdecken Sie denn gar keine Ähnlichkeit —?'

„Sie unterbrach mich: ‚Ich weiß, was Sie zu entdecken glauben, und auch ich habe versucht, mir vorzutäuschen ...' Sie überließ sich wieder dem Eindruck des süßen, geheimnisvollen Anblicks ... sie lispelte, lispelte gerade nur: ‚So könnte in seiner Jugend ...' Doch nun wandte sie das Bild, las einige Zeilen des Hymnus, der auf dessen Rückseite in lautloser Beredsamkeit prangte — er tat seine Wirkung. Sie schüttelte den Kopf und sagte tief aufseufzend: ‚Nein, nein — unmöglich!'

„Ich bat mir das Bild für eine Stunde aus, und es setzte noch einen harten Kampf. Ich wurde ungeduldig, ich wurde rücksichtslos. ‚Sie sind krank!' ließ ich sie an. ‚Wollen Sie nicht genesen?' Daß sie endlich nachgab, bereitete mir wohl den größten Sieg, den ich an diesem denkwürdigen Tag errang.

„Mit dem Unheilstifter in der Tasche ging ich zu Arnold und fand ihn, wie es jetzt oft bei ihm vorkam, in zwiespältiger Stimmung, grimmig elegisch. Es stand fest — sie liebte ihn nicht mehr, er trat zurück, resignierte. Ihrem Glück wollte er nicht im Wege stehen. Das Gnadengeschenk ihres Besitzes durfte er annehmen, solange sie ihn liebte, länger nicht. Nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Sie liebt einen andern — sie gehe zu ihm. Er gibt sie frei ... Heute nacht hat sie sich verraten, hat im Traum Liebesworte geflüstert, ist erwacht und, als er sich über sie beugte, entsetzt zurückgefahren. War das nicht Beweis genug? — brauchte es noch mehr?

„Ich hatte umsonst versucht, ihn zu unterbrechen, mir blieb nichts übrig, als ihn zu überschreien. ‚Du schickst sie fort; weißt du auch, wohin? Du verschenkst sie; weißt du auch, an wen?'

„‚Ihre Sache!'

„‚Und wenn sie selbst nicht im klaren darüber ist?'

„‚Wieso?'

„‚Wenn sie ihn nicht kennt?'

„‚Unsinn.'

„‚Wenn ich ihn besser kenne als sie?'

„‚Du kennst ihn, du?' Der Resignierte schäumte und packte mich beim Arm. ‚Her mit ihm! Ich schieß' ihn nieder wie einen Hund!'

„Nun bin ich ein Tierfreund und hasse diese Redensart: ‚Hunde sind nicht da, um von dir erschossen zu werden,' rief ich, ‚hörst du, mein Lieber?'

„‚Du sagst, daß du ihn kennst!'

„‚Leider. Sie kennt nur sein Bild, und in sein Bild hat sie sich vernarrt, in sein unerlaubt, in sein unvernünftig idealisiertes Bild.'

„‚Bild — was? Sein Bild?'

„Ich reichte es ihm; er warf einen Blick darauf und sank aufstöhnend in seinen Lehnstuhl zurück: ‚Claude Roger! Arme Claude!'

„Es hatte ihn tüchtig erschüttert, er blieb lange stumm. Daß die widersprechendsten Gefühle in ihm einen Hexentanz aufführten, läßt sich begreifen.

„Endlich begann er einzelne Sätze hervorzustoßen. ‚So, so! So, also! ... Dieses Bild — wie kommt sie dazu? ... Und in den Menschen hat sie sich verliebt? ... In den da —? Und das bin ja doch ich!'

„‚So sehr, daß deine eigne Frau dich nicht erkennt. Das warst du, gesehen mit den Augen einer abgöttischen Liebe. Etwas

Digitized by Google

von ihr steckt da drin, im Elfenbein, in den Farben, in jedem Strich und Ton, in — was weiß ich? — strömt heraus wie ein Duft und berauscht.'

„Er hörte gar nicht, was ich sagte, er hing seinen eignen Gedanken nach. Und seine Stirn wurde immer wolkenfreier: ‚Meine Frau ist mir also mit mir untreu geworden, Thomi, was? Könnte sich darüber, sag' einmal, nicht auch der eifersüchtigste Mann trösten?'

„‚Kommt auf ihn an.'

„Kurios! Der Mensch ist doch wirklich ein kurioses Wesen. Ich hatte mein möglichstes getan, um seine Auffassung der Sache ins Versöhnliche zu leiten, und nun verdroß es mich, daß der gewünschte Erfolg so rasch eintrat.

„‚Soll denn gar keine Ähnlichkeit mehr da sein?' rief er plötzlich aus. ‚Etwas Ähnlichkeit muß doch noch da sein, zum Teufel!' Er schnellte empor, griff nach seinem Stocke und hastete zum Spiegel hin. Sah abwechselnd sich und das Bild an. Verglich! Verglich! Jammerte: ‚Verflucht wenig Ähnlichkeit! Verflucht wenig!' Und wie ein Kind im Handumdrehen vom Jammer zum Zorn übergeht, schleuderte er voll Wut das Bild zu Boden.

„Zum Glück fiel's auf den Teppich und nahm keinen Schaden. Ich hob es auf und steckte es zu mir.

„Er blieb vor mir stehen, nachdem er einige Male auf und ab gehumpelt war, und fragte in ratloser Verzweiflung: ‚Wie können wir sie überzeugen, daß ich es bin, in den sie sich verliebt hat?'

„‚Das ist nicht leicht, mein Lieber; aber wer weiß, vielleicht geht's doch. Was nicht geht, ist etwas andres. Einen Zug trägt dein Porträt, in dem du dir mehr als ähnlich, in dem du dir gleichgeblieben bist.'

„Er fing sofort an geschmeichelt auszusehen, ich verwies ihm das. ‚Es handelt sich um deine lächerliche Gewohnheit, jede neue Liebe als Offenbarung zu preisen, die über dich, unschuldiger Jüngling, kam. Frauen glauben an so etwas, und jetzt hat sich auch deine Frau weismachen lassen, daß sie deine erste Liebe ist.'

„Nun fuhr er wild auf: ‚Weismachen lassen! Sie ist es! ... Weismachen ... Sie ist es, so wahr mir Gott ...'

„Ich schlug an meine Brusttasche — das Bild einer neuen Gefahr aussetzen wollte ich nicht: ‚Und was war es denn mit der da? Wenn wir deine Frau auch dahin bringen, an das Porträt zu glauben, wie soll sie an die erste Liebe glauben, da dich eine andre erste zu dem Hymnus begeisterte, den du auf das Bild hingepinselt hast mit Bienenfleiß?'

„‚Man könnte ihn ja wegradieren,' schlug er kleinlaut vor.

„‚Zu spät. Sie wird ihn schon hundertmal gelesen haben. Mit Eifersuchtsqualen sicherlich.'

„Jetzt war er wieder geschmeichelt. ‚Mit Eifersucht — du glaubst?'

„Die Glocke, die zum Nachtmahl rief, begann zu läuten. Ich riet ihm, sich zusammenzunehmen und seiner Gemütsbewegung Herr zu werden, ins Speisezimmer zu gehen und uns dort zu erwarten. Kam mir vor wie ein Pendel, begab mich wieder zurück zur Herrin des Hauses, brachte ihr das Bild. ‚Ich hab's studiert,' sagte ich. ‚Kein Archäolog kann eine antike Statue gründlicher studieren ... Und — gnädige Frau, gnädige Frau! — ich bleibe bei dem, was ich Ihnen vorhin angedeutet habe.'

„‚Dabei bleiben Sie?'

„‚Ja! Das Bild könnte — könnte, sage ich! —, sehr idealisiert, ein Jugendbild Arnolds sein.'

„Sie betrachtete mich mit Spannung und auch mit Mißtrauen: ‚Wenn ich für möglich hielte, daß Sie mich zum besten haben wollen ...'

„‚Täten Sie sehr unrecht. Aber bitte' — ich bot ihr meinen Arm —, ‚kommen Sie zu Tische.'

„Nun wurde es interessant. Die Eheleute saßen einander gegenüber an der länglichen Tafel, sie oben-, er untenan, ich an der Seite zwischen den beiden. Schüchtern stahlen, ja stahlen sich ihre Blicke an mir vorbei. Er hatte seine beschämte Miene, die mich wieder rührte wie damals, als ich an seinem Leidensbette stand. Es liegt ein Bedauern darin, eine inständige Bitte: Verzeiht, daß ich nicht mehr den schönen Anblick biete von einst.

„Das alles zusammen gab ihm einen so gewiß jungen Ausdruck — einen sanften, guten — wie bestellt gerade für den Jugendbild. Weiß Gott, man konnte, wenn man nur wollte, ihn wiederfinden in seinem verblühenden Bilde, den Arnold von einst.

Digitized by Google

„Und ja! und ja! in ihr erwachte es, noch ganz schwach, noch von Zweifeln umhüllt und verdüstert — kam zutage als ein flackerndes Aufleuchten, tief, in der tiefsten Tiefe ihrer Augen. Ich wußte wohl, von sich selbst, allein muß sie darauf kommen, spielte mich auf den Unbefangenen, freute mich jetzt redlich, daß mein klug eingeleitetes Werk gedieh. Gönnte mir aber doch das Vergnügen, den Freund zu ängstigen. Fragte die Hausfrau, ob es ihr möglich schiene, daß ein Mann bei jeder neuen Liebe die Erinnerung an jede frühere gänzlich verlöre? Die gegenwärtige immer für die erste, wahre und alle seine vorhergegangenen Zuneigungen, so viele ihrer waren, für Spiel, gleichsam für Vorbereitungen zum jetzigen Ernst erklärt hätte?

„Sie wiederholte sehr nachdenklich: ‚So viele ihrer waren? Sollte ein rechter Mann sich über die Natur seiner Zuneigungen, wie Sie sagen, täuschen können und an die ewige Dauer einer Liebschaft glauben?‘

„‚Er unterliegt eben einer Selbsttäuschung.‘

„‚Trotz seiner zahlreichen Erfahrungen in dem Punkte?‘ Und nun traf den Gatten ein strenger Blick.

„‚Trotzdem!‘ rief ich. ‚Der, den ich meine, war ein sehr ehrlicher Bursche. Immer vertrauensselig, stürzte sich bona fide in jede neue Leidenschaft hinein.‘

„‚Arnold,‘ sprach sie nun, ‚du hörst. Hältst du so etwas für möglich? Wärst du imstande gewesen, eine Liebschaft für wahre Liebe zu halten?‘

„Bestürzt, gequält antwortete er ausweichend: ‚Liebste, auch ich war einmal dumm und jung.‘

„Sie wandte sich zu mir: ‚Sie wissen darum; wie oft war er dumm und jung?‘

„Ich überließ es ihm, seine ganze Beichte abzulegen, und antwortete ohne weiteres: ‚Zweimal.‘

„Sie nahm's nicht gut auf. Hatte mir eben anvertraut, daß sie ihn einmal ums andre in Gedanken betrogen hatte, und nahm's nicht gut auf ... So sind die Frauen. Na, seien wir gerecht, so sind wir alle.

„‚Da lerne ich meinen Mann von einer ganz neuen Seite kennen,‘ hub sie wieder an. ‚Und sag', Arnold, tut er dir nicht unrecht dein Freund? Hast du wirklich schon zweimal eine erste Liebe gehabt? Ich kann es nicht glauben.‘

„‚Liebste,‘ sprach er, ‚es war doch so.‘

„Seine Gemütsbewegung, der Wechsel der Farben auf seinem Gesicht, das Weiche, Sentimentale, das sein Schuldbewußtsein ihm gab, verjüngten ihn. Was doch die Einbildung macht! Mir schien, daß jetzt eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen seinem Jugendbild und ihm vorhanden war.

„‚Erzählen Sie — von der ersten Täuschung,‘ sagte sie zu mir. ‚Er sitzt dabei, so ist es kein Verrat.‘

„‚Darf ich, Arnold?‘

„‚Sprich.‘

„‚Das erstemal war's eine Mathilde. Er ließ sich für sie malen.‘

„‚Und‘ — Cäcilie sprach's — ‚sie hat das Bild verkauft — einem Trödler.‘

„‚Einem Antiquar — und weiß Gott, ob sie‘ — bemerkte er entschuldigend — ‚weiß Gott, ob ... Es kann ihr auch gestohlen worden sein.‘

„‚Du nimmst ihre Partei. Sehr ritterlich. Hast du lang nichts mehr von ihr gehört?‘

„‚Verzeih. Vor kurzem.‘

„‚Ah!‘

„‚Durch Zufall. Sie hat, wie ich hörte, einen reichen Weinhändler im Küstenland geheiratet. Auf unsrer Rückreise von Venedig traf ich im Rauchcoupé einen Herrn, der kam von dort. Er hat als Taufpate ihres fünften Kindes fungiert.‘

„Eine Pause. Sie sah ihn fortwährend an mit einer nachdenklichen Aufmerksamkeit, die allmählich in eine milde, gerührte überging. Und plötzlich senkte sie den Blick und fuhr rasch mit dem Taschentuch über die Augen. Ihre Lider hatten sich gerötet, ihre Lippen zitterten leise, führten eine lautlose, aber gar verständliche Sprache, sagten zärtlich, wehmütig: ‚Du Armer! Du Lieber!‘

„Nicht, als ob ihr an der Antwort das Geringste läge, nur obenhin fragte sie: ‚Und die zweite Liebe?‘

„‚Die kam über ihn, als er auf dem Siechbette lag, nicht im Sturme wie die frühere, nein, mit weichen, sanften Schwingen, dunklen — sehr dunklen. Sie ging aus von einer schönen Pflegeschwester ...‘

„‚Thomi — miserabler Kerl!‘ rief Arnold. ‚Du, da hört der Spaß auf, hörst du!‘

„‚Na, mein Lieber, ich spaße nicht. Ich erinnere mich sehr gut. Die Tonart, in der du von ihr sprachst, war die des hohen Liedes. Glauben Sie mir, gnädigste Frau!

Digitized by Google

Wenn die brave Schwester nicht über fünfzig Jahre alt gewesen wäre, er hätte sich für sie malen lassen in Miniatur und auf den Rücken des Bildes in mikroskopischer Schrift hingetüpfelt: Einzige! Erste und Letzte! Mein Alpha! mein Omega!'

„Dieser Scherz machte Glück, und beide lachten, sie aber, mit hellen, nicht mehr verstohlen fließenden Tränen, streckte ihm die Hand entgegen: ‚Verzeih!'

„Er beugte sich über diese ihm wie zu neuem Bunde dargereichte teure Hand, drückte seinen Mund darauf, und als er den Kopf wieder hob, lag der Sonnenschein des Glücks auf seinen Zügen, und der — ich kann's nicht leugnen — stand ihm gut.

„‚Arnold,' sagte sie, ‚denk nur, du hast eine Frau, die war eine Zeitlang blind. Ich weiß dir viel davon zu erzählen.'

„Die Handküsse wiederholten sich, und vom Tische fort ging das Ehepaar Arm in Arm.

„Der schwarze Kaffee war in Arnolds Schreibzimmer aufgetragen, aber sie dachten weder daran, ihn zu trinken, noch mir eine Tasse anzubieten.

„Sie placierten sich auf ein kleines Kanapee im Erker und flüsterten miteinander wie zwei Verliebte.

„Ich indessen schrieb an meinen Bruder eine Karte, die noch mit der Abendpost fort sollte.

„Das Gespräch im Erker wurde allmählich weniger leise geführt. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hören.

„‚Es wird über seinem Bettchen hängen,' sagte der Mann.

„‚Oder — über dem ihren,' sagte die Frau.

„‚Von klein auf soll er wissen ...'

„‚Oder — sie.'

„‚Das ist der Papa!'

„Nun fiel mir etwas auf, das ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

„Am nächsten Morgen reiste ich ab."

* * *

„Hm!" sagte der Onkel, und mit bewegter Stimme wiederholte die Stiftsdame: „Sie reisten ab. Das Klügste, das Sie tun konnten, Sie waren ja auf dem besten Wege, sich in die schöne Cäcilie zu verlieben."

„Der Weg war bereits zurückgelegt, scheint mir," meinte die Gräfin, und der Baron gestand: „Weit vom Ziele war ich wenigstens nicht. Ich mache ja auch kein Geheimnis daraus."

Fräulein Marie mischte sich ins Gespräch: „Jedenfalls hat der Herr Baron ein außerordentliches Verständnis für jede Seelenregung der Dame im Zauberbann an den Tag gelegt. Ein Verständnis, zu dem man nur durch Liebe gelangt und, wie ich glaube, in dem Falle die Liebe des Schöpfers zu seiner Schöpfung."

„Das heißt, daß Sie mein Erlebnis zu einer Fabel degradieren wollen ..."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, aber sehr wahrscheinlich ist Ihre Geschichte nicht."

„Wahrscheinlich! Haben Sie nachgedacht über das Wort, daß Sie da aussprechen? Wahr — schein — lich! Weiter als bis zu einem Schein scheint die Wahrheit es auf Erden nicht bringen zu können. Der Glauben vermag mehr ... Ich bitte um Glauben, meine Herrschaften."

„Das tun Sie auch, wenn Sie Ihre schauerlichen Geistergeschichten vorbringen," bemerkte die Hausfrau und fand die Zustimmung des Onkels.

Der Baron wehrte sich: „Wer von Ihnen hat meine Gespenster persönlich gekannt? Arnold und seine Frau sind Ihnen in Fleisch und Blut begegnet und hätten Ihnen die Porträtepisode aus ihrem Leben selbst erzählt, wenn Sie es gewünscht und — woran kein Zweifel herrschen kann — ihr Vertrauen gewonnen hätten, denn sonst — Sie begreifen, besonders gern sprachen sie von der Sache nicht."

„Natürlich, man erinnert sich nicht gern an Vorfälle im Leben, bei denen man in Widerspruch mit sich selbst geraten ist."

Der Baron brachte noch einige Argumente zugunsten der Glaubwürdigkeit seines Erlebnisses vor, und die Zuhörer gaben nach und nach klein bei, nur die Stiftsdame blieb unerschütterlich in ihrer Ablehnung.

Wozu solche Sachen erzählen? Wozu? Sie fand das sogenannte Erlebnis peinlich, uninteressant, und die ganze Geschichte nicht einmal bis zu einem gewissen Grade moralisch, summa summarum: ein Nichts.

Digitized by Google

Der Page

Eine ſchleſiſche Ballade von Ewald Gerhard Seeliger

Viel bunte Fahnen ſind ausgeſteckt,
Der Kynaſt hat hohe Gäſte,
Und über das weiße Tafeltuch reckt
Ein Kirſchbaum die blühenden Äſte:
Herr Ludwig von Liegnitz ſitzt obenan,
Ein greiſer und tapferer Zecher,
Und ſeine Getreuen, Mann an Mann,
Heut' kämpfen ſie mit dem Becher.

Ihm thront zur Seite Luiſe Marie,
Noch zählt ſie nicht zwanzig Jahre,
Ein junger Page beugt vor ihr das Knie
Im Schmuck der blondlockigen Haare;
Und wenn ſie ſich gnädig zu ihm neigt,
Die Wangen heißer ihm brannten:
Vom Söller die Bande trompetet und geigt,
Die Hirſchberger Stadtmuſikanten.

Herr Kaſpar von Schaffgotſch ſpielt den Wirt
Und ſorgt, daß die Herren nicht raſten,
Franz von Urſinus, der Leubuſer Hirt,
Der hält es heut' nicht mit dem Faſten;
Wolf Bockwitz zwingt einen ganzen Faſan,
Als gält' es zwölf Tage zu hungern;
Heinz Schoenaich trinkt wie ſein edler Ahn
Nur roten Geſüßten aus Ungern.

Heinrich von Schwenckfeld und Hinko vom Teich,
Die ſonſt den Herzog beraten,
Die prüfen das ſchleſiſche Himmelreich,
Spanferkel und Lendenbraten;
Und als ſie drei lange Stunden mit Glück
Geſcheucht des Hungers Qualen,
Da lehnten ſie ſich in die Seſſel zurück
Und fingen an zu prahlen.

Da ließ der Herzog den Becher ſtehn:
Hört auf mit dem blöden Geflunker!
Weiß Gott! Jetzt möcht' ich euch klettern ſehn,
Euch Grafen, Barone und Junker!
Wer ſteigt am höchſten mit Fuß und Hand,
Daß er den Preis ſich gewinne?
Den goldnen Becher ſetz ich zum Pfand!
Wer leert ihn auf ſeine Minne?

Anhub eine fröhliche Klimmerei
Auf Stühle, Bänke und Tische,
Und jeder Junker war eilig dabei,
Daß er den Becher sich fische:
Ein Gräflein ritt auf dem Taubenschlag,
Eins gar auf der Regentonne;
Hans Himmelwitz aber war nicht so zag:
Er stieg auf die Uhr der Sonne.

Helf Gott! rief Wolf Bockwitz. Und könnt ihr nicht mehr,
Dann will ich euch alle besiegen!
Mit Keuchen und Stöhnen — sein Bäuchlein war schwer —
Hat er den Kirschbaum erstiegen:
Wem aber bring' ich den vollen Pokal?
Ich liebe nicht Krieg und Kartaunen:
Ich trink' auf den Durst und das leckere Mahl,
Auf Schnepfen, Rebhuhn und Kapaunen!

Sogar der stillen Herzogin sprang
Vom Auge ein heiteres Grüßen,
Ihr Page ruhte, geschmeidig und schlank,
Zu ihren zierlichen Füßen.
Heinz Schoenaich aber — er war nicht mehr jung —,
Schon lag er lang' auf der Lauer,
Nun nahm er mit wildem, reisigem Sprung
Die hohe, steilstrebende Mauer.

Weit schweifte sein Blick durch der Fluren Kreis,
Das war ein köstliches Schauen:
Heimat, Heimat, dir geb' ich den Preis!
Nie sah ich schönere Auen!
O mögest du immer im Überfluß,
In Glanz und Freude schweben!
Und deinem Herzog gilt mein Gruß,
Der dir den Frieden gegeben!

Er schwang den Becher nach Süd und West,
Nach Nord und Ost in der Runde
Und leerte ihn aufrecht und schwindelfest
Hoch über dem Höllengrunde.
Da klangen herauf aus dem schweigenden Land
Der Dörfer fromme Glocken;
Da rührte der Herzogin weiße Hand
An des Pagen seidene Locken.

Jach springt er auf und ergreift mit Hast
Den vollen Becher von Golde
Und klimmt empor mit der kostbaren Last,
Wo der Efeu rankt seine Dolde;
Schon faßt er das Sims. Du Fant, halt ein!
Das ist ein verwegenes Wagen!
Er klimmt und krampft sich ins glatte Gestein,
Schon ist Heinz Schoenaich geschlagen.

Digitized by Google

Der Herzog ruft laut: Der Knabe iſt toll!
Die Herzogin ſpielt mit dem Fächer.
Nichts hält den Kühnen, der Becher bleibt voll,
Er ſpringt über Giebel und Dächer;
Und über die Brüſtung, wildgezackt,
Schwingt er ſich hinauf zum Turme,
Dort wo das ſchleſiſche Weißgelb flaggt
Und flattert im Frühlingsſturme.

Steil iſt das Dach, doch weiter er ſtrebt:
Das iſt ein frevlig Beginnen!
Er reckt ſich und hebt ſich und hängt und ſchwebt,
Die Spitze des Turms zu gewinnen:
Und aller Augen ſtarren hinauf,
Es beben die Herzen bange;
Da endet er den Siegeslauf,
Da packt er die Fahnenſtange.

Feſt um den Stock die Rechte er krallt,
Den Becher hoch in der Linken,
Dicht über ſeinen Blondlocken wallt
Ein fröhliches Flaggenwinken;
Und trotzig ſtrafft empor ſich ſein Sinn,
Laut ruft er und ohne Wanken:
Ich liebe Marie, die Herzogin,
Mit allen meinen Gedanken!

Dann trinkt er und trinkt mit dürſtendem Zug,
Damit er die Liebſte begrüße,
Und ſchleudert den Becher, ein blitzender Flug,
Dem Herzog hart vor die Füße:
Da ſtößt herauf aus der drohenden Schlucht
Eine Rieſenfauſt, ihn zu packen,
Schon ſchwanken die Schultern ihm unter der Wucht,
Schon fühlt er die Fauſt im Nacken.

Sein Blick wird wirr, das Ohr ihm brauſt,
Als ob es ihn lockte und riefe:
Ein Schrei! Und herunter riß ihn die Fauſt
Und warf ihn zerſchellt in die Tiefe.
Ein Schrei! Und ein Herz, ein junges, zerbrach
In des Blutes toſender Welle;
Sechs Tage: da ſchloß ſich ein Gruftgemach
Der Liegnitzer Fürſtenkapelle.

Rudolf von Alt: Selbstbildnis.

Rudolf von Alt

Von Arthur Roeßler

Wenn man nach jahrelangem Fernsein zum erstenmal wieder ein paar Tage im schlendernden Schreiten durch die sonnenbeschienenen Straßen und Gassen Wiens gewandert ist, an den verschnörkelten Palästen des Barock und den strenglinigen Häusern des Kongreß und den gemächlichen des Biedermeier vorbei, und wenn man hinausfuhr bis dorthin, wo die bewaldeten Berge grün in die graue Stadt hineinwachsen und sich die niedern Häuschen wohlig an den Erdboden ducken — dann überkommt einen die stille Stimmung Wiens. Diese eigentümliche stille Stimmung, die vorzüglich hervorgerufen wird durch das besondere Klima des Landstrichs, der die Stadt umgibt, mit seiner wundersam veränderlichen Luft, die einmal erfüllt ist von des Blütenpuders feinem Duft, ein andermal von den schwirrenden Tönen wilder Hummeln, und die, so der opalene Mittsommermittagsdunst die Stadt umhüllt, das im unsichtbaren Klang aufgelöste Metall melodisch schwingender Glocken in sich trägt. Eine so schmeichlerisch lullende Stimmung, daß man sich nur zu gern ihrer Verlockung ergibt. Keiner vermochte diese besondere Stimmung besser im Bilde zur Wirkung zu bringen als Rudolf von Alt.

Alt begab sich oft auf Reisen, aber es mutet einen an, als wenn er sie bloß unternommen hätte, um wieder nach Wien zurückkehren zu können, zurückkehren in seine Ge-

burtsſtadt, zurückkehren zu dieſem reifen Kunſtwerk, deſſen Entwicklung, dank vieler im Weſen des Klimas, des Volkes und ſeiner Verhältniſſe begründeter Urſachen, ſich ſo prächtig vollzog. Nur wenige Orte erregten Alts Künſtlertrieb ſtärker als dieſe alte Stadt, und ſtets fühlte er ſich froh, wenn er wieder zu ihr zurückgekehrt war und das perlgrau ſchimmernde Steingewirke des Stephansturms in die lichterfüllte, warmweich durchzitterte Luft gleichſam an ſich ſelbſt emporklimmen ſah. Mit verweilender Umſtändlichkeit konnte er ſich daranmachen, die ganze krauſprige Architektur dieſes gotiſchen, zerwetterten Bauwerks nachzubilden.

Rudolf Alt liebte Wien, ſeine Stadt, die ihm winklig verſchobene Gaſſen bot, in denen er die Verſchachtelung der Häuſer zeichnen konnte, von denen die einen ſich gemächlich breiten, andre ſtolz recken und noch andre ſich beſcheiden kauern und dennoch Behälter wunderlichen Lebens zu ſein ſcheinen. Er liebte dieſe Stadt, weil in ihr jeder Winkel und jede Ecke, die weiten Torbogen und die ſchmalen Türſchlupfe für ihn mit Erinnerungen angefüllt waren. Als er über die Baſteien und Glacis ſpazierte, hatte er ſchon die Stadt geliebt, und er liebte ſie noch, als er in der elektriſchen Straßenbahn über die Ringſtraße fuhr. Mit ſeinem erſten Liebchen hatte er in den dunkelſchattigen Laubgewölben des Schönbrunner Schloßgartens die erſten Küſſe getauſcht und als Greis daſelbſt das farbige Gewimmel der feiertäglich geputzten Sonntagsbummler beobachtet und gemalt. Wien bildete den unerſchöpflichen Born für ihn. Aber ſeine Augen waren auch für die Schönheit und Anmut andrer Städte und ihrer eigenartigen Bauten nicht blind. Ihn entzückte der Dom zu Regensburg wie die Certoſa di Pavia, ein antiker Triumphbogen zu Rom und eine kleine Dorfkirche in Tirol, er ſah Neapel ſo gern wie Salzburg. Er malte unermüdlich immer wieder den Stephansturm, aber auch den Innenraum der Markuskirche, und er verwendete den ganzen bunten Reichtum ſeiner vielen Farbnäpfe dazu, vielerlei, unaufzählbar vielerlei Farbtinten, um die farbige und doch tonharmoniſche Pracht des leuchtenden Kirchenſchiffes wiederzugeben. Luſtig ſchnörkelte er die rundlichen Formen der Rokokobauten auf das Papier, ſtreng zog er die kargen Linien des Empire, gelaſſen und behaglich die ſchlichten Linien der Biedermeierzeit.

Mit Vorliebe jedoch ließ Altmeiſter Rudolf ſeinen ſpitzgeſchliffenen Bleiſtift auf dem Papier die krauſen und feinen Formen all des zierlichen Steingewirkes gotiſcher Dome hinzeichnen, die myſtiſchen Wälder vielgipfliger, tannenzackiger Fialen, die kreuzbekrönten Turmhäuſe und die verſchlungenen Maßwerke mit dem durchblinkenden Sternlicht; denn er mochte es auch empfunden haben, daß die ſteinernen Bauten der Gotik gebaute Träume ſind.

* * *

Rudolf Alt wurde am [illegible] in Wien in [illegible]

Nach [illegible] Seitenaltar der St. Stephanskirche in [illegible]

Rudolf von Alt: Der Stephansplatz in Wien.

geboren, und ebenda ist er am 12. März 1905 gestorben. Von seinen dreiundneunzig Lebensjahren hat Alt in unermüdlicher, in täglicher Arbeit achtzig Jahre verbracht. Es schwindelt einem, wenn man bedenkt, welche schier unübersehbare Menge großer und kleiner Bilder, kleiner und winziger Zeichnungen Alt in dieser drei Menschengenerationen einschließenden Zeit schuf. Aber es ist weniger das Materielle dieser ungeheuren Arbeitsleistung das Erstaunliche daran, als der Umstand, daß sie ihm reine Lust war, Lust nicht Zwang, nicht Qual und Mühsal. [illegible] Alt, der das Tizianische Lebensalter fast erreichte, während seines langen Lebens alles schuf, das aufzuzählen, ist unmöglich. Selbst in Schlagworten würde es eine schier endlose Liste ergeben. Staunend steht man vor dem Phänomen seiner Lebens- und Schöpferkraft, einer Kraft, die einen geradezu immensen Stoff bewältigte.

Wir Heutigen haben ihn in Erinnerung als den lieben, greisgrauen, aber [illegible] Herrn, der in seiner [illegible] und [illegible] mit den drei [illegible] [illegible] und

Rudolf von Alt: Das alte Hofburgtheater in Wien.

den vielen blühenden Blumen an einem breiten, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Arbeitstisch ewig emsig saß, oder in Goisern auf sonniger Veranda, und der seine frisch und lieblich anmutenden Bilder hintupfte, hinperlte wie nur noch ein Pointillist, oder der auf kartenkleinen Blättern aus winzigen Strichelchen, Punkterln und Drückern das Portal einer Kathedrale aufbaute, einen Schwibbogen sich wölben oder einen filigranierten gotischen Turm sich aufzacken ließ.

Alte Leute hingegen wieder wähnen ihre Jugend wiedergekehrt, wenn sie in Altschen Mappen frühe Blätter sehen — so getreu, so lebendig, so wahr sind die Abbildungen von Zeugen, Merkmalen längst versunkener Zeit darauf.

Diese Wirkung unmittelbarer Frische, die den Arbeiten des Altmeisters entströmt, ist intensiv, ist erstaunlich. Selbst die Arbeiten aus seiner frühsten Zeit muten nicht veraltet an. Delacroix mag darum recht haben, wenn er sagt, ein Kunstwerk veralte niemals, wenn es allein das Gepräge einer wahren Empfindung trägt — denn die Sprache der Leidenschaften, die Bewegungen des Herzens sind immer dieselben. Die Effektmittel, die aller Welt zu Gebote stehen, die im Augenblick, in dem das Werk komponiert wurde, in der Mode waren, sie sind es, die dem Werke unvermeidlich den Stempel des Veralteten aufdrücken und manchmal die größten Schönheiten verdunkeln.

Meister Rudolf Alt bewahrte sein Werk vor dem Schicksal des Veraltens durch die starke Empfindung, von der es getragen ist, und durch seinen eingeborenen Geschmack, der sich mit dem zunehmenden Alter stärkte und reinigte und zu jener geistigen Schärfe wandelte, die auszuscheiden versteht und sich niemals in Irrnis verrennt.

Ohne eigentliche Schule — sein Vater Jakob, der Porträtminiaturist und Landschafter war, brachte ihm nur so ungefähr und nebenher ein wenig vom Zeichnen bei — entwickelte sich Rudolf Alt in einem verblüffend raschen Aufstieg zum meisterlichsten Aquarellisten Österreichs. Es war ihm beschieden, sich aus dem Dunkel aufsteigen zu sehen, in das just in Österreich besonders häufig die Mittelmäßigen das Talent gern zurückdrängen — aber nur, weil er das Glück hatte, mechanisch alt zu werden und so ein neues Ver sacrum zu erleben.

Digitized by Google

Rudolf von Alt: Die Peterskirche in Wien.

Schließlich ging es auch nicht mehr an, seine Größe zu übersehen. Als man ihn im Ausland schon über die Grenzen des Heimatlandes ragen sah, mußte man sich wohl oder übel endlich auch daheim dazu bequemen, ihn zu bemerken. Sein Werk war im Verlauf der vielen Jahre ins Kolossale gewachsen und stand wuchtig da. Ganz rückhaltlos wollte man ihm daheim aber die Anerkennung denn doch noch immer nicht gönnen, man versuchte seinen Ruhm zu verkleinern in oft mit Erfolg geübter Praxis, indem man den Maler in ihm verneinte und nur den Zeichner gelten ließ. Alts Bedeutung als Maler ist jedoch um nichts geringer denn seine Bedeutung als Zeichner. Unter all den Abertausenden seiner Blätter finden wir nicht ein völlig mißratenes Gemächte, nicht einen künstlerischen „Gickser". Mochte er mit dem Stift Architekturen aufbauen, mit dem Pinsel Landschaften oder Menschenantlitze hinstreichen, immer gelang ihm ein köstliches Kunstding. Seine mitunter vertrackten Perspektiven — und die vertracktesten, verschobensten, verwunderlichsten waren ihm just die liebsten — sind allerdings nicht immer konstruktiv richtig, aber immer und deswegen sind sie voll Reiz und künstlerischem Wert, so daß man ihre kleinen Fehler fast als Tugenden empfindet und jedenfalls gerade diese Blätter nicht entbehren möchte. Jedes kleinste Blättchen von Rudolf Alt ist in seiner Art vollkommen, somit ästhetisch schön.

Beim Beschauen seiner schönen Arbeiten überkommt uns eine ungewöhnliche Ergriffenheit. Es ist nicht bloß das ästhetische Lustgefühl, das in uns jedes gelungene Kunstwerk auslöst; es ist auch nicht die Bewunderung, die wir für die kalte Sicherheit des gewandten Technikers empfinden — denn Alt stand den Dingen der Natur und der Kunst nicht mit der eitlen Überlegenheit des Virtuosen gegenüber —, es ist vielmehr das warme Gefühl der Liebe, aus dem heraus ihm jedes Bild entstand, was uns so ruhrend ergreift. Er sah die Dinge in Liebe, und mit Liebe malte er sie. In der Fülle der Erscheinungen umfaßte er das Kleinste, Unauffälligste mit liebendem Gefühl und Blick, und ebenso gab er das Erschaute wieder. Sein Arbeiten war nie das leere Spiel eines optisch scharfen Auges und seiner gleich [illegible]

und tiefen, bewundernden Betrachtung. Alle Dinge waren ihm Gottes voll. Er schätzte keins geringer als das andre.

Ja, wenn man, wie einer einmal meinte, diesem Auge gegenüber, das alle Dinge schlicht und gerecht sah, wie sie sind, überhaupt von einer Bevorzugung reden dürfte, so würde man zu sagen versucht sein: für die Wiedergabe der Architektur sei es ganz besonders organisiert gewesen. Während die Architektur dem Maler sonst nur interessant zu sein pflegt, wenn sie eben malerisch ist und er sie ebensogut wie alles andre zu einem bloßen Gegenstand seiner koloristischen Absichten gebrauchen kann, kommt die Architektur bei Alt zu ihrem vollen Recht als die geistvolle Begleiterin der Natur, als eine der ehrwürdigsten Kultursprachen der Menschheit. Alt sprach künstlerisch alle architektonischen Sprachen und Dialekte, Römisch, Gotisch, Venezianisch, den Schweizer Holzdialekt und die nüchterne Prosa des Kasernenstils, mit gleicher Geläufigkeit und wußte jedem von ihnen die Norm, die Seele, den Kern ihres Wesens abzugewinnen. Die Architekten seiner Zeit wußten das recht gut, und sie bedienten sich daher mit Vorliebe Alts als eines künstlerischen Dolmetsch, wenn sie einen neuen Gedanken oder ein noch unvollendetes Werk dem Publikum verständlich machen wollten. So entwarf Alt im Auftrage Fersels den idealen Prospekt seiner Museen, so die kolossale Ansicht der Votivkirche, das merkwürdige Zukunftsbild der Donauregulierung,

Rudolf von Alt: [illegible]

Rudolf von Alt: Certosa di Pavia.

so zeichnete er im Auftrage Hansens die Börse, das Parlament, und so schuf er im Auftrag andrer andre Monumentalbauansichten. Für sich selbst und für die Mappensammler malte Alt die schier unübersehbare Reihe alter Architekturdenkmäler, das alte Wien mit seinen Festungswällen, Basteien und Glacis, den winkligen Gassen, ragenden Kirchen, heitern Kasinos, dem „Paradeisgartel" und dem Tanzlokal Dommeyer, wo einst Lanner und Strauß zum Walzer aufspielten.

War er solcherart während vieler Monate des Jahres in Wien tätig gewesen, dann reiste er zur „Erholung" und auf Einladung des russischen Hofes nach Odessa, Sebastopol, Livadia und Baktschiserai und von dort nach Trient, Venedig, Palermo, Monreale und Neapel, ins Salzkammergut oder in die Hanna, nach Dalmatien oder Steiermark, nach Bayern oder Belgien, in die Schweiz oder in die ungarische Pußta, irgendwohin und überall. Niedere braune strohüberdeckte Hütten, hochragende feierliche Kathedralen, weißblinkende Häuschen im Buschgrün und rotmarmorne Paläste auf weiten Plätzen, Lehmwände und Steinmauern, Fachwerkgefüge und Quadernbau, die farbige Mo[illegible] morintarsia, der feierliche Glanz der Mosaiken, der enorme Reichtum an plastisch ausgemeißelten gotischen Details, wie sie die venezianischen und flandrischen Wunderbauten zeigen, alles das bewältigte sein behender Pinsel schier mühelos und mit einer farbigen Bravour und gesättigten Glut und Kraft, die vor Alts Aquarellmalerei nur der Ölmalerei erreichbar gewesen waren. Auf all diesen Architekturbildern ist nun auch noch ein buntes Gewimmel putziger Figürchen festgehalten, das vermöge seiner Lebenswahrheit und Kontrastwirkung erst recht den naturgetreuen Gesamteindruck bewirkt.

Und wie entstanden meistens diese herrlichen Gemälde? In der denkbar unbequemsten Stellung: in einen Mauerwinkel gedrückt, das Papierblatt auf der flachen linken Hand, so daß die Enden herunterhingen, unter dem lästigen Andrang neugierigen und bettelnden Volkes und den mißtrauischen Blicken Verrat witternder Polizisten, im glühendsten Sonnenbrand oder im [illegible] Wind, unter dem donnernden Trommeln eines [illegible] — so hat Alt wohl [illegible] [illegible] Da durfte nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

ſicherm Strich das organiſche Gerüſt der Architektur auf das Papier zu ziehen, friſch die Lokaltöne hinzutuſchen, mit ein paar weichen Tupfen keck den wolkigen Himmel zu ſchaffen. Ob ſo oder anders, wie Alt ſeine wundervollen Weltkonterfeis malte, wir werden es nicht erfahren, wir können nur vermuten, daß es in der hexenmeiſterhafteſten Art geſchah, denn das Geheimnis nahm der Meiſter mit ſich in ſein Grab.

* * *

Den Freunden der Illuſtrierten Deutſchen Monatshefte von Weſtermann, ihnen am liebſten, zeige ich gern, der freundlichen Einladung der Redaktion folgend, noch ehe meine Monographie über den großen deutſchen Altmeiſter im Verlage von Karl Graeſer u. Ko. in Wien erſcheint, eine Anzahl der prächtigſten Bilder. In guten Reproduktionen ſind da zu ſehen: ein Seitenaltar der St. Stephanskirche in Wien und der mächtige Dom ſelbſt, vom Stock-im-Eiſen-Platz aus geſehen; das alte Hofburgtheater am Michaelerplatz in Wien; ein merkwürdiges Haus in Luzern; die Certoſa di Pavia; ein Bauernhaus in Tirol; der wundervolle Platz mit dem Glockenſpiel in Salzburg und andres mehr. Lauter vollwertige Leiſtungen reifer Meiſterſchaft eines genialen Malers!

Andre künſtleriſche Kleinode ſind Alts wieneriſche Figurenſtudien und Bildniſſe aus dem Vormärz. Ganz beſonders die von „mollerten" Frauen und adretten Mädchen in faltenſtarren ſchillernden Taffetkleidern oder in bauſchigen und blumenmuſtrigen Mull- und Tüllkoſtümen und roſa und blauen Rüſchenhäubchen mit flatternden Bindebändern. Man ſehe ſich daraufhin das Konterfei der Gattin des Malers Pauſinger an, im blauen Steifrockkleid mit dem breiten Schulterkragen aus Spitzen und dem handtuchgroßen beſtickten Renommiertaſchentuch in der polſterigen Patſchhand; oder das anmutige Köpfchen der erſten Frau Alts als Braut und das gleiche Jungmädelgeſicht im Profil, gefällig umrahmt vom Häubchen und den an den Ohren niederhängenden dicken und langen Locken, denen man noch die Arbeit des formenden Wickelholzes anſieht; oder die freundlichen und friſchen Geſichter der Zuckerbäckerin Luiſe Flach und ihres Töchterleins! Farbige Winzigkeiten, ſkizzenhaft gepinſelt, aber jedes perlig aufgeſetzte Farbtüpfelchen ein Akzent von Leben.

Es gibt von Alt „ſelbſtverſtändlich" auch eine ganze lange Reihe famoſer Männertypen, in der vorzüglich die ſpezifiſch altwieneriſchen

Bildnis von Alt: Im Garten der Braunerhof

Rudolf von Alt: Das Glockenspiel in Salzburg.

Figuren der Wachspomaden- und Drehlockenzeit meisterlich dargestellt sind. Behäbige und geschmeidige Gestalten in blauem Frack mit glitzernden Messingknöpfen, gelber Weste und grauen Pantalons oder in braunem langschößigem Schlußrock und blumigem oder streifigem Seidengilet. Man beachte als Beispiel für Alts köstliche Charakterisierungskunst den auf S. 27 wiedergegebenen Kopf eines alten Wiener Weinbauern, diese von listig gefälteten Runzeln umspielten, pfiffig blickenden Augen, den breiten schmunzelnden Mund. Das kleine Porträt könnte als Steckbrief dienen, so durchaus genau ist der Dargestellte „festgenagelt".

Seinem eignen Ausspruch nach wollte Alt aber „net alleweil Manndlbogenmaler" bleiben, sondern die gesamte Erscheinung der Welt im Medium seiner Kunst spiegeln, und so ging später sein Figurenmalen allmählich und immer mehr in Staffagezwecken auf. Die Zeitkritik, die sich ja seit jeher gern blamierte, mäkelte natürlich stets daran. Sie klagte, daß Alts Figurenmalerei leider nicht auf der Höhe seiner Architektur- und Landschaftsmalerei stünde. Ein alter Freund des Meisters und Kunstkenner dazu sagte hierüber mit Recht: Zu dumm! Und es ist auf der Höhe steht! Man wird einst aus ihr die Lebensformen des Wiener Publikums erfahren — und tut es jetzt schon — wie aus den Figuren Guardis, der aber die Figuren auf seinen Bildern nicht selbst malte, die venezianischen. Und das ist wahr, denn als ein Meister bewältigte Alt jede Arbeit, die er anpackte, und gerade die Beobachtung des Menschlichen in seinem Zusammenhange mit der Natur war in Rudolf Alt zu ganz besonderer Schärfe ausgebildet. Seine Stadtebilder verdienen, wie Lützow sagte, diesen Namen im allerweitesten Sinne des Wortes: sie geben mit der architektonischen Physiognomie zugleich das Leben und Treiben der Bevölkerung, Mode und Volkstracht, ja selbst den Schlag und den geistigen Typus der Bewohner mit der Gewissenhaftigkeit des Ethnographen und Kulturhistorikers wieder. Die Kostümstudien aus Galizien, Dalmatien, Rom und besonders die köstlichen Porträtskizzen von Bauern, Juden und andern Biedermannern aus den Alpen konnten ebensogut aus der Mappe von Knaus oder eines alten deutschen Meisters der Nürnberger Schule stammen.

Digitized by Google

Rudolf von Alt: Bildnis der ersten Frau des Künstlers als Braut.

Das Werk Alts wird hauptsächlich als Individualitätskunst zu werten sein, deren Zusammenhang mit den Entwicklungsphasen der modernen Malerei kein allzu enger ist, die vielmehr fast durchaus auf der Persönlichkeit ihres Schöpfers beruht und durch ihn ihren gewichtigen Rang erhält. Alt bekümmerte sich zeit seines Lebens nicht viel um Prinzipienfragen und theoretische Probleme, sondern hielt sein Wesen unbeeinflußt und unbelastet frei, willig hingegeben allein seinem unermüdlichen und starken Schaffenstrieb. Mehr als bei andern war bei ihm die Kunst durch das eigne Wesen bedingt, sie war daher schon während seines Lebens einzig und wird nun nach seinem Tode fortsetzungslos bleiben. Es ist nicht anzunehmen, daß sich auf Alts Werk aufbauend eine Weiterentwicklung der gleichen Art ergeben wird, denn seine Art hat er vervollkommnet.

Beim Durchblättern der vielen hundert Aquarelle und Zeichnungen, die des Meisters Sohn mir gebracht hatte, damit ich sie ordne, dachte ich darüber nach, was eigentlich für Alt das Charakteristische sei. Ich fand im wahrsten Blätterwenden: nicht die Originalität; denn Künstler, deren hervorstechende Eigenschaft die Originalität ist, sind immer zweiten Ranges. Alt aber ist ein Künstler ersten Ranges. Und so gelangte ich schließlich zu der Erkenntnis, daß seine Stärke, seine Größe, seine dauernde Bedeutung in seiner naturgewaltkräftigen Produktivität und in seiner Natürlichkeit beruht, und darin, daß er alles ebenso machte wie alle andern, nur tausendmal besser.

Auffallend harmonisch war er und erfüllt von einer ruhigen Zuversicht auf die Richtigkeit seines Lebens und seines Tuns. Für ihn gab es keine zu lösenden Probleme, keine zu bewältigenden Aufgaben, keine großen Momente, keine erregenden Sensationen, keine entscheidende Lebenswende. In heitrer Geruhsamkeit und schönem Gleichmaß lebte er die vielen Tage seines langen Lebens, das er liebte, wie immer es war. Ein wahrhaft meisterlicher Künstler, auch des Lebens, lebte er voll im Augenblick; er sehnte sich nicht schmachtend oder verzweifelt nach einem vielleicht Kommenden, einem Ungewöhnlichen, denn ihm galt das Leben als Leben in jedem seiner Augenblicke, und es schien ihm wert, jederzeit gelebt zu werden. Alt war sich dessen bewußt, daß wir nie wieder in die völlig gleiche Lage gelangen können, und er trachtete demgemäß danach, das Besondere, das der jeweiligen Lage Eigentümliche, Nichtwiederkehrende tief innen in sich aufzunehmen.

Rudolf von Alt: Bildnis der ersten Frau des Künstlers.

Digitized by Google

Durchaus unironisch als Darsteller, allen guten Dingen der Erde freudwillig zugetan, tendenzlos im guten Sinne des Wortes, war er nicht Kritiker, sondern Neuschöpfer und Darsteller. Unbekümmert um alles Strittige, ging er allein darauf aus, seiner Freude an den Erscheinungen der Natur und an den gelungenen Gebilden der Menschen künstlerischen Ausdruck zu geben. Wenn seinen Arbeiten eine Absicht zugrunde lag, so war es sicherlich nur die, an den Dingen und Formen die Freude wieder zu wecken, die Freude an dem Überlieferten, Ererbten und stündlich Neuentstehenden wiederzubringen. Daraus kam ihm die große Zärtlichkeit für die kleinste und unscheinbarste Sache. Er wußte nichts von jenem chinesischen siaosin — mache dein Herz klein —, er ließ sein Herz groß sein und umschloß mit seiner Liebe das Geringste. Mit derselben Innigkeit verweilte er bei einem sonderbar gebildeten Torsimse wie bei einem wuchtenden Palast oder einem ragenden Berg, der sich gewaltig gegen den Himmel abhebt, oder bei weithin gedehnten Felderbreiten, bei der schlanken Gestalt eines zieren Schrittes schreitenden Mädchens oder einer tüchtig geschnittenen Prunksaaldecke.

Alt hat nie eine erträumte oder erfundene Landschaft, nie ein imaginäres Porträt gemalt. Ihm deuchte die Wirklichkeit wundervoll genug. Sie wurde ihm nie zum va-

Rudolf von Alt: Alter Bauer.

nischen Schrecken. Nur ein großes Staunen über das Dasein ist mitunter merklich in seinen Arbeiten. Er ging da auf der Erde herum und war voll des Entzückens und Bewunderns über ihre Erscheinungen und gierig danach, sie künstlerisch dauernd festzuhalten.

In seinem ganzen großen und reichen Werk findet man nicht eine Ungeheuerlichkeit. Gewiß galt auch ihm die Ungeheuerlichkeit im Leben oder in der Kunst nicht als ein Zeichen von Phantasie, sondern als ein Zeichen vom Verfall der Phantasie; und beifällig nickend würde er die Worte jenes englischen Böthers unterschrieben haben, der einmal sagte: Nur wenn der Mensch wirklich aufgehört hat, ein Pferd zu sehen, wie es ist, erfindet er einen Zentauren; nur wenn er sich nicht mehr über einen Affen zu verwundern vermag, betet er den Teufel an. Teufelsbeschwörung ist das Heilmittel erschöpfter Phantasie — sie gleicht dem Schnapstrinken des Künstlers.

Rudolf von Alt: Bildnis der Zuckerbäckerin Elise Flach mit ihrer Tochter Luise

Rudolf von Alt: Des Künstlers Tochter Luise am Fenster in Gastein.

richtiger als geschlossene Einheit zu nehmen, als organische Ganzheit zu werten, wie das Wahrzeichen seines Wirkens eine ist: der Stephansturm. Doch muß man sich hüten, bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Werke, Alt zu leicht zu nehmen. Er ist gewichtiger und gewaltiger, als Wiener Künstler ihrer besondern Art gemäß gemeinhin zu sein pflegen. Und wenn er auch in jedem kleinsten Stück von seiner Hand ganz und gar ist, erkennt man ihn doch nur in der Gesamtheit seines reichen Werkes, dessen absolute künstlerische Bedeutung hinter keinem Lebenswerk irgendeines andern zeitgenössischen Künstlers rangiert.*

Man hat Alts Namen neben den Menzels gesetzt. Ja, man hat Alt mit Menzel verglichen und es für gut befunden, ihn den „österreichischen Menzel" zu nennen. Ich glaube, man täte besser daran, ihn „den Alt" zu nennen, denn Vergleiche haben immer etwas Schiefes, Hinkendes. Überdies war Alt kein geringerer Könner als Menzel, ja, seine künstlerische Leistung ist vielleicht sogar die feinere, kulturreifere. Ebensosehr wie Menzel der zum Repräsentations-Preußen gewordene Norddeutsche, so ist Alt der zum Wiener Extrakt verfeinerte Österreicher. Sie sind die beiden größten deutschen Wirklichkeitsmaler des neunzehnten Jahrhunderts. Mit gleicher Beharrlichkeit und Scharfsichtigkeit, mit gleicher Leidenschaft, mit gleicher künstlerischer Immanenzmäßigkeit und mit auch schier gleicher handwerklicher Gediegenheit malten sie die sichtbaren Wirklichkeiten ihrer Heimat und der weiten Welt. Sie sind unübertrefflich in dem, was ihr Eigenstes ist, und unnachahmlich. Beide gingen von der Graphik aus, und beide arbeiteten sich zu einer meisterlichen Beherrschung der Farbe durch. „Alt war immerhin der farbigere Geborene, besonders im Aquarell, und gelangte im Lauf der langen Zeit der Reihe nach zu mehreren echten, deutlich geschiedenen Kolorismen. Im schönen Farbenwahn der Malerzeit gipfelten beide in Gemälden, deren blühenden Reiz man ihnen nicht zugetraut hätte. Menzel wurde im ‚Eisenwalzwerk' atmosphärischer Bahnbrecher, Alt mischte sich die üppige Palette, von der das ‚Innere der Markuskirche' stammt. Beide hatten auch den genialen Vorläufergeist und ver-

Rudolf von Alt: Inneres der Kirche zu Gurk in Tirol.

* In seinem Aufsatz beigegebenen Textbild[illegible] ein Bild im größeren Maßstab wie[illegible] Buch: „Menzel von Alt" von Arthur [illegible]

Rudolf von Alt: An der Nonnbergklosterpforte in Salzburg.

suchten sich in Auffassungen und Manieren, die erst lange nachher Mode wurden. Man denke bloß, wie früh schon Alt pointillierte; einfach, weil er mußte. Weil er gezwungen war, sich aus dem Zittern der Hand eine Tugend zu machen. Daß der Preuße Menzel in der Hauptsache Menschendarsteller, der Österreicher Alt Landschafter wurde, war von vornherein gegeben."

Und daß Alt nunmehr internationale Geltung hat, das konnte auch nicht ausbleiben, trotzdem er Österreicher war — er hatte eben die Geduld, zu warten, und die Ausdauer, dreiundneunzig Jahre alt zu werden. Dagegen vermochten selbst die tüchtigsten seiner Widersacher nicht anzukämpfen — denn er überlebte sie einfach. Sehr einfach, aber durch aus nicht so leicht wie man vielleicht meint.

Digitized by Google

Helen Keller mit ihrer Lehrerin Miß Anne Mansfield Sullivan.

Meine Welt

Von Helen Keller

Vorbemerkung. Als vor einigen Jahren die erste Kunde von der jungen Amerikanerin **Helen Keller** zu uns drang, die das Wunder fertiggebracht haben sollte, als Taubstumme und Blinde, die sie seit dem neunzehnten Monat ihres Lebens war, verstehen, lesen, schreiben, reden, ja sogar selbständig und philosophisch denken zu können, da standen wir wohl eine Weile zweifelnd und ungläubig vor dieser Nachricht, bis uns dann die ins Deutsche übersetzte, zum größten Teil von ihr selbst verfaßte Lebensgeschichte alles das und noch mehr der „Wunder" mit unumstößlichen Belegen [illegible]. Es war so, wie es in dem von [illegible] verfaßten Vorwort zu dieser „Geschichte meines Lebens" [illegible] von [illegible] Stuttgart, [illegible] Lüpke [illegible] Helen Keller [illegible] neunzehn Monate alt, als sie [illegible] ihre Sprache [illegible] Bis zu [illegible] in einem [illegible] Zustande. Die ihr gebliebenen Sinne, Geruch, Geschmack, Gefühl, gaben ihr die Möglichkeit, sich bei ihren nächsten Angehörigen durch dunkle Zeichen und Gesten verständlich zu machen; zugleich aber bildete sich das unglückliche Kind, von dem Kummer der Eltern begreiflicherweise verwöhnt, zu einer unausstehlichen Tyrannin des ganzen Hauses aus, die unartikulierte Laute ausstieß und sich wie eine Wilde gebärdete, sobald man ihr nicht den Willen tat. Da — Helen zählte sieben Jahre und drei Monate — trat in ihrem Leben und Schicksal die große Wendung ein: ihre Lehrerin Anne Mansfield Sullivan kam in ihr väterliches Haus.

Wir sollten uns [illegible] Namen nicht [illegible] Denn [illegible] Kreise, [illegible] wofür [illegible] Menschenseele

zu sich selber. „Wen soll man" — so fragt auch Hollaender — „mehr bewundern: das taubstumme und blinde Geschöpf, das durch eine Energie, die beispiellos ist, sich zu dem höchsten Wissen durchringt, oder ihre Lehrerin, deren Opfermut, Geduld und Güte Licht in das Dunkel dieses ausgestoßenen Menschen bringt? Beide betrachten ihre Begegnung als den unerhörten Glücksfall ihres Lebens. Und beider Existenz könnte den Ungläubigen gläubig machen und mit Gott aussöhnen."

Helen Kellers Lebensgeschichte ist ein unübertreffliches Zeugnis dafür, was menschliche Energie zu leisten vermag. Niemals aber würde das Erstaunliche erreicht worden sein, wenn sich diese Energie einer bis zu ihrem vierzehnten Jahre gleichfalls blind gewesenen Erzieherin nicht von vornherein mit der größten Güte und Liebe gepaart hätte, und wenn sie nicht aus jener Zeit das große Gefühl des Erbarmens für ihre Lebensaufgabe mitgebracht hätte. Wie sie das Wunder zuwege gebracht hat, welche Methode sie anwandte, wie sie während des Unterrichts selber tiefer und tiefer in die verschleierten Geheimnisse der Menschenseele eindrang — das alles mag man in der Lebensgeschichte selbst nachlesen.

Die größte Schwierigkeit, die sich Anne Sullivan bei ihrem Erziehungswerk entgegenstellte, war die: wie sollte sie es anfangen, ihrer Schülerin *abstrakte Begriffe* beizubringen? Daß es ihr schließlich doch gelang, dafür gibt es eigentlich keine Erklärung, das ist nur aus der *schöpferischen Genialität* zu verstehen, die diese einzige Frau bei ihrem Werke beseelte. Genug, es gelingt: Helen Keller wird in alle Disziplinen der Wissenschaft eingeweiht; sie besteht glänzend die notwendigen Examina, um die Universität besuchen zu können; sie bildet ihren Tastsinn bis zu dem Grade aus, daß sie die Schönheit plastischer Kunstwerke zu ahnen vermag; sie lernt das Sprechen; sie schreibt ihre eigne Biographie; ja, sie versucht sich als philosophische Schriftstellerin, indem sie in einem Büchlein die in ihrem eigensten Innern erwachsene religiöse Lebensanschauung, einen von Gottes Güte und der Schönheit dieser Welt durchdrungenen tapfer zuversichtlichen „Optimismus" niederlegt und begründet (deutsch von Dr. Rud. Lautenbach: ebendas.

Jetzt treten hier *neue Aufzeichnungen* dieser wunderbaren Persönlichkeit zutage — wir denken, sie dürfen bei unsern Lesern und Leserinnen des allgemeinen Interesses sicher sein. F. D.

Vor meinem geistigen Erwachen

Bevor meine Lehrerin zu mir kam, wußte ich nicht, daß ich vorhanden war. Ich lebte in einer Welt, die eine Nichtwelt war. Ich darf nicht hoffen, diese unbewußte und doch bewußte Zeit des Nichts angemessen beschreiben zu können. Ich wußte nicht, daß ich etwas wußte, oder daß ich lebte oder etwas tat oder wünschte. Ich hatte weder Willen noch Intellekt. Ich wurde durch einen gewissen blinden, natürlichen Trieb zu Gegenständen und Handlungen geleitet. Ich hatte einen Geist, durch den ich Ärger, Befriedigung, Wünsche empfand. Diese beiden Tatsachen brachten meine Angehörigen auf die Vermutung, daß ich einen Willen hätte und daß ich dächte. An dies alles kann ich mich erinnern, nicht weil ich wüßte, das es so war, sondern weil ich ein Gedächtnis für Tastempfindungen habe. Dank diesem Gedächtnis erinnere ich mich, daß ich niemals denkend meine Stirn zusammenzog. Niemals prüfte ich etwas, niemals wählte ich. Ferner erinnert sich mein Tastsinn der Tatsache, daß ich niemals mit einer Bewegung des Körpers oder mit einem Herzklopfen fühlte, daß ich etwas liebte oder gern hatte. Mein inneres Leben war also eine Leere ohne Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, ohne Hoffnung oder Erwartung, ohne Wißbegier, ohne Freude oder Glauben: es war nicht Nacht — es war nicht Tag.

Nur raumverschlingende Leere,
Ein fester Platz und doch kein Plan —
Kein Stern — kein Erdball — keine Zeit —
Kein Halt — kein Tausch — kein Gut — kein Böse.

Mein schlummerndes Ich hatte keinen Begriff von Gott oder Unsterblichkeit, hatte keine Furcht vor dem Tode.

Ich erinnere mich, ebenfalls durch meinen Tastsinn, daß ich eine Gabe besaß, Ideen zu verknüpfen. Ich fühlte rhythmische Erschütterungen, zum Beispiel von dem Aufstampfen eines Fußes, von dem Läuten oder Schließen eines Fensters, von dem Zuklappen einer Tür. Nachdem ich wiederholt Regen gerochen und die Unbeständigkeit der Luft gefühlt hatte, machte ich es wie meine Umgebung: ich lief nach dem Fenster, um es zuzumachen. Aber dies war in jener Welt ein Denken. Es war dieselbe Art von Ideenverbindung, die die Tiere vermögen. Lernen vor dem Regen zu suchen. An Stelle des [illegible] Zeitmaßes, [illegible] „nachher", legte ich [illegible]

die aus der Wäsche kamen, räumte die mir selber zugehörenden weg, fütterte die Truthühner, nähte Perlenaugen auf das Gesicht meiner Puppe und tat viele andre Dinge, deren Erinnerung mein Tastsinn aufbewahrt hat. Wenn ich irgend etwas haben wollte, was ich liebte — zum Beispiel Vanilleeis, das ich sehr gern aß —, so hatte ich einen köstlichen Geschmack auf meiner Zunge (den ich, nebenbei gesagt, jetzt niemals mehr habe) und fühlte in meiner Hand die Umdrehung der Gefriermaschine. Ich machte das Zeichen, und meine Mutter wußte, daß ich Vanilleeis haben wollte. Ich „dachte" und „wünschte" in meinen Fingern. Hätte ich einen Menschen geschaffen, so würde ich sicherlich Gehirn und Seele in seine Fingerspitzen gelegt haben. Aus dergleichen Erinnerungen schließe ich, daß die Möglichkeit, erst als Kind und später als Mensch ins Leben zu treten, auf dem Erwachen von zwei geistigen Fähigkeiten beruht, nämlich erstens, frei zu wollen oder zu wählen, zweitens, Schlüsse zu ziehen oder, von einem Gedanken ausgehend, einen zweiten Gedanken fassen zu können.

Da ich nicht zu denken vermochte, verglich ich auch nicht einen geistigen Zustand mit einem andern. So war ich mir denn auch nicht bewußt, daß in meinem Gehirn eine Veränderung oder ein Fortschritt stattfand, als meine Lehrerin mich zu unterrichten begann. Ich fühlte nur eine deutliche Freude, daß ich mittels der Fingerbewegungen, die sie mich lehrte, leichter erhalten konnte, was ich wünschte. Ich dachte nur an Gegenstände, und nach Gegenständen ging mein Wunsch. Es war das Umdrehen der Gefriermaschine in größerem Maßstabe. Als ich die Bedeutung von „ich" und „mir" lernte und merkte, daß ich etwas bedeutete, da begann ich zu denken. In diesem Augenblick gab es für mich zum erstenmal ein Bewußtsein. So war es also nicht der Gefühlssinn, der mir Wissen brachte. Es war das Erwachen meiner Seele, das zuerst meinen Sinnen ihren Wert zurückgab und sie Gegenstände, Namen, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten erkennen lehrte. Denken gab mir den Begriff von Liebe, Freude und allen Gemütsbewegungen. Anfangs wollte ich nur lernen, dann auch verstehen und später über das nachdenken, was ich wußte und verstand. Der blinde Drang, der mich früher nach der Willkür meiner Eindrücke bald hierhin, bald dorthin getrieben hatte, verschwand für immer.

Ich kann nicht klarer als andre Menschen die allmählichen feinen Umwandlungen von ersten Eindrücken zu abstrakten Begriffen darstellen, aber ich weiß, daß meine körperlichen Ideen, das heißt Ideen, die von stofflichen Gegenständen abgeleitet sind, mir zuerst in ähnlicher Weise wie Tasteindrücke bewußt werden. Augenblicklich aber gehen sie in intellektuelle Begriffe über. Später finden diese Begriffe Ausdruck in sogenannter „innerlicher Sprache". Als ich ein Kind war, da war meine innerliche Sprache ein innerliches Buchstabieren. Obgleich ich selbst jetzt noch oft dabei überrascht werde, wie ich mir etwas an meinen Fingern vorbuchstabiere, so spreche ich doch auch zu mir selber mit meinen Lippen; und als ich zuerst sprechen lernte, entsagte mein Geist den Fingersymbolen und begann in deutlichen Worten zu sprechen. Dies ist wahr. Wenn ich jedoch mich zu erinnern suche, was irgend jemand zu mir gesagt hat, so fühle ich deutlich eine Hand, die in die meinige hineinbuchstabiert.

Die belebte Welt

Es ist oft gefragt worden, welches meine ersten Eindrücke von der Welt waren, in der ich mich plötzlich fand. Nun aber weiß wohl jeder, der überhaupt über seine ersten Eindrücke nachdenkt, was für ein Rätsel dies ist. Unsre Eindrücke wachsen und wechseln unvermerkt. Was wir nach unsrer Meinung als Kinder gedacht haben, ist vielleicht ganz verschieden von dem, was wir wirklich in unsrer Kindheit erfuhren. Ich weiß nur, daß nach dem Beginn meiner Erziehung die ganze Welt, die in meinen Bereich kam, für mich lebendig war. Ich buchstabierte meinen Baukastenhölzern und meinen Hunden. Ich hatte Mitgefühl mit den Pflanzen, deren Blüten gepflückt wurden, weil ich dachte, es täte ihnen weh und sie trauerten um ihre verlorenen Blumen. Es dauerte Jahre, bis man mir glaubhaft machen konnte, daß meine Hunde nicht verstanden, was ich zu ihnen sagte, und ich entschuldigte mich stets bei ihnen, wenn ich gegen sie anrannte oder auf sie trat.

Als meine Erfahrungen breiter und tiefer wurden, begannen die unbestimmten poetischen Gefühle der Kindheit sich zu bestimmten Gedanken zu verdichten. Natur die

Welt, die ich berühren konnte — war ganz und gar von mir angefüllt. Ich bin geneigt, jenen Philosophen zu glauben, welche behaupten, daß wir nichts kennen als unsre eignen Gefühle und Begriffe. Mit einigen kleinen sinnreichen Schlußfolgerungen mag man dazu kommen, in der körperlichen Welt einfach einen Spiegel zu sehen, ein Abbild fortdauernder geistiger Wahrnehmungen. In jedem Lebenskreise ist Selbsterkenntnis die Vorbedingung und Grenze unsers Bewußtseins. Dies ist vielleicht der Grund, warum viele Leute so wenig von dem wissen, was außerhalb des engen Bereiches ihrer Erfahrungen liegt. Sie blicken in sich selber hinein — und finden nichts! Daraus ziehen sie den Schluß, daß auch draußen nichts sei.

Wie dies denn auch sein möge, ich begann später an andern nach einem Abbild meine eignen Gefühle und Empfindungen zu suchen. Ich hatte die äußern Zeichen innerer Gefühle kennen zu lernen. Ich mußte erst an andern bemerken, wie sie vor Furcht zusammenfuhren, wie ihre Muskeln im unterdrückten Schmerz sich zusammenzogen, in freudiger Erregung sich ausdehnten, und ich mußte diese Beobachtungen mit meinen eignen Erfahrungen vergleichen, bevor ich diese bis zu der unberührbaren Seele meines Mitmenschen zurückverfolgen konnte. Unsicher tastend fand ich doch zuletzt meine Identität, und nachdem ich meine Gedanken und Gefühle an andern wiederholt gesehen hatte, erbaute ich mir allmählich meine Menschen- und Gotteswelt. Durch Lesen und Studieren habe ich gefunden, daß die andern Menschen es genau ebenso machen. Der Mensch sieht in sich selber hinein und findet mit der Zeit das Maß und die Bedeutung des Weltalls.

Die Einheit der Menschen

So ist inmitten des Lebens, des eifrigen, gebieterischen Lebens, das taubblinde Kind an den nackten Felsen der Verhältnisse geschmiedet, aber wie eine Spinne sendet es Sommerfäden des Denkens in die unendliche Leere aus, die es umgibt. Geduldig durchforscht es die Finsternis, bis es sich einen Begriff aufbauen kann von der Welt, worin es lebt, bis seine Seele der Schönheit der Welt begegnet, wo immer die Sonne scheint und die Vögel singen. Dem blinden Kinde ist die Finsternis freundlich. Es findet in ihr nichts Außerordentliches oder Schreckliches. Es ist seine vertraute Welt; selbst das Tasten von Ort zu Ort, die strauchelnden Schritte, die Abhängigkeit von andern erscheinen dem blinden Kinde nicht sonderbar. Es kennt nicht die unzähligen Freuden, die die Finsternis ihm vorenthält. Erst wenn es sein Leben in der Wagschale der Erfahrungen andrer Menschen abwägt, kommt es ihm zum Bewußtsein, was es heißt, immer im Dunkeln zu leben. Aber die Erkenntnis, die ihm diese bittre Leere gibt, bringt ihm auch seinen Trost — geistiges Licht, die Verheißungen des Tages, der einst kommen wird.

Das blinde Kind, das taubblinde Kind hat den Geist sehender und hörender Vorfahren geerbt — einen Geist, der auf fünf Sinne bemessen war. Darum muß das Kind, auch wenn es ihm selber unbewußt bleibt, von dem Licht, der Farbe, der Melodie beeinflußt werden, die ihm durch die Sprache, die es lernt, übermittelt werden, denn die Kammern des Geistes sind bereit, diese Sprache aufzunehmen. Das menschliche Gehirn ist so von Farbe durchdrungen, daß es sogar die Sprache des Blinden färbt. Jeder Gegenstand, den ich mir vorstelle, erhält durch Ideenverbindung und durch mein Gedächtnis die Färbung, die ihm zukommt. Es geht dem Taubblinden in einer Welt von sehenden, hörenden Menschen wie einem Schiffer auf einer Insel, deren Bewohner eine ihm unbekannte Sprache sprechen und ganz anders leben, als er bisher gelebt hat. Er ist einer, sie sind viele; die Möglichkeit eines Ausgleiches ist nicht vorhanden. Er muß lernen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, ihre Gedanken zu denken, ihren Idealen zu folgen.

Wäre die dunkle, schweigende Welt, die den Taubblinden umgibt, von der sonnbestrahlten, tönenden Welt wesentlich verschieden, so würde diese für ihn unbegreiflich sein, und man könnte mit ihm niemals darüber sprechen. Wenn seine Gefühle und Empfindungen grundsätzlich von denen andrer Menschen verschieden wären, so würden sie für alle unverständlich sein, ausgenommen für solche, die ebensolche Empfindungen und Gefühle hätten. Wenn das geistige Bewußtsein des Taubblinden dem seiner Mitmenschen durchaus unähnlich wäre, so gäbe es für uns kein Mittel, sich vorzustellen, was er denkt. Da aber der Geist des Mak-

sehenden wesentlich ebenso ist wie der des Sehenden, insofern ihm nichts fehlt, so muß er irgendeinen Ersatz herbeischaffen für die fehlenden körperlichen Empfindungen. Er muß eine Ähnlichkeit zwischen äußern und innern Dingen bemerken, eine Korrespondenz zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren. Ich benutze eine solche Korrespondenz in mancherlei Beziehungen, und so weit ich auch in ihrer Anwendung auf Dinge, die ich nicht sehen kann, gehen mag — sie hält jede Probe aus.

⊗ Einheit der innern und äußern Welten ⊗

Als eine bloße Hypothese genommen, ist die Korrespondenz auf das ganze Leben in allen seinen Erscheinungsformen anwendbar. Der Blitz des Gedankens und seine Schnelligkeit erklären den Blitzstrahl der Wolken und des Kometen, der über den Himmel fegt. Mein geistiger Himmel öffnet mir die weiten himmlischen Räume, und ich mache mich daran, sie mit den Bildern meiner geistigen Sterne zu füllen. Ich erkenne die Wahrheit an der Klarheit und Führung, die sie meinem Denken gibt, und da ich weiß, was diese Klarheit ist, so kann ich mir vorstellen, was das Licht für das Auge ist. Wenn ich sage: „O, ich sehe meinen Irrtum!" oder „Wie dunkel, freudlos ist sein Leben!", so ist das nicht eine herkömmliche Redensart, sondern ein zwingendes Gefühl für Wirklichkeit, worüber ich mich zuzeiten selber verwundere. Ich weiß, diese Ausdrücke sind Gleichnisse. Aber ich muß es mit ihnen versuchen, weil es in unsrer Sprache nichts gibt, was sie ersetzen könnte. Entsprechende bildliche Ausdrücke für Taubblinde sind nicht vorhanden und auch nicht notwendig. Weil ich das Wort „reflektieren" bildlich verstehen kann, ist ein Spiegel für mich niemals etwas Rätselhaftes gewesen. Die Art, wie meine Einbildungskraft ferne Dinge wahrnimmt, ermöglicht es mir, zu begreifen, daß es Vergrößerungsgläser gibt, durch die uns die Gegenstände näher gebracht oder weiter gerückt werden.

Verweigert mir diese Korrespondenz, diesen inwendigen Sinn, beschränkt mich auf die fragmentarische, zusammenhanglose Welt, die man berühren kann, und sieht, ich flattere ratlos umher wie eine Fledermaus. Angenommen, ich verzichtete auf alle Wörter, die sich auf Sehen, Hören, Farbe, Licht, Landschaft und auf die damit verbundenen tausend Erscheinungen, Werkzeuge und Schönheiten beziehen — so würde sich das wißbegierige Entzücken des Erwerbens neuer Kenntnisse sehr vermindern; außerdem — und das wäre ein noch schrecklicherer Verlust — würden meine seelischen Empfindungen abgestumpft werden, so daß ich durch ungesehene Dinge nicht mehr berührt werden könnte.

Ist etwa irgendwie bewiesen worden, daß diese Korrespondenz kein angemessenes Mittel ist? Ist jemals im Gehirn eines Blinden eine Kammer geöffnet und leer gefunden worden? Hat jemals ein Psychologe den Geist eines Blinden untersucht und sagen können: „Es ist keine Empfindung vorhanden"?

Ich stehe auf der festen Erde; ich atme die würzige Luft. Aus diesen beiden Wahrnehmungen bilde ich unzählige Ideenverbindungen und Korrespondenzen. Ich beobachte, fühle, denke, phantasiere. Ich bringe die unzähligen verschiedenen Eindrücke, Erfahrungen, Begriffe miteinander zusammen. Aus diesen Materialien schmiedet die Phantasie, die geschickte Gehilfin des Verstandes, ein Bild, das der Skeptiker mir abstreiten möchte, weil ich nicht mit meinen körperlichen Augen das wechselnde liebliche Antlitz meines Gedankenkindes sehen kann. Er möchte den Spiegel des Geistes zerschlagen. Dieser Geistesvandale möchte meine Seele demütigen und mich zwingen, den Staub der Materie zu schlucken. Während ich an dem Bissen des Umstandes kaue, geißelt und spornt er mich mit dem Stachel der Tatsache. Wenn ich auf ihn achten wollte, würde das schöne Antlitz der Erde in nichts verschwinden, und ich hielte in meiner Hand nur noch einen zwecklosen, seelenlosen Klumpen toter Materie. Aber wenn auch der körperliche Leib lebend an den prometheischen Felsen angewurzelt ist — die geistesstolze Jägerin der Luft wird stets auf den glänzenden offenen Bahnen des Weltalls dahinziehen.

Geistige Wahrnehmung wird durch Blindheit ⊗ nicht beschränkt ⊗

Blindheit übt auf geistige Wahrnehmung keine einschränkende Wirkung aus. Mein geistiger Horizont ist unendlich weit. Die Welt, die er in seinen Kreis einschließt, ist unermeßlich. Wenden jene, die mich in den

engen Grenzen meiner kümmerlichen Sinne bleiben heißen, von Herschel verlangen, er solle seiner Sternenwelt ein Dach aufsetzen und uns Platos festes Firmament von gläsernen Halbkugeln zurückgeben? Würden sie Darwin aus dem Grabe entbieten und ihm befehlen, seine geologischen Zeiträume auszustreichen und uns dafür ein paar armselige Jahrtausende zurückzugeben? O, die hochmütigen Zweifler! Sie sind immer bemüht, dem aufwärts strebenden Geist die Flügel zu stutzen.

Ein Mensch, der eines oder mehrerer Sinne beraubt ist, ist nicht, wie viele Leute zu glauben scheinen, in eine pfadlose Wildnis ohne Landmarke und Führer hinausgestoßen. Der Blinde bringt in seine dunkle Umgebung alle Eigenschaften mit, die notwendig sind, um die sichtbare Welt zu begreifen, deren Tore ihm geschlossen sind. Er findet seine Umgebung überall von gleicher Art wie die der sonnenhellen Welt; denn zwischen der Welt drinnen und der Welt draußen ist ein unerschöpflicher Ozean von Ähnlichkeiten, und diese Ähnlichkeiten, diese Korrespondenzen genügen ihm für alle Anforderungen, die sein Leben an ihn stellt.

Die Notwendigkeit solcher Korrespondenzen oder Symbolismen erscheint um so zwingender, wenn wir die Pflichten betrachten, welche Religion und Philosophie uns auferlegen.

Die Bestätigung durch Religion und Philosophie

Man erwartet von den Blinden, daß sie die Bibel lesen, um dadurch geistige Glückseligkeit zu erlangen. Nun ist aber die Bibel ganz und gar angefüllt mit Erwähnungen von Wolken, Sternen, Farben und Schönheit, und oft sind diese Worte wesentlich für die Bedeutung des Gleichnisses oder der Rede, worin sie vorkommen. Hier sieht man nun doch die Folgewidrigkeit jener Leute, die an die Bibel glauben und uns trotzdem das Recht bestreiten, von etwas zu sprechen, was wir nicht sehen, und was übrigens sie selber auch nicht sehen. Wer wollte meinem Herzen verwehren, zu singen: „Ja, er flog daher, er schwebte auf den Fittichen des Windes. Dunkelheit war unter seinen Füßen. Sein Gezelt um ihn her waren finstere Gewässer und schwarze dichte Wolken, darinnen er verborgen war."

Die Philosophie weist beständig auf die Unzuverlässigkeit der fünf Sinne hin und auf die wichtige Aufgabe der Vernunft, die die Irrtümer unsrer Augen berichtigt und unsre Täuschungen als solche nachweist. Wenn wir uns nicht auf fünf Sinne verlassen können, wieviel weniger dann auf drei! Welchen Grund haben wir, Licht, Klang und Farbe als einen wesentlichen Bestandteil unsrer Welt auszuscheiden? Wie können wir wissen, daß sie aufgehört haben, für uns zu existieren? Wir müssen ihr wirkliches Vorhandensein als erwiesen annehmen, gerade wie der Philosoph die Wirklichkeit der Welt annimmt, ohne daß er imstande wäre, sie körperlich als ein Ganzes zu sehen.

Die Philosophie des Altertums bietet uns ein Argument, das noch immer gültig erscheint: in dem Blinden ist wie in dem Sehenden ein Absolutes, das dem als wahr Erkannten Wahrheit verleiht, dem Ordentlichen Ordnung, dem Schönen Schönheit, dem Greifbaren Greifbarkeit. Wenn das zugegeben wird, so folgt daraus, daß dieses Absolute nicht unvollkommen, unvollständig und nur ein Teil ist. Es muß notwendigerweise über die beschränkte Augenscheinlichkeit unsrer Wahrnehmungen hinausgehen, muß dem Unsichtbaren Licht geben und aus dem Harmonischen, das im Schweigen verstummt, tönende Musik erschaffen. So nötigt uns der Geist selber zur Anerkennung, daß wir in einer Welt intellektueller Ordnung, Schönheit und Harmonie sind. Das Wesentliche oder Absolute dieser Ideen vertreibt notwendigerweise deren Gegensätze, Unordnung, Häßlichkeit und Zwietracht. So sind Taubheit und Blindheit in der immateriellen Welt, die im philosophischen Sinne die wirkliche Welt ist, nicht vorhanden, sondern sind aus ihr ebenso verbannt wie die vergänglichen materiellen Sinne. Wirklichkeit, deren Symbole die sichtbaren Dinge sind, leuchtet vor meinem Geiste. Während ich mit unsichern Schritten durch mein Zimmer gehe, schwebt mein Geist auf Adlerschwingen himmelwärts zu unauslöschlichen Bildern und blickt herab auf die Welt ewiger Schönheit.

Digitized by Google

und singen. Sie macht still. Aber sie bewegt und regt bis ins Innerste zum Sinnen an. Und ich weiß: wer die Geschichte der Mark kennt, dem sagt dies stille Land weit mehr. Dem beleben sich die welteinsamen Wälder, der schaut Gestalten, und Bilder erschütternder, hinreißender, erhebender und belustigender Art werden wieder wach! Die Landschaft mit dem geschichtlichen Nachhall vereint, erst das gibt ein volles, packendes, unvergeßliches Bild der Mark Brandenburg.

In diesem Sinne wachen eigne Erfahrungen und Erinnerungen heute wieder inmitten thüringer Berge auf. Ich denke noch wilder Sturmesstunden auf den damals einsamen Müggelbergen. Drunten in der Tiefe zwischen den erregten Baumwipfeln rollten die Wogenkämme der Müggel. Wolken jagten wie aufgescheuchte Wölfe über den zürnenden Himmel. Ich aber sah im Geiste Feuer unter den Bäumen lodern, und Semnonen, in Felle gekleidet, hielten mit Pfeil und Bogen Wacht unter den Waldriesen. Und dann saß ich oft beim Fischer Schutz drunten am kleinen finstern Teufelssee. Der Alte hatte vor seiner schilfgedeckten Hütte Platz genommen, strickte Netze und belebte mit leiser Stimme, Mären und Sagen erzählend, die fast unheimliche Stätte mit wundersamen Erscheinungen. Schildhorn und Haveluser haben mir mehr denn einmal in einsamen Stunden wieder die tobenden Schlachten, das Ringen der letzten Wendenfürsten heraufgeführt. Schilder krachten aneinander, Speere splitterten, die Luft war erfüllt mit dem Weheschrei der Verwundeten. Unvergeßlich jene Abendstunde, da ich nach stundenlangem Suchen endlich die Grabstätte Heinrich von Kleists inmitten dichtem Waldesgebüsch entdeckt hatte. Eine Bahn durchschnitt damals noch nicht den Wald. Der Wannsee lag völlig verlassen im Kranze seiner Wälder. Nur zwei armselige Bauten lagen an der Straße nach Potsdam: das Haus des Chausseegelderhebers und der niedrige Krug von Stimming, in dem an jenem unglückseligen Novemberabend des Jahres 1811 der Dichter Heinrich von Kleist mit seiner Freundin Henriette Vogel einkehrte, um tags darauf freiwillig aus einem Leben zu scheiden, das ihm nur bitterste Enttäuschungen und Mißerfolge geboten hatte. In jener Abendstunde habe ich den furchtbaren Todeskampf des großen unglücklichen Dichters noch einmal nachempfunden. Und dann trat ich die Wanderung auf der Straße unter Pappeln hin an. Ein ander Bild stieg da vor meinem Innern auf. Ein Hofwagen alter Art rollt vorüber. Ein gelbes Gesicht, von schwerer Allongeperücke umrahmt, blickt mit dunklen funkelnden Äuglein heraus. Voltaire fährt nach Potsdam. Militär marschiert vorüber. Die Tritte verhallen im Abenddunkel. Dann noch ein schlichter Hofwagen. Ich schaue hinein. In eine Ecke gedrückt sitzt der große König, gedankenvoll das gefurchte Gesicht in den sinkenden Tag gerichtet. Die öde Straße aber hatte für mich Leben und Glanz empfangen.

Warmer Naturſinn wie feinkünstlerisches Empfinden, sie finden gleichmäßig innerhalb des märkischen Bannkreises von Heide, Wasser und einsamen Föhrenwäldern eine reiche Fülle von Anregungen und nachhaltigen Stimmungswerten. Das Abendrot auf den zerfurchten Kiefernstämmen und leis schwankenden Kronen schafft Bilder von tief ergreifender Schönheit. Man meint, Blut riesele nieder, den Boden zu segnen, über den die Geschichte oft so wuchtig dahinschritt! Und wieder ein lichter Birkenhain im jungen Morgenlicht oder im Silberglanz des Mondes, wenn die schlanken hellen Stämme leuchten, die zarten Zweige wie wehende Locken niederrieseln. Man horcht unwillkürlich auf, ob nicht seines Stimmengewirr von Geistern herübertöne, Nixen schwebende Tänze im Auf und Nieder ausführen werden. Welch ein tief ergreifendes Adagio in der märkischen Landschaft, wenn die Sonne sacht, blutrot, zuckend über dem Wasser niedertaucht, weiße Segel wie Riesenschwäne langsam und feierlich in dieses Farbenspiel von Gold und Purpur hineinschwimmen, während die Rohrdommel lärmt und der Abendwind durch das Uferschilf seufzt.

Durch knieholzen Sand mahlt der Fuß. Skabiosen, Thymian, Glockenblumen, zitronengelbe Immortelle halten am Wege die Wacht. Kleine blaue Schmetterlinge taumeln wie selig trunken darüber hin. Ab und zu surrt mit Brummbaß eine Hummel dazwischen. Dahinter steht stachliger Kunstkiefernwald, mit Beeten eingefriedigt, von einer ernsten Versammlung von Waldbesitzrandern unter [illegible]. Dann [illegible] ein Stück Land [illegible]

müde! Und allüberall umweht uns vernehmlich und eindringlich der Flügelschlag der Geschichte.

Hier auf den Terrassen von Sanssouci, wo seine Windspiele ruhen, da hatte der große König sich ursprünglich ebenfalls eine Gruft ausmauern lassen. Zu seinem Freunde, dem Marquis d'Argens, hatte er sich geäußert: „Quand je serai là, je serai sans souci!" Aber sein irdisch Teil ruht nun unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam neben dem rauhen Vater, dem Monarchenpflicht über Vaterliebe ging, und der mit dem großen Sohne erst Preußen zu seiner Sonnenhöhe führen sollte. Wohl hat sich Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege noch das umfangreiche Neue Palais bauen lassen, doch sein Herz hing an Sanssouci. Als ein einsamer, die Menschheit meidender Mann ist hier auch sein großer Geist hinübergegangen. Drüben aber war es das Neue Palais, in dem ein andrer Fritz, „unser Fritz", sein Dulderleben enden sollte. Sein irdisch Teil ward in der schönen Friedenskirche beigesetzt, wo auch Preußens Künstlerkönig ruht, Friedrich Wilhelm IV., während dessen Herz zu den Füßen der Eltern in Charlottenburg beigesetzt wurde.

So bleibt uns Preußen Potsdam und die Fülle seiner Schlösser ein ernster Gang durch die Geschichte. Heiterer muten darum Schloß Glienicke und vor allem Babelsberg an, als die einzige Schöpfung, die der anspruchslose König Wilhelm im Banne von Potsdam erstehen ließ. Er hatte sich angesichts seiner Vermählung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach dazu entschlossen. Eine Wüste, von Einzeleichen und Kiefern bestanden, wandelte sich in einen herrlichen Berggarten, dessen Höhen zauberische Bilder zur Havel mit ihrem Treiben und Leben entrollen. Babelsberg ist auch bis zuletzt dem greisen Fürsten ein lieber Sommeraufenthalt geblieben. Gern kehrte der schon bei Lebzeiten wie von einem Sagenschein umwobene Herrscher immer wieder ein, er, der diese Stätte weihte, von der Liebe eines großen Volkes umfangen.

Strebt man von Potsdam noch weiter westlicher, so gelangt man über Caput zum mächtigen Schwielowsee, ebenfalls nur eine gewaltige Ausbuchtung der Havel. Hier umweht uns wieder echte Marktstimmung. Wasser, Wasser, so weit nur das Auge wandert, am Horizont begrenzt von stillen Wäldern. Dorf Caput erzählt mit seinem Schloß noch von den Tagen der Sophie Charlotte, der jungen Gemahlin König Friedrich Wilhelms I. Erst mit Erbauung der Charlottenburg trat Caput mehr und mehr in den Hintergrund. Nur noch einmal kam ein hoher Feiertag über die Stätte, da am 8. Juli 1709 eine mit zweiundzwanzig Kanonen gespickte prächtige Jacht nach Caput geschwommen kam, drei Friedriche an Bord führend: Preußens ersten König, den König von Dänemark und den von Polen. Die goldenen und silbernen Geräte, welche das Schiff mit sich trug, schätzte man auf einen Wert von 100000 Talern. Am untern Ende des Schwielow birgt sich das Fischerdorf Ferch, heute ein weltverborgenes Maleridyll. Gegenüber liegt Baumgartenbrück, Potsdamern wie Berlinern wohlbekannt als malerischer Ausflugspunkt. Man sieht vom Garten aus die Segel aufblitzen, sieht, wie die Zugbrücke sich knarrend hebt, um die Flottillen von Kähnen mit Obst, Ziegelsteinen durchzulassen, und freut sich des Spiels der Wellen und Wolken, der frischen Luft, die vom See herüberströmt. Und dann kann man weiterwandern an den Ufern hin, nach der Obstkammer Berlins, nach Werder, und weiter zu den stillen Haveldörfern Paretz, Uetz, Marquardt, Fahrland, bis wir bei Nedlitz wieder bekannten Boden betreten und die Türme von Potsdam wie aus blauen Fluten im Abendlicht uns entgegengrüßen.

Abendandacht

Still liegt das Dorf, die Arbeit ruht und träumt.
Die Häuschen sind mit rotem Gold gesäumt
Und leuchten still, indes ein Heimatlied
Verklärten Klanges durch den Abend zieht.

Zwei Kinder treten, blond und braun und frisch,
Mit ihren Eltern an den Abendtisch,
Die frommen Hände küßt zum Dankgebet
Die Sonne, die in stummer Andacht steht.

Hans Herbert Ulrich

Digitized by Google

Thora

Roman von Gustaf af Geijerstam

Aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett

I

Thoras Heirat

Einst hieß sie Thora Krohk und wurde meist Thorachen genannt. Jetzt hieß sie Frau Thora Bruce auf Akerup, war mit dem gestrengen Patron Johan Bruce verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie hatte Haushalt und Dienerschaft, einen Viehhof mit fünfzig Kühen, im Stall zwölf Pferde, Geld und Gut, Untergebene, Nachbarn, Verkehr. Und alles das war für sie ebenso neu wie fremd. Einst war Thora frei und frank durch Feld und Wald geschweift. Jetzt hatte sie von früh bis spät im Haushalt zu tun, beaufsichtigte Milchwirtschaft und Speisekammer, Küche und Keller, stillte, als sie noch klein waren, ihre Kinder, erzog sie, als sie größer wurden, gehorchte ihres Mannes leisestem Wink und demütigte sich unter seinem Zorn. Einst war Thora strahlend froh, glücklich, gut Freund mit jedermann. Jetzt weinte sie oft, schlich still und scheu im Hause herum, und ihr Gesicht zeigte die Blässe der Überanstrengung, die von Tagen voll Arbeit und Nächten voll Sorge kommt. Nie mehr sang sie, nie war ihr Gang mehr leicht und tanzend wie in jungen Tagen. Sie war etwas über zwanzig und sah aus, als wäre sie fünfunddreißig. Nur wenn manchmal ihre Augen mit einem Ausdruck unendlich kindlichen Fragens aufleuchteten, sah man noch, wie jung sie war.

Alle, die sie früher gekannt hatten, wußten zu erzählen, ein schöneres Mädchen als Thora habe es überhaupt nicht gegeben. Schlank und fein war sie, und über ihrem Gesicht lag das scheue, frohe Staunen eines, dem die Welt neu, lockend und süß erscheint. Jeder, der sie sah, blieb stehen, um sich an diesem frischen, unberührten jungfräulichen Wesen zu erquicken, womöglich ein Stückchen der ruhigen Freudigkeit, die ihre ganze Persönlichkeit ausstrahlte, mitzunehmen. Ein Wort aus Thoras Mund war wie das muntere Zwitschern eines Vogels im Walde. Und was sie sagte, auch das Geringste, war von einem eignen süßen Reiz, eben durch den ruhigen, stillen Jubel, womit sie der Zukunft entgegenzugehen schien.

Thora war in einem glücklichen Heim aufgewachsen. Keiner hatte ihr je ein böses Wort gesagt. Ihr väterlicher Hof lag von Akerup aus gerechnet hoch im Norden. Vier Tagereisen hatte sie zurückzulegen gehabt, ehe sie als Neuvermählte mit ihrem Mann ihre jetzige Heimat erreicht hatte. Und so oft sie an diese Reise zurückdachte, fühlte sie aufs neue die Angst, die sie damals durchgemacht hatte, in sich erstehen.

Diese Heimfahrt war keine Hochzeitsreise, so wie man sie in unsern Tagen kennt. Es war eine gar mühsame Hochzeitsfahrt im Wagen, Seite an Seite mit einem Gatten, von dem Thora im Grunde weniger als nichts wußte. Dazu eine Abschiedsreise von allem, was ihr lieb gewesen. Als die großen Wasser und Wälder hinter ihr verschwanden, fühlte sie sich heimatlos, heimatlos und unglücklich; denn der Mann, der sie fortführte, begann ihr bang zu machen. Es kam Thora auf einmal vor, als spräche er scharf und befehlend, als klänge seine Stimme hart. Überhaupt wurde Johan Bruce mit jeder neuen Station, die sie erreichten, mehr und mehr ein andrer als der, der im Elternhause erst als Gast, dann als Freier und zuletzt als Bräutigam aufgetreten war.

Zuletzt wurde auch die Gegend ganz anders als alles, was Thora je gesehen hatte. Der Wald, mit dem sie aufgewachsen war, verschwand, vor ihr dehnte sich das Flach-

Digitized by Google

land, eine weite öde Ebene, in der die Höfe mit ihren eng um das Wohnhaus gedrängten Nebengebäuden dicht gestreut lagen.

Und über der Ebene regnete es, und der Wind fegte drüber hin, daß der fallende Regen aussah wie nasser Nebel, der sich wie Gewölk über die aufgeweichten Äcker wälzte. Nicht einmal ein rotes Haus unterbrach mit seinen weißen Ecken die graue Einförmigkeit. Sogar die Bäume waren Thora fremd. Wie Riesenpilze hoben sich ein paar niedere Bäume mit runden buschigen Kronen aus dem feuchten Boden. Sie standen einzeln oder in Reihen an großen breiten Gräben, in denen braunes Wasser rauschte. Im Regendüster sahen sie mitten am Tag ganz gespenstisch aus, und Thora entsann sich nicht, je auch nur ihren Namen gehört zu haben. Sie war ganz verwundert, als ihr Mann ihr sagte, es seien Weiden. Erstaunt blickte sie zu Bruce auf, der neben ihr saß und mit sicherer Hand die kräftigen, derbgebauten blanken Pferde lenkte. Und während der Wagen weiterrollte, dachte sie: Ist das der Weg zur Heimat?

Auf der letzten zwei Meilen langen Strecke kamen sie plötzlich in ein Tal, das ein kleiner, hochgeschwellter Bach, der in der Herbstflut einherrauschte, durchschnitt. Der Mann nannte den Bach „An", und als er den Namen aussprach, klang seine Stimme fast ein bischen wärmer, wie in Bewunderung. Die Fahrt ging jetzt durch Waldstrecken, wo noch die Blätter an den Bäumen saßen, obgleich es schon fast November war. Der Mann erklärte, die Bäume seien Buchen; und während er sprach, beobachtete er Thora von der Seite, als erwarte er, sie solle ihn ansehen und fröhlich aufstrahlen. Aber Thora saß ganz still und hörte nur das Klopfen ihres eignen Herzens. Buchen? Was waren Buchen ihr, ihr, die unter Tannen und Birken aufgewachsen war! Das hatte sie nie gedacht, daß sie die dereinst missen sollte!

Der Regen strömte nicht mehr so heftig. Er fiel jetzt sacht und dicht wie ein leichter feiner Tauregen, der die Natur überschattete. Thora sah wohl, daß das eigentlich schön war, und wunderte sich selber, daß sie so gar nichts dabei empfand.

Es dämmerte schon, als der Wagen durch das Gattertor in einen Hof einbog, ein unendlich langes, niederes Haus mit riesenhohem Dach, ein Stück weit von der Landstraße gelegen. Aus den Fenstern blinkte Licht, und Thora unterschied in der Dämmerung etwas Riesengroßes, Langes, Dunkles, einen Wald oder einen Berg oder alles beides, was sich hoch über dem Gebäude erhob. Es füllte das Tal hinter dem Hof, reckte sich zu beiden Seiten, so weit das Auge sah, verdunkelte die ganze Gegend, fand Thora; und mit großen Augen darauf hinstarrend, fragte sie: „Was ist das?"

Als Antwort hörte sie etwas wie „Söderasen" oder so ähnlich. Und wie schön es da wäre, wenn die Sonne schien und der Frühling kam. Und wieder redete ihr Mann von Buchen, und in seine Stimme kam wieder der unterdrückte Klang, als warte er auf Teilnahme und Mitfreude.

Aber Thora verstand ihn nicht. Sie ließ sich nur ins Haus führen. Sie ging von einem Zimmer ins andre, begriff nichts von allem, wußte nur eins: hier sollte sie leben — hier war sie daheim!

Vor den Fenstern waren Läden befestigt mit halbmondförmigen Ausschnitten, durch die vorhin der Lichtschein auf den Hof gefallen war. Thora war froh, daß sie endlich zur Ruhe kam, und daß die Fenster so gut verrammelt waren. Auf dem Tisch stand ein reichliches Abendessen. Aber sie hatte keinen Appetit, sondern saß bloß verwundert und müde da; und obgleich sie vorher schon lange hungrig gewesen war, konnte sie jetzt doch nichts essen. Sie sah noch immer den langen niedern Bergrücken vor sich. Und es kam ihr vor, als löse er sich in Nebel auf, dränge sich durch die kleinen Löcher in den Fensterläden, fülle das ganze Zimmer und ersticke sie.

„An was denkst du?" fragte ihr Mann. Seine Stimme klang scharf.

„An nichts!" antwortete Thora ängstlich.

Wie etwas, an das sie sich noch nicht recht gewöhnen konnte, kam es ihr vor, daß sie vor wenigen Tagen vor dem Altar gestanden, daß der Mann, der da zu ihr sprach, ihr Mann war, und daß sie jetzt als junge Frau zum erstenmal im eignen Heim saß.

Sie blickte zu ihrem Mann auf und versuchte zu lächeln. Sie merkte, daß der Blick, mit dem Bruce dem ihren begegnete, scharf und forschend war.

„Glaubst du, du wirst dich hier bei mir wohlfühlen können?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Und ängstlich und hastig bejahte Thora. Ohne daß sie sich selber über die Ursache klar geworden wäre, empfand sie Mitleid mit sich selber und mit dem Mann. Sie wünschte, sie hätte irgendeinen Menschen gehabt, zu dem sie hätte gehen können und sich ausweinen. Aber da war niemand, und die alte Heimat war fern.

* * *

Thora hatte freilich keine Ahnung, was sie erwartete, als sie dem Disponenten auf Akerup ihr Jawort gab. Eigentlich gab sie es ihm auch gar nicht. Ihre Eltern gaben es für sie, wie es zu jener Zeit Sitte war; und als sie es taten, geschah es ohne Zweifel in dem Gedanken, daß sie nur zum Besten ihrer Tochter handelten.

Thoras Elternhaus lag im mittleren Schweden. Der kleine Hof hieß Moheda, und ein Stück des schönen Wettersees breitete sich vor seinen Fenstern aus. Thora war die jüngste von vielen Geschwistern. Solange sie zurückdenken konnte, hatten die Gespräche der Eltern sich darum gedreht, wie man am besten auskommen könne, wie teuer alles geworden sei und wie viel die Kinder brauchten. Schon als ganz kleines Mädchen hatte sie das ständig mitangehört, und ohne so recht zu verstehen, was es eigentlich bedeutete, hatte sie doch immer eine Art Mitleid gehabt mit den Eltern, die um der Kinder willen so viel Sorge, Mühe und Arbeit hatten. Es kam ihr fast vor, als müsse sie eigentlich täglich und stündlich darauf bedacht sein, den Eltern dereinst alles zu vergelten, was sie um ihretwillen entbehren mußten, und in der Stille dankte sie mehr als einmal ihrem Gott, daß sie kein Mann war. Denn den Eltern auch nur das zu kosten, was selbst der wenigst kostspielige der Brüder ohne Gewissensbisse verbrauchte — das wußte Thora ganz sicher —, das hätte sie nie über sich gebracht.

Der Vater war ein alter verabschiedeter Rittmeister, der die neue Zeit, die der Liberalismus jener Tage in Schweden eingeführt hatte, verachtete. Stramm, wortkarg und arbeitsam, bewirtschaftete er sein Gut und trieb Vieh- und Getreidehandel; sein größtes Interesse aber waren die Pferde, auf die er sich schon seit der kurzen Zeit, die er bei den Husaren gedient hatte, von Grund aus verstand. Daß er seinen Abschied hatte nehmen müssen, weil die knappe Gage und Besoldung und die magern Einkünfte des kleinen Gutes nicht ausreichten zur Bestreitung der Ausgaben, die das Militärleben nun einmal mit sich brachte, war ihm noch ein Kummer in seinen alten Tagen, als er und seine Frau schon wieder einsam in ihrem Nest saßen und die schlimmsten Sorgen aus den Schul- und Universitätsjahren der Söhne glücklich überstanden waren. Aber die Liebe war eben mit im Spiel gewesen, die Liebe zu der kleinen blonden Pfarrerstochter, die eine ganze lange Verlobungszeit durch auf ihren Leutnant gewartet hatte, und die jetzt als seine Frau auf dem alten Moheda saß, die ihm sechs Kinder geboren hatte, von denen fünf am Leben waren, und die ihm treulich zur Seite gestanden hatte in all den einförmig sich ablösenden Schicksalen, die ihnen beiden doch wechselnder und inhaltsreicher vorkamen als die irgendeines andern Menschen. Die kleine rundliche Dame war noch immer eine lebhafte, frische Frau, wie sie in ihrer Bänderhaube, mit ihrem klugen, wohlwollenden Lächeln ihren täglichen Rundgang durch Küche, Keller, Milchkammer und Vorratsstube machte. Ihrer klugen Fürsorge und ihrem guten ökonomischen Verstand war es zu verdanken, daß die kleinen Einkünfte des Haushalts unter all den Jahren ausreichten; und wenn der Rittmeister Fabian Krohk gerade seinen guten Tag hatte, erkannte er das auch gern an.

„Eine verdammt gute Sache," pflegte er zu sagen, „wenn man eine Pfarrerstochter heiratet! Die Pfarrer, die verstehen sich auf ihren Profit. Und die gleiche gute Gewohnheit prägen sie auch ihren Kindern ein."

Wie man hört, war der Rittmeister kein Freund der Pfarrer, und die Abneigung, die er stets gegen die Mitglieder des geistlichen Standes gehegt und sein Leben lang beibehalten hatte, war denn auch ein Stein des Anstoßes in der Krohkschen Ehe. Glücklicherweise jedoch war die Frau Rittmeister eine fügsame Natur und viel zu sehr daran gewöhnt, unter militärischem Kommando zu stehen, als daß sie nicht meist jedem Streit ausgewichen wäre. Daneben besaß sie auch ein gut Teil Humor, und wenn der Rittmeister gar zu arg gegen die Pfarrer loszog, so unterbrach ihn seine Frau meist nur in ihrer ruhigen Weise mit den Worten: „Tinnerholm, Tinnerholm, stille dein blu-

Digitized by Google

tiges Schwert!" Diese Worte schlossen dem tapfern Rittmeister stets unfehlbar den Mund. Er fühlte sich besiegt, verschwand eiligst, seine Frau als Triumphierende auf dem Schlachtfeld zurücklassend, und schloß sich in sein Zimmer ein, wo er sich beim Genuß einer Pfeife holländischen Knasters auch regelmäßig beruhigte.

Die Abneigung des Rittmeisters gegen die Pfarrer bedeutete übrigens keineswegs irgendwelchen Widerwillen gegen Religion oder Kirche. Fabian Krohk war ein Lutheraner von altem Schrot und Korn. Er hatte in der Kirche seinen ganz bestimmten Platz, der Kanzel schräg gegenüber, und auf seinem Tisch lag eine Ausgabe der Bibel Karls XII. Eine spätere Übersetzung ließ er nicht gelten. Seine Religiosität hatte eine Art militärischen Zuschnitts und hing mit seinem Sinn für Zucht und Disziplin und einer gefestigten Weltordnung zusammen. Wenn er ab und zu eine Andachtsstunde abhielt, so durfte niemand dabeisein, nicht einmal seine liebe und erprobte Hausfrau Dorothea oder Dortha, wie er sie der Kürze halber gewöhnlich nannte. Ihr überließ der Rittmeister sozusagen die Gefühlsseite der Religion, zu der er auch die Erziehung der Kinder im wahren Glauben und dem rechten Katechismus rechnete. Frau Dortha war ebenfalls eine wahrhaft gläubige Frau, nicht ohne einen leichten Zusatz von Pietismus. Sie las jeden Morgen und Abend ihren Arndt, und in ihrer Bibel lagen gepreßte Blumen und Blätter, die sie dort zur Erinnerung an Tage aufbewahrte, aus denen über ihr ganzes einförmiges Leben ein Glanz gefallen war. Erinnerungen an ihre Konfirmation und an ihre Liebe. Außer den Blumen barg die alte Bibel noch gedruckte Karten mit Gesangbuchversen und Sprüchen, alles auch Andenken an allerhand Tage, deren Gedächtnis die treue Seele bewahrte. In der Bibel hatte sie gleichsam ihr ganzes Leben niedergelegt, das geistliche Teil und das irdische; und wenn sie sie täglich aufschlug und ihr Kapitel darin las, so bedeutete das nicht bloß, daß sie sich den Trost der Schrift für die Last des kommenden Tages holen, sondern auch, daß sie sich damit den innern Zusammenhang erhalten wollte zwischen dem kleinen Pfarrerstöchterlein, das das kostbare Buch am Konfirmationstag bekommen hatte, und der geschäftigen Rittmeistersfrau, die in ihren kleinen Verhältnissen alt geworden war und noch immer den aufreibenden Kampf zwischen Ausgaben und Einkünften kämpfte — froh über jeden Tag, der verging, ohne daß das Brot allzu knapp oder die Ausgaben allzu überraschend groß gewesen wären.

Frau Dortha war also das Gewissen der Familie, ihr Ratgeber in allen Fragen des Rechts oder Unrechts und ihre Autorität in allem, was Gottes Wille hieß. Der Rittmeister glaubte steif und fest daran, daß seine Frau besser Bescheid wisse mit den heiligen Dingen als andre Menschen, und jeder Versuch von seiten der Kinder, ihre Autorität in solchen Fragen etwas einzuschränken, wurde vom Vater mit Strenge und einer gewissen abergläubischen Ängstlichkeit zurückgewiesen. Frau Dorthas Andachtsstunden waren ihm ebenso heilig wie ihr unermüdlicher Fleiß, und im stillen erkannte er dankbar an, daß beides zusammen ihm dazu verholfen hatte, daß er Moheda ohne allzu schwere Hypotheken behalten und dennoch den Kindern eine Erziehung geben konnte, deren er sich auch als Edelmann nicht zu schämen hatte.

Frau Dortha besaß auch eine fast unbestrittene Macht über ihre Kinder, und soweit Thora zurückdenken konnte, war sie gewöhnt, zur Mutter aufzusehen und sich ihrer Leitung zu überlassen. Zur Mutter ging man mit all seinen Freuden und all seinem Kummer, besonders mit dem Kummer. Mutter hatte für alle Zeit, Mutter wußte für alles Rat. Nichts gab es, mochte es noch so schwer scheinen, das nicht möglich und, wenn auch nicht leicht, so doch immerhin besser wurde, wenn Mutter darum wußte. Und doch war Mutter immer geschäftig. Sie war morgens die erste und abends die letzte. Thora konnte sich überhaupt nicht entsinnen, die Mutter je müßig gesehen zu haben. Krank war sie nie, oder wenigstens sprach sie nie darüber. Fast alles, was überhaupt daheim war, entstand unter ihren fleißigen Händen; und wenn Vater ungeduldig war oder traurig, so hatte sie ihn immer bald wieder bei froher und zufriedener Laune. So kannte Thora ihre Mutter, so sah sie sie beständig vor sich.

Überhaupt war für sie das Vaterhaus der einzige Ort, den sie sich denken konnte, wo sie leben und sich glücklich fühlen konnte. Weil sie die Jüngste war, war man weniger

Digitized by Google

streng gegen sie gewesen als gegen die älteren Geschwister, und es war unter den Brüdern ein stehender Scherz, Thora sei von allen die einzige, die die Eltern verwöhnt hätten. Es war, als hätte sich deren Strenge bei der Erziehung der älteren Kinder erschöpft, so daß sie weder Sinn noch Lust mehr hatten für diese Methode, als die Reihe an ihre jüngste Tochter kam. Im übrigen mißgönnte Thora das niemand. Sie war so unbestritten der Sonnenschein in diesem ernsten Haus; keins der andern hatte so laut geschrien, so oft gelächelt. Sie war in allen Ecken und Winkeln des Hofes und der ganzen Umgegend daheim. Wohin sie kam, erhellten sich bei ihrem Anblick die Gesichter. Auch in der Natur war sie zu Hause. Der Wettern ist ein seltsamer See. Er ist weit, so weit, daß man an seinen Ufern an das Meer denkt, und zugleich tief und kristallklar wie ein Märchen-Riesenquell. Leichtbewegt und ernst, fast noch mehr als das Meer, ist der Wettern. Still wie ein Auge liegt er im Sonnenglanz, und ehe man bis drei zählt, ist er aufgewühlt im tiefsten Grund, und die Wellen gehen wolkenhoch. Vorwärts stürmt er in Riesenwogen, und plötzlich liegt er wieder still, durchsichtig und klar. So ist der Wettern. Kein See im Norden kommt ihm gleich. Nur mit den Alpenseen der Schweiz hat er Ähnlichkeit. Die Sage berichtet darum auch, daß vom Wettern zu jenen wunderbaren Bergseen im Süden ein unterirdischer Kanal gehe, der sie verbinde. Davon wußte nun zwar Thora nichts; aber wenn sie am Ufer des Wettern ging, dachte sie oft, zwischen ihnen beiden, dem Wettern und ihr, sei ein Zusammenhang. Wie der klare See war auch ihr Sinn leichtbeweglich und wechselvoll. Allerdings fand Thora diesen Gedanken selbst so vermessen und auch wieder so wunderbar, daß sie ihn für sich behielt und ihn keinem Menschen anvertraute, nicht einmal der Mutter, der sie sonst alles sagte. An dem Ufer, an dem Moheda lag, ging der Wald bis hinunter zum Strand, und das Waldesdunkel spiegelte sich in der klaren, grünschimmernden Seefläche. Und hier fand Thora die meisten der Erinnerungen, die sie durchs Leben geleiteten. Zahllos waren die Gedankenspiele, die diese enge Nachbarschaft von Wald und See mit ihrem Dunkel und Licht in ihren Mädchenträumen ins Leben rief.

Aber bei all den Träumereien, denen sich Thora, wenn sie so einsam durch Wald und Feld wanderte, wie andre junge Mädchen gern hingab, war sie eine zärtliche, kluge und hingebende Seele; und das Beste, was es für sie im Leben gab, war und blieb die Mutter, die so fleißig und gütig im Haus waltete und über der Sorge für andre sich selber vergaß. Frühzeitig lernte sie die Armut mit ihrem Kampf verstehen. Sie sah mit eignen Augen, wie der Wohlstand im Elternhaus gleichsam zunahm, wie es den Eltern so nach und nach leichter ums Herz wurde. Gespräche, die sie mit anhörte, taten auch das ihrige dazu; rasche Worte, kurze Unterredungen, die zwischen den Eltern gewechselt wurden, blieben in ihrer Erinnerung haften. Und wenn sie dann in der Einsamkeit darüber nachdachte, verstand sie auch — unreif und kindlich, aber doch klar und ruhig, wie sie alles, was in ihrem Bereich lag, beurteilte — die Kümmernisse der Eltern und die Art und Weise, sie ihnen zu erleichtern. Sie begriff, daß das Leben den Eltern leichter wurde, je mehr die Kinder heranwuchsen und sich selber versorgen konnten. Eins ums andre zog davon, hinaus in die Welt. Die Brüder kamen in Stellungen, die große Schwester verheiratete sich. Und mit jedem von ihnen, das so von daheim wegkam, fiel etwas von der Last fort, die auf den Eltern lag. Thora machte sich das auf ihre eigne Weise klar: der Mensch hat im Leben zwei kurze Perioden des Glücks. Zuerst die Zeit der Liebe, in der er sein Nest baut, dann die Tage des Alters, in denen das Nest leer wird und die, die es dereinst gebaut, auf Tage der Arbeit und Mühe zurückschauen und ausruhen dürfen. Zu dieser Weltanschauung gelangte Thora schon frühzeitig; und da sie wohl begriff, daß der Reichtum in gewissem Maße diese Verhältnisse zu ändern vermag, so lernte sie auch frühzeitig den Wert des Geldes schätzen. Es kam ihr ganz natürlich und einfach vor, daß man damit viel Gutes tun und andern große Freude machen konnte.

Während sie so noch als einzige im Vaterhaus war, kam eine neue Sache, die ihr viel Kopfzerbrechen machte. Sie glaubte nämlich herauszufühlen, daß die Eltern wünschten, sie möge sich bald verheiraten. Wenn sie einmal wegstürben, würde Thora allein und ohne Stütze zurückbleiben. Sie waren

Digitized by Google

beide alt, und der alte Hof war nicht viel wert, wenn es sich einmal darum handelte, ihn unter fünf Geschwister zu teilen.

Es war eine schwere Stunde für Thora, als ihr das zum erstenmal klar wurde, um so schwerer, als in all ihren Gedanken stets die Liebe den ersten Platz eingenommen hatte. Nichts erschien ihr so ganz unmöglich, als daß sie, Thora, dereinst ohne Liebe heiraten könnte. Aber eben der Gedanke an eine derartige Möglichkeit war es, der sie beunruhigte. Denn Thora sah anderseits sehr wohl ein, daß, wenn die Eltern ihre Verheiratung wünschten und ihr einen Mann vorschlügen, sie es niemals wagen und übers Herz bringen würde, sie durch ein Nein zu betrüben. Ohne Bitterkeit, als an etwas ganz Natürliches dachte sie hieran — fast wie an ein Schicksal, das sie erwartete. Sie sah die Liebe wie einen Traum und die Heirat wie eine Wirklichkeit, die dereinst den Eltern ein ruhiges Alter schenken sollte.

Aber alles kam ihr doch noch fern und unwirklich vor. Sie wußte ja, es würde kommen. Aber daß es bald kommen würde, das dachte sie nie. Wie junge, gesunde Menschen ja wohl wissen, daß sie einmal sterben müssen, ohne sich dadurch hindern zu lassen, in Freuden zu leben, so wußte auch Thora, daß sie sich einmal verheiraten mußte, aber sie dachte gar nicht daran, daß es schon übers Jahr sein könnte, wie es im Liede heißt, oder wie der Vater scherzte, wenn sie am Silvesterabend die Bohne in der Grütze erwischte. Heiraten — das lag noch in weiter, weiter Ferne, dachte Thora; die Jugend würde noch lange dauern.

Eine Liebesgeschichte hatte Thora nie erlebt, auch nicht die kindlichste und unschuldigste. Auf den väterlichen Hof kamen keine jungen Leute, höchstens einmal einer oder der andre von den Kameraden der Brüder. Und solche Besuche waren nur selten und dauerten niemals lange. Plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch wieder und hinterließen nur eine Erinnerung an Tage, die ein bißchen rascher vergangen und lustiger gewesen waren als die andern. Es waren eben Fremde, die da gekommen und gegangen waren; und die meisten von ihnen hatten Thora überhaupt kaum beachtet.

Einer aber hatte sie doch beachtet. Er hieß Konrad Olthov und war der Sohn des Barons auf Granas, einem alten Herrensitz, der etwa drei Meilen südwärts auf einem von dunklem Wald umrandeten Hügel über dem Wettern lag. Das einzige Mal, daß Thora den Vater hatte nach Jönköping begleiten dürfen, um zu sehen, wie eine Stadt aussieht, hatte der Rittmeister mit der Peitsche seitwärts gedeutet und gesagt: „Dort liegt Granas.“ Thora sah ein gewaltiges Gebäude durch eine lange Allee von Pappeln herüberschimmern und bewahrte das Bild in der Erinnerung als eins der prächtigsten und imposantesten, das sie je gesehen hatte. Wenn sie später etwas von Schlössern las, so stellte sie sich ein solches immer wie den alten Herrensitz auf dem Hügel über dem Wettern vor.

Thora selbst wurde auf Konrad Olthov aufmerksam, weil er öfter auf Besuch kam als die übrigen Kameraden der Brüder. Er war mit Thoras jüngstem Bruder befreundet und war ihr im Alter am nächsten, bloß ein paar Jahre älter als sie; und da auch seine Heimat, wie die ihre, am Wettern lag, kam er ihr gleich beim erstenmal wie ein Bekannter vor. Die beiden verkehrten frei, wie Geschwister, miteinander. Thora freute sich, wenn sie dem jungen Mann Freundlichkeit erweisen konnte; denn aus allem, was sie über sein Vaterhaus hatte erzählen hören, merkte sie, daß er sich dort wenig oder gar nicht wohl fühlte. Sie freute sich, wenn sie miteinander durch Wald und Feld streiften, freute sich, daß es Konrad in ihrer Nähe wohl war, freute sich jedesmal, wenn er erwartet wurde, und vermißte ihn, wenn er fort war. Mit niemand fühlte sie sich so ruhig und frei wie mit ihm. Mit niemand konnte sie so leicht reden wie mit diesem jungen Mann, der auf dem alten Hof ab und zu ging, als wäre er daheim.

Aber niemals, bei aller Vertraulichkeit dieser Jugendfreundschaft, kam Thora auch nur im entferntesten der Gedanke an etwas, was sie in ihren Träumen Liebe nannte. Konrad Olthov war auch im letzten Jahr gar nicht mehr auf Moheda gewesen. Es hieß, sein Vater, der alte Baron, sei mit den Jahren ein bißchen „wunderlich“ geworden und sähe es nicht gern, wenn der Sohn fortgehe.

So vorbereitet sah Thora im Haus ihrer Eltern ihren künftigen Gatten zum erstenmal. Sie war damals kaum neunzehn Jahre, er über vierzig.

Der Disponent Bruce kam eines Abends auf den alten Hof gefahren, weil eines seiner Pferde sich am Fuß beschädigt hatte und frisch beschlagen werden mußte. Er machte oft Geschäftsreisen in der Gegend; und nachdem er Moheda einmal besucht hatte, kam er öfters wieder. Schließlich merkten alle, sogar das junge Mädchen selber, weshalb er eigentlich kam. Ganz besonders ging Thora das Verständnis hierfür an einem Wintertag im Februar auf. Draußen lag tiefer Schnee, und die kleinen, viereckigen Fensterscheiben in den niedern Zimmern von Moheda deckte dichter Reif. Thora ging eben im Eßzimmer an der Mutter vorüber; da nahm Frau Dortha den Kopf der Tochter in beide Hände und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen, auf die Wangen. Darauf ging sie wieder ihren gewohnten Geschäften nach; aber Thora sah noch, wie ein flüchtiges Lächeln das Gesicht der Mutter erhellte, während ihr gleichzeitig die Tränen in die Augen traten, als sei irgend etwas Ernsthaftes und Trauriges geschehen.

Nun war diese kleine Szene von seiten Frau Dorthas etwas sehr Ungewohntes, und Thora konnte es sich nicht verheimlichen, was sie zu bedeuten habe. Das junge Mädchen wurde von diesem Tag an merkwürdig ernst. Was sie zu tun hatte, das wußte sie. Aber doch hatte sie das Empfinden, als sei eine Hoffnung, die sie immer heimlich im Herzen getragen hatte, verwelkt und gestorben. Es tat ihr weh, sehr weh; aber reden darüber konnte sie mit niemand. Der Weg zur Mutter war ihr diesmal verschlossen, und Thora erlebte zum erstenmal, wie bitter es sein kann, sich erwachsen zu fühlen.

Die Tage wurden länger. Im März kam Tauwetter, und der Schnee schmolz. Im April lag der Wald offen, reingewaschen; aber Thora ging jetzt nicht mehr so gern spazieren wie einst. Sie fühlte sich auch nicht mehr dem wechsellaunischen weiten Quellsee verwandt, über den die Frühlingsstürme bliesen. Mittsommer kam mit seinen langen, hellen Nächten. Purpurwolken schimmerten auf dem Grund der weichen Wasser, die Birken spiegelten ihr lichtes Grün darin, der Kuckuck rief. Und Thora verfolgte den Wechsel der Jahreszeiten, der einst ihre große stille Freude gewesen war, mit einer Art frühreifer Wehmut, die die Sorgen des Lebens im voraus auf sich nimmt und sich auf sie bereitet. In aller Stille nahm sie Abschied von ihrer Heimat, und lange, ehe die Abschiedsstunde schlug, war sie darüber hinaus und mit ihrer Seele in der Zukunft. Und die ganze Zeit über fühlte sie, wie etwas Neues, Fremdes ihr immer näher und näher rückte.

Schließlich kam alles ganz natürlich. Als Bruce gleich nach Mittsommer wiederkam, um ernstlich als Freier aufzutreten, war Thora bereit und begegnete ihm mit einem etwas schwermütigen, aber keineswegs ängstlichen Lächeln. Bruce übte zudem eine ganz eigentümliche Anziehungskraft auf das junge Mädchen aus. Sein Körper war ein bißchen unbeholfen und schwer, wie es der Bewohner des Flachlandes leicht wird, wenn das Alter naht, und über seiner Stirn begann sich das Haar zu lichten. Aber seine Züge waren gut geschnitten, und in seinem ganzen Wesen lag ein Etwas von zuverlässiger, gutmütiger Kraft, das Zutrauen erweckte. Daß er gewöhnt war, zu befehlen, sah man an der kräftigen Unterlippe, die sich unter dem gelben Schnurrbart vorschob: und der ruhige Blick der kleinen grauen Augen konnte manchmal ganz plötzlich zu einem kalten starken Funkeln werden. Thora konnte Bruce nie ansehen, ohne das Gefühl zu haben, daß er ihr gleichsam befahl, sie zwang. Er befahl, wenn er kam und in seiner ruhigen, etwas herablassenden Art ein Gespräch mit ihr anfing, befahl, als er sie bat, seine Frau zu werden, befahl, wenn er ohne weiteres sich auf den Platz an ihrer Seite setzte, den er als den seinigen anzusehen schien, einfach, weil er es so wollte. Nie wurde Thora Bruce gegenüber dies Gefühl ganz los. Gleich das erstemal, als sie ihn sah, empfand sie das, und als sie anfing zu merken, daß die Besuche des reichen Gutsherrn ihr galten, lähmte das Gefühl dieser Willenskraft sie ganz und gar, erfüllte sie mit einem Schreck, fast als wolle er sie mit Gewalt erringen. Zugleich aber fühlte sie sich doch von dieser ruhigen männlichen Kraft, die da einfach begehrte und nahm, angezogen. Es lag eine gewisse Sicherheit darin, eine Sicherheit, deren ihr Wesen bedurfte; und ganz ohne Liebe gab Thora Bruce ihr Jawort nicht.

Darum lebte das junge Mädchen auch während der kurzen Zeit, die bis zur Hochzeit noch verging, in einem seltsamen Ge-

Digitized by Google

misch von Glück und Bangen. Wenn sie an Bruce dachte, so beunruhigte eigentlich nur eins sie. Sie hätte so gern gehabt, daß er ein bißchen zärtlicher zu ihr sei. Nur ein bißchen. Und dann hätte sie gewünscht, er hätte nicht gar so weit fort gewohnt. Sie hatte sich nach einem Gatten gesehnt, der ihr seine Zärtlichkeit durch Liebkosungen bewies. Und sie fragte sich oft, ob Bruce wohl immer so bleiben würde ihr gegenüber wie jetzt — ruhig, freundlich, lächelnd, wenn er gut war, bestimmt und ein bißchen kurz, wenn er auf Widerspruch zu stoßen glaubte. Dem jungen Mädchen wurde das Herz schwer, wenn sie daran dachte, wie weit fort sie reisen würde — bis weit hinunter nach Skane — mit diesem fremden Mann. Sie hatte gar nicht das Gefühl, als warte ihrer dort eine Heimat — nur, als verlasse sie die, die sie jetzt hatte — —

Im übrigen ließ man ihr nicht viel Zeit zum Nachdenken. Den Sommer und Herbst über rüstete man auf Moheda zur Hochzeit. Thora saß hinter ihren Säumen und hatte nicht die Zeit, mehr vom Sommer zu sehen, als was von der Veranda oder dem Eßzimmerfenster aus, an dem der Nähtisch stand, zu sehen war. Sie und die Mutter hatten viele lange Unterredungen miteinander in dieser Zeit, und Frau Dortha erteilte ihrer Tochter manch guten Rat über die Pflichten einer Ehefrau, ließ es auch an Winken über all das Neue und Unbekannte, dem sie entgegenging, nicht fehlen. Am schlimmsten war es, wenn die Mutter davon sprach, wie weit fort die Tochter ziehen würde, und daß die Eltern krank werden und sterben konnten, ohne daß eine Nachricht ihre Jüngste noch rechtzeitig erreichte. Aber auch dies sagte Frau Dortha in ihrer stillen, geduldigen Weise, die alles im Leben einfach und leicht machte. Über das Leben jammern — darauf verstand sich Frau Dortha nicht. Dazu hatte sie zu viel gearbeitet und zu fleißig gebetet. Sie schickte ja auch ihre Tochter nicht ins Ungewisse hinaus. Thora bekam einen tüchtigen Mann. Der Rittmeister hatte sich wohl erkundigt, ehe er sein liebstes Kind hergegeben hatte.

So kam der Herbst und mit ihm der Tag der Hochzeit. Alle Geschwister waren versammelt, verheiratete und unverheiratete — der Rittmeister richtete seiner Tochter eine stattliche Hochzeit aus. Und die Mutter steckte ihr selbst noch ihre letzte Hochzeitsgabe an die Brust — die alte Korallenbrosche mit der goldenen Schlange, die sich mit ihren schwarzen, ziselierten Augen darumwand. Das Geschenk rührte Thora so, daß sie noch daran dachte, als sie schon vor dem Altar in der alten hölzernen Kirche stand; und sie machte sich Vorwürfe, daß in dieser heiligen Stunde nicht alle ihre Gedanken bei Gott und dem Gatten waren, dem sie Treue und Gehorsam gelobte.

Ein paar Tage später waren der Rittmeister und Frau Dortha allein. Am ersten Abend sagte der Rittmeister: „Gott gebe, daß das Mädchen glücklich wird und es ihr gut geht!“

Frau Dortha antwortete: „Das Glück steht in Gottes Hand.“

„Ja,“ sagte ihr Mann. „Aber es ist immerhin gut, zu wissen, daß man getan hat, was man konnte.“ Und eine Weile später fügte er hinzu: „Es ist bloß so sonderbar, wenn man daran denkt, daß sie unsre Letzte war —“

Frau Dortha blickte zu ihrem Mann auf und erwiderte: „Einmal hätte sie uns ja doch verlassen müssen. Es ist gut, daß wir jetzt ruhig sein können ihrethalben.“

Der Rittmeister stand auf und ging mit steifen, kurzen Altmännerschritten durchs Zimmer. Darauf setzte er sich wieder, fast selber verlegen über seine Rührung. „Ja,“ gab er zu, „es ist gut, daran zu denken; besonders wenn man weiß, daß man bald einpacken muß. Dann ist sie wenigstens nicht allein. Und das ist das Wichtigste. Aber leer ist es doch.“

Und damit war Thoras Kindheit und Jugend zu Ende, und sie selbst war schon meilenweit fern vom Elternhaus.

* * *

Johan Bruce war eine zähe und kräftige Natur. Er war immer schwer und langsam gewesen. Viele Jahre hatte seine alte Mutter im stillen darauf gehofft, der Sohn würde sich eine Frau nehmen wie alle andern Männer, damit sie ihn, ehe ihr der Tod die Augen schlösse, noch glücklich verheiratet sähe. Weil sie das hoffte, hatte die alte Frau auch nicht auf dem Hof bleiben wollen, sondern war, sobald der Sohn erwachsen war, zu einer ihrer verheirateten Töchter gezogen, die

Digitized by Google

an der Küste wohnte. Im Hause sollte keine Schwiegermutter sein; Johan sollte ohne Rücksicht auf seine Mutter heiraten können; so wollte es die Alte. Und einfach und stillschweigend, wie sie stets gewöhnt war zu handeln, setzte sie auch hier ihren Willen durch. Sie hatte dabei noch einen heimlichen Nebengedanken: das Bedürfnis nach einer weiblichen Hilfe im Hause sollte die Heirat des Sohnes, die sie so sehr wünschte, beschleunigen.

Die alte Frau Bruce war eine von den Damen, die es verstehen, in aller Stille zu handeln und ihren Willen ohne Worte geltend zu machen. Trotzdem wurde sie lange Jahre um das, was sie so innig erhoffte, betrogen. Der Grund war wohl ganz einfach der, daß der Sohn in seiner Verschlossenheit eine gewisse Scheu vor den Frauen hegte; und wenn er auch wirklich einmal eine leise Neigung für die eine oder andre empfand, so überlegte er so lange, daß das Mädchen des Wartens müde wurde und längst verlobt und verheiratet war, ehe Johan Bruce sich überhaupt entschlossen hatte, als Freier aufzutreten.

Johan Bruce kann sich nicht entschließen, hieß es in der ganzen Gegend. Und als sich schließlich das Gerücht verbreitete, er bringe sich aus weiter Ferne eine Frau mit, so fragte man sich ganz allgemein, wie dies Wunder hatte geschehen können. Die Klugen fanden denn auch eine Erklärung: der Disponent war eben einem unternehmenden Mädchen oder einer unternehmenden Schwiegermutter in die Hände gefallen. Daß er selber nicht den ersten Schritt getan haben konnte, das wußten ja alle.

Johan Bruce ging mittlerweile ruhig und gelassen wie immer seines Weges. Was die Menschen über ihn zu sagen wußten, das kümmerte ihn nicht. Er war ein guter Landwirt und dabei ein guter Rechenmeister, und das adlige Blut in ihm war durch zwei Generationen mit gesundem bürgerlichem Blut untermischt. Die Familie Bruce gehörte nicht zu dem Teil des angesessenen Adels, der über seine Einkünfte hinaus ein großes Haus machte. Im Gegenteil, der Hof und das ganze Leben dort hatten eher eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was wir heutzutage auf besseren Bauernhöfen zu sehen gewöhnt sind. Johan Bruce selbst hatte trotz seiner adligen Geburt in seiner ganzen Persönlichkeit etwas, das ziemlich stark an den Bauern erinnerte. Er selber nannte sich auch mit Vorliebe einen Bauern, und es war bezeichnend für seine Art und sein ganzes Wesen, daß er vor allen Dingen ganz genau ausrechnete, wie hoch sich ein Haushalt stellen würde, wenn eine Frau auf den Hof kam, und gewissermaßen im voraus seine Vorsichtsmaßregeln traf, um etwaigen Neuerungen, die die junge Frau einführen könnte und die auf die alte Hausordnung störend einwirken müßten, vorzubeugen.

Johan Bruce trug den Titel Disponent keineswegs nur zum Spaß. Wie es in alten Zeiten der Brauch war, war das Gut nach dem Tode des Vaters nicht im eigentlichen Sinne geteilt worden. Johan Bruce als einziger Sohn saß allerdings mit vollem, unbestrittenem Recht auf dem Hof, aber die Schwestern erhielten von ihm jährlich je eine Summe, die ihnen der Vater in seinem Testament ausgesetzt, freilich absichtlich möglichst niedrig bemessen hatte, damit der eigentliche Besitzer auch in weniger guten Jahren nicht in Verlegenheit zu kommen brauchte. Daß er diese Summen noch stets auf Tag und Stunde pünktlich ausbezahlt hatte, das war Bruces Stolz und war für ihn etwas ebenso Selbstverständliches, wie daß er überhaupt jedem, mit dem er zu tun hatte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; und an dieser Gewohnheit, so wenig wie an irgendeiner andern sollte seine Heirat nichts ändern.

Dies und so manches andre noch begriff denn auch Thora schon am ersten Tage, an dem sie die Sonne über dem dunklen Berggrat, der sich längs des Tales unter den Fenstern des Hofes erstreckte, aufgehen sah. Genau genommen, sah sie sie freilich nicht — weder an diesem ersten Tag, noch an den folgenden. Nur das Tageslicht sah sie, nicht aber die Sonne. Ein schwerer, dichter Novembernebel lag über dem ganzen Land, und dahinter erschienen Bergrücken, Bäume, die wenigen Gebäude, die jenseits des Gatters lagen, alles überhaupt, was die Einförmigkeit der Landschaft unterbrach, nur wie dunkle schwere Schattenrisse durch einen weichen Schleier feuchten Grauens. Thora hätte sich am liebsten irgendwo eingeschlossen und geweint, so bedrückt fühlte sie sich von all dem Neuen, das ihr in dieser Umgebung so düster vorkam. Aber das durfte sie nicht, und sie wußte wohl: gab sie einem derartigen

Digitized by Google

Wunsch nach, so war sie verloren. Und das wollte sie nicht. Jung wollte sie sein, jung und glücklich. Tapfer begleitete sie darum ihren Mann überall hin und nahm seine Weisungen entgegen, und ruhig, klar und freundlich erklärte Bruce seiner Frau alles — wie das Hauswesen vorher geführt worden sei und wie er wünsche, daß es in Zukunft geführt werden solle.

Was aber Thora nicht erfuhr, das war, daß dieser Mann, der da neben ihr herging und nur von praktischen Dingen und Haushaltungsangelegenheiten sprach, in seinem Herzen ganz ebenso stark wie Thora selbst sich nach Zärtlichkeit sehnte, wenn auch seine Sehnsucht von andrer Art war und anders zum Ausdruck kam. Von klein auf hatte er es entbehrt, daß ihn nie jemand geliebkost hatte. Das war in dem steifen, sparsamen und korrekten Vaterhaus nicht der Brauch gewesen. Als er dann Mann war, wurde Johan Bruce auch gleich der Herr, vor dem sich alle beugten, dem aber keiner sich zu nähern wagte. Als er sich endlich ein Weib nahm, war er ein gesetzter Mann, und eine Art Schamgefühl hinderte ihn daran, seinen Gefühlen den Ausdruck zu geben, der, wie er glaubte, wohl der Jugend anstand, ihm aber nicht mehr. Wenn er allein war mit seiner Frau, so fürchtete er, sie könne sich vielleicht abgestoßen fühlen oder ihn gar lächerlich finden, wenn er sich so zeigte, wie er eigentlich war. Und weil er nicht wagte, zärtlich zu sein, war er kurz und scharf; ward wortkarg, weil er allzu lange nur seiner eignen eingeschlossenen Gefühlswelt gelauscht hatte; ungeschickt, weil er sich selbst mißtraute.

Denn Johan Bruce liebte seine Frau, liebte sie mit der ganzen gesammelten Glut eines Mannes, der lange einsam gewesen ist. Seine Liebe hatte die ganze Unbeholfenheit des Landmenschen. Als er Thora zum erstenmal gesehen hatte, war er aufgeflammt wie ein Jüngling. Aber das verzehrende Feuer seines Gefühls machte ihn nur noch scheuer. Als er merkte, wie scheu auch Thora ihm gegenüber war, erklärte er sich das auf seine Weise und selbstverständlich nicht zu seinen Gunsten. Er sah, daß Thora Angst hatte vor ihm, wie ja fast alle Menschen, und schon ehe er Bräutigam war, hatte er darum auch resigniert — was den Menschen jener Tage überhaupt leichter fiel als uns. Er wollte Thora besitzen, sie zu seinem Weibe machen, sie sein Leben lang haben. Aber sich ihre Liebe zu erzwingen, so wie er dereinst geträumt hatte, daß ein Weib ihn müßte lieben können — die Hoffnung gab er auf. Um fortwährend in unbefriedigten Gefühlen zu leben, die ewig danach rangen, zu ihrem Recht zu kommen — dazu war er viel zu sehr Arbeitsmensch und verlangte zu viel von sich selbst.

Vielleicht hätte Thora doch all das so ungefähr verstehen können, wenn nicht eine sonderbare Furcht sie daran gehindert hätte. Die Furcht, die schon auf der Reise über sie gekommen war, schlug Wurzel, als sie zum erstenmal ihre neue Heimat erblickte. Und die Furcht war es, die sie zu ihrem ersten Tag im neuen Heim weckte.

Thora war allein, als sie an diesem Morgen erwachte. Müde von der Reise, hatte sie lange geschlafen. Ihr Mann hatte das Schlafzimmer schon verlassen. Thora konnte vom Hof her seine starke ruhige Stimme hören, wie sie nach den Feldern hinausrief. Verwirrt setzte sie sich im Bett auf und versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Vor was fürchtete sie sich eigentlich? Was für eine Angst war das, die da wuchs und wuchs in ihr?

Sie glitt aus dem Bett und hinüber ans Fenster. Mit zitternder Hand riegelte sie die Läden auf, stieß sie zurück und sah hinaus. Nichts als Nebel — Nebel, der sich mehr und mehr verdichtete, der das ganze Tal füllte, der wie eine Mauer zwischen ihr stand und der Welt, zu der sie nie wieder erwachen würde. Durch den Nebel schimmerten — wie ein noch mehr verdichtetes Dunkel — die Umrisse des langgestreckten Bergrückens, den Bruce gepriesen hatte als das Schönste, was er je von Natur gesehen hatte oder sehen konnte.

Schaudernd wandte die junge Frau sich wieder ins Zimmer zurück und kleidete sich still an für den neuen Tag, der wie in Nacht begann. Sie fühlte sich enttäuscht, betrogen von der Heimat, in der sie, das wußte sie, bleiben mußte.

* * *

Am folgenden Sonntag brach langsam die Sonne durch die Wolkendecke, die sich über die Erde gelagert hatte. Die Nebel glitten

auseinander, und unten im Tal hob sich, in Sonnenlicht gebadet, der Söderas. Am Vormittag kam Bruce und bat seine Frau, ihn zu begleiten. In seinen grauen Augen leuchtete ein Schimmer wie von erwartungsvoller Freude. „Ich will dir den Berg zeigen," sagte er.

Sie wanderten durch die Buchenwälder hinunter. Dann ging der Weg ganz gerade über die aufgeweichten Äcker. Bruce ging dicht neben seiner Frau, stumm, glücklich. Das war der Augenblick, nach dem er sich immer gesehnt hatte. Endlich durfte er ihr seinen Stolz, sein Glück, seinen Traum weisen — die Heimat. Und als sie so weiterschritten, begann er zu sprechen.

„Vater hat auch auf Aterup gelebt," sagte er, „sein ganzes Leben lang. Mein Großvater war der Erste hier in der Gegend. Erst so lange ist unsre Familie schwedisch. Und doch bin ich ein so eingefleischter Skane wie nur wenige. Großvater kam von Pommern, und es heißt, er habe seinen Besitz nicht mit ganz reinen Händen erworben. Sie erzählen noch von ihm, er sei ein Kraftmensch gewesen, den alles ringsum fürchtete. Und die Leute, die ihn noch gekannt haben, behaupten, ich sähe ihm gleich."

Bruce schwieg einen Augenblick und streifte seine Frau mit einem raschen Seitenblick, als meine er mit seinen letzten Worten etwas Besonderes. Auch Thora beobachtete ihren Mann neugierig von der Seite; sie freute sich über seine Mitteilsamkeit und scheute doch ein bißchen vor der unausgesprochenen Frage zurück, die sie hinter seinen Worten ahnte. Bruce wollte wissen, ob auch sie ihn fürchte, und Thora wünschte von Herzen, sie hätte können nein sagen. Weil sie das nicht konnte, schwieg sie und lächelte — ein Lächeln, das den Mann zu der hastigen Frage veranlaßte: „Fürchtest du dich auch vor mir, Thora?"

„Ein bißchen vielleicht, ja," erwiderte sie. „Aber nicht sehr." Und eine plötzliche Röte stieg ihr in die Wangen.

Nach ein paar Schritten fuhr Bruce fort: „Mein Vater hat mich gelehrt, unsre Gegend hier zu lieben. Er war ein einsamer Mann, der meist in seinen Büchern lebte. Mutter besorgte den Haushalt und in vielem auch die Landwirtschaft. Sie hat viel durchgemacht mit Vater. Denn er war jahrelang vor seinem Tode schwermütig. Mutter hat mir nie sagen wollen, weshalb. Aber ich glaube, er hat unter dem schlechten Ruf seines Vaters, meines Großvaters, gelitten. Er glaubte, die Menschen sähen ihn und uns alle darum an. Die Liebe zu den Büchern konnte er mir nie beibringen. Ich hatte keinen Sinn dafür. Aber die Erde lehrte er mich lieben, und die lieb' ich auch, wie das bloß einer kann, der sie selber bebaut."

Thora hatte das Gefühl, als würde ihr viel leichter ums Herz, bloß weil ihr Mann mit ihr von sich selber sprach. Sie faßte sogar Mut zu einer Frage, über die sie seither nur ganz in der Stille nachgedacht hatte. Zu ihrem Mann aufblickend, sagte sie: „Wie sind die Leute hier?"

„Wie meinst du das?" entgegnete Bruce.

„Ich meine, ob sie ehrlich sind und zuverlässig? Kann man sich auf sie verlassen?"

Bruces Gesicht umwölkte sich, und die Unterlippe unter dem Schnurrbart schob sich vor. Der Gedanke, daß man über seine Leute eine derartige Frage stellen könne, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. „Man muß den Willen und die Fähigkeit haben, sie zu verstehen," antwortete er. „Die Leute hier öffnen ihre Herzen Fremden gegenüber nur langsam." Und als fürchte er, seine Antwort sei zu schroff, fügte er versöhnlich hinzu: „Du bist ihnen jetzt noch fremd. Aber du bist meine Frau, und darum wird für dich der Weg zu den Herzen der Leute viel leichter sein, als wenn du bloß auf Besuch hier wärst. Sie wissen ja, daß du keine Fremde sein willst."

Thora fühlte aus diesen Worten wohl heraus, wieviel hier zu überwinden war, woran sie noch gar nicht gedacht hatte; und um mehr Klarheit über ihre Stellung zu gewinnen, fuhr sie fort: „Ich kann nichts dafür, Bruce. Aber ich bin ängstlich den Leuten gegenüber. Ich habe das Gefühl, daß sie mich auslachen oder mißachten und verspotten." Sie blickte voll Eifer zu ihrem Mann auf und begriff nicht, warum sein Gesicht sich mehr und mehr umdüsterte.

„Mißtrauisch darf man nicht sein gegen die Skanen," sagte er ernst. „Und auch nicht alles auf einmal verlangen. Es ist ein langsames Volk, aber ein zuverlässiges." Und als Thora nichts erwiderte, fuhr er fort: „Willst du versuchen, mir darin zu glauben, Thora, und danach zu handeln?"

Ganz unwillkürlich redete Bruce jetzt in einem wohlwollenden, herablassenden Ton,

Digitized by Google

so wie wenn man ein Kind zurechtweist. Thora kämpfte mit den Tränen, aber sie beherrschte sich. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie hier einen Punkt in der Natur des Mannes berührt hatte, dem sie sich nur vorsichtig nähern durfte. Thora dachte im stillen an ihre Mutter. Wenn sie zu ihr hätte gehen, von ihr sich helfen lassen können! Sie kam sich vor wie ein Kind. In ihrer Not begriff sie nur eins: sie mußte tapfer sein! Darum antwortete sie, so mutig sie konnte: „Ich werd's versuchen."

Und Bruces Gesicht hellte sich bei diesen Worten auf, und seine Stimme klang sanfter, als er sagte: „Dann wird es schon gehen."

Sie waren jetzt an der Brücke angelangt, die über den Bach führte. Er war vom Herbstregen angeschwollen und stürzte brausend über Schutt und Kiesel. Ganz hinten in der Kluft, aus der der Bach kam, öffnete sich jetzt ein Bild — so wild und schön, daß Thora zum erstenmal vor dieser ihr fremden Natur stehen bleiben mußte, um zu schauen und zu staunen. Sie stand vor der Schlucht von Skäralid. Von der Ferne hatte sie sie nur als eine dunkle Rinne im Bergrücken gesehen, die in geheimnisvoller Tiefe verschwand. Sie sah jetzt, daß auf dem Grund dieser Riesenschlucht ein breiter schäumender Bach floß. Zu beiden Seiten des Wassers stiegen senkrechte Felswände auf, ganz hinten in der Schlucht machte der Bach einen Bogen, und eine neue Felswand versperrte die Aussicht. Bruce erzählte ihr, man könne hier tief, tief hineingehen; ein schmaler Pfad führe zu beiden Seiten des Baches hin, da könne man gehen, immer weiter und weiter, und dem Rauschen des Wassers lauschen, während die Felswände zu beiden Seiten in phantastischen Formen aufstiegen, da und dort mit einer Erdschicht bedeckt, aus der sich gigantische Buchen hoben. Aber heute wollte er sie einen andern Weg führen.

Und während sie unter den Buchen auf dem dicken weichen Teppich der abgefallenen braunen Blätter hinwanderten, in dem ihre Füße bis über die Knöchel einsanken, erzählte Bruce weiter. Er sprach von der Naturrevolution, die einst in grauer Urzeit hier gewütet hatte. Er wies ihr die gewaltigen Steinbrüche, die die Abstürze der Schlucht deckten. Wie wenn ein Riesenpflug in Windungen quer durch den Grat gegangen wäre, so sah es aus. Er hatte keine Erde aufgeworfen, durch den nackten Fels war er gegangen, und die Schollen, die er aufgerissen hatte, waren gewaltige, übereinandergeworfene Steine und Felsblöcke, die dann und wann mit donnerndem Fall abstürzten und das Besteigen der Felsen lebensgefährlich machten. Eine Menge Sagen wurden von dieser Schlucht erzählt. Kobolde machten noch die Wälder unsicher. Die Waldfrau zeigte sich manchmal, erschien Holzhackern und Waldhütern, hauptsächlich aber den Wilddieben, deren es damals viele gab. Noch weiter im Berg lag der Odensee, ein tiefes Loch in der Schlucht, das von Wänden aus aufeinandergetürmten Steinblöcken umgeben war. Einst hatte da ein Bauer gewohnt, der so gottlos war, daß eines Tages der Hof mit Mann und Maus versank. Und davon entstand der Odensee. Daß es wahr war, konnte man schon daran sehen, daß man die Tiefe des Sees nicht zu messen vermochte. Einmal hatte man es versucht. Aber als die Leine sank, fühlten die, die sie hielten, daß jemand unten daran zog, und eine drohende Stimme gebot ihnen, abzulassen. Seitdem hatte niemand mehr versucht, den dunklen See mit seinen schwer zugänglichen Ufern zu messen.

„Dort hinten liegt er," sagte Bruce und deutete zwischen den Stämmen der Buchen durch.

Auch von Wichtelmännchen und Riesen wußte er zu erzählen. Vom „Goawichtel", der gar bösen Ursprungs ist, aber dem, dem er wohl will, hilft, berichtete er. Die Sagen vom Bachpferd, die er als Kind hatte erzählen hören, kannte er noch alle, eine ganze Menge Geschichten von Zeichen und Ahnungen, von Geistern, die in alten Häusern, in denen einst ein Unrecht geschehen war, gespukt hatten, von Lichtern, die kein Mensch angezündet hatte, und die doch durch das Waldesdüster flackerten ...

All das berichtete er in seiner ruhigen, halb ernsten, halb spielenden Art. Und während Thora ihm zuhörte, war ihr gerade so zumute, wie wenn sie mit den Leuten auf dem Hof sprach. Sie wußte nicht recht, hielt er sie zum besten oder war es ihm ernst. Jedenfalls aber stimmten Bruces Erzählungen ganz seltsam gut zu der Landschaft, durch die sie gingen. Rings um sie her standen dunkel die Buchenwälder. Sie

Digitized by Google

waren weit gegangen. Thora hörte, wie ihr Mann sagte, er habe absichtlich einen Umweg gemacht, damit sie länger im Wald gehen könnten.

„Im Wald?" sagte Thora halblaut, fragend.

„Freilich," erwiderte er mit ruhigem Lächeln. „Siehst du denn nicht, daß wir mitten im Wald sind?"

„Doch, gewiß," beeilte sich Thora zu antworten.

Für sie war das nicht der Wald. Es war Buchenwald, ja, aber kein Wald. Und im Weiterwandern dachte sie, den Wald würde sie wohl nie mehr sehen im Leben. Es gab ihr einen Stich durchs Herz. Sie sah im Geist ihren Wald, so wie sie ihn kannte. Rundumher duftete es nach Harz, die ganze Atmosphäre des Tannenwaldes umgab sie. Sie sah ihn, dunkel und geheimnisvoll, immer grün, immer gleich, sah ihn zur Sommerszeit, hörte das leise Zwitschern der Vögel, das die Stille unterbrach. In der Luft schwirrte das Summen der Mücken, ganz fern schlug das Birkhuhn, pfiff der Schwarzspecht. Durch ihre Seele zog ein Heer von Erinnerungen, die sie hinauslockten auf einen klaren, spiegelblanken See, über dem die Wildenten aufstiegen. Thora hob die Augen und sah sich um. Prüfend blickte sie lange, weit, tief in das Dunkel der Buchen hinein. Obgleich es schon Mitte November war, waren die Blätter noch nicht abgefallen. Braun und schwer füllten sie die Kronen der Bäume, auf die die Sonne hell schien; der Boden darunter war dunkel, keine Spur von Moos oder Gras war zu sehen, in einer endlosen Perspektive schlangen sich die grauen Äste der alten Buchen ineinander, so weit das Auge reichte. Thora sah das alles und fühlte, daß sie nichts dabei empfand. Dann dachte sie daran, daß sie überhaupt gar nicht mehr wußte, wo sie waren. Allein würde sie den Weg zurück gar nicht mehr finden. Und sie fühlte sich einsam und verirrt.

Der Weg führte jetzt aufwärts. Als sie noch ein Stückchen gegangen waren, lichtete sich der Wald; vor ihnen lag klar und blau der Himmel mit verstreuten weißen Wolken, die ganz still zu stehen schienen. Bruce führte sie einen langgestreckten Hang hinauf und bat sie, hinabzublicken. Ein gähnender Abgrund öffnete sich vor ihnen. Tief unten floß der Bach. Zu beiden Seiten des Baches reckten sich die Felshänge mit ihren graubraunen Steinblöcken, die einst in der Urzeit vom Eis oder Feuer losgerissen worden waren. Mitten auf der Wand, tief unter ihnen, hob sich eine einsame Riesenbuche, in deren runde Krone sie gerade hinabschauten. Thora merkte, daß sie auf einem Umweg auf die Anhöhe gelangt waren, zu der sie vor einer Weile emporgeschaut hatten. Ihre Augen begegneten denen des Mannes. Sie sah sie sich entgegenstrahlen, in einer Art stummer, innerlicher Begeisterung. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihren Arm und führte sie zu einem zweiten Ausblick. Dort bat er sie, nach der andern Seite, gerade der Sonne entgegen, zu sehen.

Meilenweit erstreckte sich vor ihnen das Land, eine unendliche Ebene mit endlosem blauendem Horizont. Höfe und Dörfer lagen darüber verstreut, Kirchtürme stiegen aus kahlen Baumgruppen auf. Wie ein glänzendes Band schimmerte ein Stück des Halgaflusses herüber. Ganz in der Ferne hörte man leise Klänge wie von Kirchenglocken.

„Das ist mein Land," sagte er. „Das Land, von dem ich dir erzählt habe. Das hab' ich dir zeigen wollen."

Bruces Stimme wurde ganz unwillkürlich feierlich, und in seine Züge kam etwas Andachtsvolles, Träumerisches, das sie fast schön machte. Thora hatte nie geahnt, daß sein Gesicht so strahlen konnte. Daß überhaupt an ihrem Mann irgend etwas wäre, das man schön nennen konnte — der Gedanke war ihr gar nie gekommen. Jetzt sah sie es; und im gleichen Augenblick fühlte sie auch — an dem, was seine Wangen färbte und seinen Blicken Glanz verlieh, würde sie nie teilhaben können. Schön war das alles, was sie da sah. Sie fühlte wohl, daß es schön war. Aber zu ihrer Seele redete es nicht. Ihre Seele hatte sie zurückgelassen in ihrem wirklichen Wald, der an dem spiegelblanken, weiten See stand.

Bruce merkte zuerst nichts. Er war vor diesem Anblick so erfüllt von seinen eignen Empfindungen, daß er Thora, um derentwillen er doch hier heraufgegangen war, fast vergaß.

„Hierher geh' ich jeden Sonntag, wenn ich nicht zur Kirche fahre," sagte er. „Etwas Schöneres gibt es nicht." Erst als er das gesagt hatte, merkte er, daß Thora ganz stumm dastand. „Ist es nicht schön hier?"

Digitized by Google

ſagte er ein wenig ungeduldig. Er wollte den Gedanken gar nicht in ſich aufkommen laſſen, daß ſeine Frau die Gegend nicht mit denſelben Augen ſähe wie er.

„Doch," erwiderte Thora. „Es iſt ſchön hier." Aber ihre Stimme war klanglos und ihr Geſicht matt.

Als Bruce das merkte, war es, als ob ſein eignes Empfinden ſich plötzlich abkühlte. Er war ſonſt nicht raſch von Gedanken. Aber wo es das Innerſte eines Menſchen gilt, wird manchmal ſogar der Langſamſte beweglich und verſteht ganz inſtinktiv. Darum verſtand Bruce, ohne daß ein Wort geſprochen worden wäre, die Gefühle ſeiner Frau, und es war ihm, als ſtrahle eine Kälte von ihr aus. Ein ſchmerzhafter Argwohn erwachte in ihm — der Argwohn, ſeine Frau könne ihm ihr Jawort gezwungen oder widerwillig gegeben haben. Bruce tat ſein Beſtes, um dieſen Gedanken zu verjagen. Aber es glückte ihm doch nicht ganz, zu verhindern, daß in ſeiner Stimme etwas von Bitterkeit lag, als er antwortete: „Vielleicht braucht man Zeit, um ſich an den Anblick zu gewöhnen." Ohne ein weiteres Wort ging er den ſchmalen Pfad hinab, der am Abhang hinführte und in gerader Linie auf die Brücke zulief, unter der der Bach abwärts ſchäumte.

Thora folgte ihm ſtumm. Bald lag der Wald hinter ihnen, und mitten auf dem Hügel jenſeits der Felder ward das niedere einſtöckige Haus mit ſeinem hohen Dach und den Linden darum ſichtbar. Kalt und einſam lag es da in ſeinem Winterkleid; und Thora hatte das Gefühl: wenn ſie nur jetzt irgend jemand hätte, mit dem ſie hätte reden können, ſo wäre alles beſſer geworden ... Aber Bruce ging ſtumm neben ihr her; feſt und ſchwer klangen ſeine Schritte auf dem ausgetretenen Boden. Beharrlich ſah er vor ſich hin; und Thora bemerkte, wie die Muskeln in ſeinem kraftvollen Geſicht ſich gleichſam verhärteten.

Am Nachmittag nahm er den Wagen und fuhr allein fort. Wohin, das ſagte er nicht.

* * *

Dieſe Wanderung in der Novemberſonne vergaß Thora nicht. Es war, als ob alles Schlimme, was ſpäter geſchah, damals angefangen hätte. Denn von dem Tage an wandte Bruce ſein Herz von ſeiner Frau ab und wurde hart gegen ſie, wie gegen keinen Menſchen ſonſt. Er zeigte das allerdings nicht auf einmal; alles ging bei ihm langſam. Das einzige Mal in ſeinem Leben, daß er ohne Überlegung und blind gehandelt hatte, war, als er um Thora gefreit und ſie zur Frau genommen hatte; und der Tag kam bald, an dem Thora einſehen mußte, daß er nichts in ſeinem ganzen Leben ſo tief bereute wie dieſe Handlung.

Das Unglück fing damit an, daß Bruce lange Zeit in ſtummem Groll gegen Thora herumlief; und Thora ahnte ganz richtig, daß dieſer Groll ſchon auf ihrer erſten Sonntagswanderung begonnen hatte. Es iſt ſchwer, die Fäden des geheimnisvollen Netzes auseinanderzuwirren, das in Glück und Leid ſich zwiſchen den Menſchen ſpinnt. Wer darf ſagen, daß er einen andern kennt? Wer kennt in Wirklichkeit ſich ſelbſt? Unwiſſend in allem, was zwiſchen uns vorgeht, wandern wir durchs Leben; keiner kennt den Urſprung von Liebe oder Haß. Ich erzähle hier von Menſchen früherer Zeiten, Menſchen, die einfacher fühlten, minder ſubtil dachten und ſtärker handelten als wir. Pflicht und Sitte banden dieſe Menſchen feſter als uns, das Empörungsbedürfnis war bei ihnen noch nicht ſo allgemein wie bei uns, und die Religion, die der Grund war, auf dem ſie bauten, ſtand über den Debatten der Alltagsmenſchen. Darum ſpielten ihre Kämpfe ſich mehr in der Stille ab: aber die Seelenmorde, die begangen wurden, waren auch um ſo zahlreicher, und die Natur, die ſich nicht ungeſtraft vergewaltigen läßt, rächte ſich nicht ſelten auf eine Weiſe, die wir barbariſch finden.

Langſam wuchs in Bruce ein Widerwille gegen ſeine Frau. Es begann damit, daß er ſich ſagte, Thora habe ihn betrogen, oder auch er ſelbſt habe ſich in ihr getäuſcht. Sie kam aus einer andern Gegend als er; und der Gegenſatz zwiſchen ihrer Natur und der ſeinen war ihm wohl bekannt. Es gab auch genug Menſchen, die ihm, als ſie von der Wahl, die er getroffen hatte, erfuhren, ſagten, das würde niemals gut ablaufen. Niemals würde eine Frau, die von ſo weit her ſtammte, in den ſüdlichen Wäldern, wo die Ebene begann, heimiſch werden. Bruce hatte gelächelt und erwidert: „Sie wird ſich wohl fügen müſſen wie andre auch." Aber bei ſich dachte er nicht ſo. Daß Thora wider-

Digitized by Google

spenstig sein oder daß daraus für sie beide Unheil erwachsen könnte, das war ihm nie in den Sinn gekommen. Er hatte aufgehört, von einer Liebe zu träumen, die für den Geliebten ihr Leben läßt und durchs Feuer geht. Aber er hatte sich ihr männlich und behutsam genähert, hatte sie, soweit er zu wissen glaubte, nie erschreckt. Nur einen Traum hatte er noch gehabt: daß Thora, wenn er ihr sein Land zeigen, sie Auge in Auge mit seiner Schönheit stellen, sie durch die stillen Buchenwälder führen würde, wo unter dem feuchten schweren Laub die Frühlingskeime schlummern — wenn er ihr die Ebene, die im goldenen Sonnenlicht den Winterschlaf schlief, während fern die Höhen blauten, weisen, neben ihr stehen und ihr sein Land zeigen würde, wie reich es war, wie still und groß — daß dann Thora ihn anlächeln würde und glücklich sein, daß sie das alles mit ihm teilen durfte. Als Bruce darum jenes erste Mal mit seiner jungen Frau an der Stelle stand, nach der es ihn so lange voll Sehnsucht gezogen hatte, dort stand mit dem Weib, das er nun sein nennen durfte, und sah, daß sie kalt ward vor dem, was ihm das Herz erwärmte, da war es, als würde für ihn die ganze Welt auf einmal leer und gleichgültig. Auch er ward kalt und hart, und ein ganz unnatürlicher Zorn stieg in ihm auf. Es war, als habe sein Weib ihn verschmäht. Noch schlimmer war es. Sein Land war es, das sie verachtete, alles das, was ihm das Heiligste und Höchste war. Niemals ließ sich das tilgen. Niemals war es wieder gut zu machen. Der Gedanke, sich von seiner Frau zu befreien, stieg von fern in ihm auf. Aber über die Menschen jener Zeit hatten derartige Gedanken keine Gewalt. Die Ehrfurcht vor Sitte und Gesetz saß allzu tief in ihnen, und Bruce wußte: was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Darum bezwang Bruce den Zorn, der in ihm aufzusteigen begann; und weil er ihn nie zum Ausbruch kommen ließ, so glückte es ihm zuzeiten fast, ihn zu vergessen. Er hatte viel von seiner Ehe gehofft und war keineswegs gesonnen, bei der ersten Niederlage die Flinte ins Korn zu werfen. Er beschloß im Gegenteil, zu warten und den Dingen ihren Lauf zu lassen; und nachdem er wieder ruhiger geworden war, sagte er sich, vielleicht würde das, was er wünschte und erwartete, doch eines Tages noch kommen, und er hegte die leise Hoffnung, daß er und seine Frau einander doch schließlich näher kommen würden.

In dieser Zeit kam eines Tages die alte Frau Bruce zu Besuch. Sie war voller Argwohn und Wachsamkeit, wie alte Mütter zu sein pflegen, wenn der Gedanke an das Glück des einzigen Sohnes sie beschäftigt. Die alte Dame merkte bald genug, wie schwermütig Thora war, und daß auch der Sohn etwas auf dem Herzen hatte, mit dem er nicht herausrückte. Und klüger als ihr Sohn nahm sie nicht ihn, sondern die Schwiegertochter ins Gebet. Thora wollte zwar nicht zugeben, daß zwischen den Eheleuten eine gewisse Kühle herrsche, aber die Schwiegermutter konnte aus dem wenigen, was sie erfuhr, schon selbst auf den Rest schließen. Darum sagte sie, ehe sie wieder abreiste, zu ihrem Sohn: „Deine kleine Thora ist eine brave Frau, und ich mag sie gern leiden. Sie hat nur noch nicht gelernt, sich hier wohl zu fühlen. Das ist deine Sache — du mußt sie das lehren."

Von dem Tage an kümmerte sich Bruce wieder mehr um seine Frau, und die Hoffnung, die in ihm lebte, wurde wieder stärker. Unablässig wartete er darauf, daß der Tag kommen sollte, an dem sie sich auf seiner Scholle heimisch fühlen würde. Bruce lebte diese ganze Zeit über in einem seltsamen Hin und Her zwischen Abneigung gegen seine Frau und der Hoffnung, sie eines Tages doch zu gewinnen, sie gleichsam wiederzufinden, wie er sie sich dereinst geträumt hatte. Das kleinste Wörtchen, das Thora sagte, konnte ihn zurückstoßen. Er fand sie oft unbeholfen, trocken, interesselos. Es war, als vermöge sie weder seine Liebe entgegenzunehmen, noch Zärtlichkeiten zurückzugeben. Dann zog sich Bruce in sich selber zurück und gab seiner Frau harte Worte — Worte, die er nachher bereute. Oft auch erwachte das Gefühl, das sie ihm zuerst eingeflößt hatte, wieder mit verdoppelter Stärke. Dann sah er alles an ihr mit milderen Augen, fand ihre Niedergeschlagenheit natürlich und sagte sich, jedes Ding müsse seine Zeit haben. Sie, die so jung sei, müsse ja doch Ruhe und Muße haben, sich an ihn, die Gegend, die Leute, an alles zu gewöhnen. Er lebte in einer einzigen großen Erwartung, in Thora doch

Digitized by Google

noch eines Tages die Frau zu finden, nach der er sich sehnte.

Thora dagegen lebte in all dieser Zeit in einer ständigen Angst, einer Angst, die sie nicht verstand, und von der sie darum auch zu niemand zu sprechen wagte. Im Hause war's ihr noch am wohlsten; solange sie in den Zimmern sein konnte, war sie zufrieden. Ganz innen lag das Schlafzimmer; durch einen kleinen Korridor gelangte man von dort in Bruces Zimmer, die er seit des Vaters Tod bewohnte, und die abgetrennt von der ganzen übrigen Wohnung lagen. Auf der andern Seite kam man vom Schlafzimmer in ein kleines Kabinett mit alten, zierlichen Möbeln und Kupferstichen an den Wänden. Dort saß Thora, wenn sie frei war von Haushaltungsgeschäften, am liebsten. Da stand ihr Nähtisch und ihr Schreibtisch, in dem sie ihre Briefe und die Erinnerungen an daheim eingeschlossen hatte. Vom Fenster aus sah sie den Berg und ein Stückchen des Gartens mit seinen Obstbäumen und alten Linden. Vor sich hatte sie den wilden Wein, der Winters dürr und nackt über die Veranda hing und mit den braunen Zweigen im Winde raschelte.

Der wilde Wein war daran schuld, daß das Wohnzimmer vor dem Kabinett so dunkel war. Es war ein großer Raum mit Fenstern und einer Tür nach dem Garten. Durch die Tür kam man zuerst auf die Veranda. Ringsum schlang sich der wilde Wein. Jenseits der Wohnstube lag ein langgestrecktes Speisezimmer mit schwerem eichenem Tisch und alten geschnitzten Eichenschränken, Erinnerungen an den deutschen Ursprung des Geschlechts. Aus diesem Raum gelangte man in zwei Zimmer, die jetzt geschlossen waren, die aber dereinst als Kinderzimmer dienen sollten. Bruce hatte sie schon am ersten Abend seiner Frau gezeigt und dazu gelächelt. Alle andern Zimmer in dem großen Hause waren unbewohnt und mit Möbeln, Gerätschaften und allerhand altem Gerümpel angefüllt. Nur die allernotwendigsten Räumlichkeiten waren für den Gebrauch eingerichtet. Im Dachstock waren kleine Kammern für die Dienstboten.

In diesen Zimmern wuchs Thoras Angst vom ersten Abend immer mehr. Sie verstand nicht, daß solche Gefühle von der Natur selbst in uns geweckt werden, ebensowenig, daß der Mensch in solch innigem Zusammenhang mit der Natur leben kann, daß, was des einen Leben ist, dem andern zum Tode wird. Darum verbarg sie ihre Furcht vor allen und schämte sich ihrer. Aber diese Furcht beschäftigte ihre Seele weit mehr als der Gedanke an den Mann und ihr gegenseitiges Verhältnis. Ja, es gab Tage, an denen Thora überhaupt nichts zu tun vermochte, nur weil sie sich so fürchtete. Einsam konnte sie von einem Zimmer ins andre gehen und beim geringsten Laut zusammenschrecken. Am schlimmsten war es, wenn ihr Mann fort und sie mit den Dienstboten allein war. Oft saß sie lange auf und wartete, nur weil sie nicht zu Bett zu gehen wagte, und wenn sie es schließlich doch über sich brachte, sich zu legen, konnte sie vor Angst nicht einschlafen. Sie konnte ja den Riegel an der Tür nicht vorschieben, aus Furcht, ihr Mann könne nachher fragen, ob sie sich fürchte. So lag sie denn wach und lauschte auf jedes Geräusch; und wenn ihr Mann schließlich kam, tat sie, als schliefe sie. Um keinen Preis wäre es ihr möglich gewesen, ihm zu sagen, wie sehr sie sich fürchtete.

Einmal aber hatte Bruce doch etwas gemerkt. Es war eines Abends, als er unerwartet heimkam. Thora hatte den Schlüssel in der Tür umgedreht, weil die Angst sie in dieser Nacht noch schlimmer quälte als gewöhnlich, und als ihr Mann an die Tür kam, mußte er einen Augenblick warten, bis sie aufgemacht hatte.

„Schließt du dich ein?" sagte er verwundert und etwas scharf.

Da konnte Thora sich nicht länger beherrschen, sondern antwortete: „Ich fürchte mich oft so, wenn ich allein bin." Und sich an ihren Mann schmiegend, fragte sie: „Bist du mir darum böse?"

Bruce schob seine Frau unsanft von sich; seine Unterlippe zitterte. Er dachte daran, daß seine ganze Heimat ihr fremd war, seine Heimat, die Leute, die Gegend, alles das, was ihr so neu war, und wo er im schwärzesten Dunkel sich zurechtfand und sich im stillen daran freute, wie still, wie gut und traut es war. Daheim hatte Thora sich nie im Dunkeln gefürchtet. Danach brauchte Bruce gar nicht zu fragen. Das wußte er nur zu gut. Und diese ängstliche Weiberfurcht verdroß ihn und erregte seinen Widerwillen.

Digitized by Google

„Wenn du nur nicht so böse auf mich sein wolltest, Bruce," klagte Thora. „Ich bin noch so jung."

Er strich ihr mit einer schweren, unbeholfenen Gebärde übers Haar, aber sein Gesicht hellte sich nicht auf. „Ja," entgegnete er. „Und ich bin alt."

Thora blickte eifrig zu ihm auf. „So hab' ich es nicht gemeint," sagte sie hastig.

„Nein," war die Antwort. „Aber es ist trotzdem so."

Damit ging er still hinaus und ließ sie allein, als ertrage er es nicht, in ihrer Nähe zu sein. Und sein Gesicht trug einen Ausdruck, den Thora nie wieder vergessen konnte.

Trotzdem hatte sie keine Ahnung, was eigentlich die Ursache zu der Kälte ihres Mannes war, die sie von Tag zu Tag stärker empfand. Sie war ganz in ihrer Furcht befangen, und darum war ihre Ahnung blind, wie bei allen, deren Leben sich nur um *einen* Gedanken dreht, *eine* Vorstellung, die sie martert, weil sie sie nie losläßt.

Nach Weihnachten steigerte sich ihre Gemütsunruhe noch; Thora wußte, sie würde Mutter werden. Diese Gewißheit schenkte ihr nur geringe Freude, oder vielmehr sie wurde ihr eher ein Anlaß zu neuer Unruhe. Sie fühlte sich mehr und mehr untauglich, irgendwelchen Nutzen zu schaffen oder irgend jemand Freude zu machen, und sie konnte nur immer denken, daß da in ihr selbst ein neuer Quell der Sorge entsprungen war. Bruce erhoffte mehr von dem Kind als sie. Sein Mißtrauen gegen Thora begann sich zu legen. Die Dankbarkeit gegen die Frau, die ihm vielleicht einen Sohn schenken sollte, erwachte in dem Mann, und er sagte sich, daß die Schwäche, die sein Mißfallen erregt hatte, vielleicht nur eine Begleiterscheinung des Zustandes sei, der bei den Frauen übertriebene Empfindsamkeit und törichte Ideen aller Art im Gefolge hat.

Bruce änderte darum in dieser Zeit sein Benehmen gegen Thora. Er forderte im allgemeinen weniger, war freundlicher, nachsichtiger als sonst. Das Verlangen nach einem Zusammenleben, Zusammenfühlen der Ehegatten, das im Anfang so stark in ihm gewesen war, schob er gleichsam auf gelegenere Zeit hinaus. Und als er endlich in seinen Armen einen Sohn hielt, da schwoll dem Mann das Herz in der Brust vor Freude. Das Geschlecht würde sich in ihm fortpflanzen. Der Knabe würde dereinst den Hof erben. Und nachdem seine Frau seiner Heimat einen Sohn geboren hatte, würde sie auch nicht länger eine Fremde da sein.

Langsam erholte sich Thora von ihrer Krankheit. Sie fühlte sich glücklicher jetzt als früher. Es war, als habe die Mutterschaft ihr einen Platz gegeben in diesem Hause, in dem sie sich so lange als Fremde vorgekommen war. Sogar die Leute vom Hofe, die auf ihren dicken Holzschuhen so schwer einherstapften, die Mägde im Hause, alle, die bei ihnen aus und ein gingen, betrachteten sie jetzt mit ganz andern Augen. So wenigstens kam es ihr vor; und es war, als wolle in dem jungen Weib ein ganz neues Leben erwachen. Wenn sie allein am Bettchen des Kindes saß oder es an der Brust hatte, freute sie sich, weil sie wußte, es gab jemand, der sie lange brauchen würde.

Die alte Frau Bruce kam nicht eher nach Akerup, als bis Thora wieder ganz hergestellt war. Die Alte hatte ihre Eigenheiten, und einer ihrer Grundsätze lautete: Eine alte Schwiegermutter soll nicht unnötigerweise bei den Jungen herumschnüffeln.

Aber als sie dann endlich den Enkel in den Armen hielt, da strahlte ihr scharfgeschnittenes Gesicht vor Zufriedenheit. Denn der Kleine glich dem Vater. Und die alte Dame sprach das auch sogleich aus, indem sie vergnügt hinzufügte: „Diesmal ist es nicht ein bloßes Gerede. Faktum ist Faktum." Damit legte sie das Kind in die Wiege zurück und küßte die Schwiegertochter.

Das hatte sie noch nie getan, und Thora fühlte sich ganz beglückt über das Ereignis. Bruce war im Zimmer, als es geschah, und es sah aus, als erfülle die Freundlichkeit der Mutter ihn mit Stolz. In diesem Augenblick träumte Thora von einer helleren Zukunft.

Der Knabe wurde im Hause getauft und erhielt die Namen Hans Johan. Die Großmutter selber hob das Kind aus der Taufe.

* * *

Im Herbst darauf schrieb Thora folgenden Brief:

Akerup, November 1863.

Liebste Mutter!

Es ist lange her, seit ich zuletzt geschrieben habe; und ich hätte dir gar viel zu erzählen, wenn ich dich einmal wiedersehen und

Digitized by Google

zu dir ſprechen könnte wie einſt. Täglich bete ich zu Gott, daß ich doch ſein möchte wie du. Dann wäre alles gut und leicht, und Bruce wäre mit mir zufrieden. Ich fürchte, er iſt es nicht, und er kann es ja auch nicht ſein. Er hat ganz recht, wenn er denkt, ich ſei eine kindiſche Frau, viel zu kindiſch für ihn. Und es iſt manchmal ſo ſchwer, zu wiſſen, daß ich zu nichts nütze bin auf der Welt. Darum denke ich auch ſo oft an dich, die du für alle genug warſt und Vater und uns alle ſo froh gemacht haſt.

Es geht jetzt ſo nach und nach gegen den Winter zu hier, und wenn ich das ſehe, muß ich daran denken, daß daheim vielleicht ſchon der Schnee über dem Tannenwald liegt. Im Frühling war es hier ſo ſchön. Die Leberblümchen blühten ſo früh, viel früher als bei uns, und ſchon im Mai konnten wir draußen im Freien ſitzen. Jetzt haben wir wieder Nebel, und wenn der Nebel geht, wird es rauh und kalt. Am meiſten Heimweh hab' ich nach den Birken daheim. Birken haben wir ja hier auch, aber ſie ſind gar nicht wie unſre. Sie ſtehen auf der andern Seite des Hauſes, gerade auf der entgegengeſetzten Seite von dem langen, dunklen Berg. Ich kann ſo wohl verſtehen, daß alle Menſchen es hier ſo ſchön finden. Nur ich habe immer das Gefühl, als gehörte ich gar nicht hierher. Kannſt du dir das vorſtellen? Ich bin mit einem guten, tüchtigen Mann verheiratet. Ich habe einen kleinen Knaben — er ſchläft gerade neben mir —, der einma' Akerup erben und ſein Leben lang hier wohnen wird, wie ſein Vater. Und doch habe ich das Gefühl, als gehöre ich nicht hierher und hätte nur alles, was ich jetzt habe, gleichſam zum Lehen erhalten, das ich bald wieder hergeben müßte. Oder vielleicht nicht gerade ſo bald, aber doch einmal, wenn keiner es glaubt, am allerwenigſten ich. Iſt das nicht merkwürdig?

Ich habe es jetzt viel beſſer als früher. Hans iſt ſo viel für mich, ſo klein er iſt. Aber ich denke oft an euch daheim, und ich wünſchte, Bruce erlaubte mir einmal, heimzureiſen und euch alle wiederzuſehen. Ich möchte ihn bloß nicht darum bitten. Das würde ihm nicht recht ſein. Manchmal glaube ich faſt, Bruce iſt ein bißchen eiferſüchtig auf euch daheim und meint, er habe mich nicht ſo recht für ſich, obgleich ich mit ihm hierhergezogen bin und täglich hier lebe und wohl immer hier leben werde. Ich habe bemerkt, daß Bruce es nicht liebt, wenn ich davon ſpreche, wie es daheim war. Es iſt, wie wenn er mich zwingen wollte, alles, was hier iſt, die Natur, die Menſchen, alles, was ich ſehe, zu lieben. Im Anfang verſtand ich das nicht, ſondern ſagte mehr als einmal, was ich fühlte — daß der dunkle Berg mir bang macht, und daß ich nicht finden könne, daß die Buchen ſo ſchön ſeien wie unſre Birken und Tannen. Einmal nahm er mich mit und zeigte mir die Birken. Sie wuchſen wie auf einer Heide, fand ich. Weit auseinander — die Stämme ſo hoch und kahl, die Kronen ſo dünn, und ſo weit man ſehen konnte, war der Boden darunter mit Wacholderbüſchen bedeckt. Von dort kamen wir in einen Tannenwald. So einen Wald haſt du nie geſehen, Mutter! Er iſt ſo dicht und ſchwarz, daß unter den Zweigen kein Gras wachſen kann, weil die Sonne nie hineindringt. Er iſt auch ſo niedrig, und darin umherwandern kann man auch nicht. Dazu ſteht er viel zu dicht. Als ich das ſagte, merkte Bruce, daß es mir nicht gefiel. Das Herz ſchnürte ſich mir in der Bruſt zuſammen, und ich hätte am liebſten geweint. Da wurde er böſe, ſo böſe, wie ich ihn noch nie geſehen hatte, und redete zwei Tage lang überhaupt nicht mehr mit mir. Seither verſuche ich, ihm nichts mehr über das zu ſagen, was ich ſehe. Oder ich ſage ihm manchmal, das, was ich ſehe, ſei ſchön und es gefalle mir. Das freut ihn ſo, daß ihm manchmal die Tränen in die Augen kommen. Darum ſage ich jetzt ſo etwas, ſoviſt ich kann, und ſage auch manchmal mehr, als ich meine. Aber wenn ich ſehe, wie er ſich freut, erſchreckt mich das auch. Ich habe dann das Gefühl, als lüge ich mich in ſein Herz. Denn ſein Herz hängt an der Erde hier. Das weiß ich jetzt.

Aber iſt es nicht ſonderbar? Ich meine, daß jemand eine Gegend ſo lieben kann? Und iſt es nicht noch ſonderbarer, daß er will, ich ſoll ſie ebenſo lieben, bloß weil er es will? Aber ich habe gemerkt, daß man es auch kann, wenn man es verſucht, und manchmal weiß ich ſelber nicht, ob ich mich hier wohl fühle oder nicht. Ich ſage das nur ſo. Ich glaube, von der Thora, die du gekannt haſt, Mutter, die in Ruhe bei dir daheim ſaß, iſt nicht mehr viel übrig. Iſt das immer ſo, wenn man ſich verheiratet?

Ganz so viel Angst wie früher hab' ich jetzt nicht mehr, wenn ich allein bin. Wir haben vier Dienstboten im Haus, ein Mädchen, das Hans besorgt, eine Köchin, ein Hausmädchen und einen Kutscher, der in der Kammer neben dem Stall wohnt. Ich fühle mich jetzt heimischer mit ihnen als früher. Aber so ganz natürlich wie mit den Menschen zu Haus kann ich doch nicht mit ihnen verkehren. Jetzt hab' ich schon wieder „zu Haus" geschrieben, und das darf und sollte ich doch nicht. Ich weiß ja, ich bin hier zuhaus und will es auch sein. Du verstehst schon, wie ich es meine; du weißt ja, es ist mir immer schwer gefallen, mich auszudrücken, wie es sich gehört.

Weißt du, Mutter, was ich manchmal glaube? Ich glaube, glücklich wird der Mensch überhaupt nie, und manchmal denke ich, es wäre gut, wenn die Älteren mit uns darüber sprechen wollten, solange wir noch jung sind. Die Erwachsenen sprechen mit den Jüngeren nie über so etwas. Vielleicht ist es ja auch recht und gut so. Vielleicht muß jeder einzelne auf eigne Hand leben lernen, vielleicht würde kein junges Weib oder kein junger Mann den Alten glauben, wenn diese ihnen im Ernst sagen wollten, wie das Leben ist.

Aber manchmal glaube ich, mir wäre es besser gegangen, wenn mir jemand, als ich noch jung war, gesagt hätte, daß man meist nicht so glücklich wird, als man in der Jugend hofft. Ich glaube, ich hätte darauf gehört, wenn es mir jemand so einfach gesagt hätte, daß ich es hätte verstehen können. Ich hätte dann wenigstens nicht selber so viel von allem möglichen wegarbeiten brauchen, wovon man sich so schmerzlich trennt und doch trennen muß.

Ich weiß nicht, ob ich alles das hätte sagen sollen und dürfen. Vielleicht mach' ich dich nur traurig damit, vielleicht denkst du, ich schreibe so, weil ich nicht glücklich bin. Aber wenn ich nachdenke, so weiß ich, daß das Glück mir mehr geschenkt hat, als auf das Los der allermeisten Menschen fällt. Am besten fühle ich das, wenn ich allein bin mit meinem Kind. Und ich weiß, Bruce wird nie anders als gut gegen ihn und mich sein.

Nur daß er oft unzufrieden ist mit mir, und daß ich den Haushalt nicht so gut führe, wie er es will! Oft sagt er nichts, aber ich seh' es ihm an, wenn er finster wird und anfängt zu grübeln. Dann weiß ich, jetzt grübelt er über mich nach — daß ich nicht so bin, wie er es sich gedacht, daß ich nicht die bin, die er sich erhofft hat. Er hat zu hoch von mir gedacht; und das zu fühlen, tut weh. Denn ich fühle es sehr wohl, auch wenn er nichts sagt. Am schlimmsten ist es, wenn er es mir sagt. Jedes Wort gibt mir einen Stich, und es wird mir dann viel schwerer, so zu sein, wie ich möchte, schon darum, weil ich Angst habe, irgend etwas, was ich tue, könnte ihm nicht recht sein.

Gestern ist die Schwiegermutter abgereist. Sie ist sehr freundlich gegen mich. Aber wenn sie da ist, habe ich das Gefühl, als wär' ich ihr und Bruces Kind. Sie hat ja Bruce nie den Haushalt geführt, seit er erwachsen ist. Sie zog damals gleich zu ihrer Tochter, damit der Platz für die künftige Schwiegertochter frei sein sollte. Aber sie und Bruce verstehen einander trotzdem so gut, und so wie der Haushalt zu ihrer Zeit geführt worden ist, so will er ihn auch jetzt noch haben. Ich kann deshalb nichts dafür, daß ich mich freue, wenn sie geht, und daß mir alles leichter vorkommt.

Grüße Vater und alle daheim von mir. Und kümmere dich nicht drum, wenn ich was Dummes gesagt habe. Es ist manchmal so gut, wenn man jemand hat, zu dem man sprechen kann.

Deine gehorsame Tochter
Thora Bruce, geb. Krohk.

* * *

Die alte Frau Dortha hatte nicht Zeit, lange über diesen Brief nachzudenken. Sie sandte die Antwort noch im gleichen Monat ab, und Thora merkte daraus, daß sie unmittelbar, nachdem ihr ihr eignes Schreiben zu Händen gekommen war, erwidert haben mußte.

Mein liebes Kind!

Es hat mich viel Mühe gekostet, zu verhüten, daß dein Brief dem Vater unter die Augen kam. Du weißt, daß du sein Augapfel warst, und seit du uns verlassen hast, fragt er nur immer und immer wieder, wie es dir wohl gehen möge. Du hast wenig oder gar nichts über dich selber geschrieben, und es war nicht leicht, Vater darüber zu beruhigen, daß so lange kein Brief von dir kam. Er macht sich immer Sorgen um

Digitized by Google

dich, viel mehr als um die Geschwister, die ja doch auch alle draußen sind. Aber er ist immer schwach für dich gewesen, wie auch ich und wir alle. Und wenn ich an deinen Brief denke, Kind, so tut mir das weh, und ich mache mir Vorwürfe. Vielleicht sind wir zu schwach für dich gewesen. Du hattest eine Art, überall, wohin du kamst, den Sonnenschein hervorzulocken. Aber ich hatte immer geglaubt, mein törichtes Mädchen würde verstehen, daß es so nicht immer fortgehen kann im Leben.

Es tut mir weh, daß ich das schreiben muß. Denn ich habe gewiß auch mein Teil schuld daran, daß du so — ich möchte sagen, zerbrechlich geworden bist — empfindlich gegen alles Schwere im Leben. Ich weiß auch wohl: so, wie es jetzt um dich steht, wäre es tausendmal besser, ich könnte mit dir reden, statt zu schreiben. Wenn dich mein Brief traurig macht, mein Kind, so weine du nur ruhig ein bißchen. Das geht vorüber. Aber nimm dir meine Worte zu Herzen und vergiß sie nicht. Und versuche auch, danach zu leben. Versuch' es wenigstens, so gut du kannst — und du sollst sehen, das Weitermachen ist leichter als der Anfang.

Was ich dir jetzt sage, ist jedenfalls der beste Rat, den ich dir geben kann. Mir selbst wenigstens hat es geholfen und mich froh und zufrieden gemacht mit dem Leben bis ins Alter.

Habe Geduld, mein Kind, was auch geschehen möge, und versuch', deinem Mann ein fröhliches Gesicht zu zeigen, auch wenn du nicht immer so fröhlich bist. Freude wird dem Menschen nicht immer zuteil, und es ist auch nicht das Höchste. Freude schenken, ist viel mehr. „Ein tugendsam Weib, das fromm ist, ist gleich einer klaren Lampe auf dem heiligen Leuchter", sagt der weise Sirach. Und im nächsten Vers fährt er fort: „Ein Weib, das stetigen Sinnes ist, ist wie ein goldener Leuchter auf silbernen Füßen." Und Salomo sagt: „Ehre und Preis ist ihr Kleid; sie lacht dem Tag zu, der da kommt." Wenn man es im Anfang auch nicht glaubt — man kann doch schließlich allen gut zulachen, auch wenn man selber nicht immer fröhlich ist. Glaub' mir, Kindchen, Tausende von Frauen haben das schon vor dir getan.

Es ist mir alten und einsamen Frau ganz sonderbar zumut, daß ich nun hier sitze und dir das alles schreibe und dabei weiß, daß du längst selber eine verheiratete Ehefrau bist wie ich. Auch ein Kind hast du von deinem Mann; und über alles, was ich dir früher nicht habe sagen können, könnte ich jetzt mit dir reden, wenn wir zusammen wären. Glaub' nur, einer Mutter kommt auch manchmal der Gedanke: „Warum kann ich nicht über alles mit ihr sprechen und ihr alles sagen? Sie ist ja doch meine Tochter." Aber das wirst du verstehen, wenn Gott dir selber einmal eine Tochter schenkt. Zwei Töchter hab' ich in die Welt hinausgeschickt, und jedesmal habe ich gedacht, wie gern ich ihnen doch ein bißchen mehr gesagt hätte, als ich tat. Vielleicht wäre es ja auch gut gewesen, jedenfalls wär' es vor Gott kein Unrecht gewesen. Aber es ist nun einmal so, daß eine Mutter so etwas nicht sagt. Weißt du, nicht nur den Jungen wird es schwer, zu den Alten zu sprechen. Oft genug fällt es uns Alten ebenso schwer, das, was wir sagen möchten, herauszubringen. Wir haben auch unser Schamgefühl, so gut wie ihr. Du bist alt genug jetzt, um mich zu verstehen. Und es ist schließlich auch gar nicht gesagt, daß das Unglück so groß ist, wenn man das auch als Kind meint.

Das jedenfalls kann ich dir sagen: die ersten Jahre, als ich verheiratet war, hab' ich auch manchmal meine blutigen Tränen geweint, wenn es auch niemand sah; immer auf Rosen gewandelt bin ich auch nicht. Das kannst du mir schon glauben. Das Schlimmste war, daß es immer so knapp zuging bei uns. Das ist bei dir nicht so. Sei froh, Kindchen. Denn Armut ist — wenn man die Wahrheit sagen soll — schließlich doch der Schuh, der am ärgsten drückt. Und so besonders erfreulich war es nicht für mich, weder als ihr Kinder zur Welt kamt, noch wenn ich krank war oder ihr Kinder krank wart und wir zum Doktor schicken mußten! Vater war auch nicht immer bei guter Laune, das weißt du ja. Aber das Schlimmste waren doch die ersten Jahre. Da habe ich oft genug gezittert, wenn ich nur das Kleinste mit ihm besprechen sollte; ich mußte auch immer bei allem verhalten. Es war, als wäre er durch meine Schuld in Schwierigkeiten geraten. Wie ich mich auch abmühte und sparte und arbeitete — nirgends wollte es reichen. Damals mußte ich manches hören, was dir erspart geblieben ist.

Digitized by Google

Denn das sehe ich trotz allem aus Deinem Brief: Dein Mann gibt dir selten ein böses Wort. Dafür darfst Du dem lieben Gott schon dankbar sein. Daß eine Ehe in der ersten Zeit nicht leicht ist, das glaube ich wohl — am wenigsten für den Mann. Er hat seine Arbeit und seinen Beruf und seinen Lebenszweck schon immer gehabt, lange eh die Frau ins Haus kam. Dann kommt sie auf einmal und stellt sozusagen alles auf den Kopf. Das kostet Zeit, bis er sich daran gewöhnt, und es mag wohl sein, daß er da nicht immer der Angenehmste ist.

Da kommt es einzig auf die Frau an, ob die Ehe das wird, was sie sein soll. Und darum ist mein einfaches Hausmittel eben: die Frau soll sich gedulden und soll ertragen und dennoch fröhlich aussehen. Ist der Mann unzufrieden, so muß sie sorgen, daß er zufrieden wird. Hat er etwas auszusetzen, so soll sie sich nach ihm richten, daß es besser wird. Und macht er trotzdem Ausstellungen, so soll sie es geduldig auf sich nehmen und sich nicht von Kleinigkeiten zu Boden drücken lassen.

Tut sie das, wie eine Frau es soll und muß, so kommt auch mit der Zeit alles ins Geleise. Sie wird dann, wenn sie älter wird, sehen, daß sie den Mann gewonnen hat, besser als zu der Zeit, da sie noch jung und schön war, wie auch ich einmal es war, mein Töchterchen, und er nichts andres im Kopf hatte als Spiel und Scherz, und daß die Zeit der Verlobung ein Ende nehmen möchte. Dann braucht man auch nie zu bereuen, daß man einst geschwärmt und geträumt hat, auch nicht, daß man oft geweint hat und geglaubt, man sei fürs ganze Leben unglücklich ...

Einen so langen Brief habe ich nicht mehr geschrieben, Thorachen, seit der Zeit, als ich Braut war und gepreßte Blumen in meine Briefe legte und sie tagelang mit mir herumtrug, statt sie fortzuschicken, bloß weil ich dachte, ich hätte alles mögliche vergessen, was ich noch hatte mitschicken wollen. Ich hätte auch gar nicht die Zeit dazu gehabt, wenn nicht Vater fort wäre. Aber er hatte keine Ruhe zu Hause. Er mußte die Schwarze vors Gig spannen und nach Jönköping fahren, wo er Regimentskameraden hat, die er treffen wollte. Vater hat keine Ruhe zu Haus. Es gehen hier Kriegsgerüchte um, die man doch gar nicht glauben kann. Es heißt, wir Schweden müßten auch mit. Aber das kann ich mir doch nicht denken, daß unsre Soldaten sollen ausziehen müssen, um den Dänen gegen die Deutschen zu helfen.

Neulich war der junge Konrad auf Granas da. Du erinnerst Dich seiner. Er war öfters hier, wenn die Brüder daheim waren. Es hieß ja auch, er habe damals ein bißchen für Klein-Thora geschwärmt. Er kam, weil er gerade in der Nähe auf der Jagd war, und redete von nichts als vom Krieg, der vor der Tür stehe. Er war ja immer ein bißchen hitzig und übertrieben, und er sagte, es wäre geradezu eine Schmach für Schweden, wenn wir den Dänen, die er unsre Brüder nannte, jetzt nicht hülfen. Vater stimmte ihm bei, und sie zogen zusammen gegen König und Regierung los, die Vater Federfuchser nannte. Der junge Baron war schließlich ganz blaß und versicherte, wenn es keinen Krieg gäbe, so gehe er trotzdem mit als Freiwilliger. Und Vater schüttelte ihm über den Tisch weg die Hand und sagte, so müsse ein echter Schwede sprechen. Zwei Tage nach diesem Besuch kam die Nachricht, daß der König von Dänemark gestorben sei, und Vater spannte Hals über Kopf die Schwarze ein und fuhr nach Jönköping.

Schreibe nun gleich, mein Kind, damit Vater nicht länger auf Nachricht zu warten braucht, und erwähne in Deinem Brief kein Wort von dem, was wir zwei einander anvertraut haben. Ich werde Dich auch so verstehen, wenn der Brief kommt.

Deine alte Mutter

Dorothea Krohk, geb. Saling.

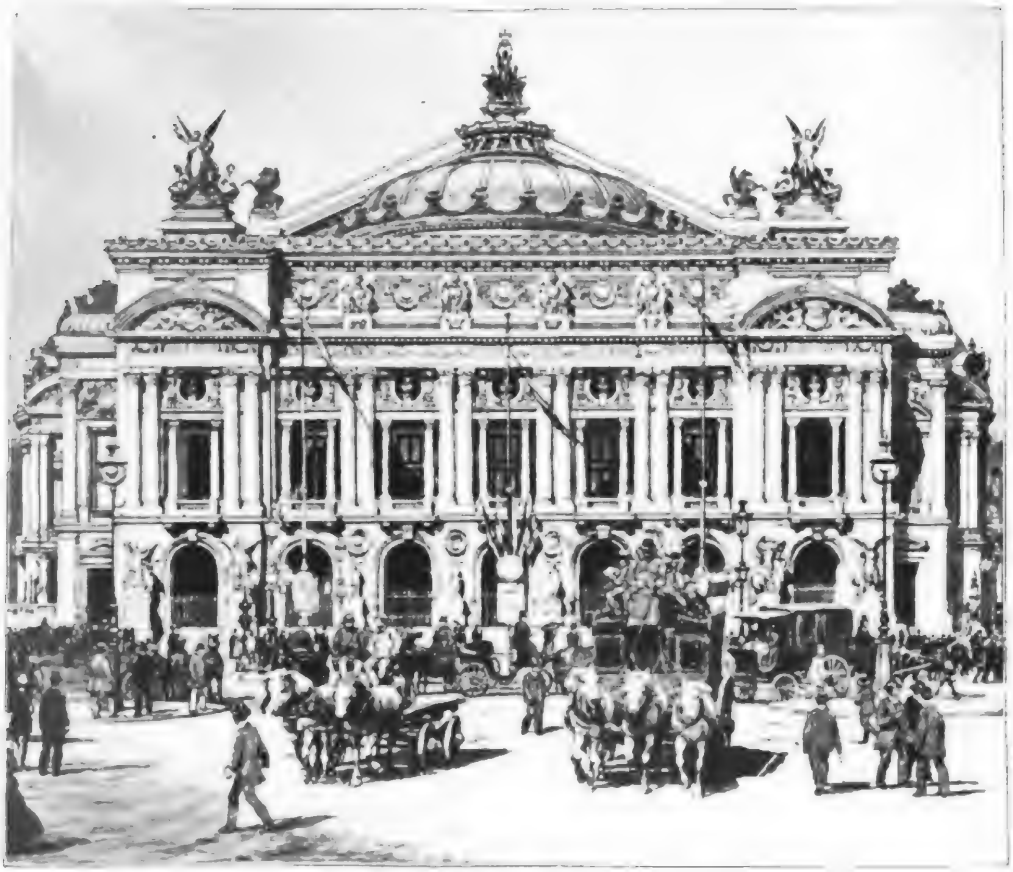
P. S. Gerade, als ich fertig war, hörte ich den Wagen in der Allee. Ich habe mit Mühe und Not noch den Brief verstecken können, ohne daß der Herr Rittmeister etwas gemerkt haben. Er hat übrigens noch nicht nach Nachricht von Dir gefragt. Er redet von nichts als vom Krieg und flucht, es stehe schlecht für die Dänen. Aber ich kenne ihn! Ich weiß, eines schönen Tags wird er wieder anfangen, zu fragen, warum wir eigentlich nichts von Dir hören. Und dann gibt er keine Ruhe, bis der Brief endlich kommt.

Küsse Deinen kleinen Jungen von Großmutter und sei glücklich und zufrieden.

D. O.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Ansicht der Großen Oper in Paris.

Streifzüge durch das musikalische Paris

Von Paul Bekker

Welche geheimnisvolle Zauberkraft wohnt doch diesem einzigen Städtenamen inne: Paris! Eine unabsehbare Kette lockender Vorstellungen erwacht in uns, hören wir ihn aussprechen. Alle die Eindrücke, welche Reiseberichte, Dichtung und Geschichte seit unsrer frühesten Jugend in uns aufgespeichert haben, umgeben die Seinestadt mit dem Schimmer einer modernen Märchenwelt, aus der unsre Phantasie unzählbare Anregungen schöpft. Paris als Ort frohen Vergnügens, als Stadtbild von einzig dekorativer Pracht, als eins der Hauptzentren des Weltverkehrs, das romantische, das genießende, das künstlerische, das historische, das politische Paris ist oft genug geschildert worden und doch in dem gewaltigen Zusammenklang all dieser Einzelheiten erst aus eigner Anschauung zu begreifen. Dieser Gesamteindruck ist schwer zu analysieren. Nicht nur die malerischen Reize der Boulevards, die stolze Monumentalität der Gebäude, die üppige Fülle aufgestapelter Kunstschätze, das selbst für den blasierten Berliner verwirrende Verkehrsbild, das idyllische Seinepanorama, die dekorativen Wunder der Place de la Concorde — nicht nur diese und zahllose andre Einzelheiten erheben Paris zu einer Stadtindividualität von außergewöhnlicher Schönheit. Eine eigne Atmosphäre umhüllt das Ganze, eine weiche, zarte Luft, die unsre Nerven beruhigt, unser Blut leichter fließen läßt, unsre Sinne für den Genuß des Augenblicks empfänglicher stimmt, unsre Gedanken von bedrückenden Vorstellungen entlastet und uns in eine nebelfreie, sonnige, lachende Welt versetzt.

Wir spotten darüber, daß die Franzosen Ihsen fremd gegenüberstehen und sich die Gedankenlinie der Faustdichtung durch Gounod's Opernmusik verschleiern lassen. Nun

ſchlendern wir ſelbſt die Boulevards mit ihren endloſen Caféreihen entlang, umkreiſt von lärmenden Zeitungsverkäufern, eleganten Bummlern, läſſig und gleichgültig umherſchlendernden Militärs, eilenden Geſchäftsleuten. Wenn wir dieſes heftig pulſierende Straßenleben an uns vorüberziehen laſſen und ſehen, wie der Franzoſe ſein reiches und liebenswürdiges Temperament völlig im reſtloſen Auskoſten eines oberflächlichen Genußlebens verzehrt, erkennen wir da nicht, daß eine innere Fühlung mit den großen nordiſchen Kunſterſcheinungen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit iſt? Fehlen ihm nicht nahezu alle kulturellen Vorausſetzungen für das Verſtändnis metaphyſiſcher Probleme? Sein Verſtand beſitzt wohl Schärfe und Schulung zur Genüge. Doch die ſchöpferiſche Anteilnahme, die tätige, fördernde Mitarbeit, aus der allein wahres Intereſſe und echte Begeiſterung entſpringen können, fehlt dem Franzoſen. Nordiſche Gedankenſplitterei langweilt ihn. Warum ſich mit erdichteten Ideen quälen? Iſt die Welt nicht ſchön und unterhaltend genug, bietet ſie nicht unerſchöpflichen Stoff zum Lachen und geiſtreichen Plaudern? Heraus doch mit dem zweifelnden Grübler aus der einſamen Kammer, hinein in das Leben, in die Geſellſchaft der Menſchen, deren mannigfach wechſelnde Unterhaltung alle Tüfteleien und metaphyſiſchen Spekulationen bald verjagt und dem Amüſement die Tore weit öffnet. Nicht abgeſchloſſen über dunkle, unerforſchliche Rätſel brüten und ſich in unlösbare Fragen einſpinnen — ſich gegenſeitig aufmuntern, die Temperamente aneinander entzünden und in einem glänzenden Feuerwerk von Bonmots und Witzen verſprühen laſſen: das iſt Sinn und Zweck des Daſeins.

So tragen Leben und Kunſt des Franzoſen den Stempel der Geſelligkeit, ſind aus dem Bedürfnis der Unterhaltung geboren und einzig ihren Dienſten gewidmet. Auskoſten und ausſchlürfen bis auf den letzten Reſt, was dieſem wunderlichen Leben Reiz verleiht, das iſt die letzte Weisheit des Franzoſen, und auch ſeine Moral iſt dementſprechend eingerichtet. Nicht um ſich zu erbauen,

Die Kirche Madeleine in Paris (Aufführungsſtätte der großen Kirchenkonzerte).

Digitized by Google

Tanzgruppe an der Großen Oper in Paris von Jean Baptiſte Carpeaux.

ſich zu reinigen von Kleinlichkeiten des Alltags, ſich zu erheben über die Enge des Daſeins, beſucht der Pariſer ſein Theater, ſondern um ſeine Fähigkeit für die Aufnahme ſinnlicher Eindrücke zu erhöhen, um von der Bühne herab das Evangelium der Lebensfreude zu vernehmen und durch die Kunſt zu einem geſteigerten und verfeinerten Lebensgenuß zu gelangen.

Unterhaltung iſt alſo der Endzweck aller franzöſiſchen Bühnenkunſt. Nur nach der Wahl der Mittel unterſcheiden ſich die einzelnen Zweige. Bald wird das Auge durch prächtige Ausſtattungseffekte geblendet, bald das Ohr durch ſinnfällige Melodien und kokette Rhythmen umſchmeichelt, bald der Intellekt durch geiſtvolle Dialektik gefeſſelt. Oberflächenkunſt jedoch bleibt das Ganze ſtets, geiſtige Offenbarungen gilt es nie zu vermitteln. Unbeſtreitbar haben ſich die Franzoſen im Laufe einer vielhundertjährigen Entwicklung zu vollendeten Meiſtern in der Behandlung der Oberfläche ausgebildet. Eine Virtuoſität iſt ihnen eigen, vor der wir

Die Doppeltreppe in der Großen Oper zu Paris

Digitized by Google

Das Foyer in der Großen Oper zu Paris.

Deutſche mit unſerm Innentrieb hilflos daſtehen, und von der wir uns doch oft genug überrumpeln laſſen. Daß dieſes bewunderungswürdige Jonglieren der franzöſiſchen Kunſt meiſtens nur der Außenſeite zugute kommt — zu dieſer Erkenntnis ringen wir uns oft erſt nach geraumer Zeit durch. Hektor Berlioz, der einzige franzöſiſche Komponiſt, welcher tieferſchürfende Werke zu ſchaffen vermochte, wurde in ſeinem Vaterlande ausgepfiffen und totgeſchwiegen, während man ihn in Deutſchland mit offenen Armen aufnahm. Heute noch hat der Berliozkult der Franzoſen etwas künſtlich Inſzeniertes und beſchränkt ſich auf einige ſpärliche Werke, während Monumentalſchöpfungen, wie ſeine beiden Trojanerdramen, es in Frankreich noch nicht zu einer einzigen Bühnenaufführung gebracht haben. Konverſation machen — das iſt das Leitmotiv der galliſchen Kunſt. Meiſter und Werke, welche dieſer Forderung Genüge leiſten, werden gefeiert, die andern beſtenfalls mit kalter Bewunderung reſpektiert. In der franzöſiſchen Muſik ſpiegelt ſich das Bedürfnis nach einer das Leben gefällig illuminierenden, nicht aber vertiefenden Kunſt. Vorbedingung für den prüfenden Beobachter iſt die Erkenntnis dieſer nationalen Unterſchiede, welche in Klima, Temperament und Lebensweiſe wurzeln.

* * *

Schäden und Vorteile ergeben ſich aus ſolchen Verhältniſſen. Schäden zunächſt für den fremden Beurteiler, welcher ſich bald von der innern Leere dieſes Treibens ermüdet fühlt. Vorteile dagegen in großer Menge für die Einheimiſchen ſelber. Der Geſelligkeitstrieb verflacht zwar, aber er erhöht das Gefühl für die Intereſſengemeinſchaft. Nirgends iſt die Teilnahme am öffentlichen Leben ſo groß wie in Paris. Beredtes Zeugnis dafür gibt die hohe Zahl öffentlicher Kunſtinſtitute, beſonders der Theater. Wo drei Franzoſen beiſammen ſind, muß eine Bühne gegründet werden. Der Orientale läßt ſich Märchen erzählen, der Deutſche ſinnt im Waldesrauſchen ſeinen Träumen über Weltall und Unendlichkeit nach, der Franzoſe ſpielt Komödie. Kann er Muſik dazu erfinden — um ſo beſſer. Er erfindet das Ballett, verſucht ſich auch an der großen theatraliſchen Form... Die Franzoſen lieben die Muſik nicht

Frl. Luiſe Granjean, dramatiſche Sängerin der Großen Oper in Paris.

ihrer überſinnlichen Wirkung wegen, ſondern als effektvolle Sprachunterlage. Daher fanden auch Glucks Reformbeſtrebungen, die ſich gegen die Auswüchſe des italieniſchen Koloraturgeſanges richteten, in Paris das kräftigſte Echo. Dort wurden die heftigſten Kämpfe zwiſchen Gluckiſten und Piccinniſten ausgefochten, und die Franzoſen rechnen nicht mit Unrecht Gluck halb zu den Ihrigen. Hat ſich doch an ſeinem Werk der Stil der großen franzöſiſchen Oper befruchtet, gründet ſich doch auf dieſe Vermählung deutſchen und franzöſiſchen Weſens die internationale Bedeutung der Großen Pariſer Oper (L'Opéra).

Es gab eine Zeit, wo die Pariſer Oper die Welt beherrſchte. Die Schickſale neuer Werke entſchieden ſich in Paris, berühmte Sänger empfingen dort ihre letzte Anerkennung. Wunder der Ausſtattung und klaſſiſche Vollendung der künſtleriſchen Darbietungen vereinten ſich. Alle geiſtigen Anregungen floſſen aus Paris, und dort ſtrömten ſie auch wieder zuſammen zu der einen Quelle: der Opéra. Es war eine Kulturblute von ſeltener, üppiger Pracht, dieſe Académie de chant, danse et musique, wie ihr Gründer Louis XIV. ſie 1669 taufte. Aus der Epoche des Sonnenkönigs ſtammend, hat ſie, gleich allen Sonnenkindern, einen Strahl jener eigenartigen Zeit in ſich aufgenommen und mit zäher Treue, mit jener Halsſtarrigkeit, die das Weſen des Franzoſen in allen offiziellen Dingen kennzeichnet, aufbewahrt. Heute iſt der einſtige Glanz längſt verblichen, das früher weltberühmte Inſtitut zum Schatten ſeiner ehemaligen Größe, zur hiſtoriſchen Sehenswürdigkeit für Fremde, zum Gegenſtand des Spottes für wiſſende Einheimiſche herabgeſunken. Unter der Laſt ihrer Traditionen bricht die Opéra zuſammen. Und da kein Franzoſe den Mut findet, dieſe Traditionen durch friſche Taten aus dem Wege zu räumen, ſinkt die Bedeutung der Opéra immer tiefer. Große ſtaatliche Beihilfen verhüten indeſſen, daß der künſtleriſche Bankrott den pekuniären nach ſich zieht. So ſonnt ſich die Opéra vorläufig ruhig weiter im Ruhm ihrer Vergangenheit, in den Lobpreiſungen des Bädeker, und verwandelt ſich aus einer Stätte künſtleriſcher Genüſſe in ein geſellſchaftliches Vergnügungsetabliſſement.

In der Tat iſt die Opéra heute nicht mehr und nicht weniger als der ideale Prunkſalon der Weltſtadt. Hier iſt alles zuſammengetragen und feinſinnig arrangiert, was der Franzoſe an Eleganz, Luxus und pompöſer Pracht zu erfinden vermochte. Unbeſchränkt

Frl. Zambelli, Prima ballerina der Großen Oper in Paris.

Digitized by Google

durfte der Baumeiſter über Raum und Material verfügen. Reichtum und Geſchmack vereinen ſich hier zu harmoniſcher Geſamtwirkung. Das zweite Kaiſerreich hat ſich mit dieſem Hauſe ſein impoſanteſtes Denkmal geſetzt. Sein letztes zugleich, eins, deſſen Vollendung es nicht mehr erleben ſollte. Kurz davor brach der Krieg aus. Als er beendet war, hatte die Académie impériale ſich in eine Académie nationale verwandelt. Ein Namenswechſel, der im Laufe des vorigen Jahrhunderts mehrmals ſtattgefunden hat. Die Republik übernahm das Erbe des Kaiſerreichs und verwaltete es den urſprünglichen Abſichten entſprechend. Enorme Koſten hatte die Anlage der Opéra erfordert — nun war dafür Paris um eine Sehenswürdigkeit reicher, die nirgends in der Welt ihresgleichen fand. Den anfangs ſehr ungünſtig gelegenen Platz hatte man durch Niederreißung ganzer Häuſerviertel zum Kreuzungspunkt mehrerer Hauptſtraßen und damit zu einem der gewaltigſten Verkehrszentren umgeſtaltet. Gleich einem aus dem Nichts hervorgezauberten Märchenpalaſt grüßte die neue Opéra die Pariſer als charakteriſtiſches Erzeugnis nationalen Stolzes und großſprecheriſcher Eitelkeit.

Herr Alvarez, Tenoriſt der Großen Oper in Paris.

Den äußern Repräſentationszwecken entſpricht die Verteilung der Innenräume. Nicht die Künſtlerſchar — das Publikum iſt der Hauptakteur in dieſem Theater. Das Bühnenhaus tritt daher trotz ſeiner großartigen Anlage in der Wirkung völlig zurück vor den Aufenthaltsräumen des Publikums: dem Foyer und dem Zuſchauerraum. Wie um den eintretenden Beſucher mit einem Schlage aus der Alltagsſphäre der Straße in eine Traumwelt voll ungemeſſener Pracht zu entrücken, empfängt ihn die berühmte Doppeltreppe, deren wunderbare architektoniſche Gliederung und feenhafte Koſtbarkeit den glänzendſten theatraliſchen Ausſtattungseffekt vorwegnimmt. Das goldgeſchmückte Foyer mit ſeinem intereſſanten Ausblick auf die menſchenbewegte Place de l'Opéra wirkt nach dieſem impoſanten Entree faſt gar nicht mehr verblüffend. Auch das mit protziger Freigebigkeit ausgeſtreute Gold der Dekoration, die raffinierte Koſtbarkeit der Möbel überraſcht nicht weiter. Es iſt ein einheitlicher Ton in der ausgeſuchten Eleganz dieſes Hauſes. Wandelgänge von verſchwenderiſcher Breite mit Marmorbüſten berühmter Künſtler — unter denen Architekten und Lenker teure überwiegen — umſchließen das Parkett und die Ränge, intime Salons gliedern ſich an. Im Theaterraum ſelbſt das gleiche glänzende Bild. Die Ränge teilen ſich fächerförmig in Logen, die, ſoweit ſie nicht von Abonnenten belegt ſind, nur im ganzen zum Verkauf ſtehen. Platzmangel iſt ein ſtändiges Übel in der Opéra. Trotz des koloſſalen Bauterrains faßt das Theater nur 2200 Beſucher. Die große Anzahl von Nebenräumen ſowie die Logeneinteilung erklären dieſe überraſchend niedrige Ziffer.

Das Logenprinzip, ſo ungünſtig es ſchon die architektoniſche Wirkung beeinflußt, bildet auch ein gefährliches Hemmnis für die künſtleriſche Entwicklung der Darbietungen. Es ſind Tyrannen der ſchlimmſten Art, dieſe Privilegierten der Plutokratie und der hohen Geſellſchaftskreiſe, denen ein Logenabonnement in der Opéra zu den unerläßlichen Daſeinsbedingungen gehört. Ohne jedliche Einſicht und Verſtändnis für künſtleriſche Dinge, ohne die geringſte Fühlung mit den literariſchen und muſikaliſchen Strömungen der Gegenwart zu beſitzen, üben dieſe Logenlöwen einen Druck auf die Leitung des Theaters aus, wie ihn in einem monarchiſchen Staatswesen [illegible] ſubalterſte Beamte nicht [illegible] und verhängnisvoller

Herr Renaud, Baritonist der Großen Oper in Paris.

geltend machen kann. Und die jeweilige Direktion unterwirft sich dieser Beeinflussung um so williger, als die Abonnementsgelder die ergiebigste Einnahmequelle bilden. Zahlen mögen beweisen. Das Abonnement des Jahres 1905 brachte 1385660 Frank, das des Jahres 1906 etwas weniger, nämlich 1367142 Frank ein. Rechnet man dazu die staatliche Subvention der Opéra im Betrage von 800000 Frank, so ergibt sich eine recht annehmbare finanzielle Basis, welche bei neuen Unternehmungen als kräftiger Rückhalt dienen könnte. Ehrgeiz und Wagemut sind indessen den Direktoren der Opéra fremd. Ihnen gilt das Theater als milchende Kuh, und ihr Streben beschränkt sich, solange ihnen die Leitung verbleibt, auf Erfolge, welche sich in Zahlen ausdrücken lassen. Auch legt ein unverhältnismäßig hohes Budget ihnen Rücksichten auf die Einträglichkeit der aufgeführten Werke nahe. Das Personal der Opéra ist sehr zahlreich: Chor, Orchester und Ballett verschlingen Riesensummen. Die Gehälter der Solisten drücken sich ebenfalls in teilweise recht stattlichen Ziffern aus. So bezieht die bekannte dramatische Sängerin Mlle. Granjean, einer der Sterne der Opéra, 60000 Frank, die Prima ballerina Mlle. Zambelli 32000 Frank jährlich, der Tenorist Alvarez sogar 8000 Frank im Monat.

Abgesehen von der Dürftigkeit des auf vielleicht zwölf gangbare Werke beschränkten Spielplans, steht auch die künstlerische Leistungsfähigkeit der Opéra in keinem rechten Verhältnis zu den hohen Summen, mit welchen dort gearbeitet wird. Die darstellenden Künstler zehren meist von dem Ruhm ihrer Vergangenheit. Wie wenig stichhaltig sich dieser in einer fremden Umgebung erweist, kam bei dem vorjährigen Berliner Gastspiel der Monte-Carlo-Oper zum Ausdruck. Die klangvollen Namen der in Paris von ihren persönlichen Cliquen verhimmelten Künstler vermochten nicht über die Mangelhaftigkeit ihrer Darbietungen hinwegzutäuschen. Wenige nur retteten ihren Ruf aus dem allgemeinen Schiffbruch. So Maurice Renaud, gegenwärtig wohl das populärste Mitglied der Opéra. Ein Sänger und Musiker von Gottes Gnaden, dessen schmelzend weiches Organ im Verein mit einem plastisch gestaltenden Vortragstalent und einer feinsinnig charakterisierenden Darstellungsgabe ihn zu einem der hervorragendsten lyrischen Baritonisten der Gegenwart erhebt. Von diesem außergewöhnlichen Künstler abgesehen, bietet die Solistengruppe der Opéra, welcher u. a. auch van Dyck, der bekannte Bayreuther Tenorist, angehört, dem anspruchsvollen Besucher wenig Ausbeute. Die ungünstige Akustik des stimmverschlingenden Raumes mag dazu beitragen, die Sänger von einer gleichmäßigen Ausarbeitung ihrer

Herr van Dyck, Tenorist der Großen Oper in Paris.

Digitized by Google

Partien abzuschrecken und das Interesse nur wenigen wirkungssicheren Glanzpunkten zuzuwenden. Vielleicht erklärt sich auch das hergebrachte, für deutsche Hörer unerträgliche An-der-Rampe-Singen aus der Unmöglichkeit, von der Bühnenmitte her mit der Stimme durchzudringen.

Vor allem entsprechen solche Unmanieren der Sänger den Gewohnheiten der Pariser. Dieses Publikum hat gar nicht die Absicht, die Vorstellung während des ganzen Abends mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Es beobachtet und kritisiert mehr die Logenbesucher als die Darsteller. Im hell erleuchteten Theater — selten nur wird die Szene auf kurze Zeit verdunkelt — prüft man Toiletten, tauscht während des Spiels Bemerkungen aus, begrüßt Bekannte und informiert sich über bemerkenswerte Gäste unter den Hörern. Selten nur wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Bühne zu — etwa wenn eine der beliebten Künstlerinnen ihre Hauptszene hat. Dann begeistern sich die Pariser, spontaner Beifall unterbricht die Gefeierte oft mitten in einer Phrase und nötigt sie, zunächst ihren Bewunderern durch eine Verbeugung Dank zu sagen, ehe sie ihre Rolle weiterführen kann. Durch die kleine Sensation zufriedengestellt, spannt das Publikum wieder aus und wendet seine Aufmerksamkeit andern Dingen zu. So in einem stetigen Auf und Ab der Teilnahme genießen die Pariser ihren Theaterabend. Wichtiger als intensives geistiges Miterleben erscheint ihnen eine sorgfältige Toilette. Nie wird man den eleganten Pariser anders als im Frack, mit weißer Krawatte, Zylinder und Spazierstock im Theater sehen. Besonders der Hut ist ein wichtiges Requisit. Erst auf das barbarische Klopfzeichen hin, welches nach mittelalterlicher Weise die Beendigung der Pause ankündigt, verschwindet die männliche Kopfbedeckung. So bietet eine Vorstellung in der Opéra das Bild eines Gesellschaftsabends mit gelegentlich eingestreuten musikalischen Beigaben.

Zielbewußte Ensemblekunst vermag unter solchen Verhältnissen natürlich nicht zu gedeihen. Sind die Darbietungen der Solisten mit wenig Ausnahmen mittelmäßig, so bieten Chor, Orchester und Ballett zuweilen fast beschämend minderwertige Leistungen. Die Fahrlässigkeit, Ungenauigkeit und Bequemlichkeit, womit in den Ensemblegruppen der Opéra musiziert, gesungen und getanzt wird, übersteigt häufig die zulässigen äußersten Grenzen. Repertoirewerke wie die „Hugenotten" werden mit einem Schlendrian aufgeführt, der die anmaßenden französischen Urteile über die kürzlich erfolgte Neueinstudierung desselben Werkes in Berlin nicht nur unhöflich, sondern geradezu den Tat-

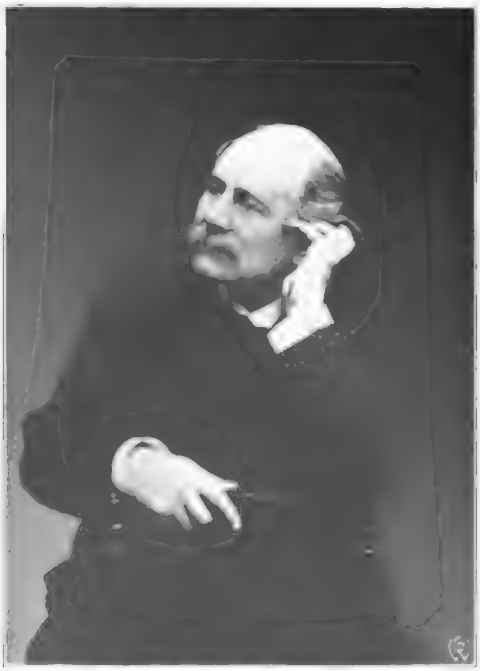
Hrn. [illegible] von der Komischen Oper in Paris.

sachen widersprechend erscheinen läßt. Und die Verständnislosigkeit, mit der man eine den Pariser Bedürfnissen eigentlich sehr entgegenkommende Oper wie den „Tannhäuser" behandelt, wird zur Genüge dadurch charakterisiert, daß das amtliche Programm in einer kurzen Inhaltsangabe Elisabeth, die „Tochter" des Landgrafen, als — Selbstmörderin enden läßt.

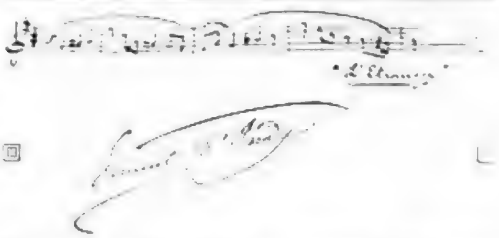
Es wäre übertrieben, aus den gegenwärtig sehr tadelnswerten Ensembleleistungen auf eine völlige Unfähigkeit der Ausführenden schließen zu wollen. Der Fehler, an dem die Opéra leidet, liegt in der mangelnden Erziehung zur Sachlichkeit: Publikum und Darsteller kranken an diesem Übel. Beiden fehlt der Antrieb zur Strenge gegen sich selbst. Die primitive, unbehilfliche Regie sowie die faden, jeder Initiative entbehrenden Dirigenten vervollständigen das unerfreuliche Bild.

* * *

Trotz ihrer Größe, ihres Weltrufes und der gewaltigen Mittel, mit denen sie arbeitet, repräsentiert die Opéra daher nur einen beschränkten Teil nationalen Geistes. Die anregende und liebenswürdige Muse des französischen Volkes hat ihr Heim in der Opéra comique aufgeschlagen. Hier im Hause



Jules Massenet.

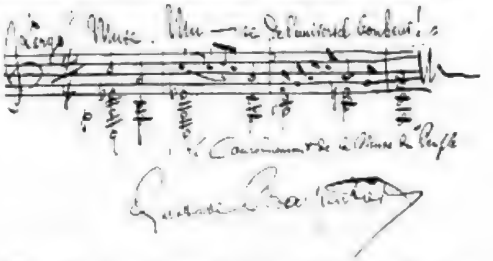


Boieldieus fühlt sich der Franzose frei von den Fesseln der Tradition. Hier gibt er sich von der familiären Seite: ungezwungen, geistreich, witzig, gefühlvoll. Das geschwollene Pathos wird beiseitegeschoben und ein halb sentimentaler, halb humoristischer Ton angeschlagen. Die Opéra comique beschränkt indessen ihr Repertoire nicht auf Spielopern und Werke leichten Genres. Sie beherrscht alle Gebiete: die lyrische, die romantische, die neuitalienische, die deutsche Oper finden bei ihr gastliche Aufnahme. Puccini, Humperdinck, Mascagni sind gern gesehene Gäste in der Rue Favart. Bizets „Carmen", Massenets „Manon" wurden dort aus der Taufe gehoben, ja sogar die klassisch heroische Musiktragödie hat mit glänzenden Einstudierungen von Glucks „Orpheus" und „Armida" dort Einzug gehalten.

Das geschmackvoll, im Verhältnis zur Opéra einfach ausgestattete Haus mit seinem Ausdruck bürgerlich behäbiger Wohlhabenheit eignet sich schon von vornherein besser zur

Digitized by Google

Pflegestätte ernst-sachlicher Kunst als der goldstrotzende Palast der Opéra. Namentlich unter dem jetzigen Direktor Albert Carré hat die Comique einen Aufschwung genommen, der sie an die Spitze der berühmtesten Bühnen der Welt stellt. Stetige ununterbrochene Fühlung mit der lebendigen Kunst war das Prinzip Carrés. Nach diesem Prinzip wurden seine glänzenden Inszenierungen entworfen, in denen er allen überlieferten Theaterhokuspokus von der Bühne verbannte und dafür eine im modernen Sinne einheitlich gestaltete Ausstattung schuf. Klug bewahrte sich Carré dabei vor dem Fehler, das Schwergewicht ausschließlich in den szenischen Teil zu verlegen. Eine vortreffliche musikalische Disziplin hat ihm einen Chor und ein Orchester von höchst achtungswerter Leistungsfähigkeit geschaffen. Die Solisten der Comique, unter denen Carrés Frau als eine der ersten zu nennen ist, sind ihren Kollegen von der Opéra zum mindesten ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Die Rundung und Geschlossenheit des Ensembles aber, die musterhafte Verbindung darstellerischen und gesanglichen Könnens stellt das Personal der Comique weit über jede Konkurrenz und leitet das künstlerische Interesse ihr allein zu, während der Großen Oper fast einzig noch der repräsentative Nimbus bleibt. — —



Alfred Bruneau.

An die Comique knüpft daher auch die Weiterentwicklung der dramatischen Produktion an. Wieder war es Carrés Verdienst, die Bestrebungen der Franzosen nach einer neuen nationalen Eigenkunst begünstigt und ihnen sein Haus geöffnet zu haben. Bruneau und Charpentier, Messager, der jetzige Direktor der Opéra, Leroux, Debussy und Dukas erfreuten sich seiner Förderung. Sie fanden durch seine Vermittlung die Möglichkeit, ihre Reformideen zur Erörterung zu bringen und so den großen Gärungsprozeß heraufzubeschwören, der gegenwärtig die Musikwelt Frankreichs in mehrere Parteien spaltet.

Der von Wagner ausgestreute Same hat nach Jahren erbitterten Kampfes, dessen Heftigkeit durch die langwährende politische Verstimmung noch verschärft wurde, endlich in Frankreich Wurzel gefaßt und Früchte getragen. Nahezu vollzählig sind die Werke

André Messager.

des Baireuther Meisters dem Repertoire der Opéra einverleibt. Sie werden vom Publikum laut bewundert und von den Musikern studiert. Dem Schärferblickenden kann es indessen nicht verborgen bleiben, daß hinter dem stürmischen Enthusiasmus etwas mühsam Erzwungenes und Erkünsteltes steckt, daß ein wahrhaft innerliches Verhältnis zwischen der grande nation und dem Wagnertum weder jetzt vorhanden ist, noch je eintreten wird. Der Wagnerkult der Franzosen ist teils Modesache, teils beruht er auf dem faszinierenden Nervenreiz der Wagnerschen Kunst, der Leuchtkraft ihrer Orchesterfarben, dem Glanze ihrer szenischen Bilder. Tieferes Eindringen in den Geist des Baireuther Werkes darf man von den Franzosen nicht erwarten. Wenn sie ihrer Langeweile großen Teilen der Wagnerschen Opern gegenüber nicht Ausdruck zu geben wagen, so geschieht es aus Respekt vor dem Namen des Komponisten. Anziehend wirken auf das Publikum nur diejenigen Teile der Wagnerschen Schöpfungen, welche eine Umdeutung zur großen Oper im modernisierten Meyerbeergenre vertragen. Ließ sich das Publikum durch die Wirkungskraft dieser Partien blenden und über alle Bedenklichkeiten gern hinwegtragen, so [illegible] die Musiker den innern unüberbrückbaren Widerspruch zwischen Wagners Bestrebungen und dem französischen Kunstgeist auf. Und merkwürdigerweise kam der Protest nicht von den Älteren, den von jeher bei Erörterung der Wagnerfrage unwillig Beiseitestehenden, wie Saint-Saëns, Massenet usw. — nein, gerade die jüngere Generation, die sich anfangs an Wagners Partituren vollgesogen und begeistert hatte, brachte den Umschwung.

Diese jungfranzösische Bewegung nimmt ihren Ausgang von César Franck. Schüler dieses eigenartigen Mannes sind es, welche heute an der Spitze des musikalischen Paris stehen und den gegenwärtigen Kriegszustand herbeigeführt haben. Franck selbst war keine Streiternatur. Eine gütige, stille, beschauliche Persönlichkeit, der jeder polemische Zusatz fehlte, einer jener Organisten, wie man sie aus alten Geschichten kennt: ohne äußern Ehrgeiz, unermüdlich vor sich hinarbeitend, bescheiden und klug, mit weitem, alle Gegensätze ruhig überschauendem Blick. Die Theorie- und Orgelklassen des Conservatoire waren seine Domäne. Dort versammelte er, der gründlichste und eifrigste Lehrer der in altertümlicher Dogmatik und Pedanterie erstarrten Anstalt, die aufnahmefähigsten und lernbegierigsten Schüler um sich. Er führte sie ein in die reiche, bisher nur spärlich beachtete Welt der großen Primitiven der französischen Musik: Lully, Rameau, Gluck. Hauptsächlich war es der durch seinen ita-

Claude Debussy.

Digitized by Google

lienischen Vorgänger Lully und seinen deutschen Nachfolger Gluck fast in den Schatten gedrängte französische Komponist und Theoretiker Rameau, der Zeitgenosse Louis' XV., welcher den emsig forschenden Modernen überraschende Ausbeute lieferte. Wie Wagners Bestrebungen gewisse Ähnlichkeiten mit Glucks Reformversuchen aufweisen, so suchten die Jungfranzosen ihren Ausgang von den Schriften und Werken ihres Landsmannes Rameau zu nehmen.

Komponisten, Kritiker und Lehrer stehen jetzt in Paris um die neue Fahne versammelt, bereit zum Kampf für ihre Ideen. Das didaktische und organisatorische Talent unter ihnen ist Vincent d'Indy, der Begründer der Schola cantorum, einer vornehmen Pflanzstätte gediegenen, rück- und vorwärtsschauenden Wissens. Als Schaffender vermochte er keine dauernden Erfolge zu erzielen. Stets war es seine aufs höchste gesteigerte Intelligenz, seine virtuose Gewandtheit des Könnens, welche mehr fesselte als überzeugte. Doch als geistvoller Lehrer, als scharfsinniger, logischer Denker, als feinfühliger, stilgewandter Interpret bildet d'Indy das geistige Zentrum jenes Kreises, dessen produktive Kräfte sich in Charpentier, Bruneau, Messager, Leroux, Debussy, Dukas, Magnard verkörpern.

Sie alle sind bestrebt, der Wagnerschen Invasion eine nationale Kunst entgegenzusetzen. Charpentier appelliert zu diesem

Xavier Leroux.

Zweck in seiner Hymne auf Paris „Louise" an die Instinkte des großen Haufens. Debussy in „Pelléas et Mélisande", Dukas in „Ariane et Barbebleue" wenden sich an die Feinschmecker. Sie verkünden in ihren Maeterlinckkompositionen jene Kunst, die es liebt, mit Schatten zu spielen und alle scharfen Wirklichkeitsakzente nach Möglichkeit zu vermeiden. Welche Eindrücke geben uns ihre Werke? Verschwunden sind die Fundamente, nach denen unser anerzogenes musikalisches Fühlen verlangt. In nebelhaft verschwimmenden Klängen erlischt unser tonales Bewußtsein. Wir tauchen unter in einen Strom durchsichtig gewobener und doch verwirrender Harmonien, wir tasten und greifen nach festen Umrissen, kompakten Gebilden. Und ewig fassen wir ins Leere, Wesenlose, Phantomhafte. Diese Musik negiert alles, worauf unsre Gewohnheit zu hören eingeschult ist. Sie kennt keine fest umschlossenen periodischen Gliederungen der Form. Das architektonische Element fehlt ihr gänzlich, jede treibende, ausspinnende Entwicklung meidet sie. Hier verdichten sich nicht mehr innere Erlebnisse zu plastischen Gebilden, hier ist die Kunst nicht mehr konzentrierte Zusammenfassung [illegible]. Hier haben wir nicht

Alberic Magnard.

Camille Chevillard.

mehr „am farbigen Abglanz das Leben". Im Gegenteil: was vorher geheimnisvoll, unbewußt schien, verliert sich jetzt ganz in mystische Tiefen. Es ist der eigentümliche Reiz dieser Kunst, daß sie uns fortwährend ins Dunkel blicken läßt. Und je länger man hineinschaut, desto mehr scheint es suggestive Wirkungen auszuüben. Es belebt sich, phantastische Landschaften glaubt man zu sehen, Schatten menschlicher Gestalten und Leidenschaften gleiten vorüber.

Wie eine unendlich zarte Atmosphäre spinnt sich die Musik um die Dichtung. Der Text wird ausgelegt mit einem Mosaik von Tönen, die bald distret illustrieren, bald sich lose den Worten anschmiegen, bald selbständig Übergänge vermitteln. Immer aber geben sie nur flüchtig aneinandergereihte Stimmungsreflexe, impressionistisch empfunden, in freier Technik ausgedrückt. Gefühlsvorgänge werden musikalisch untermalt, klingen in duftigen, mattgetönten Farben aus. Daß die Eigentümlichkeiten dieser gallischen Kunst dem germanischen Empfinden nicht sonderlich zusagen, erklärt sich aus dem Unterschiede der Rassen. Immerhin scheint es bedauerlich, daß bisher keine kühner fahrenden Bahnen eine maßgebende Wandlung oder vom Debussy oder von Dukas' Werk gewagt hat, während der Kultus fader Massenetscher Musik überall in Blüte steht.

* * *

Während sich auf dramatischem Gebiete stetig frisches Leben regt, bietet das Pariser Konzertwesen nur eine matte Kopie der Berliner Musikindustrie. Lokale Interessen herrschen vor, international bedeutungsvolle Züge fehlen gänzlich. Der Franzose schwärmt nicht für öffentliche Musikpflege. All die großen künstlerischen Institute, das Conservatoire, die Société nationale u. a., halten ihre Veranstaltungen nur für eine beschränkte Anzahl bevorzugter Besucher zugänglich. Unter den Kirchenmusiken erfreut sich die Osterfeier in der Madeleine einer gewissen Berühmtheit. Reisenden Virtuosen von Weltruf stehen einige wenig bemerkenswerte Säle zur Verfügung. Einzig die Lamoureux- und Colonnekonzerte fesseln seit Jahren ein treues und begeisterungsfähiges Publikum. Die Führer dieser Orchester, Camille Chevillard und Edouard Colonne, sind populäre Dirigenten von großem Können und starkem Temperament. Sie genießen in Paris hohes

Edouard Colonne.

Digitized by Google

Ansehen, welches indessen mehr der Verdienstlichkeit ihres erzieherischen Wirkens als ihrer künstlerischen Überlegenheit zuzuschreiben ist. An deutschen Dirigenten gemessen, zeichnen sie sich mehr durch Tüchtigkeit als durch Genialität aus.

Auch die Pariser Orchester bieten nichts Außergewöhnliches. Sie fallen eher infolge hervorragender Sololeistungen einzelner Mitglieder als durch Einheitlichkeit des Ensembles auf. Der Franzose ist talentierter für ausübende Instrumentalkunst als der Deutsche. Doch er steht ihm nach an planmäßiger Disziplin, an Fähigkeit, sich unbedingt unterzuordnen und sich dem Ganzen anzupassen. Daher sind französische Orchester in Einzelheiten vollkommener, in der Gesamtwirkung aber nicht so sorgsam abgetönt und ausgeglichen wie die deutschen. Der in diesem Punkte minder anspruchsvolle Pariser begnügt sich indessen mit dem Vorhandenen und feiert seine beiden Hausdirigenten Chevillard und Colonne als leistungsfähige und nützliche Betriebsfaktoren seines Musiklebens mit Wohlwollen und Dankbarkeit.

Das Pariser Konzertleben ist eine Nebenströmung. Die internationale Bedeutung der Musikstadt an der Seine wird stets nur nach ihrer Leistungsfähigkeit auf theatralischem Gebiete bemessen werden. Einst war die Opéra die Festbühne Europas. Heute ist sie durch die Opéra comique verdrängt, welche zu den führenden Weltbühnen gehört. Doch eine neue Steigerung ist zu erwarten. Große Dinge bereiten sich vor. In den Champs Élysées, an Stelle des Cirque d'Été, soll sich ein neuer, in größten Maßstäben angelegter Musikpalast erheben. Von dem trotz seines hohen Alters noch recht unternehmungslustigen und wirkungsfrohen Saint-Saëns ging der Vorschlag aus. Zwar klingt der Plan etwas phantastisch, doch sind die Vorarbeiten tatsächlich im Gange, und internationale Komitees sorgen für Wachhaltung des Interesses. Wer weiß — vielleicht bereitet Paris bereits den Boden für eine neue Bühnenkunst vor, die, wie einst die Opéra, als Kulturerzeugnis von zwingender Eigenart unsre Theater beherrscht und unsre Ästhetik des Musikdramas von Grund aus umgestaltet.

Südlicher Abend

Rot sank die Sonne. Purpurschleppen gleiten
Der Fürstin nach. Die blauen Fluten wiegen
Sich sanft, und ihre goldnen Säume schmiegen
Sich an den dunklen Strand. In Traumesweiten,

Wie eines Zauberbildes Herrlichkeiten,
Ein Hauch auf malvenfarbnen Bergeszügen
Des Hafens rosenrote Häuser liegen.
Still ward die Welt; der Fuß hält an im Schreiten;

Der Atem ebbt; die Lippe wagt kein Wort.
Die Sterne schlingen ihren ewigen Reigen,
Und in der Nacht versinken Zeit und Ort.

Die Seele nur in aller Dinge Schweigen
Setzt mit den Sternen stille Zwiesprach fort
Und möcht' in alle Himmelstiefen steigen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Digitized by Google

Elternwille und Kindeswille

Etwas vom Verkehr mit erwachsenen Kindern

Von Laura Frost in Königsberg

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unsrer Zeit, daß das Leben in der Familie zwischen Eltern und erwachsenen Kindern vielfach schmerzhafte Konflikte aufweist, die stark genug sind, um zu einer vollständigen Entfremdung zu führen. Dieses Ergebnis widerspricht so vollständig dem, was man als das Natürliche zu erwarten berechtigt ist, daß man an einen häufig vorkommenden Erziehungsfehler glauben muß und versuchen möchte, diesem nachzuspüren — zum Besten der alten und der jungen Generation, die, wie Ellen Key sagt, gegenseitig einander bedürfen wie Wurzel und Blüte.

Dabei soll nicht an Verhältnisse gedacht werden, die ohne weiteres in dem einen oder dem andern Teil die Schuld erkennen lassen; nicht an Eltern, die nur oberflächlich sich mit ihren Kindern abgegeben haben, und denen jederzeit ein Ballsaal verlockender war als die Kinderstube und ein moderner Roman reizvoller als die ersten Bewußtseinsäußerungen ihres Kindes; nicht an Kinder, deren Anlagen oder Entwicklungsbedingungen sie auf abschüssige Wege brachten. Sondern es soll hier von guten, pflichttreuen Eltern geredet werden und von guten, tüchtigen Kindern.

Viele von ihnen hat man gekannt: die Kinder, als sie noch klein waren und mit zärtlichem Vertrauen nach der Hand der Mutter griffen, die sie so sicher leitete; die Eltern, als sie sich dankbar ihres Gottesgeschenks freuten und sich bestrebten, mit treusorgender Liebe ihre Kleinen zu erziehen. Nach einer Reihe von Jahren trifft man sie wieder. Und man ist entsetzt über die Veränderung. Feindselig stehen sich Eltern und Kinder gegenüber.

Aber so unerwartet solche Entfremdung auch Fernerstehenden erscheint, so plötzlich sie vielleicht eines Tages selbst die Eltern überraschte — sie hat sich durch lange Jahre vorbereitet. Nicht an einem bestimmten Tage, nicht mit einer bestimmten Sache lösen sich die Kinder von ihren Eltern. Langsam und allmählich gleiten ihre Seelen aus der Eltern Händen, und nur an einem bestimmten Tage können wohl die Eltern sich plötzlich dessen bewußt werden, daß sie sie ganz verloren haben. Dann ist es meistens zu spät. Was sich langsam auseinandergelebt hat, wird nie mehr eins, wie es früher war.

Es heißt daher für die Eltern, von Anfang an darauf zu achten, daß sie sich das natürliche Verhältnis, in dem sie mit dem kleinen Kinde verbunden sind, auch für die Jahre erhalten, wenn ihr Kind in die Reihen der Erwachsenen tritt. Ihre selbstlose Hilfsbereitschaft und das Vertrauen des Kindes sind dazu notwendig.

Die Entfremdungen zwischen Eltern und Kindern haben darin ihren Grund, daß der Wille des Kindes ein andres Ziel hat als der Wille der Eltern. Trotzdem hatten gerade die meisten dieser jetzt schwer leidenden Eltern sich schon in der frühsten Jugend ihres Kindes darum bemüht, seinen Willen zu brechen und es dem ihren gefügig zu machen. Recht früh schon sollte es gehorchen lernen, und sie freuten sich, wenn ihre Erziehung Erfolg hatte. Daß sie damit einen verhängnisvollen Fehler begingen, dessen waren sie sich nicht bewußt.

Es ist nämlich nicht die Aufgabe der Erziehung, den Willen des Kindes zu brechen, sondern vielmehr ihn zu kräftigen und in gute Wege zu lenken. Das Höchste, was die Erziehung leisten kann, ist die Entwicklung des hilfsbedürftigen Kindes zu einem selbständigen, zu allem Guten willenskräftigen Menschen.

Der Wille des Kindes läßt sich auch nicht so ohne weiteres unterdrücken oder brechen. Gerade bei charaktervolleren Kindern tritt er immer wieder als Trotz oder Widerspruch hervor. Dann ist die Gegnerschaft zwischen Eltern und Kindern da; je öfter solche Szenen kommen, und je älter und selbständiger die Kinder werden, desto härter wird der Zusammenstoß, desto unvermeidlicher wird der Riß, der Eltern und Kinder schließlich innerlich und oft auch äußerlich voneinander trennt.

Vielleicht tritt solche Gegnerschaft zum erstenmal merkbar in die Erscheinung, wenn es sich um den Verkehr des Kindes mit Altersgenossen handelt. Die Eltern haben ihrem zehnjährigen Buben einen kleinen Freund ausgesucht, an den er sich anschließen soll: das Kind weigert sich aber und erklärt einfach, daß ihm der Junge nicht gefällt. Vater und Mutter bestehen auf ihrer Forderung. Sie erreichen indessen wenig, kaum ein äußerliches Beieinandersein; eine Freundschaft läßt sich nicht erzwingen. Innerlich aber geht ihr Kind einen andern Weg und ist sich deutlich dessen bewußt, daß es der Weg nicht ist, den die Eltern wünschen. Nun meinen es die Eltern sicher gut: sie müssen auch die Aufsicht über ihrer Kinder Freunde haben. Aber ihr Fehler besteht darin, daß sie nicht dem Kinde zuerst die Wahl überließen: sie hätten diese immer noch nachher prüfen können. Dann hätten

Digitized by Google

ihres Kindes Abneigung als eine Tatsache ansehen müssen, mit der zu rechnen war. Oft haben sie in späterer Zeit erfahren, daß diese Abneigung berechtigt war, daß sie aber damals mehr impulsiv als bewußt empfunden wurde, so daß das Kind darüber keine klare Auskunft zu geben vermochte oder auch diese aus kameradschaftlichen Gründen nicht geben wollte.

Immerhin ist es notwendig, daß schon bei den ersten und leisesten Differenzen zwischen Eltern und Kindern die Eltern danach streben, sich in die Gedanken und Ansichten der Kinder hineinzufinden, damit sie mit ihnen gemeinsam auf deren neuen Wegen wandeln können. Nur dadurch läßt sich eine spätere Trennung vermeiden. Dieses Sichhineinfinden in die Eigenart des andern kann nur von den Eltern als den Klügeren und Erfahreneren geschehen; das junge Kind ist noch nicht dazu imstande.

Man hat zu jeder Zeit so viel über Erziehung gesprochen und geschrieben, aber von der Selbsterziehung ist nicht viel die Rede gewesen. Und doch ist diese die bei weitem wichtigere und größere. Die Erziehung eines Kindes durch andre ist beendet, wenn das Kind erwachsen ist; die Selbsterziehung dauert so lange wie unser Leben. Es soll daher das Kind für die Selbsterziehung gewonnen werden, das heißt, es soll gelehrt werden, im Gegensatz zu dem blinden Gehorsam die sittliche Notwendigkeit des von ihm Geforderten zu erkennen und sich seiner Selbstverantwortlichkeit bewußt zu werden. Höher soll es sich bilden wollen von Tag zu Tag, immer wieder aus seinen Fehlern lernen, vollkommener zu werden, immer herzlicher sich bemühen, alles Menschliche zu verstehen.

Solche Arbeit aber haben auch die Eltern zu leisten. Auch sie sollen aus ihren Fehlern lernen und bei einem Mißerfolg in der Erziehung nicht über das Kind klagen, sondern sich selbst fragen: Was habe ich hier Unrichtiges getan? Aus der Höhe ihrer Unfehlbarkeit und Selbstgerechtigkeit wird es ihnen nicht gelingen, ihr Kind zu verstehen und in seiner Seele zu lesen; so können sie auch nicht rechte Berater und Führer ihres Kindes sein.

Mancherlei besonders schwierige Zeiten gibt es mit den Kindern zu durchleben, mit den Knaben wie mit den Mädchen. Da sind zuerst bei den Knaben die sogenannten Flegeljahre, in denen sie eine merkwürdige Abneigung gegen jede Art Verschönerung oder auch nur notwendige Pflege ihres äußern oder innern Menschen zeigen. Kluge Eltern werden diese Zeit ertragen wie eine Kinderkrankheit; sie geht vorüber. Meistens hängt sie mit schnellem Wachstum und damit verbundener Müdigkeit und Lässigkeit zusammen.

Anders ist es in den späteren Jahren, die an der Grenze der Kindheit stehen. Auch sie gehen vorüber, aber sie stellen an die Eltern viel größere Anforderungen. Das körperlich in der Entwicklung befindliche Kind zeigt in dieser Zeit eine außerordentlich starke Reizbarkeit. Sein Selbständigkeitsgefühl ist erwacht. Einerseits nicht mehr kritiklos genug, um ohne weiteres die Wünsche der Erzieher zu erfüllen, anderseits noch ohne verständnisvolle Überlegung bei dem Handeln nach eignem Ermessen, wird das Kind in dieser Zeit hauptsächlich von dem unwiderstehlichen Verlangen geleitet, seine Selbständigkeit zu beweisen und seine eigne Art mit Erfolg zu behaupten. Infolgedessen entwickelt sich oft ein widerspruchsvolles, ganz unberechenbares Betragen. Die wichtige Aufgabe der Eltern ist es hier, das unerfahrene, hin und her schwankende Kind ihrem Wort und ihrem Einfluß zugänglich zu erhalten. Es wird ihnen dies gelingen, wenn sie mit dem Befehlen und Verbieten recht zurückhaltend sind, wodurch sie nach Möglichkeit den Widerspruch fernhalten, und wenn sie hastige Worte ihres Kindes in dieser Zeit nicht als Ungezogenheiten oder sich zugefügte Kränkungen bewerten, sondern als das, was sie sind: der Ausdruck heftigen Empfindens, das Merkmal starker, noch gärender Jugendkraft. Oft ist zum Beispiel eine rücksichtslose Antwort nur der ungefüge Ausdruck des Strebens nach absoluter Wahrhaftigkeit. Ein Rückblick in die eignen Jugendjahre würde den Erziehern zu einer milden Beurteilung verhelfen und sie manchen Fehler vermeiden lassen. Viel wäre schon gewonnen, wenn sie dem eignen Kinde mit der Rücksicht begegnen würden, mit der sie das gleichaltrige fremde Kind behandeln. Aber leider glaubt man noch immer, denen am wenigsten Rücksicht zu schulden, die man am meisten liebt. So verletzt man unzähligemal seine nächsten Angehörigen.

Da die Behandlung der Knaben in der Entwicklungszeit eine sehr viel schwierigere ist als die der Mädchen, so wäre den Eltern, namentlich den Müttern, sehr zu empfehlen, sich aus der Broschüre von Ernst Lentz „Das Entwicklungsalter unsrer männlichen Jugend“ (Osterwieck a. H., Zickfeldt) darüber Aufklärung zu verschaffen. Manche bisherige Stunde der Trauer und des Zweifels wird sich ihnen dann verwandeln in geduldiges Abwarten und schonende Liebe. Vor allem aber wird sie die Kenntnis der natürlichen Gründe von ihres Kindes befremdender Art zur größten Aufmerksamkeit auf das eigne Benehmen führen. Das Schweigen des Erziehers zur rechten Zeit ist eine große Klugheit und eine große Kunst der Erziehung. Nur wenige Eltern, namentlich wenige Mütter besitzen sie; und doch ist sie für die Dauer eines guten Einvernehmens mit ihrem Kinde durchaus notwendig. Aus der „führenden“ Mutter soll die „gewähren lassende“ Beraterin werden; dann wird sie sich aus dem folgsamen Kinde den vertrauenden Freund erziehen.

Es gibt keine ernsten treuen Eltern, denen nicht bei der Erziehung ihres Kindes ein hohes, schönes Ziel vorschwebte, dem sie es nachbilden wollten. Alles Gute, das in ihnen selbst lebt, wollten sie in ihm zur Entwicklung bringen und so viel andres Gutes noch dazu. Aber unwillkürlich verbinden sie dieses absolut Gute mit ihren eignen Ansichten, ihrer eignen Lebensauffassung und den von ihnen als richtig befundenen Wegen. Unangenehm überrascht entdeckt zum Beispiel der Vater bei dem Sohn, der mit ihm gemeinsam den geraden, zuverlässigen Charakter hat, daß er konservative Gesinnungen hat, während er selbst, der Vater, ausgesprochen freisinnig ist. Oder der Vater ist positiv kirchlich, der Sohn freidenkend. Man erlebt diese direkten Gegensätze so oft, daß man sie durch ganze Generationen verfolgen kann. Und doch! Wieviel Konflikte zwischen Eltern und Söhnen gibt es gerade in dieser Beziehung, wieviel Tränen und Bitterkeit, wieviel harte Worte und Stunden der Verzweiflung!

Ähnlich stehen sich oft auch Mutter und Tochter gegenüber. Die Mutter, konsequent festhaltend an ihren Anschauungen über Weiblichkeit und Pflichten der Frau im Hause, die Tochter, erfüllt von dem Wissensdurst und den Anregungen unsrer Tage, ebenso konsequent wünschend, sich selbständig zu betätigen. Vielleicht ist die Mutter auch ganz geneigt, ihr das im Prinzip zu gestatten. Aber warum soll es gerade dieser Beruf sein, den sich die Tochter gewählt hat? Die Mutter hat sich etwas viel besseres ausgedacht, und das soll die Tochter unternehmen. Und so versucht sie ihr Kind zu einem Glück zu führen, daß ihm kein Glück ist, selbst wenn sein Wille besiegt ist. Denn die Mutter hat die Freude des eignen Entschlusses bei der Tochter durch den schuldigen Gehorsam abgelöst und an Stelle einer unmittelbaren Glücksempfindung den Verzicht gesetzt. So trennen sich die Wege der Kinder von denen der Eltern; nicht jedesmal äußerlich, innerlich aber immer; die Gedanken und Wünsche gehen ihre verschiedenen Wege.

Und doch würden alle diese treuen Eltern ohne Besinnen auf die Frage, ob sie ihr Kind glücklich sehen möchten, mit einem aufrichtigen „Ja" antworten. Doch wäre nur ein kurzes Nachdenken nötig, um sie daran zu erinnern, daß niemand für einen andern das Glück wählen kann, daß das alte Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied" immer noch gilt. Doch wußten sie alle, als ihre Kinder noch klein waren, daß ein jedes seine besondere Art hatte und besonders behandelt werden wollte. Und daß ihre Kinder niemals ihr Eigentum waren, mit dem sie walten und schalten können nach Belieben, sondern daß Gott sie ihren liebenden Herzen anvertraute, damit sie sie zu frohem, selbständigem Menschentum führen sollten.

Wenn man nun noch der Frage nähertritt, wer bei solchen schmerzhaften Trennungen und unerfreulichen Zuständen mehr leidet, das Alter oder die Jugend, so liegt es nahe, dies von der Jugend zu behaupten. Und in der Tat, wenn man z. B. an Friedrich den Großen denkt oder an Arthur Schopenhauer, so findet sich wohl die Bestätigung dafür. Auch heilen die Wunden, die ein Herz in seiner Kindheit und Jugend empfängt, selten vollkommen; oft bleiben schmerzhafte Narben zurück. Aber dennoch erscheint mir das Alter als der bei weitem schwerer leidende und bedauernswertere Teil. Die Jugend hat noch das ganze Leben vor sich mit seiner Arbeit und seiner Freude und seinen Hoffnungen für die Zukunft. Aber das Alter gibt mit dem Scheiden und Loslassen von der Jugend seine ganze Gegenwart und seine Zukunft hin und bleibt allein zurück. Täglich wird es einsamer. Und doch hätte es jung bleiben können mit der Jugend, hätte zu seinem Wissen noch vieles Neue hinzulernen können, viele Anregungen empfangen, viele Freuden und Hoffnungen teilen und in schweren Stunden als verständnisvoller, erfahrener Freund zur Stelle sein können.

Darum kann es nicht dringend genug allen Eltern zugerufen werden: Haltet eure Kinder fest, solange ihre Seelen noch in euren Händen sind! Geht mit ihnen mit und lernt sie verstehen auch auf den neuen Wegen, die sie finden; geht mit als ihr Freund, ihr Kamerad. Und dünkt euch nur um so viel weiser, als ihr es versteht, ihnen die Nesseln fernzuhalten, daß sie sie nicht brennen, und ihnen die Sümpfe zu zeigen, daß sie sich nicht beschmutzen. Aber den Weg selbst laßt sie allein finden! Dann werden sie auch euch nicht allein lassen, wenn sie eurer Leitung entwachsen sind, sondern werden alles mit euch teilen, ihre Pläne und ihre Hoffnungen, ihre Freuden und ihre Schmerzen. Und wenn später eure Zeit gekommen ist, daß ihr müde werdet und die Sonne eures Lebens sinkt, dann werden sie durch euer Vorbild gelernt haben, auch auf den Wegen eures Alters zu gehen und in kindlicher Dankbarkeit euch die Liebe wiedergeben, mit der ihr sie so selbstlos umfangen hattet.

Digitized by Google

Vom Geiſt und Ungeiſt der Mode

Von Dr. Victor Lederer (Wien)

Sehr verehrte gnädige Frau!

Sie ſind alſo entſchloſſen? Sie wollen uns die Directoiremode in Deutſchland einführen? Sie wollen — wie Sie ſchreiben — dazu beitragen, daß auch in dem dummen Lande der Denker und Dichter, in dem unkultivierten Germanien, das früher einmal mehr Genies als tadellos ſitzende Pantalons beſaß, die „Exterieurarchitektur“ gepflegt wird, und dies, indem nach Freilicht- und Freiluftkunſt auch die Freibruſt- und Freibeinkunſt zu ihrem Rechte kommt?

Très bien! Sie werden zur Ehrendirectoirice unterſchiedlicher Sezeſſionen ernannt werden. Wollen Sie doch, wie es ſcheint, alles daranſetzen, daß nach den „kunſt“-gewerblichen Triumphen der Tiſchler, Schreiner und Spengler auch die Induſtrie der Seidenſtrümpfe auf ein offenſichtlich künſtleriſches Niveau gehoben wird. Und Sie denken, damit zugleich für die Sittlichkeit Deutſchlands ein gutes Werk zu tun, indem (wie Sie ſagen) die größere Offenheit des Kleides eine größere Offenheit des Herzens im Gefolge haben muß? ...

Très bien! Ich verſtehe. Sie wollen „pſychologiſche“ Deſſous zeigen. Sie wollen nicht mit dem Kleide viel „Aufhebens“ machen, ſondern mit der pſychologiſchen Reſonanz des bon ton, der die neue Muſik bringt. Natürlich. Bei einer Frau von Geiſt nicht anders zu erwarten.

Ja — aber warum (im Namen aller Modegeiſter!) fragen Sie da gerade mich um Rat, ehe Sie den entſcheidenden „Freibeinſchritt“ — wie Sie ihn nennen — wagen wollen?

Daß ich widerſprechen werde, wiſſen Sie im Vorhinein. (Sie apoſtrophieren mich ja auch ſelbſt ſchon als einen Geiſt, der ſtets verneint!)

Daß Sie meinen Rat nur hören, aber nicht befolgen werden, wofern er ihrem Willen widerſpricht, das — weiß ich wieder im voraus.

Wozu alſo noch ſtreiten? Weshalb vor allem — jetzt komme ich mit einem Vorwurf! — mir den Gedanken unterſtellen, ich würde „ſchon aus jenem Trotz, der den Herrn der Schöpfung charakteriſiert“, in dem „Geiſt der Mode“, wie Sie ihn ſehen, den „Ungeiſt der Mode“ erblicken wollen?

Weshalb dieſer Argwohn? Hab' ich ihn verdient? Hab' ich nicht ſtets Ihren Geiſt rückhaltlos anerkannt und Ihnen immer und immer wieder verſichert, wie ſehr es mich freut, in Ihnen eine ſo geiſtreiche Frau kennen gelernt zu haben?

Nein, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner als ein Ableugnen à tout prix. Der Geiſt der Mode, den Sie ahnen, beſteht, wenn auch in etwas andrer Weiſe. Und auch der Ungeiſt. Die Namen, die Sie gewählt, ſind mir ſogar ſehr ſympathiſch. Nur ſind die Begriffe etwas ſchwer zu faſſen und in einem Briefe jedenfalls nicht zu erſchöpfen. Vor allem das gegenſeitige Verhältnis von Ungeiſt und Geiſt in der Mode ſowie die pſychologiſche Bedeutung der einzelnen poſitiven und negativen Elemente unſrer kulturgemäßen Körperverhüllung ſind auf deſkriptivem Wege nicht erkennbar, geſchweige denn vereinbar. Es iſt, als ob man die beiden Ufer eines Fluſſes vereinigen ſollte, die einander in allem und jedem entgegengeſetzt ſind und doch ſtets parallel laufen. Nicht umſonſt ſpricht man von der Mode-„ſtrömung“. Iſt die deſkriptive Methode bankrott, muß die genetiſche heran. Auf gut Deutſch: Können wir das „Sein“ nicht beſchreiben, ſo müſſen wir das „Werden“ kennen lernen, indem wir mit unſerm Partner auf den beiden Seiten des Fluſſes zur Quelle zurückſchreiten. Dort werden Geiſt und Ungeiſt zuſammenfallen, das heißt die beiden Ufer werden einander in die Arme ſinken wie ein paar Verliebte, die die Fülle ihres Glückes nur mit geſchloſſenen Augen genießen können und den Teufel nach dem Geiſt oder Ungeiſt der Mode fragen ...

Ja — liebe Frau Lotte, wenn wir das Rad der Zeit zurückſchrauben und uns an den Urquell des Lebens zurückverſetzen könnten, dahin, wo es aus der ſprudelnden Liebe entſpringt — dann brauchten wir nicht von der Mode zu ſprechen. Im Paradieſe nämlich ging und geht man nackt. Auch in unſrer Zeit gilt die Umarmung Liebender nur dem Körper und nicht ſeiner Hülle. Auch die Umarmung mit dem Auge ...

Digitized by Google

Erst dann, wenn zwischen das Reich der Illusion und den Zuschauerraum des Lebens der schwarze Vorhang der Alltäglichkeit sich niedersenkt, erst dann, wenn wir von der Bühne, die uns den Himmel bedeutet, in das niedrige Parkett des Lebens herabgeschleudert werden und nun dort bloß Zuschauer sind, wo wir früher König waren — dann erst öffnen wir eigentlich die Augen und gewahren, wie Adam einst im Paradiese, daß wir bislang nur Seele gewesen, den Körper aber und seine Toilette ganz vergessen hatten. Spreiten den Mantel vor, wie Tristan über Isolde.

Wir halten nämlich die „Kultur" für den gesetzlich angetrauten Ehegatten des Menschengeschlechts, die Natur für einen ehebrecherischen Buhlen, der nur zur Nachtzeit kommen darf und vor Tagesanbruch sich wieder fortstehlen muß ...

Marke ist die Kultur, Tristan die Natur, Isolde das Menschengeschlecht. Brangäne, die von der Warte ins Land lugt, ist die Hoffnung unsers Herzens; Kurwenal ist das Attribut der Natur: die Treue, der Positivismus; Melot, das Attribut der Kultur, ist die Falschheit, der kategorische Imperativ einer verlogenen „Sittlichkeit". Der Zaubertrank aber, der alljährlich in unsrer Brust das alte Lied, die alte Sehnsucht weckt — dieser Zaubertrank Isoldes ist der Frühling. Wir vergessen Melots, träumen uns auf ein Veilchen ins Paradies zurück und werden wie Adam und Eva.

* * *

Solange wir unschuldig sind, gehen wir nackt. Körperlich und geistig. Erst wenn wir sündig geworden, führt unser „Sittlichkeits"-bewußtsein die doppelte Buchhaltung ein: das Soll und Haben an Körper und Kleidung und das Soll und Haben von Wissen und Willen. Sie glauben es nicht? ... Wahrlich, ich sage Ihnen: hätte Eva keine Äpfel gestohlen, so brauchten die armen Ehemänner keine Schneiderrechnungen zu bezahlen!

Ja, meine gnädige Frau, es ist nicht zu leugnen: die Kleidung der Menschen oder, richtiger gesagt, das Streben der Menschheit nach Kleidung schreibt sich vom Sündenfall her. Sie können das der Bibel glauben. Ich finde es sogar außerordentlich sinnig, daß das Buch der Bücher den Ursprung unsrer Bekleidung nicht auf ein äußeres Bedürfnis — z. B. auf das Streben, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen —, sondern auf einen innern, psychologischen Beweggrund zurückführt. Als nämlich der Mensch zum erstenmal die Kleidung als Schutz gegen die Witterung brauchte, war er schon entartet, hatte er schon gegen die Natur gesündigt.

Sie wollen opponieren? Sie wollen mir das schöne Wort von den ästhetischen Bedürfnissen entgegenwerfen? Von den „ästhetischen Bedürfnissen", die uns das Bestreben nahelegten, durch die Kleidung den Reiz unsrer Persönlichkeit zu erhöhen? ... Frauchen, Frauchen! Sie werden doch die Holzpuppen in einem Schneideratelier nicht für die ästhetischen Ideale Ihrer „Persönlichkeit" ansehen?

Ästhetische Bedürfnisse! ... Wie das schon klingt. Bedürftige Ästhetik wäre ebensogut. Vielleicht noch besser. Denn es handelt sich doch gewiß um einen Posten des Debetkontos, um ein Manko der Lebensfreude. Fragen Sie sich einmal aufs Gewissen, wo Ursach' und wo Wirkung ist: ob die Eitelkeit die Kleidung geschaffen oder die Kleidung die Eitelkeit. Ich glaube die Eitelkeit — und mit ihr alle „ästhetischen Bedürfnisse" der Kleidung — als Ergebnis ansehen zu dürfen, da ihre Entstehungsursache erst in den Qualitätsunterschieden einer schon vorhandenen Kleidung sowie in dem aus diesen Unterschieden entspringenden Neid gegeben erscheint. Studieren Sie die Psychologie des Kindes — und Sie werden mir recht geben.

„Geist der Mode" — ja, was heißt das? Ist es etwa „Geist", daß wir im Winter dunkle, im Sommer lustige und helle Stoffe bevorzugen? Ach nein! Denn der Imperativ dieses Trachtenunterschiedes heißt keineswegs „Ich will", sondern „Ich will nicht". In dem einen Falle: Ich will nicht frieren. In dem andern: Ich will nicht schwitzen.

Ebenso kann ich keinen „Geist der Mode" darin sehen, wenn die Schneiderrechnungen immer größer werden und der Luxus der Toiletten zu ungeahnter Höhe emporsteigt. Denn glauben Sie, daß der moderne Parvenü, wenn er seiner Frau einen Frack aus echten Brüsseler Spitzen, oder was sonst gerade das Neuste und Teuerste ist, kauft, an etwas andres denkt als an das antisoziale: „Man hat's, man kann sich's leisten"? ...

Digitized by Google

Suchen Sie einmal nach den psychologischen Motiven dieser schönen Phrase! Ich glaube, Sie werden sich dabei an jenen Kommerzienrat — vergessen sei sein Name! — erinnern, der den Schneider seiner Frau immer mit den Worten apostrophierte: „Ich lass' mir nix lumpen", und gelegentlich noch hinzufügte: „Man soll mei Sara nix über die Achsel ansehen."

Ist das nun der Geist oder der Ungeist der Mode?

Sie werden die andre Seite der Sache hervorkehren. Nicht wahr? Sie werden sagen, der ungebildete Emporkömmling kopiere lediglich etwas, was er nicht verstehe. Er sehe bei den vornehmen und gebildeten Leuten das Streben nach reicher, allzeit neuartiger Tracht und suche es nun jenen gleichzutun, an deren Geist er glaube. Was ja nicht zu bedauern sei. Denn die Mode sei die einzige Göttin, an die auch an der Börse noch geglaubt und der auch von den a tempo-Millionären noch geopfert wird.

Hab' ich Ihren Gedankengang erraten? ... Ich hoffe wohl. Denn Sie schwärmten ja immer für die Mode als die „ausgleichende Gerechtigkeit auf dem Kapitalmarkt", da sie auf der einen Seite Geld unter die Leute bringe, auf der andern selbst Millionäre zu ruinieren imstande sei ...

Très bien! Sie sollen recht haben. Obwohl Sie nicht leugnen werden, daß gerade die Parvenüs in der heutigen Gesellschaft den Ton angeben, wie auch die Mode weniger die Göttin als vielmehr die Mätresse des spekulierenden Großkapitals ist. Tut nichts. Lassen wir Herrn von Protz und Gemahlin aus dem Spiel und reden wir von den Toilettensorgen geistreicher Leute.

Warum liegt zum Beispiel Ihnen, meine Gnädigste, die Mode am Herzen?

Natürlich — Sie werden wieder von geistiger Freiheit und fortschrittlicher Gesinnung sprechen, die in der Schnelligkeit, mit der man die Toiletten wechselt, gleichsam symbolisiert wird ...

„Fortschrittlicher Geist!" — welch ein herrliches Schlagwort! Und wie schlagend besonders diesmal, da bei der Directoiremode, über die wir uns ja unterhalten wollen, das leichtere „Fortschreiten" eine unzweifelhafte Tatsache ist. Fortschrittlicher Geist — ja, das wäre etwas Positives, das wäre Geist und nicht nur Ungeist, wofern Sie damit einen festen Willen, einen Entschluß, ein fest vorgezeichnetes Ziel meinen.

Aber, liebes Frauchen, seien wir einmal offen und ehrlich: Machen Sie das Hinüber-Herüber aller Modeschwankungen nur um dieses fortschrittlichen Idealismus willen mit oder — damit die böse Nachbarin nicht von Ihnen sagt: „Die trägt noch immer ein Kleid vom vorigen Jahr"?

Da sehen Sie, wie ich zynisch nach dem „Heiligsten" greife und den Luftballon Ihrer Ideale an die kritische Leine nehme. Sie sagen: Freisinn und Freiheit ... Ich sage: Sklaverei vor dem up to date-Kultus. Sie sagen: Auf der Höhe der aufgeklärten Zeit muß man ... Ich sage: Im Staube vor dem finstern Götzen „Gesellschaft" darf man nicht anders als ... So steht die Rechnung. Solcher Art sind die Motive in meinen Augen. Was Sie geistige Freiheit nennen, erscheint mir nur als Maskenfreiheit, die ich aber nicht respektieren kann, da uns die Weltgeschichte von mehreren Fällen erzählt, bei denen es in zwölfter Stunde zu einer erzwungenen Demaskierung auf dem Maskenball des Lebens gekommen ist.

Trösten Sie sich, meine liebe, gute Frau Lotte: Ihr Freiheitsdünkel ist nicht der einzige, den ich ad acta lege: ich halte den ganzen Pseudoliberalismus unsrer Epigonenzeit für einen ähnlichen Bühneneffekt. Denn was ist diese nur in der „Rolle", aber nicht im Herzen stehende „Aufklärung" anders als die konservativste aller „Geist"-renommagen? Was anders als ein Raubrittertum der Zunge? ... Man trägt die Marke „Kulturmensch" zur Schau wie die Landsknechte und ähnliches Gesindel die Rittertracht: um standesgemäß räubern zu dürfen. Mit dem Unterschied allerdings, daß die „Kulturmenscherei" mit allen ihren Auswüchsen ein Schwert ist, das nicht Wunden, sondern nur Renommierschmisse schlägt und einem stilisierten Dreschflegel gleicht, der weniger drischt als flegelt. Auf die Saat kommt es an.

Auf das Saatkorn, das in die Brust des Kindes, des noch kindlichen Volkes gesenkt wird, auf das Düngen und Ackern des Feldes unsrer Seelen, auf die Schulung des Willens, auf die Harmonie der ganzen Weltanschauung. Aus Sumpfgras wird man niemals Korn dreschen. Und sei der Dreschflegel unser Denkens, Redens und Refor-

mierens noch so glanzvoll. Erst muß man die Sümpfe, aus denen die alten Sünden unsrer „Kultur" zum Himmel stinken, trockenlegen, statt ihre Ausdünstung nur mit Weihrauch zu verdecken. Dann erst kann man säen, ernten und — dreschen.

Dazu aber fehlt uns der Mut. Denn wir denken freigeistig, aber unser Wille ist feige. Er muß es sein.

Deshalb binden wir ihn an einen starren Pflock, der im Sumpfe steckt, an ein Dogma, an einen Glauben, an eine Tradition, auf daß er sich ja nicht erdreiste, dem Wissen nachzureiten ... Wer weiß heute, was er will? Und wer will, was er weiß? Wer wagt es, die für Wissen und Wollen getrennt geführte doppelte Buchhaltung unsers ethischen Bewußtseins auf eine einfache zu reduzieren? ...

Kompromisse — das ist unsre ganze Lebenskunst. Kompromisse, nichts als Kompromisse. Im Leben, im Staate, in der Kunst, in der Mode — überall Kompromisse, zu deutsch: neu angestrichene alte Bretter zum Vernageln des Horizonts. Als ob man mit Tünche ein baufälliges Gebäude stützen könnte! Es geht nicht. Es kann auf die Dauer nicht gehen. Heute gleicht sich die insolvente Willens- und Glaubenskraft mit dem Wissen und Denken auf fünfzig Prozent aus, morgen ist sie wieder bankrott. Sie wird sich ein neues Geschäft errichten müssen. Ich meine: Wir werden den Willen, die Betätigung unsrer Weltanschauung in neue Bahnen lenken müssen. Sonst ist aller Freisinn, alles fortschrittliche Denken vollkommen wertlos. Und ärger: eine Lüge. Eine konventionelle Lüge.

Wir glauben, daß sie der Schönheit diene.

Und es ist ja nicht zu leugnen, daß heute ein Streben nach Schönheit durch die Welt geht.

Doch wehe: auch das Reich der Schönheit ist eine konstitutionelle Monarchie geworden, in der jeder Krämer etwas zu reden und nur die Schönheit selbst zu schweigen hat. Lediglich unterschreiben muß sie — volens, nolens — was ihr der Minister, der jeweilige Günstling des Augenblicks, vorlegt. Sie glauben als Modedame Schönheitsidealen nachzujagen? Armselige Torin! Sie helfen irgendeinem findigen Geschäftsmann, seine Ladenhüter loszuwerden! ... Wissen Sie denn nicht, wie heutzutage Moden entstande kommen? — Ebenso wie Gesetze. Durch Majoritätsbeschluß der geschäftlich Interessierten, d. h. der Verkäufer, der Produzenten, die ihr Geschäft machen wollen. Die Königin Mode setzt einfach ihren Namen unter das Plebiszit der Fabrikanten, Schneider, Schuster und sonstigen Exterieurarchitekten. Denken — darf heutzutage ein Herrscher nicht mehr. Auch die Mode nicht, die alles beherrscht.

* * *

Sie werden entgegnen, daß der gute Geschmack an der Schaffung neuer Moden nicht ganz unbeteiligt sei.

All right. Der gute Geschmack ... Was ist das? Wer hat den eigentlich?

Da liegt der Has' im Pfeffer. Der gute Geschmack ist nämlich so eine Art Gottesgnadentum. Man läßt den Glauben daran bestehen, weil Gesetze im Namen der gottbegnadeten Majestät erlassen und Moden im Namen des guten Geschmacks dekretiert werden müssen. Weil der Glaube an das Gottesgnadentum der Herrscher den Hof- und Kammerlieferantentiteln solch eine prächtige Resonanz gibt. Und weil ebenso der Glaube an den guten Geschmack gewisser Leithammel für das Geschäft weit wichtiger ist als technische Fertigkeit der Produzenten. An dem Satze „Schick geht vor Geschick" ist jedenfalls sehr viel Wahres. Soweit nämlich das Geschäft in Betracht kommt. Monsieur Worth hätte Ihnen davon ein Historchen erzählen können. Es heißt wenigstens, daß dieser Modetyrann des zweiten französischen Kaiserreichs nicht nur die schicken Toiletten verfertigt, sondern auch das Wörtchen „schick" erfunden hat, worauf alle Welt „schicke" Kleider haben wollte. Lesen Sie einmal die Erinnerungen der Madame Octave Feuillet (der Gattin des berühmten Schriftstellers). Sie finden darin einen hübschen Brief „Une journée chez le Worth", der über den eigenartigen Zauber des berühmten Hauses in der Rue de la Paix und über den „Schick" des Meisters Mitteilungen enthält, die Sie interessieren werden.

Die heutige Zeit hat keinen Leroy und keinen Worth. Die Gewaltherrschaft eines festen Willens, wie ihn diese Modetyrannen hatten, verträgt unsre „konstitutionelle" Ära nicht mehr. Wer hat also heute den „guten Geschmack", nach dem sich alle Welt

Digitized by Google

Männlein und Weiblein — in der Toilettenfrage richtet? Der König von England? Die Pariser Kokotten?

Glauben Sie doch das nicht! König Eduard trägt, was ihm der erste Hofschneider empfiehlt. Und wer ist der erste Hoflieferant? Wer auf Grund seines guten Geschmacks den Hoftitel bekam. Da haben Sie den Circulus vitiosus: Auf Grund des Verstandes kommt das Amt und auf Grund des Amtes der Verstand. Natürlich. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, heißt es im Volksmund. Wenn's wahr ist, daß manche Ämter und Titel käuflich sind, dann ist wohl auch der zugehörige Verstand, in unserm Fall der zugehörige Geschmack, käuflich? Unmöglich wenigstens ist das nicht. Der „Geschmack" in Herrenkleidern wäre somit nichts andres als die Finanzspekulation eines Schneiderkapitalisten, ein Rentenkauf mit Dividendenanteil durch einmalige Zahlung eines größeren Betrages. Die Jahresrente ist in diesem Falle das erhöhte „Geschäft", die Dividende — das Recht, „Geschmack" zu besitzen. Schönheit und Mode aber wären auf dem Kurszettel als Staatspapiere zu notieren. Ihr Kurs kann nicht leiden, da die Dividende nie gezahlt wird, sondern nur auf dem Papier stehenbleibt.

Dies gilt von Herrenmoden.

Und bei den Damentoiletten? Glauben Sie, daß die Pariser Damen der Halbwelt an irgendwelche Schönheitsideale der Kleidung denken?

Lächerlich. Die tonangebenden Damen denken an nichts weiter, als — an das Geschäft, dem ihr Körper obliegt. Zu dessen Betrieb gehört natürlich das — sagen wir Auslagenarrangement und das Raffinieren von Schönheitsreizen. Dies gilt ebenso für Klein- wie für Großbetrieb. Ist es doch eine alte Geschichte, daß selbst Direktoren von Aktiengesellschaften eine Unterbilanz um jeden Preis zu verdecken suchen, schon damit der Kurswert ihrer eigenen Papiere nicht leide. Kann es Sie wundernehmen, daß dort, wo die Liebe als eine Gesellschaft auf Aktien etabliert ist, von deren Hausse Tausende und Tausende von Lieferanten abhängen, und wo Frauengunst effektenmäßig an der Börse gehandelt wird, daß dort das Fälschen der Bilanzen des Körpers oder — um den technischen Ausdruck zu gebrauchen — das „Maßtäuschen" auf der Tagesordnung steht?

Sie wollen Beispiele? Ich bitte:

Hat eine häßliche Ohren. Frisiert sich deshalb so, daß die gescheitelten Haare die Ohren ganz verdecken. Die dumme Welt bewundert die neue Haartracht als höchsten Schick und ahmt sie bedingungslos nach. Weshalb? Wegen der „hellenischen Anmut"? ... Keine Spur! Weil die betreffende Dame zufällig die Mätresse eines Königs ist. Das macht's!

Sie haben verstanden? Und wissen, daß ich von keinem Problema, sondern von einer Tatsache gesprochen habe, die Sie um so näher angeht, als Sie selbst eine Zeitlang die berühmte Frisur bevorzugten? ... Sie erwidern, daß ich selbst einmal die Frisur schön gefunden habe? Gewiß. Ich werde es nicht leugnen, daß sie Sie sehr schön kleidete. Wie ich auch das Vorhandensein schöner Moden nie bestritten habe. Was schön ist, ist aber auch schon schön, bevor es Mode wird. Weshalb aber — Pardon! — begannen Sie die Frisur erst schön zu finden, nachdem sie eine königliche Mätresse aus egoistischen Gründen zur Mode gemacht hatte?

Ich könnte die Beispiele beliebig vermehren. Soll ich vielleicht erzählen, wie bald übermäßige Schlankheit, bald übermäßige Breite „modern" ist? Welcher gute Geschmack über der Form der Schnurrbartspitzen (oder Nicht-Spitzen!) wacht? Oder soll ich Sie daran erinnern, wie die „Krinoline" entstand?

Eine hohe Dame des zweiten Kaiserreichs braucht ein Kostüm, um den gesegneten Zustand ihres Leibes zu verbergen. Ein findiger Schneider schafft Rat. Und die dummen Gänse halten nun die Käseglocke, deren Form der neue Rock imitiert, für den höchsten Schick.

Ein andres Exemplum: Dem König von England (damals noch Prinzen von Wales) passiert auf der Reise ein kleines Malheur. Er muß das Beinkleid wechseln und — zieht eine Hose an, die, sei es weil sie eben aus dem Koffer kam, sei es weil sie im Warenhaus schnell fertig gelaufen wurde, gefaltet ist. Mit einem Schlage sind die „Bügelfalten" an der Hose, von denen früher niemand wissen wollte, ein unumgängliches Attribut der Eleganz ...

Sie sehen: Als urteilslose Herde, die, ohne nach Gründen zu fragen, das Verhalten eines „Prinzen" (um nicht andres zu sagen!) nachahmt, sind Männer und Frauen ziemlich gleichwertig. Glauben Sie aber ja nicht,

daß dieser Herdentrieb etwa in irgendeinem monarchischen Gefühl begründet sei und sich bei Republikanern nicht finde. Weit gefehlt! Nicht die Achtung vor dem Herrscher führt zur Nachahmung seiner Tracht. Im Gegenteil: das Bedürfnis der Masse, jemanden zu kopieren, ihr Bedürfnis, einen lebendigen Maßstab des „Vornehmseins" zu besitzen, vor allem, was Tracht und Äußeres anlangt, dieser gewisse Zug nach oben — das ist's. Ja, dieser Snobismus der Massen macht sogar Republiken in gewissem Sinne zu Monarchien. Denken Sie nur an Nordamerika! Es mag paradox klingen, aber es ist wahr: Über unsre Körper herrschen die Monarchen nur mehr konstitutionell, über die Art aber, wie wir unsern Körper verhüllen, absolut.

Da haben Sie die „Aufklärung" unsers „freiheitlichen" Zeitalters: Auf der einen Seite haben wir Freiheiten errungen, auf der andern uns freiwillig einer Tyrannis unterworfen, bei der Vernunft Unsinn und Wohltat Plage wird.

Wofür haben unsre Ahnen geblutet? Für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Für positiven Kosmopolitismus? — O du mein Gott! Wir haben, was jene erträumten. Aber — negativ.

Wir haben einen negativen Kosmopolitismus: einen internationalen Weltstaat individualitätsloser Snobs. Haben eine negative Freiheit: die Ellbogenfreiheit; eine negative Gleichheit: die Gleichheit vor dem Gesetz (vor allem vor den Steuergesetzen!); eine negative Brüderlichkeit: die Chabrus-, Cliquen-, Kartell- und Trustwirtschaft. Auf dem Throne aber, den man in Frankreich einst der Vernunft, als der neuen Religion, errichtet, thront der Weltregent der Gegenwart, der uns knechtet und zu Sklaven macht: das goldene Kalb.

Dazu also all die Kämpfe um den „Geist der neuen Zeit". Dazu alle Opfer für Freiheit und Aufklärung! ... Wir haben den Geist gesucht und den Ungeist gefunden.

* * *

Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß ich dem von Ihnen gestellten Problema Schritt für Schritt näher gekommen bin, und daß ich darauf ausging, den Geist, aus dem heraus die freiheitliche Directoiretracht zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts geboren war, mit dem [illegible] Ungeist zu vergleichen, der heute eine scheinbare Renaissance des Directoire propagiert.

Damals, als sich das Directoire wie eine Erlösung in die Welt drängte, wie die Vollendung einer seit dem Ausgang des Mittelalters vorbereiteten, aber so oft verhinderten Wiedergeburt aus hellenischem Freiheits- und Schönheitssinn, überall (bei Männern wie bei Frauen!) ein fest vorgezeichneter Wille zur vollkommenen Neugestaltung nicht der Tracht, sondern der Menschheit! ... Und die Mode lediglich ein Weg zum Ziel, ein präludierender Akkord der neuen Weltordnung, der wiedergefundenen Würde der Menschheit, der Rückkehr zur Natur. Ein Weg, den sich der Wille erschuf! ...

Heute — ist dieser Weg der Mode eine kleine Spazierfahrt, die nur dem Amüsement dient, eine „Spritztour", wie der Wiener sagt, ein blasiertes Hineingreifen in den Kostümsaal des „Gesellschaft" betitelten Marionettentheaters. Eine Renommage. Nichts weiter. „Was für geniale Leute waren doch unsre Ahnen vor hundert Jahren!" ... So tönt uns das Motto dieser Tracht entgegen, die noch mit dem angehefteten Schrankzettel aus dem kulturhistorischen Museum auf die Gasse geht. „Wie herabgekommen aber ist das heutige Geschlecht!" ... So tönt das Echo aus meiner eignen Brust.

Da haben Sie mein Problema als Antwort auf das Ihrige. Betrachten Sie es genauer, und Sie werden begreifen lernen, daß man bei ein und derselben Mode sowohl vom Geist als vom Ungeist reden kann. Das Directoire als Ausdruck des Zeitgeistes spiegelt den Geist der Mode, das Directoire als Aushängeschild des Snobismus — den Ungeist. Das Verhältnis des Kleides zum Menschen, der es trägt, gibt den Ausschlag.

Wer nämlich einen Degen trägt, ohne fechten zu können, wer ein Kreuz trägt, ohne daran zu glauben, der — ist entweder ein bewußter Lügner oder ein unzurechnungsfähiger Narr. Wer das Kleid der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit trägt und diese Ideale nur im genannten negativen Sinne versteht, wer das Kleid öffnet und das Herz verschlossen hält, wer Spartaner ist in seinem Äußern und Zuchthäusler in seinem Innern — was ist der?

Pardon! — ich bin etwas feuriger geworden, als es sich wohl für einen „über Gefühle erhabenen modernen Kulturmenschen"

Digitized by Google

ziemt. Mag sein, daß Sie mich deshalb nicht ganz verstanden haben. Also „modern" ausgedrückt: Welchen Eindruck macht auf Sie Herr Kommerzienrat Müller im Tirolerkostüm?

Sie lachen? Sie sprechen vom „Salontiroler"?

Très bien. Ich spreche vom „Salondirectoire" des Jahres 1908 und halte den Directoiregeist der neuen Modedamen für ebenso waschecht wie den alpinen Mut des Herrn Kommerzienrats. Hier die nackten Knie, dort die nackte Wade — c'est la même chose. Tendenz? Renommage, Aufsehen erregen. Alles übrige — „Geschäft". All right!

* * *

Liebe Freundin! Sie haben meinen aufrichtigen Rat, mein objektives Urteil gewünscht. Ich hoffe, Ihnen nicht zuwenig an Aufrichtigkeit gegeben zu haben.

Lassen Sie mich nun meiner objektiven Betrachtung eine subjektive hinzufügen.

Ich bin überzeugt, daß Sie speziell im Directoirekostüm entzückend aussehen werden. Fast so schön wie damals, als Sie die Hero spielten und die Iphigenie. Wie wuchs da jede Bewegung aus den fließenden Gewändern heraus! Wie herrlich verstanden Sie sich auf den griechischen Faltenwurf! Und wie hoheitsvoll, einer Göttin gleich, traten Sie, jeden lüsternen Gedanken zurückdrängend, als Griechin in unsre Mitte! ...

Sie sehen: ich bin nicht ungerecht. Und alles eher als prüde. Und hätten Sie mich auch diesmal nur gefragt, ob Sie zu einem bestimmten Anlaß ein Directoirekostüm wählen sollen — ich hätte erwidert: „Wie schade, daß ich kein Schneider bin! Ich hätte Ihnen um alles in der Welt gern Maß genommen ..."

Allein — Sie warfen zwei disparate Dinge zusammen, die sich zueinander verhalten wie Poesie und Prosa: Kostüm und Tracht nämlich, das Kostüm einer Einzelnen und die Tracht der Allgemeinheit. Sonn- und Werktag ... Und vergaßen, daß von den Poeten das Wort des Dichters gilt: Odi profanum volgus et arceo ...

Poetentalent kann nicht „Schule" machen, weil der Dichter **geboren** wird. Und das Kostüm der Directoirezeit kann heute nicht Mode werden, weil es nur die Folie für eine der Poesie der Weltanschauung würdige Poesie des weiblichen Körpers ist.

Die Folie für die Poesie des weiblichen Körpers! ...

Jetzt sind wir bei dem Punkte angelangt, den Sie zum Ausgangspunkt eines reformatorischen Wirkens wählen können, wenn Sie den unbedingten Drang zu einem solchen in sich fühlen: Es handelt sich darum, nicht an der Oberfläche kleben zu bleiben, sondern den Kern der Dinge richtig herauszuschälen. Wie nämlich der Charakter der Kernpunkt des Wissens, so ist der menschliche Körper der Kernpunkt der Mode. Die bisherige Erziehung, die Schulerziehung sowohl wie die Selbsterziehung, ging nicht über die Oberfläche hinaus. Sorgen Sie dafür, daß es anders werde; daß man den Willen disziplinierе, ehe man das Wissen überlastet, und daß man den Körper zur Poesie erziehe, ehe man ihn mit Kleidern bedeckt und so — wie Sie ganz richtig bemerkten — infolge der abgeschnittenen Luft- und Lichtzufuhr den Mächten der Finsternis ausliefert, die mit dem Körper zugleich den Geist verhüllen und alle häßlichen Triebe entfesseln.

Sie nicken mir verständnisinnig zu? So hätten Sie es von Anfang an gemeint?

Vortrefflich! Dann sehen Sie sich aber freundlichst den Körper Ihrer weiblichen Mitschwestern recht genau an. Sie werden finden, daß kaum ein Prozent jenes hellenische Gleichmaß, jene Geschmeidigkeit und Elastizität des Körpers aufweist, ohne die das auf griechische Körperformen berechnete Directoire zur Karikatur werden müßte! Denken Sie nur: die dicke Frau Mehlmaus im Directoirekostüm! Hu! es überläuft mich kalt, wenn ich nur daran denke! ... Können Sie das verantworten?

Liebe Frau Lotte! Rationelle Körperpflege, Gymnastik, hygienische Ernährung, Hintanhaltung aller Sünden gegen den Körper, wie sie leider allzuoft im Namen des guten Geschmacks und der Mode begangen werden — denken Sie nur an das Korsett, an enge Schuhe usw. —, all das sind Aufgaben, die weit wichtiger sind als das Anfertigen von Schnittmustern und Konfektionsmodellen. Das Kopieren von Vorlagen sollte eine Frau von Geist, wie Sie es sind, Ihren Geschlechtsgenossinnen überhaupt als etwas Verächtliches brandmarken. Individualisieren! Das sei die Parole. Der eigne Körper die

Richtschnur seiner Bekleidung! Dann dürften wir wohl nicht nur auf dem Wege zur Schönheit, sondern auch auf dem Wege zur Freiheit, zur innern Freiheit ein gut Stück vorwärts kommen.

Die Kleidung — das Selbstbekenntnis des Körpers, das Wissen — die Selbsterkenntnis des Geistes, und über beiden Tendenzen der schmückenden Hüllen ein energischer Wille zur befreienden Tat, der Wille, den Körper der Kleidung und den Charakter dem Wissen voranzusetzen und der Natur Schritt für Schritt zurückzugeben, was ihr seit Adams Zeiten entzogen und entwendet worden ist — solch eine kategorisch positive Mode, so will es mir scheinen, wäre nicht nur vom Geist, sondern geradezu vom heiligen Geist erfüllt.

Ich will nicht leugnen, daß wir in den letzten Jahren dieses Geistes schon einen Hauch verspürt und der frechen Anmaßung einiger privilegierten Pächter des „guten Geschmacks" die Forderungen der Hygiene nicht ohne Erfolg entgegengesetzt haben. Ja, vielfach hat sogar der Zug zur Natur es wagen dürfen, selbst neue Moden zu schaffen. Allein, was ist der errungene Zoll gegen die Meile, die noch übrigbleibt?

Und dann, war nicht bisher auch die hygienische Reformriecherei vielfach nur eine Abart des Snobismus? Denken Sie nur an den Häßlichkeitskultus gewisser Pseudo-„Reformkleider", die nur auf den Bluff berechnet und ebenso widernatürlich waren wie die als „Frauenemanzipation" bejubelte Selbsteintrocknung, die ihre Trägerinnen ersehnten und durch wohlgelungene Ablenkung jedes Männerauges auch am sichersten erreichten!

Vor allem aber, geschah nicht immer und überall der Fehler (in den auch Sie beinahe verfallen wären), zu generalisieren und eine alleinseligmachende Uniform zu fordern?

Sie müssen das Übel an der Wurzel fassen, wenn Sie überhaupt etwas leisten wollen. Sie müssen mit dem Dünkel des allein privilegierten Seligmachens ein für allemal aufräumen. Nicht nur im Reiche der Kleidermode. Nein, allüberall im Leben. Sie müssen den Willen losbinden von dem Pflock der Konvention, an den er gebunden war, auf daß er endlich sich seiner Verantwortung bewußt werde und nicht seine Untätigkeit mit der Glauben-Teufel, die ihm dies und das verbiete, mit der Berufung auf den negativen Weltgeist „Man" vor dem eignen Denken zu bemänteln trachte. „Warum?" ... Dies sei das Zauberwort, das den Sklaven unsrer „Kultur" zum pflichtbewußten freien Bürger des geistigen Weltreichs wandle.

Den Willen müssen Sie schulen, den Willen! Den geistigen und den körperlichen, den zentralen und den peripheren. Noch glaub' ich an die Werbekraft eines Gedankens, und wenn Sie die Menschen nur an der **richtigen** Stelle packen, muß der Erfolg mit Ihnen sein. Im Reich der Materie haben wir X-Strahlen erfunden. Sollte es nicht auch im Reich des Geistes ein Röntgenlicht geben? Suchen Sie es! Denn innen müssen Sie die Menschen packen, innen, und dürfen nicht von außen kommen, wo Sie an der Oberfläche kleben blieben.

Das ist's, was ich Ihnen ans Herz legen wollte. Daß, wie der Ungeist der Mode dem Baum entstammt, der zu Adams Zeiten „der innerste war im Garten Gottes", so der Geist der Mode nur demselben Baum entsprießen kann, der der innerste geblieben ist auch im Ebenbilde Gottes: dem „Baume des Lebens", wie die Bibel so schön allegorisch sagt, dem Baume unsers Innern, dessen Zweige und Äste die Adern unsers Körpers bilden, und dessen Mark unser rotes Herzblut ist. Von innen muß der Geist der Mode kommen, von innen! In jedem einzelnen. Er kann nicht von außen imputiert werden mit Modellen und Modebildern. Er muß von innen kommen, just — wie die Liebe ...

In diesem Sinne lassen Sie mich kurz resümieren: Der **Geist** der Mode ist die Liebesheirat des Körpers und seiner Tracht. Der **Ungeist** der Mode — ist die „Vernunftheirat" (wie man die Unvernunftheirat komischerweise zu betiteln pflegt). Auch hier entspringt der Geist oder Ungeist der Ehe nicht aus dem sakralen Charakter des priesterlichen Aktes, sondern aus den innern Charaktereigenschaften der Brautleute, vor allem aus der Wahrhaftigkeit oder Verlogenheit der Gesinnung, von der das Jawort erfüllt.

Jetzt, liebe Freundin, kennen Sie meine Ansicht. Welcher Geist es ist, der **Sie** entflammt, das überlasse ich nun ruhig Ihrer eignen Entscheidung.

Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

ganz ergebenen ...

Digitized by Google

Jakob Alberts. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin.)

Jakob Alberts

Von Robert Breuer

Jetzt im Hochsommer, da ich ihm nach Vermögen meine Meinung sagen soll, sitzt Jakob Alberts oben im Norden auf irgendeiner Hallig und freut sich des kühlen Meeres und des milden, sanften Leuchtens der Wiesen. Fern liegt ihm die Großstadt, noch weiter als in Wirklichkeit die Eisenbahn zu fahren hat. Er lebt das Leben dieser Schiffer, die ihn wie einen gar berühmten Mann achten, die ihm als einem Genossen vertrauen. Er wohnt in einem schönen, reinlichen Haus, wo blitzblanke Stuben, leuchtende Kacheln und festes, warmes Holz, wo unzählige Raritäten und spaßige Dinge von all den Seefahrern erzählen, die hier schon herbergten. Und die eigentlich immer noch da sind. Denn der Geist der Alten waltet über der Hallig.

Darum liebt Alberts auch diese verträumten Inseln: er hat eine Leidenschaft für die verwetterten Schiffskapitäne, deren Bilder in den guten Stuben hangen, er liebt die harte Gesundheit der Frauen, die klug und vornehm ihre Pflicht tun. Er liebt die Farbigkeit dieser stillen Stuben und liebt die Sonne, die durch die kleinen Scheiben flutet, sich in dem metallenen Gerät, das allenthalben herumsteht, spiegelt und um das geschnörkelte Holzwerk der viel vererbten Möbel spielt.

Hier gibt es wirklich noch Sonne, die ungehindert strömt und warm und goldig den Raum füllt. Und draußen, da ist die Luft klar und durchsichtig, daß man am Horizont die Silhouetten der andern Halligen sieht; so sieht man auf einem letzten Riff Erde allein, mitten im Meer, und weiß doch ringsumher Länder. Oft aber wird die Luft kühl und weht und wogt und verhängt die Welt mit wandernden Schleiern, daß es ist, als sei man umsponnen von Einsamkeit. Und wirklich: das ist es, was Jakob Al-

Digitized by Google

berts liebt. Ein Schweigen ruht ihm in der Seele, und eine große Stille ist in allem, was er malt, eine tiefe, unzerstörbare Stille. Wenn er Menschen gibt, so reden sie nicht, und selbst wenn sie reden sollen, wie der Prediger, der zur Gemeinde spricht, ist es mehr ein inneres Tönen, das sich von Herz zu Herzen pflanzt.

Diese unzerstörbare Stille ist es, die seine Bilder wesentlich von denen der alten Holländer trennt. Bei Terborch und Vermeer sprüht stets Heiterkeit und Grazie, eine kleine Liebeständelei und ein wenig Koketterie; die Stimmung ist weich und musikalisch. Bei Alberts tragen die Menschen schwer am Leben und haben immer etwas zu tun, selbst wenn sie müßig scheinen. Etwas Eckiges haben alle seine Menschen, etwas Starrköpfiges, sie scheuen vor mühseligem Wert nicht zurück, aber irgendeine Nebensächlichkeit macht sie nachsinnen und spintisieren. Auch diese Menschen passen zu Alberts, sie sind ihm Fleisch vom eignen: er selbst ist so, und in all seinen Bildern steckt etwas von solcher zähen Werkverrichtung, steckt auch immer irgendein Hindernis, das mit Leichtigkeit beiseitezustoßen wäre, das aber mit verwunderlicher Hartnäckigkeit aufgegriffen wird. Das bewahrt sein Werk vor jeder Glätte und läßt den Prozeß des Formwerdens stets spürbar bleiben.

Darum wäre es falsch, zu sagen, daß seine Bilder geschmackvoll seien, oder gar, daß sie Stil haben. Geschmack und Stil, das sind billige Dinge, wenn es sich um Vollkommenheit und Charakter handelt! Die Leute der Hallig haben sicherlich kaum einen Begriff für das Geschmackliche, aber sie können es sich nicht anders vorstellen, als daß alles, was sie tun, vollkommen wird. Und gewiß posieren sie niemals irgendwelchen Stil, aber Charakter und Energie, das gehört zu ihrer Natur. So ist es auch bei Alberts.

Selbstverständlich will das nun nicht hahnebüchen verstanden sein: selbstverständlich hat der Maler wohltemperierte Sinne und weiß Nuancen und Harmonien genießend auszukosten. In seinem Berliner Atelier steht eine kleine Madonna, ein entzückendes Rokokopüppchen: es ist ihm ein delizioses Vergnügen, dies amoureuse Spielzeug zu beschauen

Jakob Alberts: Stube auf Föhr

Jakob Alberts: Inneres eines Friesenhauses.

und auf der Handfläche zu drehen. Als er ein Zimmer neu tapezieren lassen wollte, suchte er, genau wie nur irgendein seines Geschmackes wegen gepriesener Innendekorateur, tagelang nach einem ihm wohltuenden Papier. Also, er ist kein Barbar; aber man stelle einmal Kurt Herrmann oder Olbrich neben Alberts, oder einen Pariser Flaneur neben einen Halligbauer — dann hat man den Unterschied deutlich.

Für Alberts gibt es nur eine Hauptsache, das ist die, daß das Bild gut gemalt sei, daß es in allen Einzelheiten so gut gemacht sei wie nur irgend möglich. Die winzigste Stelle soll solid sein; aus vielen feingeschliffenen Klängen soll das Werk sich runden. Darum ist er noch längst kein Kleinigkeitskrämer oder gar ein akademischer Glattmaler. Um der Regel willen und einer Vorschrift wegen tut er nichts. Im Gegenteil, mit Klugheit ist er darauf aus, alle Vorteile zu nutzen, um durch ein Minimum von aufgewandter Kraft möglichst viel zu gewinnen. Eine natürliche Ökonomie, aus der Art seiner Landsleute geboren. Eine Ökonomie, die sich auch bei den simpelsten Vorgängen des alltäglichen und allzu alltäglichen Lebens bewährt. Er kann beinahe geizig sein; er entdeckt auf Rechnungen Fehler von drei Pfennigen. Vollkommen will er seine Bilder und nicht etwa genial: sie sollen ihren Zweck erfüllen, sie sollen gefallen und sollen gekauft werden.

Solches wird manchem Ästheten schrecklich erscheinen, und romantische Gemüter, denen die Künstler immer noch so etwas wie Halbgötter sind, werden aus den süßesten Illusionen fallen. Diese alle täten gut, zu bedenken, daß für den Maler sein Handwerk das Wesentliche ist. Nach Kunst fragt nur der Liebhaber und der Kritiker; der Maler will gute Bilder machen. Daß dabei sein Innerstes, sein Heiligstes sichtbar wird, davon weiß er kaum etwas. Wo solche Enthüllung der Seele gewollt wird, da entsteht sofort eine Tendenz, da wird die Malerei von Weltanschauung oder Ethik, von Patriotismus oder Moral [illegible]. Darum: ein

Jakob Alberts: Die Spinnerin. (Erſtes Bild des Malers; befindet ſich im Privatbeſitz in Amerika.)

geborener Maler, einer, dem der Wille im Blut ſitzt, ein Stück Welt einzufangen und feſtzuhalten, der will nie etwas andres als malen, der hat keinerlei Tendenz, er will nur malen.

Jakob Alberts iſt ein geborener Maler, einer, der ſeine Bilder mit den Fingerſpitzen abtaſtet, der ſie ſchmeckt, der gegen ſie zärtlich iſt wie ein Vater. Aber die Kunſttheorie! Was iſt dem Künſtler Kunſttheorie: er kennt höchſtens Vorbilder, Ahnen. Und es ſind nicht die ſchlechteſten Maler, die da wiſſen, auf wem ſie fußen, und die ſich bewußt ſind, irgendeine Tradition zu verwalten.

Der Anknüpfungspunkt kann oft weit zurück liegen. Für Alberts ſind's juſt jene alten Holländer: die verehrt er herzlich, merkt wohl kaum, was ihn von jenen trennt. Glaubt auch nicht, daß er ſie erreicht hätte, will auch nicht etwa ihre Manier abſchreiben: nur die Reinheit ihres Empfindens und der Ernſt ihrer Arbeit, nur die Tüchtigkeit im einzelnen und die Ausgeglichenheit des Ganzen, das iſt es, was ſeinen Inſtinkt auf die Holländer richtet. Der Theoretiker kann nur ſagen, daß der Maler gar daran tut.

Karl Scheffler hat in ſeinem Liebermannbuch nachgewieſen, wie heute in Deutſchland keine andre Kunſt zu löſen ſei als eine, die etwa das Niveau der alten Holländer halte. Wie damals, ſo heute eine bürgerliche Kunſt für eine bürgerlich erſtarkende Zeit. Es zeugt für die Geſundheit eines Malers, daß er aus ſeinen Trieben heraus ſich die Grenze innerhalb der zeitlichen Möglichkeiten ſetzt. Nur unter ſolcher Vorausſetzung iſt eine verhältnismäßige Vollkommenheit zu erreichen. Wer ſeine Kraft daran vergeudet, die Phantaſie zu ſpornen, daß ſie den Kreis der Beſtimmung durchbreche, der vermag nicht für volle Güte und höchſten Gehalt des einzelnen Pinſelſtriches zu bürgen. Es gibt aber kein gutes Bild, deſſen Güte nicht durch die Vortrefflichkeit des einzelnen Pinſelſtriches bedingt ſei. Die eigentliche Qualität einer Malerei iſt nicht ſo ſehr Ergebnis der Rechnung als Notwendigkeit aus der Phyſiologie, der Augendreſſur und der Muskelerziehung des Malers. Große Abſichten bedeuten in der Kunſt gar nichts, reiche Empfindung iſt oft nur gefährlich — Können, darauf kommt es an. Können und der eingeborenen Natur den Lauf laſſen, das iſt (nach dieſer Auffaſſung) für den Maler die Löſung aller Rätſel.

So hat Jakob Alberts die Kunſt von jeher begriffen und hat darum nie zweckloſe Experimente gemacht, hat darum immer ge-

Jakob Alberts: Studienkopf aus Worpswede. (Nationalgalerie, Berlin.)

Digitized by Google

Jakob Alberts: Diele mit Durchblick auf die Hallig.

wußt, daß alles darauf ankomme, die Technik zu verfeinern und die spezifisch malerischen Vorgänge zu verdichten: die Art, wie eine Form auf die Leinwand gesetzt werden soll, die Projektion eines Kubus in die Fläche und die Begabung der Fläche mit plastischer Illusionskraft.

Nun erinnert man sich vielleicht, daß Böcklin gesagt hat: „Technik, Technik kann jeder Schafskopf haben, kann jeder lernen." Der Alte hatte seine Erfahrung, und so muß darauf verwiesen werden, daß hier Technik in einem höheren, umfassenderen Sinne gemeint ist. Nicht nur der mechanische Vorgang, wie der Pinsel auf die Fläche gedruckt und abgestrichen wird, vielmehr die Art, wie für die Körper im Raum ein Zeichen (Liebermann würde sagen: eine Hieroglyphe) gefunden wird, das auf der Fläche stehend wieder das Gefühl des Körperhaften und Räumlichen auslöst, die Art, wie die großen Maßstäbe der Wirklichkeit in Verhältnisse gebracht werden, die dem Bildformat entsprechen, die Art, wie die Mannigfaltigkeit der Natur eine Auslese erfährt, um eine bestimmte Eigenheit, einen bestimmten Typus für die Darstellung zu gewinnen — das alles ist Technik. Alle diese Vorgänge müssen dem Künstler so zu eigen sein wie das Atmen und der Herzschlag. Er muß — so paradox das auch klingen mag — gar nicht anders zu sehen vermögen, als er sieht, und spielend, mit nie versagender Sicherheit, müssen sich seine Gesichte in materielle Gebilde umsetzen. Das ganze Streben des Künstlers geht darauf, daß solcher Mechanismus des Sehens und Gestaltens in ihm zu immer größerer Reife gelange. Denn nur wenn der individuelle Nerven- und Muskelapparat prompt funktioniert, kann die Persönlichkeit des Künstlers zum Ausdruck kommen, ist sie eigentlich schon zum Ausdruck gekommen.

Das dürfte wohl kaum die Persönlichkeit eines Künstlers ausmachen, daß er z. B. seine Heimat liebt; die Heimat lieben auch die andern, der Dorfschulze und der Schulpfeifer. Dem Künstler aber ist die Heimat

Jakob Alberts: Friedhof meiner Heimat.

ein Stück seines optischen Organismus geworden, er reagiert auf ihre feinsten Eigenheiten, sie erregt ihn zum Schaffen. In diesem Sinne ist Jakob Alberts ein Diener und Herr seiner Heimat.

Wie billig wäre es, zu sagen: ja, der Mann malt ja immer dasselbe. Die so reden, haben sich's nie klargemacht, was denn eigentlich die Größe der alten Malerei ausmacht. Das ist es: durch die Jahrhunderte hindurch wurde immer dasselbe gemalt, immer wieder die Geburtsszene und die Anbetung der Könige, die Kreuzigung oder die Grablegung. Das Problem von der Zusammenstellung mehrerer Körper bei Einhaltung bestimmter historischer und ritueller Vorschriften wurde immer wieder neu aufgeworfen, immer wieder komplizierter und raffinierter gelöst. Nur so erwuchs Freiheit und Größe und damit Kunst. Die herrlichsten Werke des Michelangelo, die wie aus einer andern Welt zu uns gekommen scheinen, haben doch alle eine Reihe von Vorläufern, die der Meister genau kannte und eifrig nutzte. Ob Monet oder Liebermann, sie verleugnen nicht die Väter; sie malen die erwählten Objekte immer und immer wieder von allen Seiten, unter allen nur ausdenkbaren Bedingungen. Und so kommt eine köstliche Reife in ihr Werk. Umgekehrt bringen die, die durch Welt und Historie reisen und ihre Stärke in der „Neuheit" sehen, nie etwas Vollendetes zustande, leisten nur Abschriften der Natur, aber nicht Destillate des Eigentlichen, des nur für sie Wirklichen.

Jakob Alberts hat niemals den Gegenstand seiner Malerei gewechselt, und das ist nicht zum wenigsten ein Beweis für den geborenen Maler. Daß dies Objekt zugleich seine Heimat war, ist nicht ganz so wesentlich, aber doch zu beachten. Solche Heimatkunst hat ihr Recht. Gewiß, Leistikow, der aus Bromberg war, hat die Mark für die Kunst gewonnen und erreicht, daß, wer da Augen hat, die Mark so sieht, wie der Posener sie sehen machte. Man braucht nicht der Scholle zu entstammen, um ihr eine gerundete und Bestand habende künstlerische Form abzugewinnen; aber es hat doch Vorzüge, von Jugend auf mit einer Landschaft, ihren Farben und Stimmungen vertraut zu sein. Und es ist gewiß richtig, daß ein unsichtbarer, aber lebendiger Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und der Erde.

Digitized by Google

Jakob Alberts: Die alte Halligmühle.

die von ſeinen Vätern und Vorvätern bearbeitet wurde.

Solches Geheimnis hat ſich an Alberts bewährt. Er wich nie von der Waſſerkante. Er hat wohl hier und da einmal im Süden eine Skizze gemalt, aber das eigentliche Temperament zur Arbeit faßt ihn nur oben, wo das Nordmeer atmet. Und nun iſt es wundervoll zu ſehen, mit welcher Zähigkeit Alberts ſich in ſeine Objekte eingefreſſen hat, und wie er immer mehr Gewalt über ſie bekommt.

Man braucht nur den „Friedhof“ und das „Kirchlein“ mit einem ſeiner letzten Bilder zu vergleichen, um den ungeheuren Fortſchritt feſtzuſtellen. Damals: man ſpürt, wie er taſtete, wie er zögernd und keuſch die Stücke ſetzte, wie er aus Vorſicht ſo wenig als gerade noch erträglich gab. Dieſe frühen Bilder haben Stellen, die leer ſind im ſchlimmen Sinne. Nicht, daß da etwa kein Gegenſtand zu ſehen wäre, das macht die Leere nicht aus: aber daß die Pauſe keinen Zweck im Ganzen zu erfüllen hat, daß ſie kein notwendiger Beſtandteil der Rechnung, ſondern eben ein Vakuum, das beſchämt dieſen Bildern das Stigma des Gitterns.

Heute gibt es bei Alberts keine leeren Stellen mehr: auch da, wo nichts Gegenſtändliches zu ſehen, blühen noch der Reize genug, liegen oft gerade die feinſten und delikateſten Töne, durch deren Mitſchwingen die Harmonie erſt ihren vollen Klang bekommt. Wenn man den Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt noch deutlicher begreifen will, ſo vergleiche man ſeine jüngſten Interieure mit den früheren. Schon für das oberflächliche Sehen erweiſt ſich das neue Bild als viel reizvoller, viel ſinnlicher, viel leuchtender, räumlicher und körperlicher. Die Farbe iſt nun erſt zu ſich ſelbſt gekommen. Während ſie früher zaghaft, beinahe nur wie getuſcht über den Formen lag, bauen ſich jetzt die Formen aus Farbe auf. Dadurch kommt erſt das rechte Blut in das Bild und eine kräftige Elaſtizität.

Es genügt, zwei Kacheln gegeneinander zu halten, um ſolches jedem empfindſamen Menſchen ſpürbar zu machen. Früher, da war jede Kachel nur eine farbige Zeichnung, ein verwöhntes Flächenornament: heute wirkt ſie materiell und elementar als Lichtbleuder: nur merken ihre Kuhle, ihre gleißende Kraft, die in den Raum ſtrömt. Wie oft

Jakob Alberts: Hallighäuser.

hat nun aber auch Alberts solche Kacheln gemalt; immer näher kam er ihrem eigentlichen Wesen und entdeckte für sie eine immer kürzere und wirksamere Formel. Wenn er sie einst mühsam abzirkelte, so fliegen sie ihm jetzt aus dem Handgelenk, mit einigen Pinselstrichen stehen sie da; aber eben diese Pinselstriche hat er sich durch stetige Energie angezüchtet.

So kann man nun die Reihe hindurch ein Detail nach dem andern vergleichen, wie's früher war, und wie's jetzt ist, und immer wieder wird man zu demselben Resultate kommen: ein stetiger Aufstieg zur Höhe! Wie Alberts heute die verschiedensten Rohstoffe in ihrer Struktur, ihrer eigentümlichen Art, das Licht zu brechen und zu reflektieren, ihrer verschiedenen Festigkeit und Beweglichkeit, ihrem ganzen optischen Wesen nach charakterisiert, das zeugt am besten von seinem ausgereiften Malertum. Da macht

Jakob Alberts: [illegible]

Jakob Alberts: Aus den Vierlanden.

er eine Tür, sie ist blau gestrichen, aber an den Kanten und Ecken ist das Holz wieder zum Vorschein gekommen, und die Fingerspuren vieler Jahre sind deutlich; man könnte vor solcher Tür träumen und ihr wie einer alten Gefährtin zuhören. Es ist ohne Frage, daß solche alte Tür gar viel zu erzählen weiß.

Meisterlich versteht Alberts auch die Sonne zu behandeln, die ganze Wucht des prallen

Jakob Alberts: Einfallende Sonne. (Im Museum zu Danzig.)

Einfalles, der die Gardinen aufbrennen läßt, die launische Heiterkeit eines einzelnen Lichtballens, die goldige Hülle eines sich im Raum verfangenden Strahlennetzes, das Jauchzende, das Flammende, das Kichernde — die allmächtige Sonne in ihrem unerschöpflichen Reichtum hat Alberts zu vergeben.

Und wie weiß er dem farbigen Leuchten, das über der Hallig liegt, Körper zu zaubern, daß man mitten darin zu stehen glaubt! Wie frisch und ewig strömt die Luft aus diesen Bildern, die uns manche Stunde glücklichen Stillseins zu bereiten vermögen, die wirklich in jeder Stelle mit anmutigster Geste und abgeklärtester Leidenschaft für das „Bildermachen" gemalt sind. Wobei dann noch einmal daran zu erinnern ist, daß die alten Holländer auch nichts andres waren als vorzügliche, innerhalb ihrer Zeit nicht zu übertreffende Bildermacher.

Vorabend

Du, deine Hände tragen noch den Segen
Vom Rudhorn her, als hätten nie sie spät
Verweint noch lang und schlummerfremd gelegen
Und wußten nichts von Nachten, überleuchten,
Und wenn sie nahen, haben sie ein Leuchten,
Und wenn sie ruhen, ist es ein Gebet.

Und deine Lippen sind wie eine Schale
In kühlem Dunkel, die noch ungefüllt
Und ungegeben ist und ungenommen.
Doch eines Abends wird die Feier kommen,
Da die verborgene mit einem Male
Vom Purpurwein der Liebe überquillt.

Ernst A. Bertram

Digitized by Google

Clara Viebig. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perſcheid in Berlin.)

Die Waſſerratte

Von Clara Viebig

Guſtav Schmedecke hatte neue Hoffnungen. Man ſoll die Hoffnung nicht aufgeben, ſolange man lebt, das hatte ſeine Mutter immer geſagt; nun war die alte Frau lange tot, an die zwanzig Jahre ſchon, aber ihr Wort lebte noch.

Man ſoll die Hoffnung nicht aufgeben — warum ſollte man denn auch?

Die Havel lag ſo glatt wie ein kriſtallener Spiegel, in den goldenes Geſchmeide einen ſchimmernden Glanz wirft; das Sonnengeſicht ſpiegelte ſich rund und ſtrahlend. Am Himmel zogen keine Wolken, er war wie geleckt, in einer ebenmäßigen reinen Farbe wölbte er ſich vom Morgen bis zum Abend, am Mittag bekam ſein feſtes Blau faſt etwas Stählernes.

Es war heiß. Aber Guſtav Schmedecke, der, die nackten Füße in Lederpantinen, hinter ſeinem Hauſe den Salat und vor ſeinem Hauſe die neuen Anlagen — Kapuzinerkreſſe hatte er da geſät und in kleinen runden Beeten einige Geranienſtöcke gepflanzt — unermüdlich mit der Gießkanne beſprengte, wollte gern ſchwitzen. Wenn es dann ſo recht ſchön blühte zu Pfingſten und gedeckte Tiſche vorm Haus ihre weißen Tücher wie freundliche Wimpel flattern ließen, dann konnen bei dem herrlichen Wetter auch Gäſte genug. Zu Pfingſten will eben jedermann ausfliegen:

dann finden die Segler und Ruderer auch den entlegensten Winkel. Und Liebespaare, denen es in andern Lokalen nicht ungestört genug war, flüchteten in ganzen Rudeln hierher wie geschecuchtes Wild, und wer weiß, am Ende ließ sich auch ein Gesangverein häuslich nieder. Das „Wer hat dich, du schöner Wald" macht durstig, man mußte gehörig Bier einschaffen: Weißbier, Patzenhofer, Schultheiß-Versand, am Ende sogar ein oder zwei Fässer echtes Münchner; von den ungezählten Potsdamer Stangen gar nicht zu reden. Getrunken wurde alles, alles; zuletzt merkten sie's gar nicht mehr, wenn man sogar noch mit ein bißchen Wasser verlängerte.

Gustav Schmedecke, der Wirt „Zur Wasserratte" in seinem Havelwinkel, rieb sich die Hände; ein Schmunzeln glitt über sein fünfzigjähriges Gesicht, dem allerlei Not des Lebens Furchen eingezeichnet hatte, die selbst das hoffnungsvollste Lächeln nicht wieder glatt machen konnte. Ein Jammer, daß keine Frau im Hause war! Wie hübsch hatte sich seine Lene als Frau Wirtin an der Tür gemacht mit ihren glatten blonden Haaren, mit der blitzblanken Schürze vor dem prallen Busen! Da hatte er noch Zuspruch gehabt. Seit die Lene aber auf dem Kirchhof lag mit dem winzigen Söhnchen, das einstmals sollte die „Wasserratte" übernehmen, wie er sie übernommen hatte von seinem Vater, seitdem war's immer mehr bergab gegangen. Die windigen Bengel, die jetzt mit ihren Damen Ausflüge machten, wollten sich lieber auf Samtsofas räkeln, hinter Spiegelscheiben mit silbernen Messern und Gabeln, mindestens mit Alfenidebesteck essen! Und das konnte er alles nicht offerieren.

Er hatte vor der Tür nur Bänke ohne Lehnen aus einfachen Brettern, ebenso einfache Tische davor; und innen in der Wirtsstube, in der man auch wohnte, aß, trank, rauchte, döste — nur nicht gerade des Nachts schlief —, stand ein einziges Sofa, das hatte einen schon etwas mitgenommenen Roßhaarbezug und in der Mitte, wo der Hund, der jetzt tot war, immer gelegen hatte, zudem eine tiefe Kuhle. Eine ähnliche Kuhle, nur etwas kleiner, war am untern Ende, wo Herrn Schmedeckes Füße immer lagen. Aber wenn die Einnahme an Pfingsten eine so gute war, wie sie allen Anschein hatte zu werden, dann wurde gründlich renoviert: neu tapeziert, neu gestrichen, neues Sofa, neue Bänke, neue Stühle, neue Tische — alles neu. Das Publikum sollte nicht woanders mehr die moderne Ausstattung suchen. Auch die „Wasserratte" schwamm mit voran im Strom der Zeit. Die alte „Wasserratte"! Ob es nicht besser wäre, den Namen zu ändern? „Schmedeckes Strandhotel" oder „Zur Havelperle". Es konnte wirklich sein, daß ängstliche Gemüter sich an dem bisherigen Namen gestoßen hatten; die Damen haben ja immer eine lächerlich alberne Angst vor Ratten.

„Berta — Berta!" brüllte Schmedecke und legte seine Hände wie einen Schalltrichter an den Mund. Es hallte laut über die Havel, die breit und träge, wie müde vor Langerweile, am verödeten Ufer vorbeifloß. „Berta!"

Wo steckte das Frauenzimmer? Wo verschlief sie wieder den halben Tag? Eine faule Kreatur! Und um den Kopf immer so verstrubbelt — sie räumte auch gar nicht gut auf. Aber was sollte man machen? Ein Kellner fand hier nicht genügend Beschäftigung, und einen Menschen mußte man doch haben. Es hatte noch Mühe genug gekostet, eine Magd hierher zu lotsen. Wenn die Berta nicht immer so ausgesuchtes Pech mit ihren Stellungen gehabt hätte — die Herrschaften taugten nie was —, er hätte sie nicht hierher gekriegt: sowieso warf sie ihm immer, sobald er nur ein Wort des Tadels aussprach, das schöne Potsdam vor. Und dann heulte sie und jammerte über den verlassenen Erdenwinkel, in dem so ein hübsches junges Mädchen versauern und vertrauern sollte.

„Berta!" Schmedeckes Stimme wurde merklich sanfter, ganz milde, fast bittend: „Bertchen!"

„Jott ja, ick komme ja schon!" Eine Frauenstimme schrie's ziemlich grob. Die Magd war ärgerlich, als sie nun langsam um die Hausecke schob. Hinten im Stall war ein Kärrner, der nach Spandau wollte: über die heiße Mittagsstunde hatte er sein Pferd hier untergestellt. Ihre Pantoffeln schlorrten, im fahlbraunen Strubbelhaar wiegten sich ein paar Strohhalme, verdrossen ließ sie den Mund hängen. „Wat woll'n Se denn?" Sie guckte Herrn Schmedecke so böse an, als hätte er ihr Wunder was zuleide getan.

Digitized by Google

„Ich — ich wollte — ich — hören Sie mal, Bertchen, ich muß mir mal bei Ihnen aussprechen!"

„Als ob det nich nachher noch Zeit jenug hätte!" maulte die magere Person. „Nie hat man seine Ruhe. Was is denn los?"

„Bertchen," sprach Schmedecke, „wir müssen uns auf Pfingsten vorbereiten. Es ist höchste Zeit!"

„Wozu denn? Es kommt ja doch keen Mensch!"

„Na, wer weiß!" Schmedecke lächelte zuversichtlich. „Bei dem Wetter bleiben die Pfingstausflügler nich aus. So 'ne Wärme! Da kommen se auch hierher. Wo is's denn auch schöner?" Er warf einen liebevollen Blick rundum. „Das Wasser so nah, das bringt immer Kühlung. Sagen Se mir, wo sitzt es sich sonst noch so luftig und kühl? Das Wasser so blau, so blau, und die Wälder so grün, so grün — wie an der Ostsee, genau wie an der Ostsee — ich bin doch mal in Heringsdorf jewesen. Da is jar kein Unterschied!"

„Fressen einen de Mücken da ooch so? Kucken Se mal!" Dabei zeigte sie auf ihr rotgeschwollenes, ganz von Mücken zerstochenes Gesicht. „Was ich mir für das Wasser und den Wald koofe — na, ich danke!"

„Mich stechen sie jar nich so," sagte Schmedecke kleinlaut. „Ich weiß nich, ich finde nich so viel Mücken hier. Sie müssen nich so kratzen, Bertchen; denn wird's erst recht schlimm!"

„Nich kratzen?! Kratzen Sie man nich, wenn's so juckt. Ihnen mögen se vielleicht nich. Au!" Sie fuhr sich mit allen zehn Fingern an den Hals und fing an, wie eine Wütende mit den Nägeln übers Fleisch zu schaben. „Schonst wieder eine — un wieder eine — au! Seit ich hier stehe un mit Sie spreche, hab' ich schonst wer weiß wieville Stiche weg. Au!" Die Tränen schossen ihr in die Augen, das Blut lief ihr über die Finger. „Das tut ja weh!"

„Oh!" Er streichelte ihr über die zerstochene Wange. „Weinen Se man nich, Bertchen! Morgen fahre ich nach der Stadt und mache die Bestellungen für Pfingsten, denn bringe ich Ihnen Nelkenöl zum Bestreichen mit und Salmiakgeist!"

„Haben Se denn Geld?" fragte sie trocken. „Ich denke, Se ha'm keens — un denn woll'n Se jroße Bestellungen machen?! Bringen Se lieber das Kleid vor mir mit, von den Se schonst wer weiß wie lange jefabelt haben!"

„Ja, Bertchen, sollste auch haben. Sofort nach Pfingsten — ja ja!"

„Na, wer weeß ooch!" Sie zuckte die Achseln.

„Natürlich weeß man!" Er wurde ärgerlich. Nun ereiferte er sich plötzlich: wie konnte sie nur daran zweifeln, daß Gäste kommen würden? Vorige Pfingsten war es eben miserables Wetter gewesen und vorvorige Pfingsten auch, und Pfingsten davor auch; solange man denken konnte, eigentlich zu Pfingsten immer schlechtes Wetter. Aber dies Jahr wurde es anders, die Wetterkundigen stellten die denkbar günstigste Prognose — es stand in der Zeitung — und sah man's denn nicht auch selber dem Himmel an? So sah der nur aus bei ganz beständigem, trockenem Wetter. Es konnte ein Hauptgeschäft werden! Alles, was man im ganzen Jahre eingebüßt hatte, verloren durch den schlechten Gang der Wirtschaft, das brachte sich an so einem einzigen Pfingstfest wieder ein. Wer fragte bei solch strahlendem Himmel nach eleganter Ausstattung? Im Gegenteil, da liebte man's, sich so recht ländlich aufzuhalten. Es saß sich riesig nett auf den einfachen Bänken, wenn sie auch keine Lehnen hatten: der junge Mann legte stützend seinen Arm hinter die weiße Bluse der Geliebten, über die Tische wehte der Blumenduft, und statt der Spiegelscheiben war da die glatte, die klare Havel, die spiegelte jedes lachende Gesicht. Die Leute konnten sich gar nicht genugtun in Ausrufungen des Entzückens. Und nachher lagerten sich die Pärchen im Wald, Ehemänner spielten Skat unter den vordersten Büschen, Mütter nickten da ein bißchen, Kinder planschten am Strand, aus der Küche zog Bratenduft und übertäubte noch den Blumengeruch. Es war so festtäglich. Alle waren sich einig: es gab keinen schöneren Aufenthalt als Schmedecks Strandhotel!

Ach, wenn das die Lene nur hätte mitgemessen können! Die war so recht in ihrem Element, wenn das Getriebe am tollsten war. Dann schien es, als hätte sie statt der zehn Finger zwanzig, statt zwei Ohren zehn. Was hatte die für Viertelchen auf einmal tragen können! Und keine Bestellung

Digitized by Google

vergaß sie, und wenn die Familien ihr die Küche stürmten, um Kaffee zu kochen, dann war sie so freundlich, als verdiente sie an jeder Kanne mindestens eine Mark. Ach je!

Schmedecke seufzte, seine eben noch so heitere Stirn umwölkte sich wieder: wie würde er's mit der Berta schaffen?! Das ging ja gar nicht. Wenn die an jeden Finger ein Bierseidel hängen sollte, schmiß sie von zehnen mindestens fünfe hin. „Ich werde noch jemanden engagieren müssen," sagte er halblaut vor sich hin.

„Nanu?" Empört stemmte die Magd die Arme in die Seiten. „Denken Se vielleicht, wenn't endlich mal en paar Jroschen Trinkjeld jibt, wer' ich noch mit jemand teilen? Na, so dumm! Denn wer' ich lieber jleich ziehen, zu Pfingsten finde ich überall Beschäftigung. Von vorigtes Monat habe ich auch noch meinen Lohn zu kriejen — jeben Se man jleich her! Un denn jehe ich. Suchen Se sich jemand anderes, Herr Schmedecke!"

„Aber Berta — Bertchen — wie kannste nur jleich so sein?!" Erschrocken suchte er sie zu umfassen.

Aber sie wehrte ihn ab. „Wenn Sie so sind!" Heulend hielt sie sich die Schürze vors Gesicht. „Denken Se vielleicht, es is en Verjnüjen hier bei Ihnen? Keen Mensch läßt sich sehn, und wenn schon mal eener kommt, denn — —!" Ihr Kärrner fiel ihr ein. Rasch machte sie kehrt und rannte mit klappenden Pantinen und flatternden Röcken um die Hausecke herum und dem Stalle zu.

Ganz verdutzt starrte ihr Schmedecke nach, und dann kratzte er sich die spärlichen Haare: es war doch schwer für einen ledigen Mann, mit den Weibsbildern auszukommen! Er mußte sich wieder verheiraten, wenn die Erinnerung an die Lene auch noch immer da war. Nein, es ging wohl nicht anders, was sollte er anfangen: ein aufblühendes Geschäft und keine Frau im Haus?! Die Berta würde zwar schönen Spektakel machen — aber wenn die sich etwa eingebildet hatte, er würde sie heiraten?! Eine Wolke der Besorgnis überschattete sein Gesicht, doch dann zuckte er die Achseln und steckte die Hände in die Hosentaschen: nein, daraus würde nichts!

Die Mittagsonne glotzte und gleißte auf den einsamen Strand, es war eine drückende Schwüle. Aber Gustav Schmedecke schien [illegible] Er stand vor seiner Tür — der Schweiß rann ihm in dicken Tropfen von der Stirn über die stoppligen Wangen, am Kinn herunter in das kragenlose Hemd — und starrte über die Havel. Dahinten, ganz weit im flimmernden Sonnendunst, lag Potsdam. Die beiden Türme des Pfingstbergs streckten sich klobig und dunkel aus einer goldigen Wolke. Dahin wollte er heute nachmittag fahren. Schinken, Käse, Würste, Eier, Butter, Fleisch, Geflügel, Gemüse — bei jeder neuen Anschaffung, die zu machen war, streckte er unwillkürlich einen Finger aus. Er spreizte alle zehn, aber sie reichten noch lange, lange nicht; der Anschaffungen waren zu viele. Es war ja nichts, aber auch rein gar nichts im Haus.

Ob die Berta wohl Kuchen backen konnte? Lene hatte einen ausgezeichneten Napfkuchen backen können; er mußte doch gleich mal nach dem Rezept suchen. Schlimmstenfalls, wenn die Berta es nicht fertigbrachte, mußte er's selber versuchen. Kuchen mußte dasein; kein Kaffee zu Pfingsten ohne eine Portion Kuchen! Zehn Pfennig das Stückchen — das war wahrlich nicht unverschämt! Man verdiente, wenn das Stückchen recht dünn geschnitten war, doch noch fünf Pfennig. Immer mitzunehmen!

Eine ungeheure Betriebstüchtigkeit war plötzlich in Schmedecke erwacht, es war ihm, als ob er bis jetzt geschlafen hätte. Und viel versäumt. Kaum daß er sich's gönnte, um zwölf Uhr einen Teller Linsen mit Speck zu essen. Er hatte schon Toilette gemacht. Ganz stattlich sah er aus, als er im schwarzen Lüsterjackett und dem weißen Strohhut, ein dickes Notizbuch und einen Stock mit blankem Knopf in der Hand, den Nachen bestieg. Berta sollte ihn hinüberrudern zur Dampferanlegestelle. Bei ihm am umbuschten Werder legte der ja leider nicht an. Aber im Grunde war das ja kein Verkehrshindernis: wenn die Leute drüben schrien: „Hol über!", konnte man sie leicht mit dem Nachen abholen.

Die Magd ruderte tüchtig, es war Kraft in ihren knochigen Armen. Es regte sich doch wieder ein Wohlgefallen in Gustav Schmedecke: beim Mittagessen hatten sie sich ausgesöhnt. Der Kärrner war abgezogen und hatte Berta nicht so viel Trinkgeld gegeben, als sie geglaubt hatte, erwarten zu dürfen: nun fand sie es doch besser, sich mit ihrem Herrn zu verhalten.

Digitized by Google

„Na, Herr Schmedecke, denken Se ooch an das Kleid? Bringen Se mich's man lieber heute schon. Ja?!" Sie blinzelte ihn an, den Kopf auf die Seite legend.

Er war froh, sie wieder bei guter Laune zu sehen. „Ja ja, du kriegst schon heute dein Kleid!" Er klopfte sie auf den Nacken, der schweißbeperlt und sommerbesprosst aus der Kattunjacke hervorsah. „Aber kannst du auch Kuchen backen?"

Sie sah ihn verdutzt an.

„Wir müssen Kuchen backen zu Pfingsten. Ich bestelle alles dazu — nee, ich bringe es lieber gleich mit," ereiferte er sich, „denn können wir morjen schon anfangen. Eier, Butter, Mehl, Rosinen, Mandeln, Zitronat — ich habe das Rezept jefunden, alles hier aufjeschrieben!" Triumphierend schlug er auf das dicke Notizbuch. „Nu werden wir'n schon fertigkriejen, was?"

Sie prahlte. „Als ob ich nich schon Kuchen jebacken hätte! Abjeriebnen Napfkuchen und andern, und noch 'ne andre Sorte — fein! Auf meine letzte Stelle mußte ich jeden Sonntag einen backen und auf meine allerletzte Stelle ooch noch jeden Mittwoch einen. Der wurde jar nich alle bei uns! — Bringen Se man nich zu wenig Stoff, det et womöglich noch zu'n Jackett reicht!"

Er zeigte ihr das Notizbuch. „Siehste, da steht es ja schon: Kleid für Bertchen! Und da steht all das andre, was ich anschaffen muß — au, 'ne Menge, was?"

„Hm. Haben Se denn ooch Jeld? Se wissen doch, berappen oder —!" Sie hatte für einen Augenblick das Ruder ein und fegte mit der freien Hand durch die Luft. „Pumpt Ihnen denn noch eener?"

Ein wenig Beschämung war in seinem verlegenen Lächeln, aber dann rückte er seinen Hut schief und lachte: „Ich wer' schon noch Kredit haben. Und wenn's nich in Potsdam is, denn fahre ich jleich nach Berlin, da habe ich Beziehungen. Ich kaufe eben in Berlin ein, da sind se auch nich so kleinlich. Wundre dich nich, wenn ich etwa spät komme. Die Leute werden's doch einsehen: Bezahlung jleich nach den Feiertagen. Was is denn da auch weiter, ein Geschäftsmann kann doch mal in Schwierigkeiten jeraten?! Ein jutes Geschäft zu Pfingsten, und alles is wieder jlatt!"

Er sprang so lebhaft im Kahn auf, daß Berta schrie: „Sitzen Se doch stille, wir kippen!" Er lachte. Seine Fünfzig drückten ihn heute nicht, und noch weniger seine Erfahrungen. Wenn's Pfingstwetter sich so golden anläßt wie diesmal, dann wird einem leicht ums Herz.

Als er jetzt an der Anlegestelle aus dem Nachen sprang, war in seinem Schwung ans Ufer etwas Jünglingshaftes.

Die Magd sah noch lange nach ihm hin, als sie zum umbuschten Werder wieder hinüberpaddelte, wie er mit kurzen Schritten am Ufer auf und ab ging und ungeduldig nach dem Dampfer ausspähte.

— — — — — — — — — — —

Es war spät in der Nacht, als Schmedecke zurückkehrte. Der Schweiß troff ihm von der Stirn. Vom so viel näheren Potsdam wäre es keine solche Hetze gewesen, aber er hatte doch nach Berlin gemußt und sich dann gewaltig abjagen müssen, um noch den letzten Dampfer zu erreichen. Aber jetzt — er atmete auf und ließ seine Packen und Päckchen am Ufer niedergleiten ins taufeuchte Gras — jetzt war's geschafft! Er befühlte die Tüten, dabei murmelnd: „Rosinen, Mandeln, Zucker, Mehl —" und lächelte in sich hinein: oh, er hatte alles, und was er noch nicht hatte, das kam morgen alles nach!

Wie ein roter Stern verschwand das Licht des davonschaufelnden Dampfers im Dunkeln, er sah ihm nicht nach. Zärtlich fast suchte sein Blick drüben nach dem umbuschten Werder: nur wie ein dunkler, unerkennbarer Strich schwamm der auf dem Wasser. Wäre nicht das einsame Lichtchen gewesen, das dort wie ein Fünkchen glimmte, man hätte selbst beim größten Vertrautsein nicht Land entdeckt.

Hoffentlich war die Berta doch noch auf und wartete auf ihn? Er erhob die Stimme: „Hol über!" Unheimlich hohl hallte der Ruf über das einsame Wasser. Ein paar Nachtvögel fuhren entsetzt aus dem dichten Ufergebüsch auf, ein paar Enten flatterten im Röhricht. Weiße Nebel, wie gespenstische Gestalten in wehende Leinentücher gehüllt, glitten auf Schmedecke zu. Er kannte das; das war ihm alles so vertraut, so lieb. Er hatte auch noch nie das Sumpffieber bekommen, von dem die Leute hier fabelten. Unsinn — so gesund war's überhaupt an keinem zweiten Ort! Eine wunderschöne Nacht!

Er rief noch einmal: „Hol über!" Aber kein Ruder plätscherte. Er rieb sich die

Augen, einen Schleier hängte die Müdigkeit vor ihnen auf. Wenn die Berta etwa eingeschlafen war und ihn nicht hörte, war's wohl nicht angenehm, aber ein Unglück wäre es auch noch nicht; er würde sich da auf den Weidenstumpf setzen und warten, bis die Sonne kam und das faule Frauenzimmer ausgeschnarcht hatte. Er hatte ja so vieles zu überlegen, so mancherlei zu bedenken. Die drei Schinken, die er eingekauft hatte, waren förmliche Riesenschinken — das gab Stullen! Kräftiges schwarzes Landbrot mit Butter gestrichen und dann solch eine Scheibe Schinken darauf — prima!

Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, jetzt fühlte er erst, daß er hungrig war. Fünfzig Pfennig konnte man ganz gut für ein so reichlich belegtes Butterbrot nehmen — nein, vierzig, damit die Leute es nicht zu teuer fanden und auch wiederkamen. Wenn nur die Berta den Schinken nicht zu sehr versäbelte und nicht zu dick schnitt! Wie herrlich konnte Lenchen aufschneiden!

Eine weiche Sehnsucht überkam ihn. Er streckte die Arme aus und seufzte zittrig. So lau war die Nacht — noch nicht ganz Pfingsten, und schon eine Sommernacht! In solch einer Nacht waren sie einst heimgekommen von ihrem Hochzeitsfest, das in Potsdam gefeiert worden war. Da hatte hier im Röhricht der Nachen versteckt gelegen, um den Weidenstumpf war die Kette befestigt; er hatte sie gelöst, und dann hatte er seiner hübschen jungen Frau in den Nachen geholfen und war langsam mit ihr hinüber gegondelt, ganz langsam. Sie hatten den Kahn treiben lassen; müde von Wein und Glück, hatte er sich lang auf den Boden gestreckt und den Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie saß auf dem Bänkchen, weich schimmerte ihr rundes Gesicht im Sternenlicht — sie waren so weit, so weit von Potsdam und von Berlin — wie in einer andern Welt. Ah, das war eine Nacht gewesen!

Unwillkürlich befeuchtete sich Schmedecke die vertrockneten Lippen. Es war schon lange her! Gar kein junger Mensch war er mehr gewesen, als er sich verheiratet hatte. Solange die Mutter noch rüstig gewesen war, hatte die eben die Wirtschaft geführt. Aber nun war Lenchen auch schon beinahe zehn Jahre tot! Er holte tief Luft, es [illegible] ihm [illegible], so schwer auf [illegible].

Auf einmal dünkte es ihn drückend. Sein Blick suchte die Sterne. Keiner am Himmel? Es würde doch nicht etwa ein Gewitter geben und dann einen Landregen hinterher? Das könnte fehlen! Was fing er dann an mit all seinen Vorräten? Wenn er nur allein an die verschiedenen Wurstsendungen dachte, die morgen eintreffen sollten! Die Müdigkeit verging ihm plötzlich. All diese Zervelatwürste, diese Leberwürste, diese Schinkenwürste, diese Fleischwürste! Herrje, wenn schlecht Wetter kam?! Ah, Unsinn, Unsinn, daran war ja gar nicht zu denken! Die herrlichsten Wetteraussichten! Beruhigt ließ er wieder die Lider halb über die Augen sinken. Nein, wenn auch seine Hühneraugen stachen und zwickten, das bedeutete nicht Regen, das kam von dem ungewohnten Umherrennen auf dem heißen Asphalt in dem Berlin, endlose Straßen auf und ab. Er hatte alle Ursache, müde zu sein. Einen Kellner hatte er auch engagiert für die Feiertage — unerhört, was die Kerle für Ansprüche machten! — aber bei solch einer großen Geschichte kam's eben wirklich nicht so genau drauf an, da ging das auch noch mit drein. Und es mußte doch sein, er mit der Berta allein konnte es unmöglich schaffen. Die war ja so faul, so dumm, so unpünktlich, so unsauber — ach!

Er seufzte. Warum er nur heute immer an seine Lene denken mußte?! Eine Lust nach Zärtlichkeit kam den Einsamen an. Es war doch eigentlich traurig, immer so allein zu sein, besonders in solch einer Nacht! Wie schön, wenn man nun zu zweien über das stille Wasser gondeln könnte, und wenn man dann — horch, wie drüben die Frösche quakten! In der grünen sumpfigen Uferwiese dicht vor der „Wasserratte" saßen sie zu Hunderten und Tausenden. „Seine Nachtigallen" hatte der Vater sie immer genannt. Er hatte recht gehabt. Schön hörte sich ihr Lied auch an. Es war was drin, was drin — Schmedecke lauschte — waren das verliebte Tiere, die Frösche!

Auf seinem Gesicht war ein Lächeln. Wenn man denen in solch einer Nacht zuhörte, dann — aha, da kam ja die Berta im Nachen! Er fuhr auf. Er hatte nicht das leise Plätschern der Ruder vernommen; nun, da der Kahn mit seiner Spitze fast schon über den Sand des Ufers schurrte, sah er sie erst.

Digitized by Google

Sie stand aufrecht, das Haar hing ihr lose ins verschlafene Gesicht. „So spät?“ sagte sie verdrießlich; aber dann schmeichelte sie sich an: „Mir war schon arg bange nach Ihnen. Haben Se mir det Kleid auch mitjebracht, Herr Schmedecke?“

Ja, das hatte er. Noch im Nachen hätte sie's am liebsten aus dem Papier gerissen und betrachtet, aber es war ja dunkel. Man konnte nichts sehen.

Wie verzaubert waren ringsum das nächtliche Wasser, das nächtliche Ufer. Gleich warmen Händen streichelten die kleinen Lüfte Herrn Schmedeckes schlechtrasierte Wangen. Er schauerte zusammen unter diesem Streicheln. Seine Augen suchten und suchten — er konnte nur die Berta sehen. Sie saß jetzt ihm dicht gegenüber auf der kleinen Ruderbank, ihre Füße berührten die seinen; wenn sie sich beim Rudern ein wenig vorbeugte, wehte ihm kitzelnd jedesmal ihr loses Haar ins Gesicht. Jetzt sah er, sie mußte wohl schon im Bett gelegen haben, weiß schimmerten im ungewissen nächtlichen Dämmer unter dem lässig umgeworfenen Tuch ihr Hals, ihre Arme.

Er sagte etwas, nicht laut, nur halb gemurmelt — und ob er's zu ihr sagte?

Sie mußte es jedenfalls so angenommen haben, denn sie lachte: „Alter verliebter Kater!“ und schlug ihn auf die ausgestreckten Hände.

Je näher sie dem heimatlichen Ufer kamen, desto lauter quarrten die Frösche. Sie sangen — sangen auf ihre Weise, wie Nachtigallen auch singen und locken; bald leise, wie verhalten, dann sich steigernd, sich erhebend, sich vereinend in leidenschaftlichem Chor.

Froschkonzert und Nachtigallensang, sie waren in dieser Nacht das gleiche; sie bedeuteten dasselbe, wollten in dieser Nacht, in dieser warmen linden, stillen Sommernacht, zwei Nächte vor Pfingsten, hoffnungsvoll, glücksahnend nur das eine, das einzige: Liebe!

Der Nachen stieß ans Land. Taumelnd vor Müdigkeit, betäubt vom Chor seiner Nachtigallen, erregt von seinen Plänen, verwirrt von seinen Erinnerungen und neu erwachten Hoffnungen, tastete Herr Schmedecke nach der Hand seiner Magd.

* * *

Am nächsten Morgen war auch Sonnenschein. Das war gut — Freitag — wenn's auf den Freitag regnet, regnet's Sonntag auch. So war Pfingsten gerettet, denn heute strahlte ja die Sonne. Zu sehr fast. Sie brannte wie Feuer.

Vor der „Wasserratte“ hingen die Geranien mit ganz schlaffen Blättern. Schmedecke war heute zu spät aufgestanden, er hatte sie zu begießen vergessen. Sein Kopf hing auch ein bißchen, und über die Berta ärgerte er sich: die war doch heute zu frech! Nein, so war die Lene doch nie gewesen! Himmel, wie konnte er die beiden selbst in Gedanken nur in einem Atem nennen! Die Berta kam ihm heute am hellen Tageslicht wieder entsetzlich schlampig vor.

„Mach' dir doch erst mal die Haare ordentlich; es is ja nich zum Ansehen,“ sagte er tadelnd.

Sie waren beim Kuchenbacken, die Zotteln hingen ihr in die Augen. Sie schnitt ihm eine Grimasse: „Wenn ich dir so nich jefalle, kannste ja wechkucken!“

Da wurde er ganz still. Mit seinen mehlbestäubten Händen öffnete er die Küchentür und ging hinaus vors Haus, bis an das Ufer hinunter und stand da betreten und starrte auf die goldigblinkernde, träge fließende Flut. Heute sangen die Frösche nicht, sie schliefen tiefversteckt vorm heißen Sonnenbrand. Gustav Schmedecke runzelte die Stirn und sah bekümmert aus.

Sein Gesicht hellte sich erst wieder auf, als am Nachmittag die Pakete einliefen. Körbe und Fässer und Kisten. Der Nachmittagsdampfer hatte einen wahren Segen an der moorigen Anlegestelle ausgeschüttet. Und das war noch nicht einmal alles, morgen kam noch einiges nach. Das war ein Leben auf dem stillen Werder, wie lange keins mehr dort gewesen war. Der Nachen fuhr hin und her, Fässer wurden gerollt, Körbe geschleppt, Träger trapsten und verlangten einen Schnaps, und im Hause schlug Berta mit den Türen; sie war ganz außer Rand und Band, so viele Männer auf einmal zu sehen.

Schmedecke bekam schon einen kleinen Vorgeschmack, wie es zu Pfingsten sein würde. Ganz zerbrochen war er am Abend. Aber die Freude half ihm über die Müdigkeit weg: nun war alles sicher im Keller, nun konnte es losgehen, nun war er wohl gerüstet!

Digitized by Google

Nun konnte der goldene Regen niederfallen, er fing ihn auf.

Aber vorerst fiel noch ein andrer. Die Nacht zum Sonnabend war unerträglich heiß gewesen, so heiß, daß Schmedecke ganze Stunden am offenen Fenster im bloßen Hemd verbrachte und seine nackte Brust dem schwachen Lüftchen entgegenreckte, das vom Wasser herwehte; aber es war keine Kühlung zu finden gewesen, selbst das Nachtwindchen, das sonst so feucht die Blätter der Erlen küßte, war jetzt trocken und heiß. Der Himmel so dunkel wie das Wasser. Ein Druck lag auf der Stirn, und wie schon gestern und vorgestern atmete es sich schwer — nein, noch schwerer.

Als endlich gegen Morgengrauen Schmedecke Schlaf gefunden hatte, grollte ein ferner Donner. Auch schon von einem leiseren Grollen wäre der Schläfer aufgeschreckt worden; aber nun fuhr er aus dem Bett. Er stürzte ans Fenster — das Wasser bleifarben, der Himmel auch, mit ein paar festgeballten Wolken daran, die seltsam umrändert waren von schwefligem Rot. Herrgott, Herrgott, was war das?! Es donnerte?! Und hatte es nicht auch geblitzt?!

Zitternd vor Schrecken hielt sich Schmedecke am Fensterkreuz. In der Kammer war's unerträglich, so schwül, so schwül. Draußen war keine Sonne, aber der niedrige Mansardenraum mit dem winzigen Fensterloch schien wie durchfaucht von Glut. Der Mann riß den Mund auf und rang nach Luft; sie war ihm ausgegangen. Dann beugte er sich weit hinaus, so weit er nur konnte.

Am Ende hatte er sich getäuscht: er hatte wohl nur geträumt? Es war heiß, ja, sommerlich heiß: aber ein Gewitter?! Wo stand es denn? Er guckte nach links hin, nach rechts hin — nicht viel zu sehen. War das noch dämmerig? Wieviel Uhr war es denn? Er sah nach: halb fünf. Da müßte es schon hell sein.

Er spähte wieder hinaus: von Potsdams Türmen nichts zu entdecken, ein dichter grauer Schleier hängte die Aussicht zu, und über die Havel kroch Dunst. O weh! Auf Schmedeckes Stirn perlte der Schweiß: wenn es da, da in dem Loch so braute, dann gab's was.

Es war totenstill. Kein Vogel tat einen Piep, und die Erlen wisperten nicht. Sie und die silbrigen Weiden standen regungslos, [illegible] in Angst [illegible] zum Fluß hinunterduckend. Ah, jetzt ein Wehen! Schmedecke atmete auf: ein bißchen Luft, das tut gut! Gott sei Dank, ein Wind machte sich auf! Oh, jetzt nur keine Angst mehr, der vertrieb das Gewölk, in einer halben Stunde hatte man schon wieder den schönsten Himmel über sich, wie seit Tagen klar und reinblau! Auf alle Fälle war das Gewitter noch fern, ganz fern, es brauchte gar nicht hierher zu kommen, der Wind ließ es ja auch nicht zu.

Es war nur ein einziger Windstoß gewesen, ein heftiger, fauchender: nun war es still wie vordem. Aber jetzt plötzlich ein Krach, so dröhnend gewaltig, als sollte der Himmel bersten und die Erde dazu.

Der arme Mensch, der sich am Fensterkreuz hielt, prallte zurück, als habe ihm eine Faust ins Gesicht geschlagen. Vor ihm nieder fuhr's feurig, das ganze Firmament stand in Flammen, es brannte lichterloh. Krach, krach — Donner, Blitz — Blitz, Donner. Es war gar kein Abstand mehr zwischen beiden, fast zu gleicher Zeit Schlag und Strahl.

Schmedecke stand und zitterte. Er vermochte noch gar nicht zu denken: was folgt nun? Es war etwas über ihn hereingebrochen wie ein Geschick, das ahnte er dumpf. Er hielt sich die Augen zu.

Unten im Haus kreischte die Magd: „Herr Schmedecke! Justav!"

Er rührte sich nicht, er war wie gelähmt, die Arme hingen ihm schlaff herunter.

Sie zeterte gellend: „Kommen Se runter! Sind Se taub? Wat schläfste denn noch? Fix, Fenster zumachen — ei weh!"

Wieder ein Schlag, der das durchdringende Aufkreischen der Magd übertönte. Und dann ein Geprassel, als trommelte es aufs Dach. Wahrhaftig, es regnete, das war nicht zu leugnen. Und wie!

Kaum, daß die zitternden Hände die Beinkleider halten konnten: kaum, daß die Füße sich heben konnten, um hineinzusteigen. Es brauchte eine geraume Weile, bis Schmedecke in den Kleidern war. Seine Knie wankten, er war schwach auf den Füßen, als er nach unten kam.

Da saß Berta im Gastzimmer, ohne irgend etwas zu tun, drückte die Nase an der Fensterscheibe platt und gaffte hinaus in den grauen Strom, der sich vom Himmel herab auf die Erde ergoß. „Er rejent Strippen," sagte sie. „Ei weh, wer da drin is'"

Digitized by Google

Er war ganz still, sagte kein Wort. Aber als sie nun aufstand, sich rälelnd die Arme über den Kopf streckte und gähnend sagte: „Det jibt verrejente Pfingsten," schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Halt's Maul, verdammtes Frauenzimmer!" Und packte sie beim Arm und schubste sie in die Küche: „Koch Kaffee!" Er ließ sich dann auf den Stuhl fallen, auf dem sie vorhin gesessen hatte, und stierte hinaus in den prasselnden, plätschernden Strom des gewaltigen Regens.

Es war wie ein Wolkenbruch. Die Havel war aufgestanden in ihrem Bett und schwuppte schier über den Rand. Die große Wiese vorm Haus glich fast einem See. Die Kellerluke war zu schließen vergessen worden, das trübe, gluckſende Wasser mit den großen Blasen darauf lief hinunter in den Keller und umspülte die Bierfässer. Und der Himmel war wie ein Sack — immer noch — immer noch, so oft auch Schmedecke vor die Tür rannte und nach Aufhellung ausspähte.

Er konnte und wollte sich nicht darein finden, daß das so den ganzen Tag andauern sollte. Nun regnete es schon Stunde um Stunde, seit aller Morgenfrühe. Für einen Gewitterguß hielt das recht lange an. Um Gottes willen, wenn das so fortregnete bis zum Abend, dann war der erste Feiertag in den Schornstein zu schreiben! Alles war aufgeweicht, es traute sich keiner heraus, selbst das verliebteste Liebespaar konnte nicht im Walde lagern.

Eine rastlose Unruhe war über den Wirt der „Wasserratte" gekommen. Zehnmal kam er ganz naß wieder herein, so naß, daß eine triefende Spur seine Tritte kennzeichnete: wie ein Bächlein lief es vom Fensterplatz bis hin zur Tür. Aber er rannte doch wieder hinaus, nicht bloß bis vors Haus, wo seine Geranienstöcke traurig verpladdert standen und unter der Last des Gusses ein altersschwacher Tisch zusammengeknickt war; er lief bis zum Strand und stand da und starrte mit zusammengezogenen Brauen in die lehmig gewordene schaumige Flut. Er machte wohl den Zeigefinger naß und probierte, ihn in die Höhe haltend: von wo kam der Wind? Aber er verspürte keinen besondern Hauch von irgendeiner Seite. Aus allen Richtungen schien es zu wehen, aus Süd ebensogut wie aus Nord, aus Ost ebenso wie aus West. Hieraus ließ sich keine Wetteränderung deuten. Man mußte eben warten, geduldig warten bis zum Abend; so gegen sechs, sieben hellte es sich oftmals wieder auf, und es gelang der Sonne vor ihrem Scheiden noch einmal, das Grau der Wolken zu durchbrechen. Warum sollte es denn heute nicht so sein? Und dann war ja noch nichts verloren, wenigstens so gut wie nichts; am ersten Pfingstfeiertag vormittag war ja doch noch nichts los, da schliefen die Leute erst einmal ordentlich aus; wer hätte die letzten Wochen vorm Fest nicht doppelt schuften müssen? Erst von Mittag ab begann das Getriebe. Und bis dahin konnte ja alles längst aufgetrocknet sein, die Sonne brauchte bloß recht hell zu scheinen und der Wind dazu recht frisch zu wehen. Dann war's doppelt schön nach solch einem Gewitter, schöner als vorher. Es war wirklich zu heiß gewesen die letzten Tage; wer weiß, wenn diese Abkühlung nicht gekommen wäre, ob sich dann überhaupt ein Mensch herausgetraut hätte? Eigentlich eine Wohltat, dieses Gewitter!

Schmedecke schauerte in sich zusammen, ein Frösteln überrieselte ihn eisig.

Der Vormittagsdampfer hatte drüben nicht angelegt, schlankweg war er durchgefahren, sein Verdeck war verödet; der Mittagsdampfer blieb ganz aus. Der Nachmittagsdampfer endlich hatte einen Passagier für den Werder; der stand ungeduldig winkend unter seinem Regenschirm, bis an die Knöchel eingesunken an der moorigen Landungsstelle, und schrie heiser sein „Hol über!" Es war der Kellner.

Als Schmedecke den triefenden und übellaunigen Menschen, der sich nicht genierte, immerwährend vor sich hin zu fluchen, ins Gastzimmer brachte, fanden sie Berta da beim Kaffee. Sie hatte den größten Napfkuchen vor sich stehen, hatte ihn angeschnitten und aß nun drauflos. Schmedecke war erst sprachlos: aber dann lieh ihm die Empörung Worte: was, sie unterstand sich, so ein unverschämtes Frauenzimmer, und schnitt den Kuchen an, der für die Gäste bestimmt war — für die Gäste!

„Beruhigen Se sich man," sagte Berta mit vollen Backen. „Et kommt ja doch keener!" Und als er sie anstarrte, hochrot, alles Blut war ihm zu Kopf gestiegen, lachte sie: „Klitschig is er ja man och!"

Es war zum Weinen. Herr Schmedecke schämte sich vor dem Kellner, schämte sich

vor sich selber und kränkte sich dann. Ach Gott, sie würde wohl recht haben, morgen kam keiner!

Es regnete, es regnete. Kein helleres Fleckchen zeigte sich am grauen Sack des Himmels. Es war nutzlos, noch auszuspähen, für heute war's vorbei, dahinein mußte man sich wohl finden. So setzte sich der Wirt denn mit Kellner und Magd zusammen hin, und sie aßen von dem Kuchen, der für die Gäste bestimmt war. Aber Schmedecke quoll der Bissen im Halse. Der Napfkuchen mit all seinen Rosinen wollte nicht rutschen, er konnte nicht, nein, er konnte nicht mehr davon essen; die beiden andern machten ihn ja auch ohne seine Hilfe alle. Die waren überhaupt ein Herz und eine Seele und lachten laut. Mochten sie! Was hatten sie für einen Schaden davon, wenn Pfingsten verregnete. Aber er, er, was sollte er anfangen mit all seinen Vorräten?!

Schmedecke stieg hinab in den Keller und stand bei den großen Fässern und klopfte daran: voll, ganz voll. Es wurde ihm heiß und kalt, als er danach noch alle die Flaschen erblickte, die auf der hereingeströmten trüben Flut lustig schwammen. Der Atem stand ihm still, er schnappte wie ein Ertrinkender: morgen war hier das Wasser, das Wasser alles verlaufen, aber das Bier hier, all das Bier, das blieb!

Er rannte davon, die Kellertreppe wieder hinauf; da war er in dem Raum, der, dunkel und kühl, von seiner guten Lene immer als Speisekammer benutzt worden war. Haken waren in die Wand geschlagen, in die Decke auch ein paar gehörige Kloben; und an jedem Haken baumelte eine Wurst, und von der Decke herab an den Kloben hingen tüchtige Stricke, und an den Stricken, schwer und gewaltig, drei Schinken, drei wahre Riesenschinken. Es roch nach Schinken und Wurst, nach Käse und Butter, ein Regiment konnte hier satt werden. Ihm schwindelte.

Und wie vorhin aus dem Keller, so rannte er auch hier davon, stürzte die Stiege zu seiner Kammer hinan und warf sich auf sein Bett, den Kopf tief in das buntgewürfelte Kissen steckend. Er wollte nichts riechen von Schinken und Wurst, von Butter und Käse. Die Augen kniff er zu: gar nichts sehen mehr! Die Finger [illegible] er sich in die Ohren: [illegible] mehr! [illegible] Dach [illegible]

Der erste Pfingstfeiertag war da, aber die Sonne, auf die alle Welt sicher gehofft hatte, die war nicht da. Ein grauer, kalter, gänzlich verregneter, trauriger Tag.

Gähnend rekelte sich der neu engagierte Kellner in der Wirtsstube herum, eine Serviette hatte er wohl unterm Arm, aber es gab keine Teller zu wischen; nun konnte er Fliegen fangen.

Einsam wie Robinsons Eiland lag der umbuschte Werder, kein Dampfer hielt heute an, kein Gast schrie das „Hol über!" Düster und dampfend vor Nässe lag der Kiefernwald, die helleren Birken an seinem Rand standen wie weinende Frauen, die ihre langen Haare kummervoll flattern lassen im Windeswehen.

Gustav Schmedecke sah nicht mehr nach dem Wetter aus. Berta hatte ihn zwar heute trösten wollen; gutmütig war sie doch, sie sah ja, wie er sich ängstigte: „Laß man, es kann ja noch werden, morgen wird's wieder jut, es klärt sich ja schonst" — aber er hatte nur stumm den Kopf geschüttelt und die Hand gehoben, wie: „Laß nur, laß!" Ihr wollte es dünken, als sei er noch grauer geworden über Nacht. Da war der Kellner denn doch netter — sie ließ prüfende Blicke gleiten von einem zum andern —, der war lange nicht so ältlich. Und wer weiß, Schmedecke heiratete sie am Ende ja doch nicht. Überhaupt, wenn er Pleite machte, was sollte sie denn da mit ihm? Es war das gescheiteste, sie hielt sich an den Neuengagierten. Wenn der Lust hatte, könnten sie ja heute abend mal zusammen nach Potsdam in irgendein Lokal tanzen gehen, da war doch was los. Hier war's zum Verrücktwerden.

Gegen Abend des ersten Feiertags schien es, als wolle der Himmel sich ein wenig hellen. Für eine Stunde hörte der Regen auf. Aber nur so lange, bis Berta und ihr Galan sich hinübergerudert und Potsdam erreicht hatten. Herrn Schmedecke hatten sie nicht um Erlaubnis gefragt; der hatte probiert von dem neu eingetanen echt Münchner Bier, hatte so lange probiert, stumm und still, allein für sich in seinem Keller, bis daß er auf dem Kanapee im Gastzimmer lag, die Füße in der Kühle, und schlief. So ließen sie die Haustür denn offen stehen — es kam ja nicht Maus noch Laus — und [illegible].

Digitized by Google

Als Schmedecke aufwachte aus seinem Schlaf, fand er sich allein. Das Haus wie ausgestorben.

Ein paarmal rief er nach Berta, in den Keller hinunter, auf den Boden hinauf, in den Stall hinein; dann rief er nicht mehr. Er hatte sie ja doch nur fragen wollen, ob es noch regnete. Daß es noch regnete, das sah er ja selber, es bedurfte der Frage nicht. Stetig regnete es weiter. Nicht mehr so heftig, so pladdernd, so trommelnd in stürzendem Guß, aber dafür so recht eindringlich, Tropfen um Tropfen mit beharrlichem Fleiß.

Eine müde Stumpfheit bemächtigte sich des Einsamen Seele. Er fühlte sich zerschlagen und matt. So heftig hatte er hin und her geschwankt zwischen Hoffen und Bangen, mit so leidenschaftlichem Interesse schon seit Tagen den Himmel beobachtet, so emsig Stein um Stein zum Bau seiner Luftschlösser getragen, sich abgeschafft und abgehofft, daß er jetzt eine körperliche Abspannung fühlte, die so stark war, daß er gar nicht mehr denken konnte. Wenigstens nichts weiter als das: Es regnet. Was nun werden würde, wenn Pfingsten nichts einbrachte, wenn er sitzenblieb mit all seinen Vorräten, mit all seinen Anschaffungen, die auf Pump gemacht waren, daran dachte er heute noch nicht.

Er ging schlafen. Und er schlief fast die ganze Nacht bis tief in den Vormittag hinein. Mit dumpfem Kopf wachte er auf. Er hatte eine Leere im Magen, ihm war fast übel davon. Da fiel ihm ein, daß er Hunger hatte; den ganzen gestrigen Tag hatte er nichts gegessen, den Sonnabend auch so gut wie nichts, schon die Tage vorher so wenig. Er war immer zu aufgeregt gewesen, hatte sich gar nicht die Zeit zum Essen gegönnt über all seinen Vorbereitungen. Nun war er nicht mehr aufgeregt.

Wenn er doch einen sauren Hering hätte oder eine Salzgurke! Die waren nicht im Hause, so sehr er auch danach stöberte, aber Würste, Würste, Würste! Und drei große, mächtige Riesenschinken!

Er stand in der dunklen, kühlen Kammer, durch die nur oben durch eine kleine Luke ein schmales Streifchen Licht fiel. Nur ein ganz trübes, graues Dämmerscheinchen, denn draußen regnete es noch immer. Er stand und hielt das blanke Küchenmesser in der Hand und machte ein Gesicht, als ob er weinen wollte. Aber aus seinen Augen blickte doch gieriger Hunger. Bald glitt sein Blick zu der großen Zervelatwurst links an der Wand, bald zu der Leberwurst rechts daneben, bald hob er die Augen und sah hinauf zu dem allergrößten Schinken, der, gerade über ihm, schwer und klobig an seinem Strick von der Decke herabhing. Ob er den anschnitt? Appetitlich genug sah er aus. Sein Magen knurrte. Da hob er die Hand mit dem Messer und schnitt die Schlinge durch, in der das Bein aufgehängt war: mit einem dumpfen Aufklatschen stürzte der fette Schinken zu Boden. Der Strick aber, seiner Last ledig, pendelte unruhig von der Decke herab. Und dann machte er sich über den Schinken her, säbelte sich eine rosige Scheibe ab und aß, bis er satt war. Er war ja doch sein einziger Gast.

Das fiel ihm plötzlich ein. Und wie ihm das einfiel, hörte er auf zu kauen. Seine Augen erweiterten sich schreckhaft, er wurde totenblaß. Die Füße trugen ihn auf einmal nicht mehr, mit einem Stöhnen fiel er auf die große Kiste, aus der er all die Würste, all die Schinken ausgepackt hatte, und die nun geleert noch hier stand. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen und weinte laut.

Gut nur, daß Lenchen das nicht noch miterlebt hatte! All diese Anschaffungen und dann keine Gäste! Völlig verregnete Pfingsten — und warum das?! So vielen Leuten, die Tag für Tag arbeiten, und die einmal im Jahr — zu Pfingsten — hinaus wollen ins Grüne, in die blühende Welt, war das Vergnügen verdorben, die Aufmunterung, die Erholung genommen — nein, mehr als das, sie waren betrogen, bestohlen um ihre Freude. Betrogen wie er!

Eine ohnmächtige Wut, eine sinnlose Erbitterung übertam Gustav Schmedecke. Warum konnte es denn nicht ein andermal regnen, warum gerade zu Pfingsten, immer zu Pfingsten? So viele Menschen in der Welt waren, so viele hofften auf Pfingsten. So viele Wirte im weiten Reich waren, so viele rechneten auf Pfingsten — sie hofften alle — aber keinen hatte der Himmel so zum Narren gehabt wie ihn. Aus war's. — —

Am Abend des zweiten Pfingstfeiertags kam noch einmal, kurz vor Untergang, die Sonne rund und rot zum Vorschein. Sie neigte sich wie ein gesundes, lachendes Ge-

Digitized by Google

ſicht freundlich grüßend über die Havel, über den vereinſamten Werder, über den düſtern Wald und die weinenden Birken, und alles ward anders. Das Waſſer verlor ſeinen trüben Ton, wurde blank und klar, der Wald war nicht ſchwarz mehr, er lockte geheimnisvoll blau, die Birken ſchienen zum Tanzen bereit, über den ganzen ſtillen Werder kam etwas wie Heiterkeit.

Nur Guſtav Schmedeckes Geſicht erheiterte ſich nicht mehr. „Nun iſt es zu ſpät," ſagte er vor ſich hin. Wenn es auch morgen ſchön wurde, ihm nützte es doch nichts. Bei manchem konnte der dritte Pfingſttag noch manches gut machen, bei ihm nicht mehr. So viele Würſte, ſo viele Schinken! Sie wurden nicht aufgegeſſen. Und das viele Bier wurde nicht ausgetrunken an einem einzigen Tag! Nun iſt es zu ſpät — es klang reſigniert. Wehmütig ſah Schmedeckes Auge in die Sonne; er war nicht erbittert und wütend mehr. Man muß die Hoffnung nicht aufgeben, ſolange man lebt — er hatte ſie aufgegeben.

* * *

Als am dritten Pfingſttag in der Frühe die treue Berta nach Hauſe kam, recht verwildert und übernächtig — ſie hatte gleich durchgetanzt, warum auch nicht, bei dem Wetter gab's ja doch kein Geſchäft in der „Waſſerratte", aber nun trieb ſie die ſtrahlende Sonne heim —, fand ſie die Tür des Hauſes verſchloſſen. Sie klopfte und rüttelte daran und ſchrie ſich faſt heiſer. Auch die Fenſter waren alle zu; wenn ſie keine Scheibe einſchlagen wollte, konnte ſie nicht hinein.

Wo war Herr Schmedecke?

Sie ſchrie und klopfte und lief, von einer unbeſtimmten Angſt erfaßt, immer rund herum ums Haus und ſchrie und pochte an und ſchrie wieder, bis die erſten Gäſte kamen.

Segler waren es, junge Männer mit ihren Damen. Frühſtücken wollten ſie im Strandwirtshaus; die Damen wünſchten Kaffee und Kuchen, die Herren aber wollten recht ländlich und kräftig eſſen: Brot mit Schinken und Wurſt oder Käſe darauf, und Bier dazu trinken, viel Bier, der Durſt war ſchon ganz mächtig.

Sie halfen dem weinenden Mädchen klopfen und ſchreien, und als der Wirt ſich auch vor den Gäſten nicht zeigte, ſchlug einer der jungen Herren ein Fenſter entzwei und ſtieg ein in das Haus.

Da hätten ſie freilich lange pochen und rufen können. Der Wirt „Zur Waſſerratte" hörte keines Gaſtes Stimme mehr.

In der kühlen, dunklen Kammer, in der Lenchen immer die Vorräte aufbewahrt hatte, hing Guſtav Schmedecke zwiſchen ſeinen Schinken und Würſten. Am Strick, von dem er den fetten Rieſenſchinken abgeſchnitten hatte, hatte er ſich ſelber aufgehängt.

Herbststurm

Nun ſeufzt mir nicht nach Nachtigallenſingen,
Wenn ihr dem Nordſturm in den Kronen lauſcht,
Wenn alle Saiten meiner Seele klingen,
Die nie im Lenzestraum ſo tief gerauſcht.

Ich kann nicht anders, lachend muß ich ſchreiten
Durch welkes Laub und faden Moderduft
Und hören, wie aus grauen Nebelweiten
Mir eine Stimme Auferſtehung ruft,

Muß meine Arme um das Sterben breiten,
Damit es meinen warmen Atem ſpürt,
Und muß den Tod auf einen Weg geleiten,
Der tief hinein in Licht und Leben führt.

Käte Cajetan-Milner

Digitized by Google

Herr und Frau Rat Goethe. Doppelsilhouette aus dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Goethes Mutter

Ein Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Todestage

Mit Briefen der Frau Rat

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit —

dieses Wort Goethes gilt mit größtem Recht von der Mutter des Dichters, deren hundertster Todestag am 13. September dieses Jahres alle, die sie verehren, zu liebevoll dankbarem Erinnern mahnt. Der Eindruck ihrer reinen und starken Persönlichkeit, wie wir sie aus dem Buch ihres Biographen Karl Heinemann kennen und wie sie aus ihren Briefen uns entgegentritt, wird noch heute, hundert Jahre nach ihrem Tode, so tief empfunden, daß Elisabeth Goethe zu den Lieblingen unter den Frauen deutscher Nation gehört, nicht allein, weil sie den großen Dichter geboren, sondern um der eigentümlichen Anziehungskraft willen, die schon zu ihren Lebzeiten den Hauptreiz ihres Wesens ausmachte. Weder ungewöhnliche Geistesgaben noch außerordentliche Schicksale waren ihr beschieden, und die Nachwelt würde ihr Lebensbild kaum bewahren, strahlte nicht das Licht des berühmten Sohnes auf sie zurück, und wäre es nicht von größtem psychologischem Interesse, den Fäden nachzugehen, die sich von der Mutter zum Sohn hinüberspinnen.

Es gibt wenig Frauen der Vergangenheit, deren Seelenleben so wie das ihre vor uns zutage tritt. „Tagebücher sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins auf-bewahren", das gilt von allem, was ihr vom Herzen direkt in die Feder geflossen ist, von jedem Schreiben, in dem ihr warmes Empfinden, der urwüchsige Humor, die realistischen, treffenden Ausdrücke so erfrischend wirken. Goethes Mutter besaß nicht bloß ein lebhaftes Erfassen der Außenwelt und merkwürdig klare Erkenntnis ihres eignen Innern, sie scheute nicht davor zurück, offen und ehrlich alles, was sie bewegte, auszusprechen, und gönnt uns so einen tiefen Einblick in ihr Leben, ihre Seele, die Geschicke ihrer Vaterstadt.

Im Festhalten an alter Tradition, in Gesinnung und äußerer Erscheinung war Frau Rat eine echte Repräsentantin der alten Krönungsstadt Frankfurt. Keine Gelehrsamkeit verwirrte ihren gesunden Verstand, ja sie verfügte kaum über eine mäßige Schulbildung, wie die Willkür ihrer Orthographie beweist. Ihr sicheres Urteil in literarischen und künstlerischen Dingen beruhte mehr auf richtigem Instinkt und großer Liebe zur Sache. Bei ihrem wohltuend natürlichen, ungeschminkten Wesen überrascht die Welterfahrung und Gewandtheit, mit der sie auftrat im Verkehr mit Persönlichkeiten, Gelehrten, Schauspielern und Leuten aller Art. Unbefangene Herzlichkeit und der sichere Takt eines guten Herzens gewannen ihr das Ver-

Digitized by Google

trauen vieler Freunde, und besonders wußte sie die Jugend an sich zu fesseln, was sie bis zuletzt jung erhielt. War sie doch in hohem Alter noch frisch an Körper und Geist. Ihr Geschick, jeden Menschen nach seiner Art zu nehmen und gelten zu lassen, beweist ungewöhnliche Menschenkenntnis und dieselbe Gabe, sich anzupassen, die auch Goethe besaß.

Denn nicht nur das poetische Talent, das sich bei ihr in lebhafter, schöpferischer Phantasie und zarter Empfindung äußerte, hat sie auf den Sohn vererbt, wir finden im Wesen, in Ansichten und Gedanken eine große Übereinstimmung beider. Aussprüche in Briefen der Frau Rat klingen deutlich, gewollt oder ungewollt an Stellen aus Goethes Werken an. Kein Wunder, daß sie ihn nicht allein mit schwärmerischem Stolz verehrte, sondern ihn wahrhaft verstand. Das bewies sie, als sie die Notwendigkeit seiner Flucht nach Italien, die damals niemand begriff, sogleich einsah und sich selbstlos darüber freute. Einen noch größeren Beweis vorurteilsfreier Liebe gab sie, indem sie Christiane Vulpius, die Geliebte des Sohnes, mit gütiger Nachsicht in die Familie aufnahm, obgleich ihr das illegitime Verhältnis mißfiel. So fand sie sich mit dem Leben ab und verbreitete Sonnenschein um sich her.

Skizze zu dem Gemälde „Die Goethesche Familie" von [illegible] (Aus dem Jahre 1762.)

Goethe sagt von sich selbst, er habe „vom Mütterchen die Frohnatur", und schuf damit ein Schlagwort, das die spätere Beurteilung der Frau Rat allzusehr beeinflußt hat. Wohl fand sie ebenso wie ihr Sohn: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden", und wehrte Trauriges von sich ab, weil sie instinktiv fühlte, daß ihre Natur es nicht ertragen konnte. Doch glitt sie über die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht leicht hinweg, wohl aber vermochte sie, sie mit gesunder Kraft zu überwinden. Der Frohsinn ruhte bei ihr auf ernstem Grunde, zum Teil auf Religiosität, zum Teil auf Lebensphilosophie und Überwindung. Schon ihre Selbstbeobachtung, das bewußte Anerkennen und Hervorkehren ihres Glücksgefühls beweisen, daß ein naiv sorgloses Genießen des Lebens gar nicht ihre Grundstimmung war. Ähnlich mußte ja auch Goethe, trotz seiner „Frohnatur", im Alter von sich sagen, er sei kaum vier Wochen seines Lebens wahrhaft glücklich gewesen. Die Zufriedenheit der edlen Frau war oft nicht mehr als ein bescheidenes Genügen, ihr gerühmter Optimismus erwuchs aus einer abgeklärten, durch Leiden gestärkten Seele.

Wir wissen, daß das Leben an der Seite des viel älteren, etwas grämlichen Herrn Rat nicht leicht war, daß sie den lange Zeit im Schwachsinn dahinvegetierenden Greis geduldig pflegte. Der Schmerz um mehrere früh verstorbene Kinder, der Tod der jung verheirateten Tochter sind ihr nicht erspart geblieben. Über all dies Leid siegte das Glück, das sie im Herzen trug, der Stolz auf den herrlichen Sohn, mochte sie auch in späteren Jahren fern von ihm ein einsames Leben führen. Ohne Klage über die Seltenheit seines Besuches trat sie bescheiden zurück und sah ein, daß, ohne durch Familienrücksichten behindert zu sein, der Genius frei seine eignen Bahnen wandeln muß. Im felsenfesten Vertrauen auf seine Liebe verlangte sie keine sichtbaren Beweise. Die Zartheit der Beziehungen zwischen Mutter und Sohn verhinderten ihn vielleicht, in seiner Lebensbeschreibung offen und ausführlich über sie zu berichten, wie es ihm ums Herz war. Als er in seinem Mannesalter die anziehende Gestalt der Wirtin in „Hermann und Dorothea" schuf, hatte er die Mutter vor Augen. Jedoch, wie die meisten Gestalten dieser Dich-

Digitized by Google

tung, ist die Wirtin rein typisch, das Ideal einer guten, vernünftigen Gattin, Hausfrau und liebevoll sorgenden Mutter. Kein rein persönlicher Zug weist gerade auf Frau Rat hin. Anders ihr poetisches Spiegelbild in Goethes Jugenddichtung, dem „Götz". Die wackere Hausfrau des Ritters mit der eisernen Hand trägt in ihrer tatkräftigen Energie, ihrer urwüchsigen Derbheit so deutlich die Züge von Goethes Mutter, daß diese sich selbst wiedererkannte. Blieb auch die „Aristeia der Mutter", die der Dichter der teuren Frau widmen wollte, abgesehen von einigen Fragmenten, ungeschrieben, so ging doch in Erfüllung, was sie in ihrer Bescheidenheit nie zu wünschen gewagt hätte:

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Johanna Ilberg.

* * *

Jedes Lebensbild der Frau Rat Goethe, sei es so kurz oder so ausführlich, wie es wolle, würde sich selber im Lichte stehen und sich des besten Teils seiner Wirkung berauben, wenn es nicht die prächtige Frau selbst mit ein paar Proben ihrer Briefe zu Worte kommen ließe. Eine so unmittelbare Natur, wie sie es war, hat Anspruch darauf, auch heute noch so unmittelbar wie möglich vor uns hinzutreten. Die Proben, die hier mitgeteilt werden, sind der Auswahl aus den „Briefen von Goethes Mutter" entnommen, die Prof. Albert Köster nach seiner großen zweibändigen Ausgabe kürzlich im Insel-Verlag zu Leipzig hat erscheinen lassen. Wie sich diese engere Sammlung trotz ihrer Gedrängtheit und Wohlfeilheit (in Pappband geb. 2 M.) angelegen sein läßt, alle wesentlichen Züge in dem Charakterbilde der Frau Rat: ihre Mutterfreude, ihre Menschenliebe und Menschenkenntnis, ihre Derbheit und gute Laune, die manchmal ein klein wenig zur Oberflächlichkeit neigt, aber auch ihre geistigen Interessen und ihre lebendige Teilnahme an den bewegten politischen Ereignissen ihrer Zeit festzuhalten, so bemüht sich auch der kleine Strauß von Briefen der Frau Rat, der den Lesern hier gebunden wird, sie in möglichst vielseitigen Beziehungen, Lebenslagen, Umgebungen und Stimmungen zu zeigen. Eines weitern Kommentars bedürfen die Auszüge nicht; nur ab und an wird eine Anmerkung dem Verständnis zu Hilfe kommen müssen.

F. T.

Frau Rat Goethe. Relief von J. P. Melchior aus dem Jahre 1779.

I. Frau Rat an Goethe.

den 27ten October 1806

Lieber Sohn!

Mein erstes Geschäfte – nach erhaltung deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes – war Gott dem Allmächtigen auf meinen Knieen zu danken und laut mit Anbettung zu jubleu: Nun danket alle Gott mit Herzen – Mund und Händen! Ja Lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805 da nur ein Schritt ja nur ein Haar, dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zuversicht auf Ihn — und niemand ist noch zu Schanden worden – der Ihm das Seine zugetraut hat — Jetzt noch einmahl Tausend Dank vor deinen trostreichen — lieben und herzlichen Brief. Zu deinem neuen Stand* wünsche der alten Zeugen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast du nach meines Herzens wunsch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen

* Goethe hatte am 16. Oktober 1806 Christiane der mütterlichen Hut in Weimar übergeben, um [illegible] heimlich ehelichen zu lassen.

Silhouette der Frau Rat Goethe (1805) aus dem Besitz der Frau Stock in Frankfurt a. M. (Zuerst wiedergegeben in Keßlers „Gedenkblättern" von 1846.)

Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kan. Aber nur Gedult die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt: da ich dieses schreibe: die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch — Ihr seht mit Eurem theil zufrieden sein — das schwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter herzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre — daß ich Ihr selbst wärde geschrieben haben, wen wir nicht in einem beständigen Wirbel lebten — Heute werden die Straßen ab zum Beschauen der Zeit fahren nicht leer von Menschen sein — Es ist ein stummer ein Kommt — daß man keines nicht im Stande ist, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. ... Alle Freunde sagen Euch — und wenn ich unser Gedächtnis [illegible] an wir wollen wir unserer Stadt Gott sey Danck! daß dein Brief zu rechter Zeit ankamm.

Lebt wohl! Behaltet lieb —

Eure
treue und hocherfreudte
Mutter Goethe.

den 6ten October 1807

Lieber Sohn!

... Diese Meße war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer theil deines Ruhmes und Rufens auf mich zurück fält, und die Menschen sich einbilden ich hätte was zu dem großen Talendt beygetragen: so kommen sie denn um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel sondern auf den Leuchter versichre zwar die Menschen daß ich zu dem was dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat nicht das aller mindeste beygetragen hätte: denn das Lob das mir nicht gebühret nehme ich nie an: zudem weiß ich ja gar wohl wem das Lob und der Danck gebührt, denn zu deiner Bildung in Mutterleibe da alles schon im Keim in dich gelegt wurde dazu habe ich warlich nichts gethan — Villeicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und du wärstes ein ganz ordinerer Mensch geworden und wo nichts drinnen ist da kan nichts raus kommen — da erziehe du das können alle Pilantopine in ganz Europia nicht geben — gute brauchbare Menschen ja das laße ich gelten hir ist aber die Rede vom ausserordentlichen. Da hast du nun meine Liebe Frau Aja mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben wie das recht und billig ist, jetzt zu meinem Licht das auf dem Leuchter steht und denen Professern lieblich in die Augen scheint. Meine Gabe die mir Gott gegeben hat ist eine lebendige Darstellung aller Dinge die in mein Wißen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Mahrgen u. s. w. so wie ich in einen Circul komme wird alles heiter und froh weil ich erzähle. Also erzählte ich den Professoren und Sie gingen und gehen vergnügt weg — das ist das ganze Kunstück. Doch noch eins gehört dazu — ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld: sagte der Seelige Merck ...

21. Juni 1796

... Hir war wieder einmahl alles in großer Schwulitation — einquart — fortgegangen — Pferde bestellt — täglich vor ein Pferd 11 gulden bezahlt damit es parat wäre — manches Hauß brauchte 6 auch noch mehrere — wer also alle Tage so viel Pferde so viel Carolinen — die Kutscher haben wieder einen Schmaus gemacht — und ich Schwester — Bruder u. s. w. Vorschein Zwischenzeit Pflege ich wie die ganze Zeit der Krieg — recht nicht — recht mich nicht — Gram — Kranken und Schlaf [illegible] ein wohl - Erfahrung brachte Hoffnung - der 3 mahl

geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kan auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachsen, die haben uns wieder vordißmahl befreyt. Auch trägt zu meinem ruhigseyn nicht wenig bey, daß ich unter so guten Menschen wohne — die eben so ruhig und still sich betrugen wie ich — denn wenn mann unter so verzagten Haaßen sich befindet; so kostest doppelte Mühe sich aufrecht zu halten — die Furcht steckt an, wie der Schnuppen — und macht aus dem Singularis alle mahl den Pluralis sie macht es noch immer wie vor 4000 Jahren da sagten die Syrer, der König hätte wieder sie gedingt die Könige der Hethiter und die Könige der Egypter — sagten also statt König Könige! Zweyte Buch der Könige Cap 7 v. 6. Schlosser war mit Weib und Kinder 10 Tage hir — viel Genuß war nicht bey der Sache — denn die Unruhe war etwas starck, und sein Dichten und Trachten ging nach dem Nordischen Canaan. Ich laße jedem Menschen gern seyn Himmelreich — denn in der Himmelreichs Faberick habe noch nicht viel progreßen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden.

II. Frau Rat an Christiane Vulpius.*

(Erster Brief an Christiane.)

den 20ten Juni 1793

Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andencken von der Mutter deßjenigen den Sie Lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und hochachtung verdient. Zehn kurtze Tage war Er nur bey mir und seinen Freunden — wir lebten herrlich und vergnügt — und trösten uns auf seine Wiederkunft — und hoffen Ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben wie lange uns die Zeit wird, biß Maintz wieder in deutschen Händen ist — denn so lange die Freitheits Männer es im Besitz haben, dürfen wir noch nicht Jubiliren — Doch Gott Lebt noch! und es kan alles beßer gehen als viele jetzt glauben —: Ein einziger Augenblick kan alles umgestalten: sagt Gevatter Wieland — und Gevatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie daß Ihnen von Kriegs und Kriegs-geschrey so was vor tragire — wir sehen und hören aber Tagtäglich nichts als Bomppen — Kuglen — Pulver Wägen — Blesirte — Krancke — Gefangne u. d. g.

Silhouette der Frau Rat Goethe im Alter.

Tag und besonders Nachts gehts Canoniren beynahe an einem fort — da ists nun freylich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben imer von der Sache was heraus kommt — da mann freylich etwas beßeres und Interessanterer reden und Schreiben könte und solte. Das soll auch jetzt sogleich geschehen — indem ich mich nach dem befinden des kleinen lieben Augst erkundigen will — ich hoffe er ist Gesund und munter? sagen Sie ihm wenn er hübsch geschickt wäre und das A. B. C. lernte; so wollte ich ihm herrliches bon bon — und schöne Spielsachen schicken. Nun Leben Sie wohl und vergnügt! Dieses wünscht von gantzem Hertzen

Ihre Freundin Goethe.

den 18ten Jenner 1802

Liebe Tochter! ... Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn Sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter frölige Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Tuckmäußer die immer unter sich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen laßen warum verstellts du deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo

* Als Goethe im August 1792 in Frankfurt bei seiner Mutter wohnte, hatte er dieser von seiner Verbindung mit Christiane und von seinem Sohne August Mitteilung gemacht. Seitdem dehnt die Frau Rat ihre mütterliche Fürsorge auf diese beiden aus. Und nach Goethes erneutem Frankfurter Besuch vom 16. bis 26. Mai 1793 beginnt auch ein anmutig freundlich auf der mütterlichen Seite etwas kühl gehaltener Briefwechsel mit der Schwiegertochter, die darüber demnächst beginnt zu

Frau Rat Goethe. Wachsbild (neue Erwerbung) im Nationalmuseum zu Weimar.

Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich herzlich freuen die sich nent

Ihre
treue Mutter Goethe.

III. Frau Rat an Henriette Schlosser (ihre Enkelin).

den 8. Januar 1792

Liebe Henriette!

Also hat dir dein Christkindlein Freude gemacht? Ei, da ist ja mein Wunsch erfüllt — glaube mir, wenn die Sachen auf dem Postwagen sind — das ich immer in Gedanken mit reiße — und wenn ich ahnde daß die Stunde der Bescherung erscheint; so bin ich im Geiste bey Euch. und freue mich Eurer Freuden. Ich mögte wohl mit dir und Eduard Häußer bauen, so ein Spiel mag ich recht gern — Wenn du nach Franckfurth kommst; so bringe deine Häuser und Bäume mit — da will ich mit Euch Spielen. Erinnerst du dich noch wie du bey der Großmutter warst und wie du und Eduard in dem Eckgen meiner Wohnstube — so schön mit einander spieltet — Hochzeit — Kindbett und allerley — und den Jubel wann die Englischen Reuter kamen — und wie wir dem großen Bassa Lieder gesungen haben? Das war doch ein Capital Spaß! Ich habe gehört daß die Reise zu reißen an dir und Eduart ist, und Ihr also bald wieder her komt — Potz Fidibus! da wollen wir lustig seyn — da ich also muthmaßlich dich noch in diesem Jahr sehe, so will ich meinen Glückwunsch mündlich bey dir anbringen — Lebe indessen wohl! Bleibe hübsch gesund! und behalte lieb

Deine dich
liebende Großmutter
C. Goethe.

IV. Frau Rat an Frl. Louise von Göchhausen.

Geliebtes Freulein!
Die Mode es ist,
Daß frommen Kindern der heilige Christ
Wann sie das Jahr hübsch brav gewesen,
manch schöne Gabe hat auserlesen.
Torten, Rosinen, Gärten mit Lichtern,
Herrn und Dammen mit hölzern Gesichtern,
Äpffel und Birn, Geigen, u Flöten,
Zuckerwerck, Ruthen, Mandlen, Pasteten
Reuter mit Pferden, gut ausstaffirt
nachdem ein jedes sich aufgeführt.
Da nun Frau Aja wohlgemuth —
Den alten Gebräuchen ist herzlich gut
und Freulein Thusnelde in diesem Jahr
gantz auserordtenlich artig war
So schickt sie hier ein Bildnüß fein,
Das Ihnen wohl mögte kentlich seyn;
und bittet es zum Angedencken,
An Ihren Schwannen Hals zu hencken.
Dadurch ihm dann große Ehre geschicht
s ists aber auch drauf eingericht!
Eitel Gold von vornen von hinten,
Das müßen Sie freylich treflich finden.
Dafür verlang ich ohn Ihr beschweren
Daß Sie mir eine Bitte gewähren.
Mit Ihnen mein Freulein zu discuriren
thu ich oft großen Lusten verspühren
Doch ist der Weg verteufelt weit
Zum Reißen ists jetz garstige Zeit
Drum thu ich Ihnen zu Gemüthe führen,
mit meinem Gesicht eins zu parliren
Antworten wirds Ihnen freylich nie
Allein wer läugnet wohl Simpatie!
Da wird sich mein Hertzlein vor Freude bewegen
Daß mein Gedächnüß blüht im Segen
Bey Menschen die Bieder, gut und treu,
Voll wearer Freundschaft ohn Heucheley
Den heut zu Tag sind Freundschafftthaten
so rahr wie unbeschnittne Ducaten —
Doch ist Frau Aja auserkohrn
in einem guten Zeichen gebohrn
kent brave Leute deß ist sie froh,
und singt In dulci Jubilo.
Auch freut sie sich Hertzinniglich
Daß sie kan unterschreiben sich
Dero wahre Freund und Dienerin,
Die ich gewiß von Hertzen bin.
C. E. Goethe

V. Frau Rat an die Herzogin Anna Amalia.

Durchlauchtigste Fürstin!

Den Todesfall von Dero Hochseeligen Herrn Vater* habe ich von Hertzen beklagt — Alters wegen hatten Hochdieselben noch lange Sich auf diesem Erdenrund aufhalten, und Ihrer Theuren Gemahlin und allen Ihren Fürstlichen Söhnen

* Am 26. März 1780 war der Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel gestorben.

Digitized by Google

Dr. Ruth Ann Stewart, Director of the Office of Women's Health, Department of Health and Human Services, Washington, D.C.

Dr. Stewart received her medical degree from the University of Pittsburgh School of Medicine and completed her residency in obstetrics and gynecology at the Medical College of Virginia. She has been in private practice in Richmond, Virginia, and has served as Director of Medical Education at the Medical College of Virginia Hospitals. She has been a member of the faculty of the Medical College of Virginia and the University of Virginia School of Medicine.

Dr. Stewart has been active in the American College of Obstetricians and Gynecologists, the Virginia Obstetrical and Gynecological Society, and the Richmond Academy of Medicine. She has served on the Virginia Board of Medical Assistants and the Virginia Board of Medicine.

Dr. Stewart was appointed Director of the Office of Women's Health in 1991. The Office of Women's Health was established in 1991 to improve the health of women through research, education, and prevention.

19. Februar 1781.*

... Das liebe Frühjahr komt freylich heran aber ich habe weder Ahndung noch Freude — Gebe mann einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt was hielfts ihm wen er keinen Freund hat dem ers sagen kan — Eine Glückseligkeit die wir allein genüßen bleibt ewig nur halb — und das ist so ohngefähr mein fall — weder in noch außer dem Hauß habe ich jemand mit dem ich so ein Hertzens geſpr[illegible]ächſel führen könte. Wiſſen Jhro Durchlaucht ſo etwas Freudenbringendes; ſo haben Sie die Gnade michs gantz in der ſtille mercken zu laßen niemand ſols erfahren, und die vor-freuden haben auch einen großen Werth. ...

VI. Frau Rat an den Schauſpieldirektor Großmann.

Franckfurth, d. 19ten Februar 1779

... Wie gehts Jhnen den in Bonn? ſind Sie zufrieden? Haben die Leute geſchmack? Vielleicht mehr als die Franckfurther. Die güngſtige aufnahme des Hamlets hatte mir beynahe unſer Publicum ehrwürdiggemacht, aber beym Licht beſehen, war es nichts gar nichts als neugirde — etliche wenige ausgenommen reſoniren ſie wie die Pferde. Vor einigen Tagen traſe ich in einer Geſellſchafft eine Dame von der ſogenandten großen Welt an, die vom Hamlet das Urtheil fällte es wäre nichts als eine Farſe — O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farſe!!!!! Ich dachte ich kriegte auf der ſtelle eine Ohnmacht — Ein anderer behaubtete /: noch obendrauf mit dem ausdruck :/ Daß ihn der Teufel holen ſolte, wo er nicht eben ſo ein Ding voll unſinn ſchreiben könte, und das war ein Dicker Vierſchröderiſcher Weinhändler. Da iſt nun als ein Gekreiſche von unſerm Jahrhundtert, von erleuchten Zeiten u. ſ. w. und doch iſt, /: eine kleine Zahl ausgenommen die freylich das Saltz der Erden ſind :/ bey denen Herrn und Damen alles ſo ſchal, ſo elend, ſo verſchoben, ſo verſchrumpft, daß ſie kein ſtück Rindfleiſch kauen und verdauen können — Milchbrey — gefrohrne ſachen — Zuckerpletzger — hogout das iſt ihr Labſahl, freylich verderben ſie ſich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kan helfen — Wen ich Schauſpiel Director wäre, /: ſo will ich ſchippen Dame ſeyn :/ wen ſie nicht den Hermann von Frau Gottſched** zu genießen kriegen ſolten, es iſt ein feines ſtück, regelmäßig, moraliſch, mit einem wort nicht ſchwer zu verdauen — Der Schauplatz ſtellt einen Wald vor, an den Bäumen hangen Bildnüße von alten Helden, Herrmann und ſein Vater tretten auf — Vater. Nun Herman höre zu, und mercke mit bedacht, warum dein Vater dich in dieſen Hayn gebracht — Sohn!!! wo dich Muth und Glück zu edlen Thaten tragen; ſo laß dir deine pflicht /: Er wendet Sich gegen die Bäume :/ von dieſen Bildern ſagen u. ſ. w. Was Herman drauf zur Antwort gibt habe ich vergeßen, den ich war 10 Jahr alt als es hir gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein ſteckenpferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der ſpaß paſirt ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honette Companie gehe wirds vernageld. Darum thut ihm die Freyheit ſo wohl, aber jetzt Punctum. ...

VII. Wie Frau Rat ihre einſamen Abende verbringt.

An Chriſtiane von Goethe.

Den 14ten December 1807

... Hir ſchneidts wie in Lappland meinetwegen mag es ſchneien oder haglen, ich habe zwey warme Stübger und iſt mir gantz behaglich — bey ſo ſtürmiſchem Wetter bleibe ich zu Hauß, wer mich ſehen und hören will muß mir eine Kuſche ſchicken — und ſo gantz allein Abens zu Hauße iſt mir eine große Glückicligkeit. Frau Aja! Frau Aja! Wenn du einmahl in Zug komſt ſeys Schwatzen oder Schreiben; ſo gehts wie ein aufgezogner Bratenwender — Bratenwender? das Gleichnüß iſt ſo übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf wenn im Hauß entweder Faſt Tag oder Armuth iſt — ſondern wenn was am Spiß ſteck das zum Nutzen und Frommen der Familie genoßen werden ſoll — Ich glaube alſo ich laße ihn noch laufen biß ich Euch von meiner Abend Glückſeligkeit einen kleinen Begrief gemacht habe. Zu dem Heiligen Johannis kam einmahl ein Frembter der viel vom Johannis gehört hatte, Er ſtellte ſich den Mann vor wie Er ſtudirte unter Manuſpricten ſaß verdieft in großen Betrachtungen u. ſ. w. Er beſucht ihn, und zu ſeinem großen Erſtauen ſpielt der große Mann mit einem Rebhun das ihm aus der Hand aß — und Tauſend Spaß trieb Er mit dem zahmen Thirgen — Johannes ſahe dem Frembden ſeine Verwunderung an that aber als merckte Er nichts — im Diskurs ſagte Johannes ſie haben da einen Bogen laßen ſie ihn den gantzen Tag geſpant — behüte ſagte der Fremte das thut kein Bogenſchütz der Bogen erſchlaft, mit der Menſchlichen Seele iſts eben ſo, abgeſpant muß ſie werden, ſonſt erſchlaft ſie auch ſagte Johannes. Nun bin ich freylich kein Johannes aber eine Seele habe ich die wenn ſie mir gleich keine Viſitenbehtung dictir — doch den Tag über im kleinen ſich ärgert und gerechnet daß ſie einen Körper 76 Jahr alt bewohnt abſolut abgeſpant werden muß — davon iſt die Rede nicht wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die jüngſten

* Die achtzig Jahre waren für die ſonſt ſo heitere Frau ein unmuthes Jahrzehnt, zumal die erſten Jahre, in denen ſie ihrem von Schlaganfällen heimgeſuchten und endlich in tiefem Schwachſinn verſunkenen Mann die treueſte Pflege widmen mußte, drückten tief auf ihr Gemüt.

** Vielmehr von Joh. Chriſt. Gottſched.

Digitized by Google

aus — auch ist nicht Rede vom Schauspiel da villeicht keine 6 sind die das Lebendige Gefühl vor das schöne haben wie ich, und die sich so köstlich ammusiren. Die Rede ist wenn ich gantz allein zu Hauße bin, und jetzt schon um ½ 5 uhr ein Licht habe — da wird das Rebhun geholt — da bin ich aber auch so erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimniß ist die Sache nicht den alle meine Freunde kennen das was ich Rebhun nenne — aber das würden sie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre Einsamen Stunden damit hinbringen könte — ihre Seelen die den gantzen Tag abgespant sind, das mann sehr an ihrer Unterhaltung merckt — haben demnach von abspannen keine Begrief. Wenn es also bey Euch 5 Uhr ist; so denckt an diejenige die ist u bleibt

Eure treue Mutter Goethe.

VIII. Frau Rat über sich selbst.

An Fritz von Stein (Charlottes Sohn).

Frankfurth, den 9. September 1784.

Lieber Sohn!

... Es ist ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundschaft, daß Sie eine genaue Beschreibung von meiner Person verlangen, hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel: nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland: ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt denn Alles wieder in den alten Falten, — ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.

An Charlotte von Stein.

14. November 1785.

... Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist — weß Standes, alters, und Geschlecht sie auch gewesen ist — Ich habe die Menschen sehr lieb — und das fühlt alt und jung gehe ohne pretention durch diese Welt und das behagt allen Evens Söhnen und Töchtern — demoralisire niemand — suche immer die gute seite aus zuspähen — überlaße die schlimme dem der den Menschen schufe und der es am besten versteht, die scharffen Ecken abzuschleifen, und bey dieser Medote befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt ...

An Fritz von Stein.

Fr. den 18. Dezember 1785.

... Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Götz von Berlichingen, — und er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen und trägt Alles in seinem Wirkungskreis dazu bei. Da jetzt hier Alles sehr still zugeht, so kann ich gar nichts Amusantes schreiben — ich thue also besser, ich schreibe das Lied von Figaro ab. Ich wünsche vergnügte Feiertage und bin und bleibe

Ihre
wahre gute Freundin
E. G.

An Goethe.

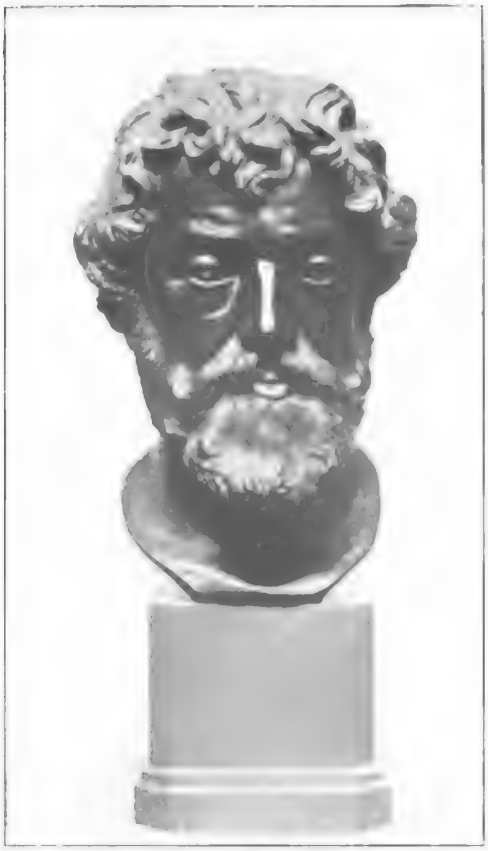
Frankfurth den 17 November 1786.

... Mein Leben fließt still dahin wie ein klahrer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine sache nicht, und ich dancke der Vorsehung vor meine Lage — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen mir nicht, so ruhig mein Cörper ist; so thatig ist das was in mir denckt — da kan ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz alleine zubringen, erstaune daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden kan, braucht mann doch wohl in dieser Welt nicht ...

Treue treue Mutter
Elisabetha Goethe.

Denkmal der Frau Rat Goethe für Frankfurt a. M. Entworfen von Prof. Josef Kowarzik in Frankfurt.

Digitized by Google



Adolf von Hildebrand: Porträtbüste des Bildhauers Josef Floßmann.

kale Art, die Natur zu interpretieren, waren in der „Scholle" zu Hause. Allerdings gaben sich die Maler schneller aus, als sie glaubten. Diese Kraftmeierei konnte nicht länger als ein paar Jahre dauern. Zudem konnte das Staffeleibild eine derartige Überbelastung von dekorativen Werten nicht ertragen. Die fruchtbarsten Talente wie Erler und Putz wandten sich der angewandten Kunst zu. Die auf der Theresienwiese stattfindende Ausstellung „München 1908" hat diese Kräfte, wie es scheint, einstweilen voll in Anspruch genommen. Wir bekommen daher von Erler in der Ausstellung der „Scholle" nichts zu sehen. Der Matador ist Leo Putz, dessen raffinierte Farbenkunst wohl kaum noch einer weiteren Steigerung fähig ist. Als einer der radikalsten Vertreter einer echt münchnerisch humorigen Malerei kann [illegible] Walter Püttner. [illegible]

die Ausstellung beweist, durchaus nicht allein: Fritz Baer, Thor und noch viele andre gehen ähnliche Wege.

* * *

Noch ausschließlicher herrscht dieses gesunde Prinzip des Malenkönnens in der Ausstellung der Sezession. Wäre diese freie Organisation von Künstlern nach mittelalterlicher Zunftordnung eingerichtet, so wäre ihr oberster Grundsatz: Handwerks Gerechtigkeit. Vielleicht ist dieser Grundsatz zuweilen zu streng befolgt worden. Die Jungen sind zwar vor vielerlei Ausschreitungen bewahrt und behütet worden, sich oberflächlich bald dieser oder jener Manier anzuschließen. Ausgezeichnete Meister und Schulen: Zügel, Habermann, Herterich, Stuck, Landenberger, haben in diesem Sinne gewirkt. Es ist erreicht, daß heute schon eine Generation nachwächst, die den alten Stamm erneut. Der beste Beweis für die Gediegenheit und den Wert der Moderne! Aber trotzdem sei es gesagt, daß sich eine gewisse Enge in dem Prinzip der ausschließlichen Beschränkung auf die Natur und das Modell in einer oft allzu sklavischen Naturnachahmung geltend macht, was dazu führt, die Dinge allzu einseitig unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten malerisch-impressionistischen Anschauung zu betrachten. Vielleicht täte man doch gut, sich hier und da ein wenig den bekannten Schillerschen Satz ins Gedächtnis zu rufen: „Das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen." Es gibt eine Menge Maler, denen eine schaffende, schöpferische Phantasie versagt blieb, und die sich daher bemühen, den Schein des Wirklichen täuschend nachzuahmen. Man versucht Sonnenflecke zu malen und vermag doch nicht das Licht zu fassen, sondern kann höchstens ein paar helle Farbenflecke auf die Leinwand setzen, die nach ein paar Jahren beschmutzt und verstaubt sind und den Beschauer um die ganze Illusion bringen. Die Palette erweist sich nach der Lichtseite hin ziemlich beschränkt, während sie in tieferen Tönen ungemein reiche und mannigfaltige Farben aufweist.

Um Helldunkel und Lichtmalerei dreht sich alles. Zwei Gruppen von Malern erscheinen somit in der Sezession in [illegible] Konkurrenz — die Hell- und die Dunkel-

zugte, waren auch Bilder in altmeisterlichen Galerietönen beliebt; jetzt, wo immer mehr Licht und Sonne in unsre Wohnungen einzieht, hellen sich auch die Bilder auf, werden immer farbiger, fröhlicher, bunter. Wir werden wahrscheinlich dazu gelangen, von der Malerei mehr Gebrauch zu machen, sie noch mehr zum Schmuck unsrer Umgebung heranzuziehen. Ist doch schon eine Malerin, Fräulein Hormann, auf die glänzende Idee des transportablen Freskobildes gekommen. Die Proben, die man davon auf der Ausstellung „München 1908" sehen kann, werden auch den feinsten Geschmack befriedigen.

Damit wären wir nun schon bei der Malerei als angewandter Kunst angelangt. Die Plastik soll man in München nicht auf Ausstellungen, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen Stadtbilde betrachten. Die Bildhauerei geht der Malerei voran. Sie hat sich heute bereits eine feste Stellung als raumschmückende Kunst erworben. Mehr als die Malerei in den Ausstellungen der Sezession und im Glaspalast weist uns die Malerei auf der Ausstellung „München 1908" auf neue Entwicklungsmöglichkeiten hin. Immerhin — wer sähe nicht gern wieder ein Meisterwerk von Adolf von Hildebrand, wie es seine Porträtbüste des Münchner Bildhauers Josef Floßmann ist, und wer folgte nicht einem Jungen wie Paul Peterich, wenn er in schwarzem Granit eine düstere, schicksalsschwere Medea bildet.

Keine so wie du —

Rondo

Auf des Lebens wirren Wegen
Sah ich schöner Frauen viel.
Aus Gesichtern, edel blassen,
Lockte lichter Augen Spiel.
Unter blonder, unter brauner,
Unter schwarzer Flechten Pracht
Hat dem Wandrer silberstimmig
Mancher rote Mund gelacht.
Aber keine weiß zu blicken,
Keine lacht so lieblich zu,
Keine weckt mit süßer Stimme
Sehnsucht so wie du.

Weiche Hände lagen manche
Bebend heiß in meiner Hand,
Wenn in anmutvollem Spiele
Sehnsucht sich zu Sehnsucht fand.
Oftmals lauscht' ich leichter Schritte
Leiser lieblicher Musik,
Und auf Lichtgestalten ruhte
Festgebannt der trunkne Blick.
Keine Hand war weich wie deine,
Niemand schritt so lieblich zu.
Keine war so schlank, so lockend,
Keine so wie du.

Fröhlich kecker Wechselrede
Freut' ich oft mit Frauen mich,
Wenn mit leichtgeschürzten Scherzen
Liebe sich zu Liebe schlich.
Wenn wie Silberbälle flogen
Worte blitzend her und hin
Und im Spiel der Rätselworte
Lockte holdgeheimer Sinn.
Keine hat den Ball der Rede
Mir so leicht geschleudert zu;
Weiß zu plaudern, weiß zu scherzen
Keine so wie du.

Schöne Herrin meiner Tage,
Der Gewalt ward über mich,
Holt' ich Worte dir vom Himmel,
Ach, auch sie nicht rührten dich.
Dornenkranz und Schellenkappe
Sind am Ende doch mein Lohn,
Wenn ein andrer, ein Beglückter,
Trägt den Siegespreis davon.
Und doch! Keine weiß zu blicken,
Keine lacht so lieblich zu,
Keine weckt mit süßer Stimme
Sehnsucht mir wie du.

Albert Geiger

Digitized by Google

Bodo Wildberg. (Nach einer Aufnahme von Schiffler u. Genſcheidt in Dresden-A.)

Neben der Welt

Erzählung von Bodo Wildberg

I

Die alte Barbara war tot und begraben. Girſchik, der Exburſche und Kammerdiener, war mit zum Kaſiller gegangen, um ſichern Beweis zu bringen, daß die Barbara wirklich getötet, raſch und ſchmerzlos getötet worden ſei, nicht etwa heimlich ins Elend verkauft, wie das der Kaſiller zuweilen zu tun pflegte. Barbara war das alte Schlachtroß des Barons Hans von Emmen auf Libnitz. Barbaras Kopf war am Rande der großen Wieſe unter einem ſtarken Baſaltblock beſtattet worden, und fünf junge Weiden waren darum gepflanzt.

Dem Freiherrn von Emmen ging der Tod des Pferdes nahe genug. Aber die Bärbel war ſchon lange krank geweſen, ihrem Leiden mußte ein Ende bereitet werden. Mit ihr war das letzte Kettenglied zerborſten, das den Libnitzer mit ſeiner glänzenden und kurzen Soldatenzeit verbunden hatte.

Es war ſpät am Abend, die Damen waren alle ſchon zu Bett. Auch die Baronin ſchlief. Emmen aber hatte heute keine Ruhe im Leib. Es trieb ihn hinaus nach der großen Wieſe hin. Er ſetzte ſeinen alten Schlapphut auf, der mit Federn der Mandelkrähe geziert war. Unter ihm ſah er aus wie der Göttervater der Deutſchen. Seine Sechzig trug er leicht. Sechs Schuh maß er im Gehen; ſein Bart, der unten in eine lange Spitze auslief, war weiß wie Bergſchnee. Seine Augen hatten das blaue Feuer der Jugend. So ſchritt er in die Juninacht hinaus. Im kleinen Park liefen ſchon die Wachthunde umher, die jeden Abend losgelaſſen wurden, bei Tage aber im Kotter ſchlafen mußten. Einer kam heran, rieb ſeinen häßlichen Wolfrücken an den Stiefeln des Herrn. Mirko, der Wächter, eilte

herbei, um dem gnädigen Herrn die Hand zu küssen. Mirko war ein Ruthene; Emmen hatte ihn als Knaben aus einer brennenden Hütte gerissen, ihn mit nach Böhmen genommen und später in seinen Dienst gestellt.

„Alles in Ordnung, Mirko?"

„Alles, Herr und Wohltäter ..."

„Du hältst was zurück."

„Mein Herr und Wohltäter hört es nicht gern."

„Macht nichts, Mirko. Immer die Wahrheit sprechen!"

„Ich hab' ihn wieder gesehen — unter den Linden im Hof bei der alten Steinbank."

„Unsinn! Ihr Nachtwächter habt gereizte Augen, ihr seht leicht, was nicht ist."

„Ich habe ihn schon öfters gesehen und immer an derselben Stelle."

„So pack' ihn einmal am Kragen, da wird er dir schon Rede stehen."

„Wenn ich drei Schritt von ihm entfernt bin, da ist er auf einmal fort — wie in die Luft geflossen — der Mann im Mantel."

Emmen schwieg in leichtem Unmut.

„Und wenn's nur das wär'," wagte Mirko hinzuzufügen. „Aber die Mari erzählt, daß sich im alten Flügel die grüne Gräfin wieder gezeigt hat."

Nun wurde der Baron ernstlich böse. „Ihr verdammten abergläubischen Leute! Die Libnitzer sind schon an und für sich voll von Geisterseherei, und ihr Kosaken macht die Menschen noch furchtsamer, als sie schon sind."

Mirko öffnete das weißgestrichene Holzgitter, das aus den langen dunklen Fichtenhecken gleißte, die hier die Grenze des Parks bestimmten.

„Kannst offen lassen, Mirko, ich komm' gleich wieder."

Hans von Emmen ging unter dem Gewölbe mächtiger Obstbäume auf die große Wiese zu. Rechts lag der Schloßgarten als eine finstere Masse, aus der ein paar Tannenwipfel stiegen. Der Ölbaum, den der Baron zum Gedächtnis seiner Reisen angepflanzt, verbreitete einen fremdartigen bonbonsüßen Duft. Die Südfront des einstöckigen Herrnhauses lag in ungewissem Schimmer. Über das riesige Ziegeldach streckten sich die Pappeln und Linden des Gutshofs. Mirkos Hunde schlugen ein-, zweimal an, aber Emmen beachtete es nicht. Er näherte sich dem grauen Steinblock des Pferdegrabes.

Plötzlich war's ihm, als vernähme er ein eigentümliches, überraschendes und doch so wohlbekanntes Geräusch. Es war wie der Hall einer leisen dumpfen Erschütterung, rhythmisch belebt, in ein regelmäßig auf und ab tönendes, allmählich anschwellendes Donnern sich steigernd. So klingt der Boden wider, wenn ein Reitertrupp sich auf ihm bewegt.

Und so unbegreiflich es auch scheinen mochte — dort unten auf der Landstraße, am Südrande der großen Wiese, da kam es daher wie ein dichter Zug von Reitern. Es lagen dort ausgetrocknete Teiche, aus deren noch immer sumpfhaltigem Grund sich nächtens feine Nebelschleier zu entwickeln pflegten. Dieser Nebel machte den herannahenden Reitertrupp noch immer undeutlich. Doch waren's Ulanen — daran war kein Zweifel möglich. Die schwarzgelben Fähnchen ihrer Lanzen ragten aus dem Nebel hervor, flatterten zierlich in der Sommernachtluft. Es waren Ulanen. Aber wie? was? Das waren ja keine Lanzenreiter von heute! Das waren Ulanen aus vergangener Zeit: Civallartulanen — das Regiment, in dem er vor etlichen dreißig Jahren gedient hatte. Schärfer hoben sie sich jetzt aus dem Gewebe des Nebels. Ihre langen weißglänzenden Mäntel verliehen ihnen etwas Feierliches, etwas Apokalyptisches, Jenseitiges. Einige von den Offizieren ritten in blanker Uniform, in jener prächtigen dunkelgrünen mit den roten Aufschlägen und der malerischen Goldverschnürung. Emmen fühlte sich durch den Anblick dieser Grünröcke seltsam berührt; noch stärker aber pochte das Herz des alten Soldaten, als einige der schnauzbärtigen czapkatragenden Köpfe sich ihm zuwandten, als er wohlbekannte Gesichter alter Kameraden zu erkennen wähnte.

„Valmont! Du Teufelskerl, lebst du denn noch!? Dein langer Schnurrbart ist nur schwach angegraut; wie weiß ist dagegen der meine! Und du, Mainau, sinniger Gesell, du wilder Patroklus des wilden Achilles Valmont! Und du blonder junger Mensch, so bist du nicht in jenem Sumpfe versunken, wie die Leute immer behauptet haben? Kameraden, mein Haus, mein Herd steht euch offen! Das heißt: es ist ja nicht mein Haus, es ist ja nicht mein Herd. Ich bin ja nur Tante Jias Verwalter, solange sie lebt. Aber ich werd' euch schon unterbringen. Die Ulanen werden bei den Bauern einquartiert ..."

Digitized by Google

Lautlos trabte die Reiterschar über die große Wiese dahin.

Es war doch sonderbar, daß die Kameraden so gar nichts sagten. Valmont lächelte sarkastisch, Mainau sah traurigen Blicks ins Leere, der junge Blonde ritt wie in Träumen daher. Und noch etwas andres mußte den Baron wunderlich erregen: die dunklen Dächer und Pappeln des nahen Meierhofes Dobschitz, die ferne Waldkante jenseits des Flusses. Emmen sah sie — ja, er konnte sich nicht täuschen, er sah sie deutlich durch die Reiter hindurch.

Ein grünlicher Glühwurm spielte in der Nachtluft; einer der Ulanen ritt gerade zwischen dem funkelnden Sternchen und Emmens Auge, und — es war ja kaum zu glauben — die Johannisfliege glühte fort, durch die Gestalt des Weißmantels glimmerte sie, wie eine Lampe durch einen Vorhang scheint. Emmen fühlte, wie ein eisiger Schauer an ihm herabrann.

Und jetzt wurden die Reiter zu fliehenden, flüchtigen Schatten. Die zitternde Stille der Sommernacht schien sie allmählich aufzusaugen. Noch zog es wie ein aschgrauer Hauch die Lehne des Dobschitzer Basaltberges entlang, dessen kühne Kegelform scharf in den Sternenhimmel einschnitt. Dann, nicht weit vom Steinbruch, war's nur noch ein Nebelwölkchen. Und zuletzt ein Nichts.

* * *

Lilla von Emmen an eine Freundin

Ich komme von einer jener reizenden Fahrten zurück, die ich mit Mama so gern ins Gebirge oder in die Ebene hinaus unternehme. Diesmal ging es zur sogenannten Heide, einem buschigen Abhang, von dem aus die kahlen blauen Westberge in besonders anmutiger Gruppierung sichtbar sind.

Mama ist Malerin, Künstlerin mit Leib und Seele. Das wird ihr so sehr verdacht: von der Tante Kornelia, meiner bête noire, von der gestrengen Großtante Ulla drüben in Luckau, ja eigentlich auch ein wenig von der guten Tante Isa, die, wie Du weißt, die rechtmäßige Besitzerin von Libnitz ist: Papa ist nur Verwalter des Gutes, obwohl die ganze Gegend in ihm den Herrn erblickt. Und er ist ein geborener Herr, mein herrlicher Vater! Doch wollt' ich Dir ja von unserm letzten Ausfluge erzählen.

Wir ließen den Wagen auf der Bergstraße; Anna trug uns das Malgerät nach, und dann begann Mamas Tagewerk.

Meine entzückende Mutter wird von Fremden immer für meine Schwester gehalten. Vielleicht nicht einmal für die ältere Schwester! Sie ist eine Else an Zierlichkeit und Grazie. Sie hat blondes Haar, ein feines Gesicht, dessen besondern Scharm noch kein Maler wiederzugeben vermocht hat, hellblaue Augen. Sie ist die Blüte moderner Eleganz. Ihre Toiletten läßt sie sich aus Paris kommen. Auch darüber entsetzen sich Großtante Ulla und Tante Kornelia. Großtante Ulla, denk Dir nur, trägt noch eine Krinoline. Großtante Isa tut desgleichen. Tante Kornelia, die Schwester meiner Mutter, hüllt ihre Ungestalt in eine Art Talar von brauner Farbe. Doch von dieser bösen Fee unsers Hauses ein andermal; ich will mir heut' die Laune nicht verderben. Nur drei Worte über Tante Kornelia: sie hegt seit zwanzig Jahren eine unglückliche Neigung für Papa! Das ist noch das Beste an ihr; freilich, wer sollte Papa nicht verehren? Sie haßt mich wie Schmerz und Tod. Und endlich ist sie Spiritistin.

Den Anblick jener im zartesten Märchenduft stehenden Westberge suchte Mama auf ihrer Leinwand festzuhalten. Es war noch früh am Vormittag. Zwischen einem Felskopf, von dem große Trümmer an den Fuß trotziger Eichen herabgerollt waren, und dem höheren Gebirg mit seinem Fichtenmantel zogen jene verlorenen Kegel dahin. Du merkst wohl, daß ich allmählich mit Mamas Augen sehen lerne. Sonst bin ich just keine Sentimentale, war vor kurzem noch ein Mädelbub, der in den Wäldern tollte und sprang. Aber wer kann an Mamas Seite wild bleiben?

Sie hat mich gelehrt, daß unsre Gegend von einer unsagbaren Stimmungssprache beseelt ist. Sie wies mir die Schönheit der spielenden Falter, den geheimnisvollen Reiz der nickenden Felsenlilie. Ich lag im Grase und schaute einem braunen Schmetterling nach, der über mir in wahnsinnigem Zickzack seine Tanzflüge machte, um endlich im Himmel zu verschwinden. Da legte Mama den Pinsel hin und sagte: „Schau, Lilla, wenn ich jetzt das, was unbewußt in dir lebt, bewußt in diese Landschaft, in diese eigentümlich verschleierten blauen Berggestalten hin-

Digitized by Google

einmalen könnte! Das wäre ein prächtiges Bild: Frühjugendland! — Und doch," sprach meine schöne Mutter wie im Sinnen weiter, „wär' das noch kein vollkommenes Bild. Um jene weltentrückten toten Vulkane, um die Flanken jener kahlen Basaltpyramiden müßte in Höhenrauch und Duft eine Ahnung der Sehnsucht wehen, die der Mensch empfindet, wenn er zu altern beginnt. Das Land der Jugend, gesehen mit den Augen der müden Reife ... das wär' ein Werk, Lilla! Ach, was ich empfinde, bleibt in mir, das Gemalte ist nur ein Bild, eine Landschaft, die sich nicht über den Durchschnitt erhebt, wie die Kritiker etwa sagen würden. Darum stell' ich auch kein Gemälde aus, obwohl dein Vater das oft gewünscht hat. Die Tanten freilich und meine Schwester — denen ist meine Malerei bloßes Getändel, ein Mord an der Zeit. Ich sollte wohl in den Kuhställen nachsehen, ob die Milch auch rein abgefüllt wird. Aber das Malen, Kind, ist mir als Ausdruck meines innersten Wesens eine Lebensnotwendigkeit. Und weil ich nur eine kleine Künstlerin sein kann, darum fühl' ich den Drang nach Betätigung vielleicht nur noch lebhafter."

Seit langem hat mir Mama nicht so ohne alle Zurückhaltung ihr Herz ausgeschüttet. Wir sind einander ja eigentlich nicht die allernächsten. Ich liebe meinen Vater mehr. Und die beiden haben wieder zusammen eine Welt für sich, in die auch ihre Tochter nicht eindringen kann, will oder darf.

Ich bemerkte, daß ihr seidener Unterrock von Dornen zerrissen war, daß ihre zierlichen Stiefelchen vom Tau der Heide benäßt wurden. „Mama," sagte ich, „für die Heide und den Wald, für jene Luckauer Berge brauchtest du doch nicht so überpeinlich Toilette zu machen."

„Mein Kind, vergegenwärtige dir die Großtanten in ihren Krinolinen und meine Schwester Kornelia in ihrem Talar! Wer einmal anfängt, sich nur im geringsten zu vernachlässigen, der ist fertig, fertig, fertig. Es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, daß du, solltest du nach unserm Tode noch unverheiratet auf Libnitz leben, jemals solcher Vogelscheuche gleichen könntest. Pflege dein Äußeres, mache dich so schön, als du kannst, das ist nicht gottlose Eitelkeit, das ist eine Pflicht gegen Gott und deine Mitmenschen."

„Weißt du noch, Mama, wie Großtante Ulla mir das Haar in Zopfchen auf den Hinterkopf gezwungen hat? wie ich heulte und jammerte, und wie Juliette nicht mit mir ausgehen wollte, solange ich diese Frisur trüge? wie dann Papa trotz seiner Engelsmilde ernsthaft aufbegehrte, und wie böse Tante Ulla auf uns alle war? Drei Wochen kam sie nicht von Luckau herüber."

„Und jetzt wird es ebenso sein, weil du das grüne Kleid nicht angezogen hast, das dir Tante Ulla zum Geburtstag schenkte."

„Der papperlgrüne Stoff! Mamalein, dann würde ich ja der grünen Gräfin gleichen, die hier im Schloß ..."

Mama wurde plötzlich wieder sehr ernst. „Kind, rede nicht von diesen Dingen. Keines von uns beiden hat sie je gesehen, diese Frau in Grün. Der Mirko und die Mari bilden sich allerhand ein, und ihr Geschwalbel gilt mir nichts. Aber dein Vater, Kind! ein Soldat, ein Held, ein Gelehrter, und doch ... er schüttelt zu diesen Dingen nicht immer den Kopf! Heute früh war er in einer so nachdenklichen Stimmung. Er hat von seinen toten Kameraden geträumt. Das Ende seiner alten Bärbel ist ihm nahegegangen. — Weißt du," fuhr Mama nach einer Pause fort, „was mir der Kern alles Gespensterglaubens scheint? Die Schuld früherer Geschlechter. Ihr Verlangen, uns mit ihrer Schuld, ihrer Dumpfheit zu beladen, uns wegzuscheuchen vom Licht, von Klarheit, Gesundheit, Vernünftigkeit! In der Tat, trügst du das grüne Gewand in Tante Ullas Machart, du frisches Kind würdest selbst so was wie ein Schemen."

Damit Du, meine Freundin, nicht etwa aus Angst vor der grünen Gräfin die schöne löbliche Absicht aufgibst, uns in Libnitz zu besuchen, so muß ich hier zu Deiner Beruhigung einflechten, daß jene Dame nur im alten Trakt des Herrenhauses umgehen soll. In diesem Flügel wohnt die Tante Kornelia, die öfters in der Nacht Schritte auf dem Hausgang vernommen haben will. Aber gesehen hat sie nie etwas. Das Erscheinen der grünen Ahnfrau deutet natürlich immer auf ein Familienunglück hin. Die Gräfin hat die Liebenswürdigkeit, sich nicht an einen bestimmten Ort zu binden, sondern unser Geschlecht getreulich von Land zu Land, von Schloß zu Schloß zu begleiten. Sie erschien zuerst auf unsrer Stammburg am Urnersee. Dann folgte sie uns ins Reich und zuletzt nach Böhmen. Sie zeigt sich auch drüben in Luckau, dem wundervollen Besitz Großtante

Digitized by Google

Ullas, gegen den gehalten unser Libnitz nur ein Meierhof ist. Dort hat sie auch ein Lieblingsplätzchen; es ist der finstre Korridor im zweiten Stock, links vom großen Stiegenhaus. Dort will Onkel Wenzel, Papas Bruder, ihr einmal begegnet sein. Aber Onkel Wenzel trinkt manchmal mehr, als sein müder Lebemannsmagen vertragen kann.

„Wem es wohl gelten mag?" sprach Mama leise vor sich hin.

„Mama! Du nimmst die grüne Gräfin doch nicht etwa wirklich ernst?"

„Etwas wird geschehen, verlaß dich darauf, Mädel. Ja, wenn ich jetzt in Berlin wäre bei unsern preußischen Verwandten und die Hoffeste mitmachte, dann würde mich die Botschaft kalt lassen. Aber hier draußen in unserm Landexil, noch dazu abhängig von allerhand Tanten und ihren Wünschen, da unterliegt man dem Einfluß seiner Umgebung; die weiche österreichische Luft, die geschmeidig und dienstfertig macht, läßt mich im Widerstande erlahmen. O Gott!"

Und meine süße Mutter brach plötzlich in Tränen aus.

„Mama, weine nicht! vielleicht ... wenn es einer von den Tanten gälte — ich wünsche ihnen alles Gute, aber Großtante Isa, die starr vor sich hin träumt, seit Onkel Haidenfeld am Dobschitzer Berge verunglückte ... Großtante Ulla, die bald hundert Jahre alt wird ..."

„Ach, Lilla, es ist so böse von uns, nur daran zu denken — und doch! welche Erlösung wär's! welche Erlösung! Man wagt's kaum auszudenken! Du weißt, daß Tante Ulla dem Papa tausendmal versprochen hat, ihn, den älteren und tüchtigeren ihrer zwei Neffen, zum Erben von Luckau zu machen! O, wenn sie's nur tut! wenn sie's nur tut! Daß Tante Isa ihm Libnitz hinterläßt, daran ist nicht zu zweifeln. Nun male dir das aus, Lilla: Dein Vater als Herr von Luckau und Libnitz! Mit einem Schlage wär' er nicht mehr der bescheidene Landedelmann, der auf der Scholle verkümmernde Pensionist; er wäre ein Grandseigneur, einer von den großen Kavalieren Böhmens und dürfte in der Politik eine Rolle spielen. Zwar ist ihm die Öffentlichkeit mit ihrem wüsten Treiben tödlich verhaßt, denn seine Seele ist rein und ohne Falsch ... aber, Kind! das würde er sich nicht nehmen lassen, als einer der einflußreichsten deutschen Großgrundbesitzer den tschechisch gesinnten Magnaten entgegenzutreten. Er, den die Bevölkerung dieses Gaues allgemein verehrt, er würde ihr ein berufener Führer im nationalen Kampfe! Und alle seine glänzenden Fähigkeiten, die er bis an die Schwelle des Greisenalters gleichsam heimlich mit sich herumtragen mußte: seine reichen Geschichtskenntnisse, die auf ungedruckten Blättern in seinem Schreibtische verstauben, seine glänzende schriftstellerische Begabung — alles das wäre mit einem Male der Welt offenbar!"

Es war schwül geworden, die Bremsen belästigten uns, die blutroten Sylphen hingen schwer an den Blüten der Kronwicke. Wir fuhren heim nach Libnitz.

Als wir in den Hof einlenkten, wartete der gute Vater schon unter den Kastanien; er trug seine türkisblaue Morgenmütze, die so prächtig zu seinem weißen Wodansbart steht. Zugleich kam leider Tante Kornelia in einem grauen Talar aus dem alten Schloßflügel. Sie war, wie gewöhnlich, dem Papa auf seinen Wirtschaftsgängen nachgelaufen. Er ist viel zu ritterlich, um sie abschütteln zu wollen. Als der Vater die elfenhafte Mama aus dem Wagen hob und ans Herz drückte, verzerrte sich Kornelias bräunliches unschönes Gesicht, und sie knurrte etwas wie: So alte Leute! als hätten sie sich zehn Jahre nicht gesehen!

Ich möchte Dir unsre Diners beschreiben; aber wieder fürcht' ich, Du könntest mir eine Absage schicken, wenn Du vernimmst, daß drei Haushaltungen in unserm Libnitz heimisch sind und drei Parteien sich alle Tage im Speisezimmer um die runde Eichentafel versammeln.

Tante Isa hat ihre Leute, Equipage und so weiter; meine Eltern haben natürlich auch ihre Dienerschaft und ihren Wagen; Tante Kornelia, die Papa eigentlich nur aus Mitleid bei sich duldet, hat ihre Kammerjungfer und ihren Schoßhund Scipio, einen Affenpinscher von sagenhafter Häßlichkeit und Tücke, der mit Lord North, unserm schottischen Windspiel, mit Papas Vorstehhund Kattwaldo und mit Großtante Isas Möpschen in beständigem Kampfe liegt.

Bei Tisch nun ist die Partei Kornelia-Scipio bestrebt, sich besonders unangenehm zu zeigen. Großtante Isa bleibt apathisch, aber ihr Mops Didi läßt sich Scipios Angriffe ebensowenig gefallen wie Lord North und Kattwaldo.

Digitized by Google

Zwischen Papas treuem Girschik, der würdevoll die Speisen aufträgt, und Tante Kornelia besteht eine alte, niemals erlöschende Fehde. Wenn nun die Herren Hunde aufeinander losfahren, ist's ein Genuß, den braven Girschik ins Auge zu fassen. Seine obere Hälfte schwebt dann mit nachsichtigem Kammerdienerlächeln über dem Toben der Bestien, während sein unterer Mensch dem bösen Scipio unversehens ein paar saftige Tritte gibt.

Tante Kornelia hat's bemerkt, einen Blick verächtlichen Hasses gönnt sie dem ruhig servierenden Girschik, rafft den tiefbeleidigt kläffenden Scipio empor in den Schutz ihres Schoßes und spricht zu diesem: „Armer Liebling, wir beide sind hier nicht gern gesehen!"

Vielleicht unterhalten Dich derlei Szenen; sie dürften Dir was Neues sein. Und wir werden Dich schon für die Gesellschaft Tante Kornelias durch doppelte Liebenswürdigkeit entschädigen.

Außerdem, um einmal ganz offenherzig zu sein: ein fremdes, frisches Element wäre der gesamten Tafelrunde hoch willkommen. Du siehst, was für Egoisten wir sind.

Grüße auch deinen Bruder, von dem Du mir so viel Nettes erzählt hast. Vielleicht ermöglichen es seine Studien, daß er Dich abholt. Es umarmt Dich Deine treue Freundin Lilla.

* * *

Aus dem Tagebuch des Fräuleins Kornelia von Roeren

Zehn Uhr. Der letzte von den zehn dumpfen Hornstößen, mit denen Mirko seinen nächtlichen Wachgang zu eröffnen pflegt, ist an der Ecke des Stallgebäudes verklungen. Die elfte Stunde werden wie üblich elf, die Mitternacht zwölf von diesen furchtbaren Posaunenklängen verkünden, und dann erst kann ich zur Ruhe gehen, gewärtig, nur noch um eins, um zwei, um drei durch einen markerschütternden, aber der Stunde gemäß weniger lang ausgedehnten Gruß aus dem ersten Schlummer geschreckt zu werden.

Lilla liebt diese Töne. Sagt, sie drehe sich wohlig im Bett herum, wenn das beruhigende Horn des Rinderen in ihren Schlaf dröhne. Ich hasse meine Nichte Lilla.

Schon als Kind hat sie mich tausendfach geärgert und gequält. Als sie noch hier nebenan im alten Schloßflügel mit ihrer Gouvernante wohnte, hatt' ich den ganzen Tag keine Ruhe. Später erfuhr sie, daß ich mich für den Spiritismus interessiere. Da hat sie einmal auf dem Boden über mir mit Ketten gerasselt, daß mir vor Angst die Sinne vergingen. Denn ich bin eine kranke Frau, und meine Nerven sind stärker als meine Vernunft. Und wahrlich, in diesem Schloß gibt es Dinge, die ... Doch heute, mein Tagebuch, nichts von dem Geheimnisvollen, das uns umwebt! Nur die Wollust gönne mir, hinzuschreiben: Ich hasse Lilla!

Hass' ich auch Linda, meine Schwester? Nein. Aber ich kann sie nicht lieben. Sie, die Überglückliche, die seit zwanzig Jahren ihm gehört! O Hans, wir werden alt unter diesem Dache, das allein deine ritterliche Güte mir gewährt! (Denn wie oft haben Lilla und Linda dich bestürmt, mich mit einer kleinen Pension an die Luft zu setzen, und Tante Isa fiele dir nicht in den Arm, wenn du es tätest.) Wir werden alt, Hans, aber ich liebe dich, diesen Blättern darf ich's anvertrauen, und ich würde dich lieben, du herrlicher Mensch, wenn wir einst als die Letzten dort im weißen Speisezimmer säßen, Winter und Tod über uns ...

Warum hast du nicht mich gewählt, Hans, damals in Rohrau? Ich war hübsch, ich hatte ein feines Gesicht, zigeunerhaft dunkel. Aber du nahmst die blonde, süße, artige Linda. Sie mag dir ein gutes Weib sein, Hans! Aber, Hans, sie treibt dich nicht. Ich hätte dich getrieben, ich hätte intrigiert, ich wäre erbschleichen gegangen für dich. Du hättest deine schönen Gaben der Menschheit nicht entziehen dürfen, wenn ich deine Frau geworden wäre. Daß man so etwas ruhig hinschreiben kann! Ich — deine Frau. O Hans, Hans! Es durchzuckt meinen kranken Leib wie mit Krämpfen — oh, alles, was nicht war, was nicht werden sollte!

Hans, hättest du doch die zigeunerhafte Kornelia gewählt. Aber der Name schreckte dich ... Name ist nicht immer Schall und Rauch. Meiner klang hart und römisch an dein phantasiereiches Ohr; dagegen Linda ... wie blond und blau und freundlich und heiter!

Vielleicht gingen dann deine stillen tapfern Schritte nicht neben der Welt. Zwar bin ich immer ein armes Fräulein geblieben, während Linda, die Herzenskönigin, von vor-

Digitized by Google

nehmen Anverwandten zu Glanz und Freuden erzogen war und hier an deiner Seite noch immer nach schalen Vergnügungen der großen Welt verlangt. Aber ich habe ein starkes Innere; trotz Krankheit und Schmerzen ist meine Seele stärker als Lindas Seele. Ich hätte dich getrieben, ich hätte nicht geruht, ehe du nicht den Platz eingenommen, der dir gebührt.

Wie seltsam, Schwager Hans, daß dein Kind mich hassen mußte. Lilla hat von dir Ehrlichkeit und Mut, aber sie hat nicht deine tiefe Güte. Sie konnte ruhig zusehen, als einer ihrer abscheulichen Hunde irgendein armes Gewürm langsam zernagte und zerbiß. Sie hat zuwenig Weiblichkeit. Ein Knabe! Ich hasse Lilla. Buben habe ich immer besonders gehaßt.

Es ist ganz still geworden auf dem Hofe, das Brunnenrohr sprudelt unter den schwarzen Roßkastanien. Das ist ein gar trauriger Ton. In der Bibliothek, die Hans so reichlich und gewissenhaft mit alten und neueren Dichtern bevölkert hat, fand ich neulich ein schmales Heft von einem mir noch unbekannten Poeten. Die Schlußzeilen eines seiner Gedichte rührt dieser Brunnen wieder auf:

Den Brunnen laß' ich rauschen,
will schlafen und nimmer lauschen.
Was hilft das Sagen und Klagen?
Wir müssen es tragen, tragen.

* * *

Westlich von Libnitz liegt inmitten eines fürstlichen Landbesitzes das herrschaftliche Schloß Luckau. Es ist ein düstrer Bau im sogenannten neurömischen Stil; seine hohen, etwas seitwärts geschweiften Mansardendächer steigen rostbraun, von vier Grünkupferkuppeln umgeben, aus der Laubmulde des Lauraner Tales.

Eine Rosengartenanlage, umfaßt von Ulmenhecken im Rokokogeschmack, senkt sich zu einem schwermütigen Teiche herab. Zwei gewaltige Platanen stehen zu beiden Seiten des Rondells. Auf dem Hügel jenseits des Teiches ist ein Akazienhain, der jetzt, im Monat Juni, die ganze Gegend mit seinem Duft zu berauschen sich anschickt. Weiträumige englische Parkgründe schließen sich an diesen Garten und lassen zwischen Eichenwipfeln und Buchenkronen hier und da eine ferne Trümmerburg ahnen, die blau wie Lapislazuli auf einem ebenso blauen, glockenförmigen Felsen in die zitternde Sommerglut hinaufwächst.

Ulla von Emmen, die Vaterschwester des Barons Hans, war ein adliges Fräulein von etwa neunzig Jahren. Sie ging einher in ihren Gärten wie die Vergangenheit, wie die Sage. Als Kind war sie von Jean Paul auf die Stirn geküßt worden, da sie im Garten des japanischen Palais zu Dresden mit ihren Cousinen spielte. Dem Mädchen hatte Grillparzer in einem Gedicht gehuldigt, von der Dreißigerin hatte ein Fürst den Laufpaß bekommen. So erzählte man sich.

Die Vielumworbene hatte von den Männern überhaupt nichts wissen wollen. Und um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sie plötzlich allem entsagt, was eitel und betrüglich ist. Ulla befahl, daß die Zeit stehenbleiben solle. Und die Zeit stand still. Denn Ulla von Emmen war's gewöhnt, daß man ihr gehorche.

Und die Zeit stand still. Man war gerade bei der Krinolinenmode angekommen. Ulla trug Reifröcke bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Ulla aber verlangte auch von ihren Leuten, daß sie die weitere Entwicklung der europäischen Mode nicht beachteten. Und die Leute taten nach ihrem Befehl.

So konnte man denn jetzt das Schauspiel genießen, daß die ehrwürdige Greisin mit den weißen Schmachtlocken sich in einem Gewande bewegte, das in der Frühzeit des zweiten französischen Kaiserreichs modern gewesen war: daß ihr eine Kammerjungfer folgte, nur um weniges jünger als ihre Herrin und ebenso wunderlich gekleidet; daß dieser Kammerjungfer, weil sie schon schwach und gebrechlich war, zur Unterstützung wiederum ein Zöfchen mittleren Alters beigegeben wurde, das nur höchst widerwillig die vorgeschriebenen Stahlreifen trug, denn sie fand sich hübsch und hatte noch nicht allen Hoffnungen auf irdische Seligkeit Valet gesagt.

Wenn ein Mitglied des Gesindes vor Altersschwäche dienstuntauglich wurde, wies ihm die Gutsbesitzerin ein bestimmtes Zimmer an. Es war ein gemütlicher Wohnraum zu ebener Erde, aber im Volksmunde hieß es nur das Sterbegemach. Denn eine Reihe alter Dienstboten hatte dort ihr seliges Ende erreicht. Einmal hatte Ulla eine siebzigjährige Köchin, die um keinen Preis dies Zimmer beziehen wollte, weil schon so viele Menschen darin

Digitized by Google

gestorben seien. Sie ging lieber zu ihren Verwandten in die Stadt und war natürlich infolge der veränderten Kost viel früher tot, als wenn sie das herrschaftliche Ausstandsstübchen zu Luckau bezogen hätte.

Ulla war eine kühle und eiserne Natur, sie regierte mit gütiger, doch rücksichtsloser Hand. Sie nahm die Verehrung, die ihr seit jeher gezollt worden war, als etwas Selbstverständliches entgegen. Die Familie ihres Neffen Hans war ihr ans Herz gewachsen, aber sie wünschte sie zu modeln nach ihrem eignen Sinne. Die künstlerischen Bestrebungen Lindas von Emmen erschienen ihr unstandesgemäß, die Eleganz der Baronin galt ihr als sündhaft und lächerlich; was Lilla anbetraf, die durch ihre feingemeißelten Züge und ihr energisches Wesen nicht wenig an die Großtante gemahnte, so sollte sie dieser völlig untertan und ergeben sein; Ulla hätte gern in diesem Mädchen sich selbst nochmals erschaffen.

So recht verstand sie sich eigentlich nur mit ihrer jüngeren Schwester, der Gräfin Isa Haidenfeld. Diese einst schöne, leuchtende, heitere und junonische Frau war nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten in lichtlos brütende Schwermut gesunken.

Am Dobschitzer Berge war eine Erdlawine niedergegangen, gerade als der Besitzer die Kirschenpflanzungen besichtigte. Man zog ihn sterbend unter Massen rötlicher Tonerde hervor, die hier dem Basalte angelagert ist.

Isa klammerte sich nun mit allem, was in ihr noch lebte, an die starke Persönlichkeit der Schwester an. Alle die urtümlichen Einrichtungen, die im Luckauer Schlosse bestanden, suchte sie nach ihren schwachen Kräften auf das Libnitzer Herrenhaus zu übertragen. Sie liebte ihren Neffen mit stiller mütterlicher Treue, war gütig gegen ihre Nichten, im allgemeinen aber stumpf und gleichgültig. Auch sie trug gleich Ulla die Gewänder einer längstvergessenen Zeit. Ja, Ulla war ein herber, einfacher, starker Geist. Wieviele Jahrzehnte hatte sie schon auf dem großen Schlosse gelebt, das ihr von ihrem Stiefvater, einem Grafen Weltrus, vererbt worden war. Zwar sah sie Gäste bei sich, war ihnen eine aufmerksame und liebreiche Wirtin. Aber den größten Teil des Jahres war sie doch einsam. Wie fürchterlich, so möchten wir Schwachnervigen von heute wohl denken, müssen ihre Winterabende gewesen sein. Aber sie lebte das Leben jener Klaren, Gesunden und Tatsächlichen, die nunmehr so ziemlich ausgestorben sind. Die Stille der Nacht ums Schloß herum hatte keine Schrecknisse für sie. Ruhig schritt sie mit einer Kerze, wenn ihr mal so die Lust dazu kam, durch die langen Gänge, durch die schweigenden Säle von Luckau. Moder und Lavendel mengten sich in der Luft. Sie schritt durch den Pfauensaal, auf dessen ultramarinblauen Tapeten ein exotischer Zug von weißen Pfauen dahinstelzte; sie schritt durch das gelbe Speisezimmer, von dessen Wänden in rechteckigen Rahmen braungraue Landschaften schauten, die einer andern Welt entnommen schienen. Die Gesichter der Toten auf den Ahnenbildern in der Spiegelgalerie störten sie so wenig wie die herzbeklemmende Traurigkeit der Herbstabende; die Stürme des ländlichen Winters weckten sie nicht, wenn sie friedlich in ihrem schmalen Alkovenbette schlief. Sie aß mit gutem Appetit: drei Gänge zum Gabelfrühstück, fünf beim Diner. Und machte meilenweite Spaziergänge auf ihrem Besitztum.

So tat sie auch an jenem neunzehnten Juni, den die Libnitzer Emmens ewig als einen Unheilstag im Gedächtnis behalten sollten.

Sie hatte die Absicht, nach der Fasanerie zu gehen und von dort über die Feldhöhen und den Akazienwald zurückzukehren. Toto, ihr rostbrauner Rattenpinscher, kläffte asthmatisch vor ihr her. Toto war der siebenundzwanzigste Schoßhund Ullas. Seine Vorgänger schliefen unter kleinen, mit dem Namen der toten Lieblinge gezierten Steinpyramiden in einem düstern Winkel des Parkes.

Die schwere Hitze störte die Gutsherrin von Luckau nicht allzusehr. Mücken und Bremsen belästigten sie nicht. Seit vielen Jahren stach sie kein Insekt mehr.

Überall standen Leute an den Wegen und grüßten Ulla. Arbeiter im Park verneigten sich linkisch, Dorfkinder kamen gelaufen, küßten ihr die Ärmel, das Kleid. So war es seit jeher gewesen, und so würde es bleiben, solange die Welt stand — ihre Welt.

Ulla schlug den Weg ein, der durch die Obstgärten nach der Fasanerie führte. Dort lagen die Kinder des Hegers an den Masern danieder. Die Freiin, der jegliches Grauen vor Krankheit und Ansteckung fremd war, wollte nachsehen, wie die Medizin angeschlagen habe, die sie tags vorher gesandt.

Aus dem niedrigen weißgetünchten Hause trat der Heger mit ehrerbietigem Gruß. Sein struppiges hundstreues Gesicht sah recht bekümmert aus.

„Nun, Karliczek, was machen die Kleinen?“ erkundigte sich die Gutsherrin freundlich.

„Ach, gnädigste Frau Baronin, eins ist tot!“

„Was? wie? Aber was habt ihr denn da gemacht?“

„No ja, Frau Baronin, die Alte hat's derdruckt.“

„Wie? Ihre Frau ... Was reden Sie da, Karliczek! Das wäre ja entsetzlich!“

„O bitt', Frau Baronin, Fasanen gibt's ja genug.“

„Ach so! Na, und Ihren Kindern ...?“

„Geht's besser, gnädige Frau Baronin.“

Der Brave hatte geglaubt, die Gnädige frage nach dem Befinden der Fasanenküken, als dem zweifellos Wichtigeren.

Die Freiin Ulla war zufrieden und guter Dinge. Sie ging wieder durch die Obstgärten; die Kirschen würden bald reif sein; achttausend Gulden hatte ein Obsthändler für die Pacht geboten; aber sie hatte noch nicht zugesagt; vorigen Sommer war die Kirschenernte vom Baum um zehntausend verkauft worden.

Oben am Rande des Akazienwaldes war ein Gloriett, dort setzte sie sich nieder; sie überschaute von hier aus den größten Teil ihres Besitztums. Im Süden zog jenseits des Flusses ein hohes fernes Ufer hin, dunkel von Kiefernwäldern. Es waren die Werschetiner Wälder, sie gehörten schon dem Nachbar, dem Grafen Hohenstein. Aber davor lag ihr Gebiet, ein Paradies von Park und Aue, Feldern und Obstwäldern; die Teiche funkelten im Wiesengrund, das Dorf zog hinter dem grauen Schlosse zwischen Weinbergen empor, um die rosenfarb und gelb schimmernde Zwiebelturmkirche drängten sich Nußbäume. Ullas Augen waren noch scharf, sie konnten das Falkenpaar erspähen, das seinen Horst drüben in dem zackigen Felsen hatte, der im Volksmunde die Urgroßmutter hieß. Ulla von Emmen war zufrieden und glücklich; sie dankte Gott, daß er es mit ihr so wohl gemeint.

Da hörte sie hastige Schritte den umbuschten Weg heraufkommen. Mit erhitztem Kopf trat ein flachshaariges Mädchen vor sie hin: es war die kleine Mali. Böse Zungen behaupteten, sie sei die Tochter jener jüngsten Zofe Ullas, die noch ein stürmisch fühlendes Herz besaß; offiziell galt sie als die Nichte dieser wackern Dienerin.

„Frau Baronin!“ Das kleine Mädchen blieb atemlos vor Ulla stehen, dann hastete es nach der Hand der Herrin, um sie gewohnheitsgemäß abzuküssen. „Frau Baronin, bitt' schön!“ keuchte Mali, nachdem der Handkuß versucht und erledigt war, „bitt' schön, der Herr Baron Wenzel ist angekommen.“

Die Stirn der Greisin verfinsterte sich. Ihre Miene drückte Verwunderung und Mißbilligung aus.

„Der Herr Kohl hat mich geschickt. Er hat g'sagt: ‚Lauf, Mali, such' die Frau Baronin, sie möcht' gleich herkommen, der Herr Baron Wenzel ist da!‘“ Herr Kohl, so hieß der achtzigjährige Kammerdiener.

Ulla hatte ihren Unmut bezwungen. „'s ist gut, Mali, sag' dem Kohl, er soll's dem Herrn Baron recht bequem machen. Beim Gabelfrühstück würde ich ihn begrüßen.“

Mali raste schloßwärts. Ulla erhob sich: „Komm, Toto, komm!“ Der rostrote asthmatische Rattenpinscher sprang bleffend heran. „Sieh, Toto, da sind wir wieder einmal gestört worden. Gerade als wir dem lieben Gott danken wollten für alles, da muß dieser Wenzel sich einfinden, ohne daß ich ihn eingeladen habe!“

* * *

Die Freiin Ulla hatte bei all ihrer sonstigen Gastfreundschaft und Großmut eine sonderbare Schrulle: sie sah es nicht gern, wenn Blutsverwandte, namentlich solche, die als Erben angesehen werden konnten, bei ihr im Schloß Quartier nahmen.

Sie unterlag dann der Empfindung, als betrachteten diese Gäste das Schloß und seine Schätze schon mit Augen lachender Erben, dächten sich bei diesem oder jenem Gemälde, diesem oder jenem kostbaren Gegenstand: das möcht' ich gern mitnehmen, wenn die Alte mal abfährt.

Ulla ließ sich nicht gern an die Möglichkeit ihres Todes erinnern. Sie fühlte sich trotz ihrer neunzig Jahre gesund und kräftig. Warum sollte sie nicht hundert oder auch hundertzehn Jahre alt werden? Es gab Beispiele davon; sie war eine eifrige Zeitungsleserin, die sich dergleichen wohl merkte,

Digitized by Google

aber mit dem seltsam kühlen Behagen greiser Gemüter den Tod Jüngerer oder Gleichaltriger zur Kenntnis nahm.

Ihre früh verwaisten Neffen Hans und Wenzel von Emmen hatte Ulla selbst erzogen, und heute noch galten ihr diese Männer, die weit über die Mitte des Lebens hinaus waren, als ein paar recht ratsbedürftige junge Leute.

Hans, der Feurigere und Begabtere, war stets ihr Liebling gewesen. Wenzel war weich und ängstlich, das machte der Tante einigen Kummer. Hans beschützte und verteidigte seinen jüngeren Bruder jederzeit. Heute noch glaubte er an Wenzels gutes Herz und seine brüderliche Gesinnung, obwohl im Lauf von Jahren und Jahrzehnten manche Probe ihm diesen Glauben hätte erschüttern können.

Ein hübsches Bild in der Familiengalerie zeigte die beiden als Knaben in schottischer Tracht, begleitet, fast bewacht von einem großen Bernhardiner, in trautem, liebevollem Zusammensein. Es sind ein paar ganz reizende Buben; doch ahnt man hier noch nicht, wie sehr Hans allmählich an Schönheit und Männlichkeit seinen Bruder übertreffen würde. Bei ihm schien wirklich der Geist am Körper mitgebaut zu haben; denn je mehr er erlitt, je weniger Glück er hatte, desto bedeutender und geschlossener wurde seine ritterliche Erscheinung.

Ganz anders war die Entwicklung, die Wenzels äußerer und innerer Mensch im Drange des Lebens erfahren hatte. Aus dem weichen, scheuen, gutmütigen Knaben hatte die Welt einen argen Komödianten gemacht.

Tante Ulla, die verkörperte Vorsehung, das unerbittliche Fatum der Brüder Emmen, entschied eines Tages also: „Ihr geht beide zum Militär. Hans muß später den Abschied nehmen und heiraten, denn er wird wohl einmal der Herr von Luckau sein. Wenzel muß Soldat bleiben, bis er einen hohen Rang und eine geachtete Stellung erworben hat."

Hans war mit Leib und Seele Offizier, und sein Abgang wurde ihm nur dadurch erleichtert, daß er als Vierziger ein entzückendes junges Mädchen, die blonde Linda von Roeren, heiratete und von seiner andern Tante, der verwitweten Gräfin Haidenfeld, die Leitung der Herrschaft Libnitz erhielt.

Wenzel fühlte sich schon im Kadettenhaus tief unglücklich; seine weiche Natur stieß auf Hohn, Spott und Verfolgung, und so nahm er sich's vor, mit den Waffen des Schwachen: Intrige, Verstellung und Geduld, sich einen Platz an der Sonne zu erfechten.

Er erlernte es allmählich, die Schwächen andrer auszufinden und auszunutzen; er gewann durch seine Schlauheit und Geschmeidigkeit die Gunst unangenehmer Vorgesetzter. Seine Kameraden behaupteten, Wenzels Weg sei über Leichen gegangen; Bösgesinnte setzten hinzu: nicht über die Leichen der Feinde. Jedes Unglück, das einen andern traf, schlug jedenfalls irgendwie zu seinem Vorteil aus, so daß es Leute gab, die ihn fast mit abergläubischer Furcht betrachteten.

Er blieb höchst ungern in der Armee, immer hoffend, daß Tante Ulla endlich sterben und ihm die Freiheit und ein schönes Erbteil hinterlassen würde. Aber Tante Ulla lebte weiter, und Wenzel hatte schon lange den fünfzigsten Geburtstag hinter sich. Da begann er nach und nach in wachsender Verbitterung begehrliche Blicke auf Luckau zu werfen; warum mußte es denn unbedingt dem Hans zufallen? so fragte er sich.

Im übrigen hatten für Wenzel von Emmen nur drei Dinge Bedeutung und Reiz. Erstens: die Jagd; zweitens: die Weiber; drittens: gut essen und trinken. — —

Im großen gelben Speisezimmer war der runde Eßtisch fürs Gabelfrühstück gedeckt. Leicht hinkend, in nachlässiges Zivil gekleidet, ging Baron Wenzel im Saal umher und betrachtete gleichgültig die braungrauen, tunlig gemalten Landschaften in den rechteckigen Holzrahmen.

Kohl, der achtzigjährige Kammerdiener, machte sich an der Anrichte zu tun. Er warf scheue Blicke auf den ungebetenen Gast. Wenzel mußte innerlich über den Biedermeierfrack und die hohe Halsbinde des alten Mannes lächeln, hielt es aber für angebracht, ihm ein oder das andre freundliche Wort hinzuwerfen, das dann sehr devot, aber einsilbig beantwortet wurde, bis endlich der zweite Diener, Josef, der nur siebzig Jahre alt war und daher „der junge Bediente" hieß, die Flügeltüren des roten Salons öffnete; mit diesem begann die Zeile der von Ulla benutzten Gemächer, und bald trat die Schloßfrau herein, in schwarzseidener Jacke und grünem Paregetkleid über weiter Krinoline, und hielt dem Neffen gnädig die Hand entgegen.

Wenzel eilte mit einem vortrefflich erdachten Ausdruck auf sie zu: die Bitte um

Entschuldigung, Freude über das gute Aussehen der Tante, ein halb humoristisches Selbstbedauern — alles mengte sich in seinen Zügen zur beabsichtigten Gesamtwirkung.

Wenzel wäre ein stattlicher Mann gewesen, wenn nicht sein gerötetes Gesicht, eine Neigung zur Leibesfülle und das nahezu kahle Haupt des Lebemanns den Eindruck seiner Persönlichkeit stark beeinträchtigt hätten. Er hatte sanfte rehbraune Augen, und sein gut gepflegter Schnurrbart war von der kleidsamen Farbe, die der Engländer auburn nennt.

„Liebste, beste Tante, du wirst ja immer jünger," schmeichelte er, indem er Ulla an ihren Platz führte. Während er mit großem Appetit seine Suppe löffelte, fand er Zeit zu liebenswürdigen Äußerungen. „Ich hab' es ja immer gesagt, du erlebst noch deinen hundertfünfzigsten Geburtstag, Tante Ulla! Wie prächtig du ausschaust! Ja, ja, du wirst uns noch alle überleben; ich seh's schon kommen, daß du noch deinen alten Tunichtgut von Neffen begräbst."

„Rede doch keinen Unsinn, Wenzel!" meinte die alte Dame, während Kohl ihr mit zitternder Hand das Gulyas servierte, dem sie gern zusprach. „Du übertreibst immer, dein Bruder Hans dagegen leidet an einem Übermaß von Ehrlichkeit; er sagt einem selten etwas Angenehmes."

Um Wenzels Mund zitterte ein kaum bemerkbares Lächeln; er schenkte sich fleißig vom landberühmten Luckauer Weißen ein; seine Stimmung befand sich im Aufsteigen.

„Was Neues vom Regiment?" setzte die Tante nach kurzer Pause das Gespräch fort. „Ich seh' ja, du bist in Zivil ..."

„Nun, liebe Tante, das ist ja gewissermaßen des Pudels Kern; darum bin ich ja hier!"

„Du bist doch nicht etwa ...?" Ein Blick von fragender Strenge traf den Major, und ihm war zumute wie einem blutjungen Leutnant, der mit schlechtem Gewissen nach Hause kommt.

„Pensioniert? O, das noch nicht, liebe Tante, Gott bewahre! Nur einen längeren Urlaub hab' ich nehmen müssen ... beim Reiten ist mir ein Malheur passiert ... mein Bein ..."

„Ich sah, daß du hinktest, Wenzel. Aber warum gehst du nicht in ein Bad, um dich auszukurieren?"

„Weißt, liebe Tante, bei mir handelt sich's mehr um Ruhe ... Erholung. Das alles kann ich doch nur bei meiner Tante Ulla im schönen Luckau haben." Er sah mit einem leichten Seufzer durch das geschlossene Fenster auf die Wipfel der Platanen, auf den weißblühenden Akazienwald.

„Was für ein Zimmer hat dir Kohl angewiesen?"

„Oh, dank schön, es ist prächtig, wenn's auch nach dem Dorf hinausgeht; famoses Bett, wie mir scheint; bin sehr zufrieden."

Endlich waren sie allein. Der Tante war inzwischen ein praktischer Einfall gekommen. „Du, Wenzel, wenn du schon da bist, könntest du mir einen Gefallen tun. Der Hans hat mir einen Floh ins Ohr gesetzt wegen meines Verwalters Katzowky. Er traut ihm nicht, er denkt, Katzowky betrügt mich. Freilich, Hans möchte gar zu gern die Verwaltung von Luckau übernehmen und drüben in Libnitz einen Vertreter anstellen. Aber solange ich lebe, will ich hier Alleinherrscherin sein! Eigentlich könntest du mal in unauffälliger Weise die Rechnungen des Katzowky kontrollieren."

„Mit tausend Freuden, liebe Tante!" Wenzel sprach's aus aufrichtigem Herzen, mit wahrer Inbrunst küßte er Ullas Hand, als sie sich jetzt vom Tisch erhoben. „Aber," setzte er nach klug bemessener Kunstpause hinzu, „da pfusche ich doch gewissermaßen dem Hans ins Handwerk ..."

„Du weißt, wie lieb ich den Hans habe, wie sehr ich seiner Ehrlichkeit, seinem noblen Charakter vertraue. Aber gerade diese Eigenschaften machen es für Hans schwierig, eine solche Aufgabe zu übernehmen."

Sie standen an der Tür des roten Salons. Mit scherzhafter Armsündermiene erwiderte Wenzel: „Also du meinst, ein Lumperl kann auf das andre achtgeben?"

Ihm war der wirkliche Grund vollkommen klar: Ulla wollte Hans noch keinerlei Erbrechte gönnen; ihr tiefer Lebensdrang stand dawider. Dagegen Wenzel kam ja überhaupt nicht in Betracht.

„Du bleibst ein komischer Junge," sagte sie gütig und entließ den Neffen mit freundlichem Kopfnicken.

* * *

Wenzel hätte gern ein Stündchen geschlafen. Aber jenes Frühstücksgespräch wollte wohl bedacht sein. Mit einer vortrefflichen

Digitized by Google

Zigarre im Munde hinkte der Major in den Garten hinaus. Er beschritt die zierliche weiße Brücke, die den Lauraner Bach unterhalb des Schloßteiches im Bogen überspannt, und schlenderte rauchend in den Josefinengrund hinein.

Diese Anlage stammte noch aus der Zeit des Vorgängers der jetzigen Besitzerin. Sie trug den sentimentalen Charakter des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Unter weitverästeten Buchen bröckelten Steinaltäre mit schwärmerischen Inschriften, die täglich blässer wurden.

In diese Landschaft schien auf den ersten Blick recht gut die Gestalt eines Mannes zu passen, der behäbig mit rüstigen Schritten, dem wasserarmen Bache entgegen, das kleine Tal hinaufspazierte. Er trug einen braunen Rock mit Samtkragen, einen mausegrauen niedrigen Zylinder, in der Hand einen festen Knotenstock mit elfenbeinerner Krücke.

Wenzel stieß einen vergnügten Pfiff aus; dann beschleunigte er seinen Gang. Merkwürdigerweise hinkte er jetzt fast gar nicht mehr.

Der Braunrock wandte sich um. Eine auffallende Erscheinung. Ein mittelgroßer stämmiger Mensch mit einem dicken Gesicht, stark gebogener Nase, listigen schwarzen Augen.

Denkt man sich etwa, ein Bildhauer hätte einen Bacchus schaffen wollen, dann aber sich die Sache überlegt und anstatt dessen einen polnischen Handelsmann sich vorgenommen, sei aber schließlich mitten zwischen Dionysos und dem Tarnopoler stehengeblieben: so hat man Herr Katzowky vor Augen, den obersten Gutsverwalter der Freiin Ulla.

Katzowky war noch in den besten Jahren, aber diesen Fehler suchte er dadurch wettzumachen, daß er in bezug auf seine Tracht noch viel weiter zurückging als die Herrin von Luckau selbst. Wurzelte diese hauptsächlich in der Krinolinenzeit, so trat der schlaue Verwalter fast bis an die Grenze des Empire zurück, und sein Anblick erweckte im Herzen der alten Frau, ohne daß sie es wußte, Erinnerungen an ihre ferne, ferne Jugend und Kindheit.

Er gab sich gern den Anschein einer gewissen Bildung. „Schampohl" und „Krüllparzer", die von seiner Herrin vor allem verehrten Dichter, mußten dazu herhalten, seine Rede mit äußerst fragwürdigen Zitaten zu schmücken.

„Oh, Herr Baron!" grüßte er tief und bescheiden.

„Servus, mein lieber Herr Katzowky. Immer eifrig im Dienst, was?"

„Freilich, freilich, Herr Baron! Ein jeder Stand hat seine Last, wie der Krüllparzer sagt. Ich muß jetzt gleich auf die Oberluckauer Mühle. Haben der Herr Baron denselben Weg?"

„Ich geh' ein Stückel mit, Katzowky ... Apropos! ich muß Ihnen was sagen ... aber erschrecken's nicht: meine Tante wünscht, daß wir, Sie und ich, einmal zusammen die Rechnungen der letzten Jahre durchgehen, verstehen Sie?"

Der braunrote Bacchus wurde einen Augenblick fahlgelb wie ein Chinese. Aber rasch erholte er sich und setzte alsbald die Miene der tiefsten Kränkung auf. „Herr Baron! dieses Mißtrauensvotum — mir, dem treusten Diener, den die Frau Baronin hat! dem Beschützer ihrer Lämmer, wie der Schampohl sagen würde ..."

„Lassen Sie jetzt die literarischen Reminiszenzen," unterbrach ihn Wenzel mit rücksichtsloser Derbheit. „Übrigens können Sie sich beruhigen: ich bin kein Spitzel, mein lieber Katzowky. Da" — er hielt ihm die Zigarrentasche hin — „stecken Sie sich eine in die Visage, der Kaiser — Gott erhalt' ihn — raucht keine besseren."

„Tausend Dank, Herr Baron! Ihr Wohlwollen ist mir unschätzbar ..."

„Schon gut, und jetzt wollen wir wie ein paar Leute von Welt die Sache bereden."

Sie waren beim „Denkmal der Freundschaft" angelangt, das der alte Graf Weltrus hier einst hatte setzen lassen. Auf haselumbuschtem Sockel prangte ein gefühlsreiches Poem in anmutiger schiefer Lateinschrift; um die schwere erzene Vase, die auf dem Sockel trauerte, schlang sich ein schön gegossener Kranz von Eichenlaub.

„Also, Katzowky, ich muß hier gleich umkehren, sonst versäum' ich das Diner, und Sie wissen, wie meine Tante auf Pünktlichkeit und Ordnung hält. Jawohl, auf Ordnung, Katzowky! Sie wissen doch auch, daß mein Bruder Hans ihr schon öfters mit der Bitte nahegetreten, Ihre Bücher zur Durchsicht vorgelegt zu bekommen?"

Katzowky wurde wieder um eine Schattierung gelber.

Digitized by Google

Gleichmütig strich Baron Wenzel die Asche seiner Zigarre an der obern Kante des Sockels ab, indem er fortfuhr: „Mein Bruder auf Libnitz hat ein Prinzip, das lautet: Ehrlichkeit und Wahrheit! Sehr schön, aber nicht immer praktisch in diesem Jammertal. Mein Prinzip dagegen lautet: Leben und leben lassen. Haben Sie mich verstanden?"

„Oh, Herr Baron, ich bin auf Tod und Leben der Ihre! Und Sie werden schon sehen, daß in den Abrechnungen alles stimmt."

„Das setz' ich voraus. Adieu, Katzowky."

„Habe die Ehre, Herr Baron! Besten Appetit und untertänigsten Handkuß der gnädigen Frau Baronin Tante, Herr Baron. Ach, wenn der Herr Baron einmal hier ..."

„Lassen's das, Katzowky. Auf Wiedersehen."

* * *

In der großen halbkreisförmigen, von Kletterrosen übersponnenen, von Jasminbüschen umfaßten Laube, die sich auf dem sanft zum Libnitzer Schloß ansteigenden Rasenplatz öffnet, saß am Spätnachmittag dieses selben neunzehnten Juni eine heitere Gesellschaft. Besuch war gekommen; die geheimen Gegensätze, die lauernden Spannungen der Libnitzer Familientafel waren für den Augenblick außer Tätigkeit gesetzt, und darüber freuten sich alle.

Nur Großtante Isa starrte wie sonst verloren, mit weitoffen träumenden wasserblauen Augen vor sich hin und kraute zerstreut den faltigen Hals ihres kleinen Mopses Dido.

Es waren zwei Offiziere aus der nächsten Garnisonstadt, Major Grätzer und Oberleutnant von Eisenberg, die den Libnitzer Kreis durch ihre Anwesenheit belebten. Girschick stellte mit besonderer Würde das silberne Kaffeeservice auf den Laubentisch; Lilla füllte die kleinen chinesischen Schalen und schenkte mit frischer Anmut Maraschino oder Allasch in die Likörgläser. Man sprach von lauter Nichtigkeiten und war vergnügt. Einmal endlich schien der graue Schleier der Verstimmungen und Mißverständnisse gehoben.

Die Blicke gingen über ein Rundbeet mit gefüllten Pechnelken, über den Rasenplan hin zur ehrwürdig-lieblichen Schloßfront, von deren sattem Gelb die weißen Fensterläden, die vor kühlen heimlichen Zimmertiefen aufgezogenen Markisen blendend abstachen. Kleine goldrote Spinner und Spanner flirrten über die Kieswege. Ins südliche Blau des Sommerhimmels schnitten dunkle spitze Thujabäume; das mächtige Ziegeldach des Schlosses überragten silberige Pappeln, die grasige Felskuppe des Dobschitzer Berges stand im scharfen Profil vor der flimmernden Ferne. Der Rauch türkischer Zigaretten, die hellen Kleider Lindas und Lillas, die bunte Uniform der Kavalleristen — all dies mengte sich dem lustigen Stimmengewirr und erzeugte die Empfindung echt ländlichen Behagens und harmloser Fröhlichkeit.

Lilla sah reizend aus; der ältliche, von den Damen der großen Welt nicht eben verwöhnte Junggeselle Major Grätzer war bezaubert, ihm schmeichelte die Liebenswürdigkeit einer jungen Komteß gewaltig, und er überbot sich in uralten wunderlichen Scherzgeschichten, die er mit leicht böhmelndem Akzent vortrug. Baronin Emmen unterhielt sich lebhaft mit dem hübschen artigen Oberleutnant Eisenberg, der ebenfalls in der Malkunst dilettierte, über die Vorzüge der neuen und der älteren Technik. Der Baron rauchte mit zufriedenem Gesicht seine Pfeife und machte Kornelia glücklich, indem er geduldig ihren Auseinandersetzungen über das Vordringen des Buddhismus und seine Zukunft in Europa zu horchen schien.

„Werden die Damen zur Wintersaison nach Prag gehen?" fragte der Oberleutnant nach einer Pause.

„Schwerlich," antwortete die Baronin, „Prag hat keine Versuchungen für uns. Ich hätte auch die Lilla viel lieber in Wien ausgeführt; aber die Tante Ulla fand: ‚Prag liegt am nächsten, und ich bin auch dort in die Welt gegangen' — und Tante Ullas Wunsch ist den Sterblichen Gesetz."

„Da Sie von Prag reden, Baronin," wandte sich der Major an die Schloßfrau, „so fällt mir ein: Ihren Schwager — deinen Bruder Wenzel, lieber Kamerad — hab' ich vor ein paar Tagen dort getroffen."

Man fühlte gleich, doch am stärksten empfand es Kornelia, daß in dieser harmlosen Mitteilung etwas Unheimliches, Drohendes liege. Beim Baron war es mehr eine leise Verstimmung, zu der er selbst sich nur ungern bekannt hätte; bei Linda nur das unbewußte Nachfühlen dessen, was durch die Seele ihres Gatten zog.

„Schau, ich hab' gedacht, der sitzt in Czernowitz bei seinem Regiment!" rief der

Digitized by Google

Baron überrascht aus. „Es wundert mich, daß wir seinen Namen nicht in den Prager Blättern gelesen haben."

„Er ist beim Fürsten Powidl — Pardon, halt bei einem seiner großen Freunde — abgestiegen, statt wie gewöhnlich im ‚Schwarzen Roß'. Er will sich ja pensionieren lassen, wenn ich ihn recht verstanden habe."

„Pensionieren?" Der Baron fragte es im Tone leichter Verwunderung. Aber die Verstimmung seines Innern wuchs mit einem Male in einem Grade, über dessen Höhe er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Er hat was am Haxen ... wollte vorläufig um längeren Urlaub einkommen."

„So, so. Na, er wird uns wohl auch aufsuchen, denk' ich."

Da geschah ein vollkommen Unerwartetes. Großtante Isa, die scheinbar an dem Gespräch gar keinen Anteil genommen hatte, sagte plötzlich etwas deutlich Vernehmbares vor sich hin: „Hansel, mein Bub, nimm dich in acht vorm Wenzel. Der Wenzel ist falsch!" Dann starrte sie wieder in dumpfem Verlorensein nach dem Dobschitzer Berge hinüber.

Der Zwischenfall hatte eine peinliche Pause geschaffen. Major Grätzer machte mit soldatischer Geradheit diesem unsichern Zustand ein Ende: „No ja, Emmen — verzeih, es ist ja dein Bruder — aber in der ganzen Armee ist er als eine Art von Streber bekannt. Er ist ein sogenannter Leichenriecher, scheint jedes Malheur, jeden Todesfall vorher zu wittern und profitiert davon."

„Grätzer, du bist mir ein guter Kamerad, sonst würd' ich dir diese Charakteristik meines Bruders nicht verzeihen. Gewiß, das Leben hat ihn verdorben, wie es uns alle mehr oder weniger verdirbt."

„Dich nicht, Hans, dich hat's nicht verdorben!" rief Linda voller Liebe, und Lilla küßte ihrem Vater zärtlich die Hand.

„Dich hat's nicht verdorben, und das eben ist dein Unglück," fügte Kornelia halblaut hinzu.

In diesem Augenblick kam Girschik mit wichtiger Miene den Riesweg herab: „Bitt' schön, es kommt ein Gewitter ... darf ich Schirme bringen, oder wollen die gnädigen Herrschaften nicht lieber ins Schloß?"

Lilla und der Oberleutnant mußten laut auflachen. Lilla rief: „Girschik, Sie kündigen immer Gewitter an ... lassen sich's nicht ausladen."

„Bitt' schön, Baroneß, meine Knochen fühlen das — dort kommt's schon ..."

Und in der Tat schob sich eine kalte graue Wolkenmasse über die Felsberge im Nordwesten, über die Eichenwälder und Kirschgärten vor und hing drohend über den Tannen und Eschen des Schloßgartens, während der süße Bonbonduft des blühenden Ölbaums immer stärker herüberdrang.

„Und da donnert's schon, bitt' schön," setzte der Graukopf triumphierend hinzu.

„Das ist kein Donner, das ist ein Wagen!" rief Lilla.

„Es ist beides," sagte gemessen der Baron.

In der Tat, ein Wagen rollte die Obstbaumallee herauf. Es war die landbekannte Kutsche der Freiin Ulla. Stramm und aufrecht saß Euler, der fünfundsiebzigjährige Kutscher, auf dem Bock des schwergebauten Fuhrwerks, obwohl seine alten Hände ein minder gut eingefahrenes Paar Pferde kaum noch hätten in Schach halten können.

Girschik öffnete das weiße Holztor: Tante Ullas Gefährt knatterte über den Kies und hielt vor dem Schloß. Heraus stieg ein behäbiger Herr in Zivil — Baron Wenzel von Emmen. Er half der Tante mit umständlicher Sorgsamkeit aus dem Wagen und eilte dann, das rechte Bein etwas nachschleppend, mit ausgestreckter Hand auf seinen Bruder zu.

„No, Hans, was sagst du dazu? Überraschung, was? Immer noch der schöne Rittersmann, wie ich sehe! Liebe Linda, du bist wieder um ein paar Jahre jünger geworden. Ach, Lilla, Spitzbub, du bist ja verdammt hübsch, ich werd' mich in dich verlieben, krieg' Dispens vom Heiligen Vater. Küss' dir die Hand, Tante Isa! Servus, Grätzer. Du hast mich gewiß schon angemeldet?"

Inzwischen kam das Wetter eilig näher; die kleinen Spinner und Spanner waren von den Rieswegen verschwunden; diese stachen in blendendem Weißgrau von dem scharfen Grün des Rasenplatzes ab. Die ersten Tropfen rührten schon an die purpurnen Pechnelken, an das Gerank der porzellanähnlichen Rosen, an die mit betäubenden Blüten bestirnten Jasminbüsche.

Die Gesellschaft zog sich in das Schloß zurück: man betrat einen hohen Salon zu ebener Erde; Kreuzgewölbe überdeckten, dicke Mauern umengten den Raum, der jetzt besonders finster und kalt aussah; die Luft

Digitized by Google

darin blieb zu allen Zeiten kühl, und immer hatte sie den Geruch verblichener Möbelstoffe und verwelkter Blumen, die Erinnerung an tote Geschlechter in sich.

Die beiden Kavalleristen fühlten sich als Eindringlinge in diesem stattlichen Familienkreis. Ihr Behagen war dahin; Rauchen im geschlossenen Raum verbot die Anwesenheit der Herrin von Luckau. Sie machten Miene, abzureiten, gaben jedoch freundlicher Bitte nach, erst den Sturm vorüberziehen zu lassen.

Die Baronin Emmen sagte zum Oberleutnant: „Kommen Sie, Baron Eisenberg, ich will Ihnen die Skizzen zeigen, von denen wir vorhin gesprochen haben."

„Es interessiert mich riesig, Baronin — aber bitte tausendmal um Verzeihung: sollten Sie sich nicht der Frau Tante widmen? Die schaut schon bitterböse auf uns her."

„Sie sehen ja, mein armer Mann zerreißt sich schon zwischen ihr und dem Bruder Wenzel, und an ihrer andern Seite thront Tante Isa und hält die Hand der angebeteten Schwester. Das ist doch wahrlich genug Familienkultus; ich bin dabei recht überflüssig."

„Wie die zwei alten Damen da auf'm Sofa sitzen, Baronin! das wär' eigentlich ein Stoff für ein Bild ‚Die Vergangenheit'! Die bauschigen Baregetkleider in Schwarz und Grün, das blau- und graugestreifte hochlehnige Drillichsofa ..."

„Sie sind ein Kenner," lachte die Baronin. „Das Sofa ist in der Tat mit Drillich überzogen. Also will es die Luckauer Majestät; bei ihr zu Hause herrscht ja auch der Drillich."

„Und der Drill."

„Sie werden boshaft, Baron. Nun, wir, mein armer Hans und ich, sind ja nicht die Herren in diesem Schloß. Isa ist ein leerer Name, Ulla regiert Libnitz wie Luckau. Und wahrlich, ich vermag nicht einzusehen, daß man ihr göttliche Verehrung zollen muß, weil der Jean Paul sie als Kind auf die Stirn geküßt hat. Wenn er sie gesehen hätt', wie sie jetzt ausschaut ..."

„Um Gottes willen, Baronin! nicht so laut, bitte schön: sie durchbohrt uns mit ihren gefeierten Augen. Übrigens doch ein Bilderl! Baronin haben da die schönsten Modelle in Ihrer Umgebung."

„Na, das Bild zu malen, überlass' ich Ihnen, Baron Eisenberg. Jetzt aber entführ' ich Sie in mein Atelier."

„Wohin geht denn die Linda?" vernahm man Ullas schneidende Stimme vom andern Ende des gewölbten Raumes.

„Sie wird dem Eisenberg ihre Skizzen zeigen wollen," antwortete Hans begütigend.

„Zu meiner Zeit hätte man es nicht schicklich gefunden, daß eine junge Frau so mir nichts dir nichts mit einem Oberleutnant aus der Gesellschaft verschwindet."

„Beste Tante," versetzte Baron Emmen ohne eine Spur von Gereiztheit, „Linda wird sich sehr geschmeichelt fühlen, daß du sie noch als junge Frau bezeichnest, trotz der erwachsenen Tochter da."

„Und ebensowenig will mir's gefallen, lieber Hans, daß Lilla sich mit dem Major dort so laut unterhält und so ungeniert schreit und lacht, als ob keine Respektspersonen hier säßen."

„Ja, Tante Ulla, die heutige Jugend ist eben anders," sagte der Baron mit jener liebenswürdigen, überlegen ergebenen Miene, die immer zu besagen schien: Wir werden die Welt nicht ändern, und in fünfzig Jahren ist alles das so gut wie nicht gewesen.

Baron Wenzel hielt sich während dieser verwandtschaftlichen Unterhaltung fern von jeder Parteinahme. Nur die letzten Worte seines Bruders hatte er mit einem freundlichen Gemurmel begleitet, das ein jedes als Zustimmung in seinem Sinne deuten konnte.

Das Gewitter war scheinbar vorübergezogen. Zuerst ritten die Offiziere davon, dann fuhr die Luckauer Kutsche unter dem Hoftor heraus und hielt vor den Stufen, die zum gewölbten Salon führten. Euler saß in der Haltung einer aufgerichteten Pharaonenmumie auf dem Bocke, die Braunen zogen an, und der liebe Besuch verschwand unter dem fruchtschweren Laubdach der Landstraße. Das weiße Holzgitter schloß sich.

Girschik wandte sich ehrerbietig an den Baron, der auf dem Kiesweg hin und her schritt: „Bitt' schön, Herr Baron, das Gewitter kommt zurück, es spaziert nur um den Dobschitzer Berg, und in der Nacht wird es wieder hier sein."

Hans von Emmen zuckte mit den Achseln und ging dann langsam in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwiſſenſchaftliche Rundſchau

Fortſchritte im Gebiete der Phyſik und der Themie

Bericht von Prof. Wilhelm Müller-Erzbach

Heizſtoffe und Rauchverbrennung. Mit dem Anwachſen der Induſtrie wächſt auch der Bedarf an Brennſtoffen. Aus dem Verbrauch des wichtigſten unter ihnen, der Steinkohle, gewinnen wir deshalb einen Maßſtab für die Entwicklung der Induſtrie. In den fünfzig Jahren von 1850 bis 1900 ſtieg nun, nach Millionen Tonnen gerechnet, die Menge der abgebauten Steinkohle in Deutſchland von 6,1 bis 153, in Großbritannien von 45,3 bis 222 und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 5,8 bis über 266. In Nordamerika war alſo der Verbrauch im Verhältnis 1 : 46 gewachſen, und auch die engliſche, im Anfang der Vergleichszeit bereits ſehr bedeutende Induſtrie hatte ihren Bedarf in fünfzig Jahren auf das Fünffache geſteigert. Daher entſtand ſchon vor längerer Zeit die Beſorgnis, daß bei einer in ähnlicher Weiſe fortgeſetzten Zunahme des Verbrauchs der vorhandene Kohlenvorrat nicht mehr allzulange ausreichen werde. Wir wiſſen zwar gewöhnlich nicht, bis zu welcher Tiefe ſich die Kohlenlager erſtrecken, aber aus praktiſchen Gründen, beſonders wegen der Zunahme der Erdtemperatur, iſt ihr Abbau nur bis 900 oder höchſtens 1200 Meter ausführbar. Man kann deshalb die Menge der wirklich zu fördernden Kohlen annähernd abſchätzen und mit dem mutmaßlichen Verbrauch vergleichen, um eine Vorſtellung von der Zeit zu gewinnen, für welche wir noch mit dem wichtigſten Brennſtoff verſorgt ſind.

Dieſe Schätzungen ſind zwar mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber ſie ſind anderſeits auf viele ſchwer erweisbare Vorausſetzungen geſtützt. Die beſtimmten Zahlen ihres Endergebniſſes müſſen wir deshalb wohl als ſtark angreifbar anſehen. Doch geben ſie immerhin einen erſten Anhalt für die Beantwortung der für alle Länder, ja für die Exiſtenz des Menſchengeſchlechts bedeutſamen Frage und verdienen jedenfalls alle Beachtung. Für die Vereinigten Staaten findet der General Wistar, daß ihre Kohlenlager bei andauernder Steigerung des Verbrauchs wie in den letzten Jahrzehnten bereits im Jahre 2000 erſchöpft ſein würden. Der Oberbergrat Nauſe ſchätzt den dortigen Bedarf etwas niedriger und kommt zu dem Jahre 2500. Von den Ruhrkohlen iſt in ähnlicher Weiſe ein Vorrat für 580 oder für 500 Jahre ermittelt, vom Saarbecken für 860 Jahre und vom oberſchleſiſchen Lager für reichlich 750 Jahre. Der engliſche Bergingenieur Greenwell kommt zu dem Ergebnis, daß die engliſchen Kohlen nur bis zum Jahre 2200 ausreichen würden; eine Kommiſſion des Unterhauſes findet wieder einen ſpäteren Termin. Es bleibt jedenfalls trotz aller Abweichungen im einzelnen kein Zweifel, daß in keinem Lande auf eine unbeſchränkte Leiſtungsfähigkeit der Kohlenvorräte gerechnet werden darf.

Der Zeitpunkt der Erſchöpfung kann durch die Entdeckung neuer Lager, durch die Ausnutzung der im herabfallenden Waſſer wie in Ebbe und Flut gebotenen Waſſerkraft oder des Winddrucks oder durch unmittelbare Verwendung der Sonnenſtrahlung hinausgeſchoben werden, zuletzt muß er eintreten, wenn die Induſtrie weiter gedeihen ſoll. Daher iſt es geboten, auf jeden möglichen Erſatz der Steinkohle und der andern foſſilen Kohlen Bedacht zu nehmen. Man bemüht ſich auch, minderwertige Brennſtoffe und die brennbaren Abfälle zu verwerten. Man hat Kohlenſtaubfeuerungen eingerichtet und formt aus den pulverförmigen Brennſtoffen durch Zuſammenpreſſen die für manche Zwecke, beſonders für den Hausgebrauch, ſehr geeigneten Briketts. Selbſt aus Sägeſpänen und aus ausgetrocknetem Torfmull werden ſie gewonnen. Auch wird der Torf verkohlt. Kleinkörniges Brennmaterial bringt man außerdem durch von unten zugeführte Preßluft zur Verbrennung, indem man es unter anderm über einer mit vielen kleinen Öffnungen verſehenen Platte ausbreitet.

Um die Heizgaſe in den Dampfkeſſelfeuerungen auszunutzen, verwertet man ſie zum Überhitzen des Dampfes. Der Dampf wird aus dem Keſſel durch Röhren geleitet, die von den Heizgaſen beſpült werden, und tritt überhitzt in die Maſchine. Er beſitzt infolgedeſſen eine höhere Spannung, und es wird zugleich der Verluſt durch Dampfverdichtung in den Maſchinenteilen vermieden. In neuerer Zeit wurden zuerſt die Lokomotiven und dann die Lokomobilen mit ſolchen Einrichtungen zum Überhitzen des Dampfes verſehen.

Digitized by Google

Flüssige Brennstoffe wurden früher nur an wenig Fundorten in größerer Menge gewonnen und kamen für die Heizung kaum in Betracht. Durch die fortgesetzt gesteigerte Produktion und die Entdeckung neuer Quellen von Petroleum konnte jedoch dieses vortreffliche Brennmaterial auch für die Heizung nicht länger unberücksichtigt bleiben. Man fing an, es zum Betriebe der gewöhnlichen Dampfmaschinen, der Lokomotiven und der Schiffsmaschinen zu verwenden, in Rußland auf den Flußdampfern seit mehreren Jahrzehnten. Auch auf den Ozeandampfern wurden Versuche darüber angestellt und die Einrichtungen dazu immer mehr vervollkommnet. Selbst für den Betrieb der Flammöfen und der Tiegelstahlöfen ist nach den jetzt bereits vorliegenden Erfahrungen die Verwendung des Petroleums in Aussicht genommen.

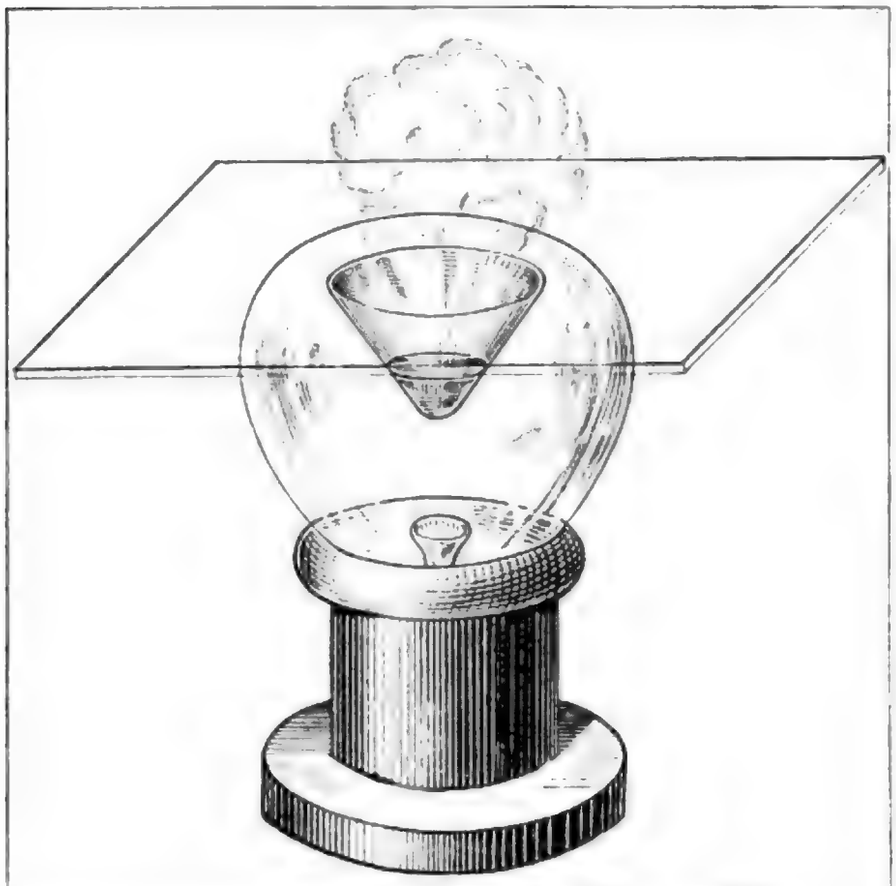
Auch den Spiritus bemühen sich die rührigen Besitzer der Brennereien als Heizungsmittel einzuführen, nachdem das Kartoffellicht bereits mit Erfolg in Wettbewerb getreten ist. Die Heizung der Dampfkessel mit Spiritus war längst geplant, und in der Landwirtschaft sind schon Spirituslokomotiven in Betrieb gesetzt. Im Hausgebrauch hat die Heizung der Plätteisen mit Spiritus durch zweckmäßige Konstruktionen vielfach Eingang gefunden.

Der von den Feuerungen abziehende Rauch führt einen Teil des Brennstoffs unbenutzt fort. Er verteuert die Heizung und belästigt zugleich die Umgebung in der unangenehmsten, der Gesundheit schädlichen Weise. Wenn man an einem sonnigen Tage die dichten schwarzen Rauchwolken aus den Schiffsschornsteinen abziehen und das Tageslicht verdunkeln sieht, so erscheint es zunächst unbegreiflich, daß es geduldet wird. Man hat sich ernstlich bemüht, auch durch Polizeimaßregeln, das Übel zu beseitigen, aber nur mit halbem Erfolg. Der Rauch besteht vorzugsweise aus Ruß oder unverbranntem Kohlenstoff mit etwas Flugasche und verdichtetem Wasserdampf. Die beigemengten unsichtbaren und noch brennbaren Gase: Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff und Wasserstoff, sind nur in wirtschaftlicher Beziehung zu beachten. Die Steinkohle besteht neben den in der Asche vorhandenen Bestandteilen aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und einer geringen Menge Stickstoff. Je größer ihr Gehalt an Wasserstoff ist, desto mehr schwere Kohlenwasserstoffe und von diesen sich ausscheidender Kohlenstoff werden beim Erhitzen gebildet. Die Ausscheidung des Kohlenstoffs ist entweder auf den Mangel an dem zur Verbrennung nötigen Sauerstoff oder auf Abkühlung zurückzuführen. In letzterm Falle liegt die Temperatur unter dem zur Entzündung des Kohlenstoffs erforderlichen Wärmegrad. Das Aufwerfen von frischem Brennmaterial oder zu starker Luftzug können eine solche Abkühlung veranlassen. Beide Umstände befördern also die Rauchbildung, aber ebenso zu schwacher Luftzug, der den erwähnten Mangel an Sauerstoff zur Folge hat. Die richtige Abmessung der Höhe und Weite des Schornsteins ist demnach auch wegen der Rauchverhinderung unerläßlich. Vielleicht wird es später einmal auf einem andern Wege erreicht, denn man ist seit einigen Jahren in Amerika wie in Europa bemüht, die teure Anlage der Schornsteine ganz zu vermeiden, und will den Luftzug durch Ventilatoren beschaffen.

Die Abkühlung des Feuers durch die Berührung mit frischem Brennmaterial sucht man besonders durch gleichmäßiges Aufgeben des Brennstoffs in kleinen Portionen zu verhindern. Ein sorgsamer Heizer kann auf solche Weise allein schon zur Verminderung des Rauchs und zur Ersparung von Kohle viel beitragen, und es hat sich gelohnt, diese Geschicklichkeit durch Preisheizen weiter auszubilden. Die technischen Vorkehrungen gegen die Rauchbelästigung unterscheiden sich dadurch wesentlich, daß sie entweder die Rauchbildung überhaupt verhindern oder den gebildeten Rauch verbrennen sollen. Zu den ersten gehören der Schüttelrost, der Treppenrost und der Kettenrost, der in besonders zweckmäßiger Form vor einiger Zeit von der Deutschen Dampfkesselwerk-Gesellschaft in Oberhausen hergestellt worden. Er besteht aus einer Anzahl von Stäben, welche, durch eine über zwei bewegliche Walzen gespannte Kette verbunden, eine Roststäche ohne Ende bilden. Die vorn aufgeschüttete Kohle verbrennt, während sie langsam vorwärtsbewegt wird. Für die Verbrennung bereits vorhandenen Rauches hat eine schon etwas ältere Einrichtung von Fairbain weitere Verbreitung gefunden. Bei ihr ist der Feuerherd durch eine dünne Wand in zwei Hälften geteilt, die durch besondere Heiztüren abwechselnd beschickt werden. Die von ihnen abziehenden flüchtigen Verbrennungsstoffe treffen an der Feuerbrücke zusammen. Die beiden Teile des Rostes erhalten abwechselnd frische Kohlen, so daß der eine stets in voller Glut ist und den von dem kälteren abziehenden Rauch an der Feuerbrücke mit verbrennt. Die Abkühlung durch das Öffnen der Feuertür wird in allen diesen Einrichtungen vermieden, und so hat man tatsächlich die fast oder ganz rauchfreie Verbrennung in manchen Fabriken erreicht. Leider ist aber die überwiegende Mehrzahl der Feuerungen noch weit davon entfernt.

Durch Aufblasen von Wasserdampf auf glühende Kohlen entstehen Wasserstoff- und Kohlenoxyd, zwei Gase, die unter starker Wärmeentwicklung verbrennen. Das mit Stickstoff aus der Verbrennungsluft vermischte Gasgemenge, das Wassergas, ist zur Heizung ohne weiteres zu verwenden und wird auch dazu verwandt, nachdem der Amerikaner Strong vor drei Jahrzehnten eine billige Darstellung desselben gezeigt hatte.

Digitized by Google



Verdampfung von flüssigem Wasserstoff.

Die irrige Ansicht, daß durch Benetzung der Kohle mit Wasser ihre Heizkraft zu vergrößern sei, hat man bald aufgegeben, weil man erkannte, daß der Gewinn an Verbrennungswärme aus dem von der Wasserzersetzung entstandenen Wasserstoff durch den für die Zersetzung erforderlichen Wärmeaufwand genau ausgeglichen werde. Die Verwendung des Wassers kann nur vorteilhaft sein, wenn sie durch die veränderte Form der Brennstoffe eine sonst schwierige Verbrennung begünstigt.

Für den Betrieb der Gaskraftmaschinen war das Wassergas wegen seiner Beimengungen nicht zu brauchen, und man suchte es möglichst davon zu befreien. Außerdem waren geringere Kohlen für die Herstellung des Gases ungeeignet, weil sie zuviel Teer in den Generator brachten und den Rost durch zu leichte Schmelzbarkeit verstopften. Ein Deutsch-Amerikaner Mond hat nun durch Vergasung minderwertigen bituminösen (erdpechhaltigen) Schiefers mit Luft und Wasserdampf bei niedriger Temperatur ein nach ihm benanntes Gas hergestellt, das sowohl zum Heizen wie als Kraftgas brauchbar ist. Der damit bewegte Motor soll nur äußerst geringe Betriebskosten erfordern; wie man ausgerechnet hat, nicht mehr als etwa ein Drittel im Vergleich mit den heutigen großen Dampfmaschinen.

Die Bildung des Erdöls

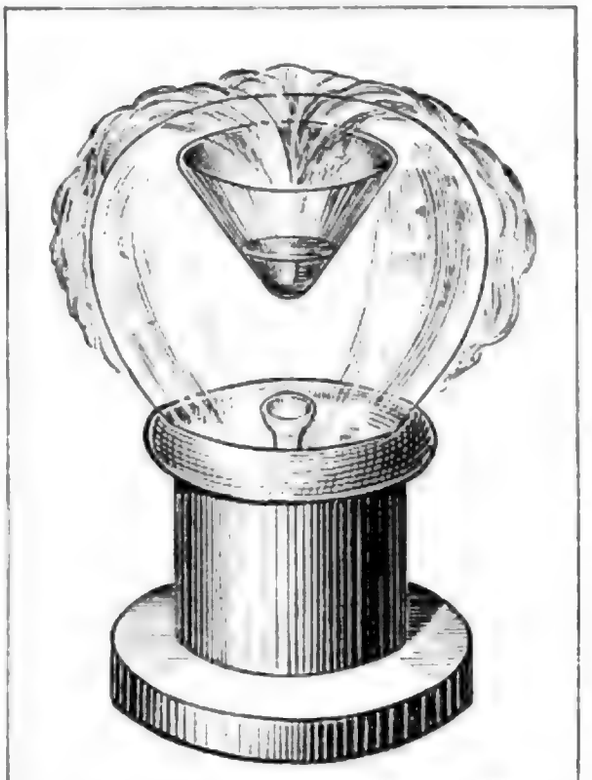
Der bei der trocknen Destillation des Holzes neben Grubengas und andern Produkten entstehende Holzteer hat ebenso wie Steinkohlenteer eine gewisse Ähnlichkeit mit Erdöl, außerdem findet sich das Grubengas bekanntlich allzuhäufig als lästiger Begleiter der Steinkohle. Es lag deshalb nahe, den Ursprung des Petroleums in der Zersetzung der in der Erde abgelagerten Pflanzenfaser zu suchen und es als Nebenprodukt von fossiler Kohle anzusehen. Tatsächlich trifft man es vereinzelt unmittelbar im Steinkohlenlager selbst, und in Nordamerika umschließt der Ölbezirk zugleich bedeutende Mengen von Schwarzkohle. Aber das Steinöl ist auch da vorhanden, wo die Steinkohlenformation gar nicht vertreten ist, so daß man dort wenigstens auf einen andern Ursprung schließen muß. Vereinzelt findet sich Steinöl noch in der Nähe von Korallenbänken, und das führte auf die Annahme seiner Entstehung durch die Zersetzung von Tierstoffen, aber sie erwies sich wieder nach andern Vorkommen als ganz unwahrscheinlich. Deshalb suchte Mendelejew durch eine neue Hypothese auszuhelfen, indem er die Vermutung einer Umsetzung von tief in der Erde liegenden Metallkarbiden mit Wasser aussprach. Die Karbide werden zwar in solcher Weise zersetzt, aber sie sind nirgends in der Erde nachgewiesen, es fehlt also der Hypothese die wichtigste Stütze. Eine größere Bedeutung müssen wir dem Laboratoriumsversuch von Engler zuschreiben, in welchem aus sich zersetzenden Pflanzenstoffen ein erdölartiges Produkt hergestellt wurde, doch ließ sich daraus allein über den wirklichen Vorgang nicht entscheiden.

Monke und Beyschlag haben in den letzten Jahren die Frage von neuem eingehend geprüft und besonders die Lagerungsverhältnisse nach geologischen Gesichtspunkten berücksichtigt. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß Salzwasser als ein ständiger und wichtiger Begleiter des Petroleums aufzufassen sei. Beide gehören zusammen wie die Gangart zum Erz. Als Muttersubstanz des

Erdöls seien tiefliegende bituminöse Schichten anzusehen. Die Umwandlung in Öl soll unter Mitwirkung des Salzwassers und wahrscheinlich von stärkerem Druck wie von höherer Temperatur erfolgen. Nach der gewöhnlichen Beschaffenheit der Öllager wird jede Art von vulkanischer Tätigkeit bei ihrer Bildung ausgeschlossen. Als größte Schwierigkeit stellt sich dieser Erklärung nach Monke und Beyschlag das massenhafte Vorkommen des Steinöls an einzelnen Stellen entgegen. So in dem kleinen Gebiet von Baku, wo gegenwärtig die Jahresproduktion mehrere Millionen Kubikmeter beträgt. In den ältesten Zeiten wird die dortige Naphtha bereits erwähnt, und eine Abnahme der Quellen hat man bis heute nicht bemerkt. Bei Balachany wurde in dem einen Jahre 1889 ein halbes Kubikmeter Öl auf ein Quadratmeter der Bodenfläche gewonnen. Denkt man sich diese Ergiebigkeit nur ein Jahrhundert fortgesetzt, so kommt man zu einer Mächtigkeit des dortigen bituminösen Erdreichs, wie sie nirgends gefunden ist und aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Deshalb will man sich damit aushelfen, daß man einen andauernden Zufluß des Öls von andern Stellen annimmt. Solche Bewegungen des Petroleums sind häufig beobachtet, sogar so häufig, daß von erfahrenen Fachmännern behauptet ist, das Öl werde fast nie da gefunden, wo es sich gebildet hat. Die Voraussetzung eines stetigen Zuflusses ist also gewiß statthaft, aber es bleibt wieder schwer zu erklären, wie das begleitende Salzwasser hinzugekommen ist. Die Frage nach dem Ursprung des Petroleums kann demnach auch heute keineswegs als abgeschlossen angesehen werden.

Verflüssigung und Erstarrung von Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff

Die höchsten erreichbaren Kältegrade hat S. Dewar in größerem Maße angewandt, um die Veränderung des Aggregatzustandes von den schwerer zu verdichtenden Gasen durch einfache Versuche anschaulich zu machen. Der Wasserstoff, dessen Siedepunkt für den gewöhnlichen Luftdruck bei — 252½ Grad C oder 19½ Grad über der als absoluten Nullpunkt angenommenen Temperatur von — 273 Grad liegt, wurde in reichlicher Menge flüssig gemacht. Bringt man die Flüssigkeit in ein flaches und leicht bedecktes Glasgefäß (Abbild. S. 158), so erfolgt eine lebhafte Verdunstung. Nimmt man dann die bedeckende Glasplatte ganz weg, so bildet sich über dem flüssigen Wasserstoff ein Schnee von fester Luft, welcher durch die Berührung mit dem kalten Wasserstoff entstanden war. Läßt man unter gleichen Umständen flüssige Luft verdampfen, so fließt der erste gasförmige Teil derselben wegen seiner anfangs größeren Dichtigkeit wie ein schweres Gas an der Oberfläche des Glasgefäßes herab (s. die obenstehende Abbildung).

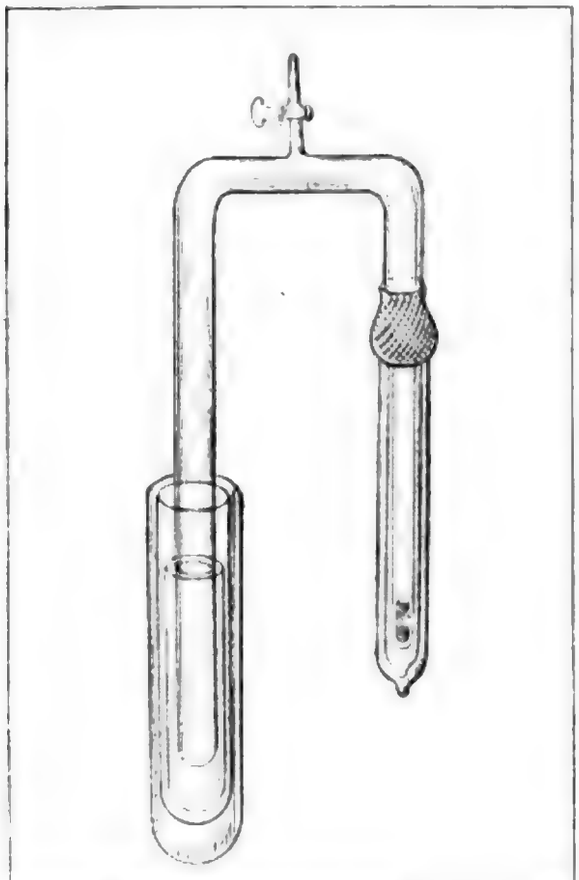


Verdampfung von flüssiger Luft.

Fester Wasserstoff führt zu noch etwas tieferen Temperaturen, sein Schmelzpunkt wurde zu 256 bis zu 257 Grad unter Null bestimmt. Er bildet ein durchsichtiges Eis mit schaumiger Oberfläche. Von dem nach dem chemischen Verhalten vermuteten metallischen Aussehen war nichts zu bemerken.

Für die Versuche mit Anwendung von hoher Kälte benutzt man am besten doppelwandige Gefäße, die durch eine zwischen beiden Wänden vorhandene Vakuumschicht das Eindringen der Wärme erschweren. Gibt man in ein solches Gefäß etwas flüssigen Sauerstoff, so genügt eine Bedeckung desselben durch den kälteren flüssigen Wasserstoff, um ihn in festen eisartigen Sauerstoff von blauer Farbe zu verwandeln. Der Siedepunkt des flüssigen Stickstoffs wurde bei — 194 Grad, der des Sauerstoffs bei — 182 Grad beobachtet. Die flüssige atmosphärische Luft, ein Gemenge beider von veränderlicher Zusammensetzung, siedet bald näher an — 194 Grad, bald näher an — 182 Grad.

Festen Stickstoff hat Dewar mit einer zweischenkligen Röhre nach Art des Kryophors hergestellt. Der eine Schenkel tauchte in ein Gefäß mit flüssigem Wasserstoff, der andre enthielt flüssigen Stickstoff. Der Druck über dem Stickstoff wurde anfangs durch eine Luftpumpe abgeschwächt. Der flüssige Stickstoff kam dadurch ins Sieden, das durch die Verdichtung der entstehenden Dämpfe in der Nähe des kalten Wasserstoffs sehr lebhaft



Herstellung von festem Stickstoff.

wurde. Infolge der Verdunstungskälte erstarrte der rückständige Teil des Stickstoffs (s. obenstehende Abbildung).

Die Abhängigkeit chemischer Verbindungen von der Temperatur

Die Abtrennung der Kohlensäure beim Brennen des Kalkes oder die Absonderung des Sauerstoffs von den Edelmetallen in der Glühhitze zeigen uns den Einfluß der Wärme auf die Zerlegung chemischer Verbindungen. Anderseits haben wir häufig, z. B. bei der Verbrennung des Holzes oder der Kohlen, Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, daß die chemische Verwandtschaft erst in höherer Temperatur einen solchen Grad erreicht, daß er die Vereinigung verschiedener Stoffe zu chemischen Verbindungen veranlaßt. Die nähere Untersuchung hatte bekanntlich auf den allgemeinen Schluß geführt, daß jede Verbindung nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen entstehen kann. Je nach der Art der Verbindung zeigen sich diese Grenzen enger oder weiter, durchweg verschieden. In vielen Fällen kennen wir sie nicht. Am meisten wurden die Reaktionsbedingungen bei höheren Temperaturen untersucht, erst in jüngster Zeit sind auch die Wirkungen der durch verflüssigte Gase erzeugten hohen Kältegrade mehrfach beobachtet. So konnte d'Arsonval feststellen, daß durch Abkühlung mit flüssiger Luft sogar die sonst so starke chemische Anziehungskraft des Sauerstoffs zu Kalium oder zu Phosphor völlig verschwindet. Die Photographie wurde unmöglich, aber lebende Zellen und lösliche Fermente blieben noch wirksam und anscheinend wenig verändert.

Auf die chemische Vereinigung üben an sich geringfügige Nebenwirkungen oft einen entscheidenden Einfluß aus. So hat man über die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff sehr zahlreiche Versuche angestellt, und doch ließen sich die Bedingungen dazu nicht vollständig ermitteln. Man wußte, daß ein Gemenge beider Gase noch unterhalb der Glühhitze sich langsam zu Wasser umsetzt, und daß der Vorgang in höherer Temperatur bis zur Explosion beschleunigt wird. Noch höhere Temperaturen begünstigten dagegen die Zerlegung des gebildeten Wassers, und bei 2500 Grad C beobachtete man seine vollständige Zersetzung. Man hatte demnach die obere und die untere Grenztemperatur für die Existenz des Wassers annähernd kennen gelernt, aber gewisse Nebenumstände wurden nicht aufgeklärt. So wurde vor einigen Jahren eine ganz abweichende und unerwartete Erscheinung von B. Baker mitgeteilt. Er verschaffte sich sehr sorgsam getrocknetes Knallgas und konnte es ohne irgendeine Änderung bis zur Rotglut erhitzen. Silberdraht wurde darin durch einen elektrischen Strom ohne weitere Einwirkung geschmolzen. Mischte er aber nur die kleinste Menge von Wasserdampf den Gasen bei, so vereinigten sie sich unter Explosion. Daß die Gegenwart von Wasserdampf die Oxydation des Wasserstoffs wie des Kohlenoxyds merklich, nur in geringerem Grade als in Bakers Versuch begünstigt, war mehrfach wahrgenommen, aber eine befriedigende und experimentell bestätigte Erklärung dafür fehlt uns bis heute. Auch bei der Oxydation des Wasserstoffs durch Eisenoxyd konnte der Berichterstatter in früheren Versuchen feststellen, daß der gut getrocknete Wasserstoff erst bei viel höherer Temperatur in Wasser übergeführt wird als das feuchte Gas. Es ließ sich außerdem nachweisen, daß eine Beimischung von Stickstoff die Vereinigung des Wasserstoffs mit Sauerstoff erschwert. Sie wirkt also gerade entgegengesetzt wie die Gegenwart des Wasserdampfs; worin aber diese Wirkungen bestehen, ist nicht ausgemacht.

Kolloidale Metalle

Das wegen seiner prachtvollen Farbe geschätzte goldhaltige Rubinglas zeigt sich nach dem ersten Zusammenschmelzen seiner Bestandteile als unscheinbarer, gewöhnlich schwach gelblicher Glasfluß. Erst durch anhaltendes Erwärmen weit unter dem Schmelzpunkt entstehen die schönen roten Farbentöne des Rubins, welche nun bleiben. Es hat lange Zeit gedauert, bis man er-

kannte, daß das Gold in dem Glase in keiner chemischen Verbindung vorkommt und nur im Zustande äußerst feiner Verteilung eingeschlossen ist. Durch eine wichtige Erweiterung der mikroskopischen Forschung ist es Siedentopf und Zsigmondy gelungen, im Ultramikroskop Körper sichtbar zu machen, deren Ausdehnung unter die früher dafür angenommene unterste Grenze von 1/5000 Millimeter bis zum fünfzigfachen hinabgehen. Nach der Zählung an einem Teil eines Kubikmillimeters überzeugten sie sich, daß im vollen Kubikmillimeter des Rubinglases tausend Millionen und mehr an Goldteilchen vorhanden sein können. Unter der Voraussetzung der Würfelform für das ausgeschiedene Gold ergibt sich für die Kante eines solchen Würfels eine Länge zwischen 4 und 30 Milliontel eines Millimeters. Sie müßte dreihundert- bis zu zweitausendmal größer sein, wenn sie dem unbewaffneten Auge in der deutlichen Sehweite sichtbar werden sollte.

In ähnlicher Weise wie das Gold des Rubinglases müssen wir uns die sogenannten kolloidalen Metalle als wenig diffusionsfähig durch die Masse des Wassers verteilt vorstellen. Entweder werden kleinste Metallteilchen oder ihre molekularen Verbindungen mit Eiweiß und andern organischen Stoffen durch innere Reibung wie durch Kapillarbewegung verhindert, sich niederzuschlagen. Diese Teilchen oder ihre Verbindungen schweben dann in ihrer Umhüllung wie das Gold in dem Glase.

Diese kolloidalen Metallösungen entstehen durch Abscheidung mittels elektrischer Ströme oder durch chemische Zersetzung. In letztem Falle sind die abgetrennten Metallteilchen oft schwer oder gar nicht von den angewandten Scheidungsmitteln zu trennen. Dagegen lassen sich die auf elektrischem Wege gebildeten Kolloide gleich rein absondern. Nicht nur Gold und Silber, auch Quecksilber, Kupfer, Wismut, Blei, Selen und Tellur hat man im kolloidalen Zustande dargestellt. Selbst die Verbindung des Schwefels mit Silber oder mit Kupfer läßt sich als rotbraune oder als grüne, nicht diffusionsfähige Flüssigkeit abscheiden. Die festen Bestandteile der kolloidalen Körper sind so klein und so fein verteilt, daß sie, hinreichend verdünnt, ein Papierfilter unverändert durchdringen. Einzelne behalten ihre Eigentümlichkeit sogar beim Eintrocknen und werden, mit einer hinreichenden Wassermenge nachher versetzt, auch jetzt noch durch ein Filter nicht getrennt. Trotzdem darf man die in sich zusammenhängende Masse eines kolloidalen Körpers mit einer eigentlichen Lösung durch Wasser nicht verwechseln. Vanino entdeckte im Schwerspat ein einfaches Mittel, beide zu unterscheiden. Eine geringe Menge desselben, zu den Flüssigkeiten hinzugesetzt, schlägt die Metalle aus dem kolloidalen Gemenge, z. B. das suspendierte Gold, nieder und entfärbt das beigemengte Wasser, während sie rote Fuchsinlösung ganz unverändert läßt.

Nachreife

Vom Zeitenbaume
Wie Äpfel im Herbstwind,
Dumpf aufschlagend,
Gleiten ins Gras unsre grauen Tage.
Und wir bücken uns schweigend nieder,
Lesen die Früchte
Und tragen die Lasten
In tiefe Kammern
Und schließen die Tür.

Laß sie liegen
In dunkler Stille!
Sie munden nicht,
Sind herb und hart,
Die düftelosen,
Die grauen Früchte!

Aber wenn einst die Glocke schlägt
In später Weihnacht,
Dann nimmst du den Schlüssel
Und öffnest die Kammer,
Dann quillt ein Duft,
Ein würziger, feiner,
Uns süß entgegen,
Dann legst du sie mir,
Die goldiggestreiften,
Auf silberne Schalen,
Und wir gedenken
Lächelnd erlittner
Einstiger Lasten
Und teilen uns heiter
Die heimlich gereifte
Saftigste Frucht.

Fritz Erdner

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Romane und Novellen von Ernst Heilborn, Emil Sandt, Ewald Gerhard Seeliger, Charlotte Niese, Karl Spitteler, Ricarda Huch, Grete Auer, Heinrich Mann, Heinrich Hansjakob. — Literarische Notizen

Es hat lange gedauert, Josua Kersten, bis du heimgefunden hast." Mit diesen Worten erhebt der alte greise Gärtner segnend seine Rechte über Josuas Scheitel, als dieser nach langer, mehr schmerz- als glückvoller Irrfahrt durch die Welt den Grund der Mutter Erde, der Heimat und des bescheidenen, in ihm selber ruhenden Gesetzes wiederfindet, daran schon der Jüngling einmal beinahe genesen wäre, wenn neuer Lebens- und Liebesdrang ihm nicht die Ankerkette zerrissen hätte. „Draußen zuwenig oder zuviel, zu Hause nur ist Maß und Ziel": wie über so vielen Erziehungs- und Entwicklungsromanen der letzten Jahre könnte dieser Goethische Spruch auch über Ernst Heilborns „Josua Kersten" stehen (Berlin, Fleischel u. Ko.; 5 M.). Überhaupt hat er viele Brüder und Vettern in der Literatur, dieser unter leidenschaftlichen Freuden und noch leidenschaftlicheren Schmerzen sich suchende, spät sich findende Josua, von Oliver Twist an bis auf Jörn Uhl, Peter Camenzind, Gottfried Kämpfer und Asmus Semper. Sein Milch- und Zwillingsbruder aber ist doch wohl Reickes Rolf Runge, der auch die Welt hinauf hinab, durch Glücksrausch und Schmerzensglut so lange suchen, irren, kämpfen und sündigen muß, bis er am Herzen der Heimat, in enger Beschränkung und stiller Bescheidung seinen „eignen Ton" findet. Wem es Vergnügen macht, der mag vergleichen und sogar sich fragen, wieviel Ähnlichkeit die Hildegard, Magda und Marion bei Reicke mit den Gretel, Marianne und Adele bei Heilborn haben. Selbst das Holzpferdchen Rolf Runges, darin verborgen sein eigner Ton, die Erfüllung seines eingeborenen Wesens schlummert, selbst dieses Symbol findet seine Partner in dem kleinen unscheinbaren Ring und der silbernen Schale mit dem zielenden Amor, die Josuas Jugendwege geheimnisvoll begleiten.

Doch Vergleiche hin, Vergleiche her! Solche und andre Ähnlichkeiten erklären sich zur Genüge aus der gleichen Zeit- und Kulturstimmung, und sieht man näher zu, so werden sie von tieferwurzelnden Unähnlichkeiten überschattet. In der Technik wie in der Problemführung. Das Religiöse, das Josua Kerstens Kindheit und frühste Jünglingsjahre bewegt, und das ihm unbewußt auch durch seine atheistische Selbstentwicklung nachgeht, spielt bei Rolf Runge so gut wie gar keine Rolle; die rastlose Sinnlichkeit, die Reickes problematischen Helden zum Märtyrer macht, berührt Josua nur äußerlich. Das Wesentliche aber ist doch wohl die grundverschiedene Darstellungsart der beiden Bücher. Es gibt Spazierbücher, die lange Strecken hindurch scheinbar ohne Ziel durch Welt und Natur schlendern und unterwegs so viel an bunten Erscheinungen mitnehmen, wie sie irgend erhaschen können. Zu diesen Büchern gehört neben so vielen unsrer Zeit auch das Reickes, während Heilborn vom ersten bis zum letzten Blatt sein Ziel fest im Auge behält, die Zügel manchmal fast zu straff anzieht und nur in den oft etwas kühl konstruierten Mittelpartien des Buches dem nuancierenden und auflockernden Beiwerk — z. B. in der ergötzlichen Szene im Schneideratelier und in den modernistisch-satirischen Redaktionsgesprächen — ein wenig Spielraum gönnt.

Diese Konzentration auf das Innerliche und Wesentliche macht namentlich die Schilderung der Kindheitsjahre zu einem so feinen und reifen Kunstgebilde. Wie lebt sie vor uns, diese Vorfrühlingszeit, wo sich der Schatten einer trübdumpfen Frömmigkeit, einer krankhaften Überspannung des kindlichen Gewissens und einer dunklen Abstammung — Josua ist nicht der Sohn derer, die er als seine „Mutter" verehrt, in deren wohlhabendem Hause er aufgewachsen ist, sondern das uneheliche Kind einer bei seiner Geburt verstorbenen Dienstmagd — wo sich das alles ertötend oder doch zersplitternd auf die zarten Hälmchen seiner Spiel- und Phantasietriebe legt und eine zaghafte Halbheit in ihn pflanzt, die ihm zum Verhängnis wird. Es ist kein Widerspruch, wenn diese Zagheit später in einen Fanatismus des Bekennertums umschlägt, mit dem Josua gegen sich selbst und sein eignes Glück wütet. Er und mit ihm sein geistiger Vater ist gesonnen, diese Halbheit, dieses nie sich selbst genügende Grüblertum seinem Pariaschicksal auf die Rechnung zu setzen. Aber darin täuschen sich

Digitized by Google

beide: der Keim zum Problematischen, dieser Widerstreit zwischen Wollen und Können, liegt tiefer in Josua begründet, wenigstens werden die sozialen Konsequenzen jener unedlen Abstammung nirgends anschaulich und wirksam gemacht. Josuas Zerfall mit der bangen Frömmigkeit seiner Kinderjahre, sein folgenschwerer Konflikt mit der studentischen Moral durch betonte Ablehnung des Duells, sein selbstquälerischer Bruch mit seinem väterlichen Freund Professor Bernd (für den Haeckel Modell gestanden hat) und mit dessen ihm in kameradschaftlicher Liebe verknüpften Tochter Marianne, seine Flucht von der Schauspielerin Adele Glockner, der Mutter seines Kindes, aus deren Seele ihm anfangs so viel Gleichgestimmtes an Leid, Pein und Sehnsucht entgegenklang, ehe die kleinlichen Zufälle des Lebens das starke Gefühl zermahlten, endlich das brüske Ausspielen seiner in den Augen der Welt unedlen Herkunft in einem Augenblick, wo Ruhe und Erfolg in sein unstetes Leben kommen will — alles dies wirkt kein Fluch von außen, sondern der alte böse Feind tief in ihm selber: seine Halbheit, Zaghheit, Unsicherheit und Zerrissenheit, seine eitle Selbstqual, seine selbstgefällige Freude am Geschehenlassen und Leiden, nicht die Tatsache, sondern allenfalls nur die Angst vor dem Pariatum, die in ihm steckt. Die Gespenster weichen erst, als er dies Leidenwollen, diese knechtische Wollust, sich selber Schmerz zu bereiten, endlich durch Ruhe und den Entschluß zu handeln, wenn auch nur im engen Kreise, überwindet.

Leider ermattet der Roman in diesen Partien. Seinen Helden ins handelnde Leben zu führen, gelingt ihm nicht recht. Die „ästhetischen" Partien sind weit besser als die „praktischen". Überhaupt findet Josua nicht die kräftigen Gegenfüßler, die er braucht. Die für das Spiel der Handlung in Betracht kommenden Menschen sind allesamt zu sehr Philosophen des Lebens und sprechen mehr oder minder alle die Sprache des Verfassers, der den gefährlichen Unterschied zwischen Tatmenschen und Gefühlsmenschen wohl kennt, selber aber zu sehr „Ästhet" ist, um der Gestaltung beider Seiten gleich gewachsen zu sein. Der „andern" Sichgeben und Sichauswirken bleibt immer ein wenig blaß, als hätten sie sich nicht an den Brüsten des Lebens genährt, sondern wären mit dem Soxhlet der Ästhetik und Literaturgeschichte großgezogen worden. Damit mag es zusammenhängen, daß, zumal im Schlußteil des Buches, wichtige Ereignisse, wie das Wiederfinden Josuas mit Marianne, die sich nach Adeles Tode seines Kindes angenommen hat, in ihrer epischen Wirklichkeit viel zu kurz kommen, daß nur noch ihre Gefühlsreflexe zu uns dringen. Freilich, gerade diese gedämpfte Mittelbarkeit, dies Zwielicht zwischen Ahnung und Bewußtsein gibt dem Buche seinen eignen Reiz. Ein heimliches Leuchten wie von dem letzten Abendstrahl einer schon versunkenen Romantik geht von ihm aus. Ein Dichter hat es geschrieben, der mit den wehen Rätseln des Lebens andächtige Zwiesprache gehalten hat, der erfüllt ist von einer heiligen Ehrfurcht vor allem Seienden und Gewordenen, dem wie seinem Helden nur die letzte Robustheit des Packens, Haltens und Gestaltens fehlt, um ein vollebendiges Gebilde des Lebens zu schaffen.

Wenn es dies resolute Zugreifen und Sichaneignen des unmittelbaren heißen Lebens allein täte, so wäre Emil Sandts Luftschiffroman „Cavete", von dem der Verlag J. C. C. Bruns in Minden soeben eine wohlfeile Volksausgabe erscheinen läßt (Preis 2 M.), das Ideal des realistischen Gegenwartromans. Ein Buch, das seine Aktualität auf der Stirn trägt! Das Titelblatt zeigt neben einem zerbrochenen Degen, den ein großes gelbes Ausrufzeichen durchschneidet, ein Luftschiff, in voller Kriegsausrüstung über dem Meere schwebend, darunter noch der amerikanisch anmutende Begleitsatz: „Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergessen soll." Doch damit nicht genug. Eingeleitet wird der Band, ehe der Abdruck lobender Kritiken dieses „Buches der Saison" beginnt, mit der Schilderung eines großen Zeppelinschen Luftfluges („Aus der Vision ins Leben"), und Graf Zeppelin selber war gutmütig genug, dem „Warnruf an das deutsche Volk" ein empfehlendes Geleitwort zu schreiben, das nun in edler Bescheidenheit jene Zeitungsauszüge abschließt und krönt: „Cavete ist mir so aus der Seele geschrieben, daß manche mich durch den Glauben überschätzen (so!) konnten, Emil Sandt sei mein Pseudonym. Nicht mir, sondern dem wirklichen Emil Sandt ist die herrliche Gabe verliehen, die Wirkung des prophetisch Geschauten auf die gesamte Kulturwelt wie ein echter Dichter in packender Form darzustellen und dahinein die ernstesten Warnungen und Mahnungen zu verweben."

Ein moderner Jules Verne also, der im Luftschiff der Phantasie alle Schranken der Wirklichkeit überfliegt, aber nicht vergißt, Muhme Moral mit in die Gondel zu nehmen. Denn dies Cavete! kommt mir trotz seiner großartigen Zukunftsperspektiven manchmal reichlich philiströs vor. „Diese neue Erfindung wird unser stolzes Kulturgebilde zertrümmern, sie wird rauben und entwerten: Vorrang und Ansehen, Länderstrecken, stehende Heere, gepanzerte Flotten, in Felsen gehauene Festungen. Dieses Cavete! erschüttert die Welt!" Sachte! Sachte! Die Welt hat schon gleiche Wandlungen mehr als einmal überstanden, dank der unerschöpflichen Anpassungsfähigkeit, deren sie fähig ist gegenüber allem, was sie aus sich selber heraus schafft.

Wie die Ankündigungen, so nimmt auch der Roman selbst seinen Mund etwas gar zu voll. „Der Winter schrieb seine Memoiren an den

Digitized by Google

Himmel; und es war, als ob er seine Feder in Schwefel getaucht hätte. Ein fahles Manuskript ...“ Diese Anfangssätze verraten eigentlich schon, wes Geschmackes Kind der Verfasser ist. Nein, auf die Gefahr hin, von seinem beneidenswerten Selbstbewußtsein nicht zu der „ehrlichen und verständnisvollen Kritik“ gerechnet zu werden, die insgesamt bekenne, Cavete sei geworden, wozu Emil Sandt es bestimmt habe: ein kulturhistorischer Roman, d. h. also doch ein literarisches Kunstwerk, auch auf die Gefahr hin meine ich, daß ihm dazu das Nötigste und Wertvollste fehlt: menschliche Psychologie, das Verstehen und Deuten menschlicher Gefühle und Handlungen, das Nachschaffen menschlicher Charaktere. Das Buch bleibt von Anfang bis zu Ende äußerlich. Was vielen andern zu ihrem Schaden mangelt, das hat es allein und ausschließlich: Körper, Geschehen und Handlung — fehlt nur die Seele. Der aktuellen Bedeutung des Buches tut das keinen Abbruch. Seine Mahnungen und Warnungen, seine spannenden, mit Geist und Gewandtheit vorgetragenen Gedankengänge: glaube nur keiner, daß mit dem lenkbaren Luftschiff, heiße es „Pax“, wie Fritz Rusarts erstes, oder „Robur“, wie sein zweites, eine Ära des Weltfriedens anbrechen werde! — diese „Wahrheiten“ sind von den künstlerischen Qualitäten des Werkes nicht abhängig. Dann geht das Listen und Jagen und Sichbekriegen erst recht an! Sandts Held tut alles mögliche, sein Luftschiff zu einem Friedenbringer und Kulturträger für die ganze unter seinem Zeichen geeinte Welt zu stempeln, er bleibt gegen alle goldenen Versuchungen, die von Freund und Feind an ihn herantreten, kalt — schließlich muß er sein den Engländern glücklich wieder abgejagtes kriegsmäßig armiertes Fahrzeug doch mit dem schwarzweißroten Wimpel schmücken und es im Schloßhof zu Berlin dem obersten deutschen Kriegsherrn zur Verfügung stellen: „Eure Majestät haben recht gehabt: die Liebe ist ein Traum, wo es um die Macht geht. Auch die Liebe für alle Menschen ... Zu Eurer Majestät starken Händen übergebe ich meinem Vaterlande von heute ab das, was mir nicht Lebenswerk werden konnte.“ Den Friedensfreunden ins Album! Den Philanthropen und Kosmopoliten hat das Buch in der Tat das meiste zu sagen, darunter gewiß manches Beherzigenswerte.

Zur Insel Utopia segelt auch Ewald Gerhard Seeligers großer Weltroman „Der Schrecken der Völker“ (Berlin W 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geh. M. 5.20). „Schrecken der Völker“ heißt der deutsche Ingenieur Waldemar Quint ungefähr in dem Sinne, wie Attila die Gottesgeißel hieß. Etwas Verhängnisvolles, Übermenschliches umwittert ihn. Von aller sittlichen Tradition entwöhnt, sucht er seine Persönlichkeit durch die Kraftmittel der modernen Technik über das Maß des Menschlichen hinaus zu steigern. Sein Ziel ist dem Rusarts ähnlich. Auch er will den Krieg aus der Menschheitsentwicklung ausschalten. Nicht auf friedlichem Wege, sondern mit Gewalt. „Es gibt nur ein Mittel gegen den Krieg: der Krieg. Nur der Schrecken treibt die Völker zusammen und erzeugt den Frieden ... Je schrecklicher die Werkzeuge des Mordens werden, um so seltener wird man sie anwenden. Sie werden endlich an sich selbst zerschellen. Nicht die Friedensschalmeien, nicht die steigenden Prozente der Handelshäuser, nur die lähmende Furcht bändigt die Bestie.“ Das lenkbare Luftschiff, gefüllt mit kristallisiertem Wasserstoff, getrieben von der elektrischen Energiespannung der Atmosphäre, schwebt auch Quint als Hauptexekutor dieser kriegerischen Weltfriedenspläne vor. Er unterjocht sich ein Riesenkapital, wirbt Mannschaft, indem er von einer Deportationsinsel eine deutsche Schiffsbesatzung befreit und — erklärt damit der gesamten Welt, soweit sie in Waffen starrt, den Krieg. Sein erster Angriff gilt England, das „die halbe Erdkugel gestohlen hat und die Wurzel alles Unfriedens ist“. Das Meer muß zuerst seine Freiheit wiederhaben! Also: Die Flotte heraus! Als es nicht gleich geschieht, fängt der „Schrecken der Völker“ an, seine furchtbaren Drohungen wahr zu machen, und zwar in einer Weise, daß das stolze Albion fühlt, es wird Ernst. Das Entsetzen fährt ihm in die Glieder. Da — ehe Quint noch zum letzten vernichtenden Schlage ausholen kann, erreicht den „Schrecken der Völker“ selbst das Geschick: mitsamt seinem Werk und allen seinen Genossen geht er unter. Nicht aus dummem, tölpelhaftem Zufall, sondern in sittlicher Konsequenz seines Handelns. Der Egoismus, das unbegrenzte Individualitätsstreben in ihm überschlägt sich selbst; weil Quint in seinem Tun alles übersah, was rein menschlich, fällt er gerade der beleidigten Macht des Herzens zum Opfer. Sein Weib, ihm leidenschaftlich zugetan, leidet so grausam unter seinem Übermenschentum, daß ihre Eifersucht ihm nachstellt und dadurch zur Entdeckung seiner heimlichen Festung und zu seiner Auslieferung an die Feinde führt. Das Gefühl läßt sich eben auch von dem Menschen der Zukunft nicht spotten.

Seeligers Roman hat nicht bloß kühn schweifenden Phantasieflug, er hat auch Ideen, und am Steuer sitzt eine ehrlich erarbeitete Weltanschauung. Auch verdient es Dank und Anerkennung, daß nach so vielem idyllischen Kleinkram ein echter Poet wieder einmal so hoch und so weit greift. Nur schade, daß es der epischen Gestaltungskraft des Balladendichters noch nicht gelingen wollte, das rechte Maß zu finden. Die Erzählung geht oft viel zu sehr in die Breite und lockert dadurch ihre innere Ausdrucks- und Überzeugungskraft. Und noch eins bleibt bei dieser starken Talentprobe zu beklagen: daß die unsern Romanschrift-

stellern zurückkehrende Freude am realen wirtschaftlichen, politischen und technischen Leben der Gegenwart gleich wieder über die natürlichen Grenzen der Wirklichkeit hinaus ins Blaue der Illusion und Hypothese schweift, anstatt sich mit moderner, frisch gekräftigter Kunstfertigkeit an das geschichtlich Gewordene, an das Greifbare und Tatsächliche zu halten.

Die Zeit der Saat und der ersten Keime, jener Tage, wo noch alles im grünen Kleide der Hoffnung geht, sie sind es, denen wir in den Roman- und Novellenbüchern immer wieder begegnen, um deren Rätsel und Wunder unsre Dichter immer von neuem werben. Daß dabei als künstlerisches Objekt das männliche Geschlecht gewaltig überwiegt, werden die Gegner der Frauenbewegung hoffentlich nicht als Waffe benutzen. Immerhin gibt es doch auch schon ein paar Jungmädel-Geschichten, die zu dem Genre Bildungs- und Entwicklungsroman zählen, und die ernst genommen zu werden verdienen. So hat Hans von Kahlenbergs Schul- und Pensionatsgeschichte „Vom lieben Gott" ein Gegenstück in Charlotte Nieses „Menschenfrühling" gefunden (Leipzig, Grunow). Da erleben wir einmal an den Schicksalen der schönen heimatlosen Anneli, daß ein gesundes Kindergemüt so leicht nicht umzubringen ist, wenn sich auch eine ganze Welt gegen es verschwört. Die Kleinstadt durch das Temperament einer Neun- bis Zwölfjährigen gesehen, ein Mikrokosmos in einem unverdorbenen Kinderauge widergespiegelt und von einem entzückend offenherzigen Kindermund herausgeplappert — das ist ein Thema, für das das Talent der resoluten Holsteinerin mit dem wissenden und verstehenden Humor wie geschaffen erscheint. Freilich kommt es manchmal vor, daß Klein Anneli von den köstlichen Typen der Kleinstadt, etwa dem gefräßigen Kandidaten Aurelius oder dem ach! so unglaublich genügsamen Nähmädchen Rieke Bindseil, allzulange beiseitegeschoben wird — aber wen freut es nicht, wenn Charlotte Niese einmal wieder ein paar neue Originale erwischt hat! Sie spart sich dadurch die gar zu diffizile Zerfaserung seelischer Zustände, die so vielen Entwicklungsromanen gefährlich wird, und gewinnt ihrer Geschichte durch diese indirekte Charakteristik, die sich mit einer seltenen Kunst des behaglichen Erzählens zusammenfindet, Fülle und Farbe des unmittelbaren Lebens. Auch hier wie bei Ernst liegt noch eine Fortsetzung in der Luft — wohlan, des Anneli, noch mehr der Charlotte wegen soll sie willkommen sein!

Die Art, wie Charlotte Niese einen ganzen Kreis Erwachsener, eben die, mit denen Anneli in Berührung kommt, aus deren Auffassung und kindlichem Weltverständnis heraus schildert, erinnert zuweilen an Karl Spittelers feine Kunst, wie er sie in der Kindergeschichte von Gerold und Hansli, den „Mädchenfeinden", übt (Jena, Diederichs). Gerold und Hansli sind zwei Schweizer Kadetten, die sich in den Ferien bei den Großeltern gütlich getan haben und nun den Weg in ihre Garnison zu Aarmünsterberg mit einem Mädel ihres Alters, so zwischen neun und zehn Jahren, zurückfahren. Die „Mädchenfeinde" lehnen sich anfangs gegen die Reisegesellschaft auf und liefern dem zarten Geschlecht ein regelrechtes Gefecht, befreunden sich dann aber mehr und mehr mit der aufgeweckten Kleinen, die über so viel Mutterwitz verfügt. Doch bleibt die weitere Erzählung, wie gesagt, nicht auf diese kleine Gesellschaft beschränkt, sondern zieht allerlei Schicksale von Erwachsenen hinein und gewinnt so in engstem Rahmen ein außerordentlich reiches und sattes Abbild des Lebens, ein gegenseitiges Durchdringen von Ernst und Scherz, das für die spätere Entwicklung der Kinder seine Bedeutung haben wird.

Fragt man nach einem Dichter unsrer Tage, in dem Phantasie und großzügiger Geschichtssinn einen nahezu vollendeten Bund eingegangen seien, so kann man sicher sein, daß von einigen Begeisterten eine Dichterin genannt wird. Sie heiße Ricarda Huch und das Dokument dieser seltenen Kunst „Die Geschichten von Garibaldi" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; bisher zwei Bände). Wir können mit diesem Enthusiasmus bei aller Hochschätzung der dichterischen Gesamtpersönlichkeit Ricarda Huchs nicht mitgehen. Der zweite Band, der den Einzeltitel „Der Kampf um Rom" führt (geb. 6 M.) und mit der Schilderung des Zuges der „Tausend" nach Sizilien und der Vertreibung der Bourbonen den Höhepunkt von Garibaldis Leben und Kämpfen erklimmt, er hätte auch die historisch-psychologische Verlebendigungskunst der Dichterin auf dem Gipfel zeigen müssen. Statt dessen ist er womöglich noch matter als der erste, der von der „Verteidigung Roms" handelte (geb. 6 M.). Was wir da empfangen, sind „farbige Relationen", Strahlungen und Spiegelungen des „herrlichen", des „großen", des „unvergleichlichen", des „unsterblichen" Garibaldi — der Held selbst aber, so viel von ihm gesungen, gepredigt, psalmodiert wird, bleibt körperlos, ein Schemen, der nicht Fleisch noch Blut gewinnt. Hier triumphiert einmal wieder der Fluch, der die ganze moderne Nachromantik begleitet: anstatt Menschen und menschliche Leidenschaften sieht sie Visionen von Menschen und Träume von Leidenschaften. Schweift sie damit in erdichtete Zeiten und läßt die Erscheinungen Taten tun, die nie geschehen, so gibt es zuweilen prächtige, hinreißend schöne Phantasiebilder; im geschichtlichen Licht aber zerrinnen diese Traumgestalten in blasse, haltlose Nebelgebilde, denen der Leser bald seine Teilnahme und Gefolgschaft versagt. Gewiß gibt es auch in diesem zweiten Bande

Digitized by Google

Episoden, die nur eine echte Dichterin schreiben konnte. Zumal Landschaftsbilder finden sich, die uns mit unwiderstehlicher Stimmungskraft unter Italiens Himmel versetzen. Und auch ganze Schicksalsbilder, die sich machtvoll zusammenballen. Es sei nur an das Schlußbild erinnert: Garibaldi auf dem Felseneiland Caprera, zürnend wie Achilles in seinem Zelt, ein halber Gefangener, ein Zerschmetterter, wenn ihm nicht das Leben mit der Stimme des Meeres tröstend und anfeuernd von zukünftigen Taten und unvergänglichem Ruhme sänge, mag es sich, hoheitsvoll, gelassen und ungerührt wie es ist — darin gleicht ihm Ricardas Kunst mit ihrer grandiosen Objektivität —, zuvor auch daran weiden, wie die Blätter von den Zweigen dieses stolzen Baumes fallen, wie Sturm und Regen an seinem morschen Stamme rütteln. Dennoch: „Aus den Trümmern seines Leibes noch sollen mir Rosen wuchern ...“ Nein, die künstlerische Bewältigung eines großen geschichtlichen Stoffes im modernen Geiste ist es nicht, was das eigentliche Können und Sein dieser, heute in stolzer Einsamkeit dastehenden, gottbegnadeten Dichterin aufruft. Der noch fehlende dritte Band macht uns eher bange als gespannt.

Eine neue Begabung ungewöhnlicher Art tritt uns unter dem Namen Grete Auer entgegen. Als ihre „Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant“ erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6 M.), war dieser Name auch denen fremd, die mit Aufmerksamkeit die zeitgenössische Romanliteratur verfolgen. Dann freilich orientierten wir uns, daß diese Schriftstellerin schon vor einigen Jahren in „Marokkanischen Erzählungen“ (Bern, A. Francke) und „Marokkanischen Sittenbildern“ neben einer scharfsichtigen Beobachtungsgabe temperamentvolle Erzählungsgabe und phantasievolle Gestaltungskunst bewiesen hatte. Ja, die Dichterin und Psychologin wußte schon hier gegenüber der Berichterstatterin ihr Erstgeburtsrecht geltend zu machen. Gerade jetzt, wo Marokko in unsern Tagesblättern Trumpf ist, sollte man sich in jene Bücher vertiefen: man wird etwas — wie schwer ist das sonst! — von der Seele des Landes und Volkes daraus verstehen lernen. Doch mag man diese novellistischen Kulturbilder aus einem rätselvollen Lande nachträglich noch so hoch schätzen, die Geschichte aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. überrascht dennoch. Überrascht durch ihre Kunst der Einrahmung und durch die preziös-archaisierende und doch wieder schlichte Technik der Erzählung, überrascht mehr noch durch ihre Gestaltenfülle und das unmittelbare Leben, das von all diesen glänzenden Fürsten und Fürstinnen, Diziteren, Kavalieren, Hofdamen, Damen, Edelfräulein und Bürgermädchen ausströmt. Ihr Bestes freilich gibt Grete Auer, wenn sie eine Kindergestalt zeichnet. Das Benediktlein, das goldhaarige Töchterchen des katholischen lebensfrischen und kunstfertigen Goldschmieds Regnard und der strengen Hugenottin Germaine, ist ein Juwel in der stolzen Galerie von anmutigen und rührenden Kinderfiguren, die die deutsche Literatur aufweist. Auch ihre Liebesgeschichte, ihr endliches Sichfinden mit dem Chevalier Roquesant, gehört zum Zartesten und Poetischsten, was wir kennen. Grete Auer ist Schweizerin von Geburt. Das hat ihr gewiß von früh auf die Kunst Kellers und Meyers nahegebracht, der sie nun eine dankbare, aber auch würdige Schülerin geworden ist. Humor freilich kann man nicht lernen. Den muß man mitbringen, und er, fast jedem Blatt dieser Memoiren ein treuer Gesell, erscheint bei Grete Auer denn auch durchaus als Eigengewächs, mag er in seiner offenen, freien, herzhaften Weltanschauung noch so viele Anklänge an den Kellers zeigen. Doch es heißt, in den Adern dieser Dichterin fließe auch Wiener Blut. Das würde in der Tat erst die heitre Leichtigkeit, die aufgeschlossene Lebensfreude, die leuchtende Farbigkeit, den anmutigen, leis koketten Scharm erklären, der diese Geschichte aus dem Zeitalter des Roi soleil übergoldet. Es wird immer wahrscheinlicher: der historische Roman geht einer neuen Jugend entgegen.

Noch eins könnte man an Grete Auer rühmen: daß sie größte Kunstfertigkeit mit edler Einfachheit zu verschmelzen weiß, daß sie das Artistentum nie über den Respekt vor der Wahrheit und dem Leben triumphieren läßt. Das verleidet uns so manches an Ricarda Huch, das steht auch immer wieder der Wirkung, auch der künstlerischen Wirkung Heinrich Manns (des Bruders von Thomas Mann, dem Verfasser der „Buddenbrooks“) im Lichte. Auch sein neustes Novellenbuch „Die Bösen“ (Leipzig, Inselverlag; geb. M. 3.50) vereinigt zwei Novellen oder novellistische Lebensbilder, die ihren Wert weit mehr in der Form als im Geist und Inhalt haben. Wie spitz ist das alles angefaßt, wie gesucht hingesetzt, wie bewußt zurechtgemacht! Es ist Rasse und elementare Daseinskraft in den Menschen Heinrich Manns, auch in diesen beiden „Bösen“, die sich durchsetzen, durchsetzen um jeden Preis, und besäte sich auch ihr Weg wie der der Branzilla, der Sängerin des päpstlichen Roms, die nur ihren Künstlerruhm, nur ihre Gesangskunst will und kennt, mit Leichen, und wären diese Leichen auch die Körper derer, die jenen Unerbittlichen im Leben nur Gutes und Liebes erwiesen haben. Die Gestalt der Branzilla, dieser Ehrgeiz- und Willensbesessenen, hat Größe, gewiß, aber das Unheimliche, das Außermenschliche an ihr zehrt die Bewunderung auf: schließlich erscheint sie einem nicht mehr wie ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern nur noch als ein Vampyr, als ein aus dem Grabe auferstandenes

Digitized by Google

Gespenst, das beim Glockenschlag eins von selbst wieder zum Gerippe wird. Der „Tyrann", die zweite Gabe des Buches, ist noch konzentrierter als die erste: eine Skizze zu einem tragischen Einakter. Eine Verschwörerin mit dem Dolch im Gewande wird von einem jungen Herzog, dem ihr Anschlag gilt, in gut gespielter Komödie bis auf Herz und Nieren ausgeforscht und dann, „leergeschürft wie eine Austernschale", kurzerhand dem Henkerschwert überliefert. Bei dem grausamen Spiel, das da mit dem armen Opfer getrieben wird, gerinnt uns zeitweise förmlich das Blut im Leibe, so weiß uns Manns Kunst in atemversetzenden Bann zu schlagen. Und doch ist es eine kalte und wurzellose Kunst, die allenfalls kalte Bewunderer, kaum aber warme Freunde finden wird. Es scheint doch, als wolle das romanische Blut in diesem Poeten das deutsche immer mehr unterjochen.

Wie gut schmeckt nach solchem überwürzten Feingebäck wieder ein Laib kernigen Schrotbrots! Selbst wenn die Zähne manchmal auf ein in den Teig verirrtes Steinchen beißen. Solch derbe, aber gesunde deutsche Hausmannskost findet man bei Heinrich Hansjakob, dem tapfern Freiburger Stadtpfarrer, dessen Ausgewählte Erzählungen kürzlich, gleichsam zur Nachfeier seines siebzigsten Geburtstages (19. August 1907), in einer fünfbändigen Volksausgabe (geb. 12 M.) bei Bonz in Stuttgart erschienen sind. Auch er ist ein Meister nicht der großen, sondern der kleinen Form. Jedenfalls findet sich sein Bestes in den kleineren Erzählungen und Skizzen, z. B. in den „Erzbauern" (Band 2), wo der Temperamentvolle schon reichlich Gelegenheit findet, seinen heiligen Zorn gegen die Segnungen der modernen Kultur und die „Wibervölker" auszuwettern, oder in den persönlichen Erinnerungen, die einmal mit Hilfe der „Alten Schwarzwälderin" (Band 5), der Hausierkiste seines mütterlichen Großvaters, ein andermal sogar als „Meine Madonna" (Band 4) eingeführt werden. Wie das geschieht, ist, namentlich in dem zweiten Falle, für unsern Hansjakob höchst bezeichnend. Der Dichter hat im Frühling 1901 in seiner Heimat einen alten Backtrog entdeckt, der laut Inschrift im Jahre 1755 von einem seiner Vorfahren, dem Bäcker Tobias Hansjakob, aufgestellt worden war. Er erwarb sich das alte Familienstück und ließ sich daraus — eine Madonna schnitzen! Der Backtrog wurde einfach in lange, schmale Holzstreifen zersägt und diese dann zu einem Klotz zusammengeleimt. Ein geschickter Holzbildhauer schnitzte daraus eine Madonna im gotischen Stil, und diese hat der Dichter nun in seinem Heim, seiner „Kartause", aufgestellt. Mit ihr plaudert er in seiner Einsamkeit und läßt sie von den Zeiten und Menschen, die sie als Backmulde gesehen, erzählen, bis daraus unter der Hand eine Geschichte seiner Ahnen und seiner heimatlichen Gegend wird. Da ist der ehemalige Bäckerbub von Hasle denn nun ganz in seinem Element. Die Erinnerung war ihm immer die liebste und beste Muse. „Aus meiner Jugendzeit" hieß sein erstes poetisches Werk, und Plaudern, Plaudern nach Herzenslust ohne viel künstlerische Rücksicht ist noch heute seine Hauptkunst. Jedenfalls lohnt es sich auch für den Nord- und Mitteldeutschen wie für den Protestanten, sich mit diesem eigenwilligen Original bekannt zu machen. — Hansjakobs Schwarzwald-Erzählung „Der Vogt auf Mühlstein", zuerst in den „Schneeballen" veröffentlicht, ein Hohes Lied auf weibliche Treue, aber auch auf die schöne Heimat der Heldin wie des Verfassers, hat die Herdersche Verlagshandlung (Freiburg i. B.) kürzlich in einer von Prof. Wilh. Hasemann, einem Schüler Gussows und Hagens, illustrierten „Prachtausgabe" erscheinen lassen, einer Ausgabe, die wohl geeignet ist, den etwas in Verruf gekommenen Ausdruck für vornehme Buchausstattung neu zu adeln. Acht prachtvolle Heliogravüren, meistens Landschaftsbilder, aber auch Szenen aus dem trachtenfrohen Schwarzwälder Volksleben, darunter ein mit der winterlichen Umgebung wunderbar zart zusammengestimmter Kirchgang, begleiten den Text. Der Band hat dadurch noch eine wertvolle Bereicherung erfahren, daß ihm sieben Lieder beigegeben sind, die im Anschluß an die Erzählung gedichtet sind. Sie stammen von dem Freiburger Georg von Oertzen.

Wer es ganz bequem haben will, sich mit Hansjakob bekannt zu machen, der findet von ihm in Reclams Universalbibliothek (Nr. 4997) ein Lebensbild aus dem Schwarzwald („Der Theodor"), das ein echter Hansjakob ist und zudem nebst dem Bildnis des Verfassers auch noch eine Einführung von seinem Biographen Prof. Heinrich Bischoff enthält. F. D.

Literarische Notizen

Am 14. August ist Friedrich Paulsen von uns gegangen, „ein Philosoph der Gegenwart", wie Thomas Achelis ihn in seinem hier vor wenigen Jahren veröffentlichten Lebens- und Charakterbilde (Augustheft 1903) mit gerechter Betonung genannt hat. Denn der Gegenwart, seiner mit ihm lebenden Zeit fühlte sich Paulsen im Gegensatz zu manchem seiner gelehrten Kollegen in erster Linie verpflichtet; ihre geistigen Nöte zu lindern, die Zwiespältigkeit ihrer Ideale zu versöhnen oder doch zu lindern, empfand er als wertvollste Aufgabe seines philosophischen Lehrberufs, den er deshalb auch nicht nur vor der Berliner Universität, sondern in seinen Schriften vor dem ganzen gebildeten Deutschland ausübte. Von diesen Werken sind dem großen Publikum wohl die „Einführung in die Philosophie", von der vor wenigen Jahren bei Cotta die

Digitized by Google

zwölfte Auflage hat erscheinen können, und das zweibändige „System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre“ (geb. 16 M.) am zugänglichsten. Das sind sozusagen Paulsens klassische Werke: sie zeigen neben den innern, geistigen Vorzügen, die sie mit seinen andern Werken teilen, die edelste Reife in der klaren, anschaulichen Darstellung, die allen gelehrten Ballast verschmäht und sich durch keinen rhetorischen Schmuck aus dem Geleise sicherer Logik locken läßt. Wer dem teuren Toten eine würdige Gedächtnisfeier bereiten möchte, der lese eins dieser Werke. Er wird sein Erstaunen und seine helle Freude daran haben, welche unmittelbare Fühlung mit unserm Gegenwartsleben auch der Philosoph innezuhalten vermag, und auf Schritt und Tritt wird er sich gestärkt, erhoben und bereichert fühlen. —

Bald nach Leistikows Tode hat die deutsche Kunst ein neuer schmerzlicher Verlust getroffen: am 29. Juli starb als Zweiundfünfzigjähriger, also auf der Höhe des Mannesalters und der Schaffenskraft, der Bildhauer Prof. Kuno von Uechtritz. Unsre Mitarbeiterin Frau Adele Gerhard, die dem Verewigten im Leben freundschaftlich nahestand, wird seinem Andenken schon im nächsten Hefte ein Gedenkwort widmen, das wir mit den besten und kennzeichnendsten Werken des Künstlers zu illustrieren gedenken.

Tolstojs achtzigsten Geburtstag zu feiern, hätten wir nach dem großen, durch zwei Nummern gehenden Aufsatz, den Kurt Behr (Prof. Dr. Eugen Kühnemann) dem Siebzigjährigen hier gewidmet hat (Bd. 86, S. 282 bis 299 und S. 407 bis 426) schwerlich genügenden Anlaß. Was seitdem hervorgetreten ist, wie der bedeutende Roman „Auferstehung“ (Bd. 88, S. 697), hat hier zum Teil seine Einzelwürdigung gefunden, zum Teil geht es, wie die jüngste Veröffentlichung „Ich kann nicht schweigen“, allein Tolstojs russisches Vaterland an, oder es ist, wie die „kritische Studie“ über Shakespere (Hannover, Adolf Sponholtz) so — kurios, daß es das Gesamtbild des Dichters und Denkers nur verwirrt. Neuere Veröffentlichungen von ihm, wenigstens für uns Deutsche neu, sind ferner die Erzählung „Göttliches und Menschliches“, eine als Bekehrungsgeschichte von zwei russischen Staatsgefangenen verkappte Auseinandersetzung mit der russischen Revolution (Berlin, S. Fischer; geb. 2 M.), der bei Diederichs in Jena erschienene (nur in der Zusammenstellung neue) Band „Dramatische Dichtungen“, der die „Macht der Finsternis“, „Die Früchte der Bildung“ und das kleine Lustspiel „Der erste Branntweinbrenner“ nebst einer Einleitung von Raphael Löwenfeld enthält, sodann der erste Band (Kindheit und frühes Mannesalter) von Tolstojs Biographie und Memoiren, wie sie Birukoff nach Briefen, Aufzeichnungen und Mitteilungen des Dichters zusammengestellt hat (reich illustriert; Wien, Moritz Perles), und endlich das unvermeidliche Brevierbüchlein „Worte Tolstojs“, kundig und geschmackvoll ausgewählt von Regener (Minden, J. C. C. Bruns).

Mit dem neuen Roman „Thora“ von Geijerstam hoffen wir unsern Lesern Freude zu bereiten. Denen, die auch nach der ersten Lektüre seine Bücher dauernd für ihre Bibliothek haben möchten, die Mitteilung, daß die „Brüder Mörk“, die tragische Geschichte des Brudergefühls, bei Fischer in Berlin erschienen sind (geb. M. 4.50). Geijerstams fast gleichzeitig erschienener Roman „Das Haupt der Medusa“ (ebenda; geb. M. 4.50) wird als ein psychologisches Spiegelbild der alles zergrübelnden, alles verneinenden schwedischen Generation von 1880 hauptsächlich in seinem nordischen Vaterland interessieren, wenn sich auch mancherlei Parallelen zu unserm Geistesleben der gleichen Zeit von selbst einstellen.

Frau Laura Frost kennen unsre älteren Leser aus einem Aufsatz über Johanna Schopenhauer (Bd. 92, S. 501), einer Arbeit, die dann erweitert auch als Buch erschienen ist (mit vier Bildnissen; Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn; geb. M. 2.80). Wie schon dort das Problem Eltern und Kinder deutlich anklingt — denn das interessanteste an der Mutter des großen Philosophen ist doch ihr Verhältnis zu ihrem Sohne —, so verleugnet sich das Interesse für dieses Lieblingsthema der ernsten Schriftstellerin auch nicht in den fesselnden Novellen, die sie unter dem Titel „Über den Tag hinaus“ gesammelt hat (ebenda), und die mit Vorliebe sittlich ernste, schwere Frauennaturen zeichnen.

Das Gedenkblatt zum hundertsten Todestage der Frau Rat wird vielleicht manchen anregen, sich ein wenig länger in ihrer sonnigen Nähe anzusiedeln, als es jener Beitrag fordert. Da sei denn daran erinnert, daß Prof. Karl Heinemann uns die grundlegende Biographie von Goethes Mutter geschrieben hat (reich illustriert; Leipzig, E. A. Seemann), und daß man die Briefe der Frau Rat Goethe vollständig in der zweibändigen Ausgabe von Prof. Alb. Köster findet, die nicht, wie es in der Einleitung zu unsern Auszügen versehentlich heißt, im Inselverlag, sondern bei Carl Ernst Poeschel in Leipzig in wohltuender Ausstattung seit vier Jahren vorliegt. — Und da eine Berichtigung doch nur hinken würde, sei der ersten gleich die zweite zugesellt; sie vertragen sich, denn auch diese ist aus dem Weimarischen Kreise. Die zu Schluß der Literarischen Notizen des Septemberheftes aufgeführte gründliche theatergeschichtliche Studie über Lauchstädt stammt von Baurat A. Doebber (nicht Döbler) und ist, erläutert von zwanzig Tafeln und Abbildungen im Text, bei Ernst Siegfried Mittler u. Sohn in Berlin erschienen. Das Buch kostet geh. 5, geb. 6 M.

Digitized by Google

Zu unsern Kunstblättern

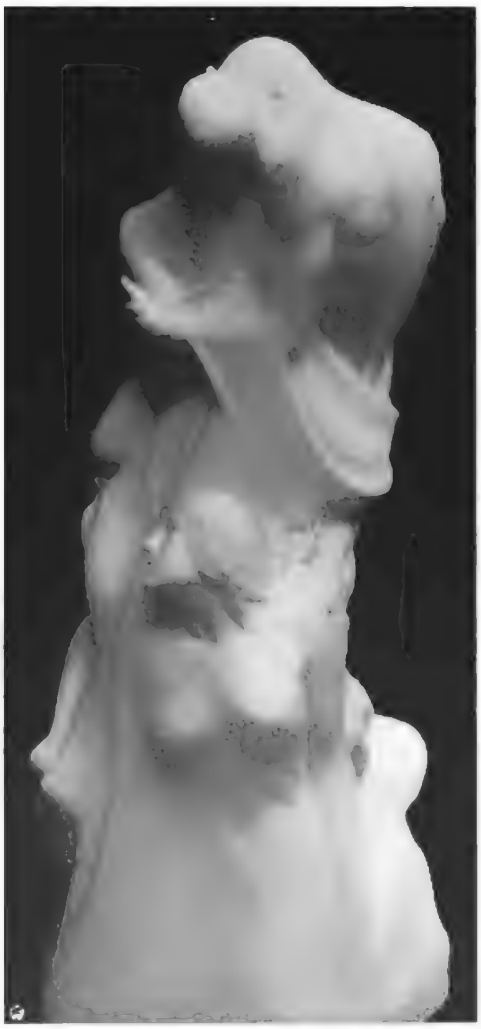
Jan Vermeer — Theodor Schüz — Adolf Brütt — Hanns Fechner — Walter Geffchen

Unser Heft bringt an erster Stelle in der edlen Technik des Mezzotintodruckes eine Nachbildung des Gemäldes „Herrin und Dienerin“ von Jan Vermeer oder genauer von Jan van der Meer van Delft. Diesen Vorrang darf das Bild seinem Kunstwert nach wohl beanspruchen. Ebenbürtig, wenn nicht überragend, stellt es sich neben die andern feingestimmten Genrebilder des Holländers die unsre großen öffentlichen Galerien seit langem zu ihren wertvollsten Schätzen rechnen, neben die „Kupplerin“ und das „Lesende Mädchen“ der Dresdner Galerie, neben das „Mädchen mit dem Weinglas“ in Braunschweig wie neben die „Kavalierszene“ und die „Dame mit dem Perlenhalsband“ des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin. Unser Bild (fälschlich öfters „Der Brief“ genannt) gehört jedoch keiner öffentlichen Sammlung an; das Original ist vielmehr im Besitz des rühmlichst bekannten Kunstfreundes und Kunstförderers, des Herrn James Simon in Berlin, dem denn auch wir für die gütige Erlaubnis zur Wiedergabe unsern Dank schulden.

Von dem Farbenreiz des Originals, von dieser sanften, wohltuenden Melodie der Töne vermag unsre Wiedergabe freilich keine Vorstellung zu vermitteln. Doch hoffen wir, daß der feinfühlige Betrachter wenigstens etwas ahnt von den zarten Silbertönen, durch die sich Vermeer von andern Interieurmalern seiner Zeit unterscheidet. Sein Lehrer Carel Fabritius, der „feine Rembrandtschüler“, hatte ihn auf die Lichtmalerei hingewiesen. Im Gegensatz zu seinem Delfter Landsmann und Zeitgenossen Pieter de Hooch, mit dem er nicht selten verwechselt wird, rückt Vermeer seine Gestalten mit Vorliebe dicht an den Bildrand und gibt sie in Halbfigur, das Zimmer nicht ganz, sondern nur einen Ausschnitt. „Durch keine Tür, sondern durch ein Fenster von der Seite strömt das Licht herein, und da die Gestalten ganz vorne sitzen, bleiben sie im Dunkel, während Mittel- und Hintergrund in hellem Sonnenlicht flimmern. Auch die Farbenskala ist anders. Während Hoochs Bilder aufs dunkle Rot gestimmt sind, liebt Vermeer ein helles mondscheinduftiges Blau und zartes Zitrongelb“ (Muther). Ja, gleich Rembrandt, wenn auch in andrer Art, ist Vermeer ein Zauberer der Lichteffekte, sowohl in seinen Innenräumen wie in seinen Landschaften („Blick auf Delft“ im Haag und „Straße von Delft“ in Amsterdam), und ein unvergleichlicher Kolorist. Das Licht, das er auf die Leinwand zu bannen wußte, blendet uns heute noch. So werden denn seine nicht zahlreichen Bilder mit ihrem anheimelnden Perlmutterschimmer der Farbe, ihrer hervorragenden Leichtigkeit und Sicherheit des Strichs, ihrer glücklichen Wahl der Motive, ihrer weichen musikalischen Stimmung voller Heiterkeit und Grazie jetzt von den Kunstfreunden mit Recht unter die kostbarsten der holländischen Schule gerechnet, während man ihn zu seinen Lebzeiten (1632—1675) nicht nach Gebühr zu schätzen wußte. Für „Herrin und Dienerin“ soll von dem jetzigen Besitzer ein Preis von 325 000 Mark gezahlt worden sein.

Die in gleicher Technik wiedergegebene „Mittagspause bei der Ernte“ von Theodor Schüz ist das Werk eines um zweihundert Jahre jüngeren, aber gleichfalls lange über die Achsel angesehenen Malers. Jetzt, nach der Berliner Jahrhundert-Ausstellung, scheint auch er zu Ehren kommen zu sollen, was man seiner schlichten, gemütvollen Kunst von Herzen gönnen mag, wenn sie sich mit der des Holländers auch nicht vergleichen darf. Schüz war ein Württemberger von Geburt (geb. 26. März 1830, gest. 13. Juni 1900), besuchte 1848—1854 die Stuttgarter Akademie, ging dann nach München und wurde 1856 Schüler von Piloty, an dessen Romreise von 1858 er mit Lenbach u. a. teilnahm. 1866 siedelte er nach Düsseldorf über, wo er am 13. Juni 1900 starb. Vor seinen Bildern aus dem Leben der deutschen Bürger und Bauern darf man sich mit Recht an Ludwig Richter erinnert fühlen; mit diesem Meister teilt er jedenfalls die Vorliebe für behaglich-idyllische Stimmungen und Szenen des täglichen Lebens, noch mehr des ruhegesegneten, gottgeweihten Sonn- und Feiertags, wie auch die Innigkeit der Empfindung und die Feinheit, womit er sie aufs Blatt bringt. Schon die Titel seiner wichtigsten Gemälde verraten uns, in welcher Sphäre er heimisch: „Am Konfirmationsmorgen“ (1851), „Die Abendglocke“ (1857), „Ostermorgenspaziergang“ (1859), „Weinernte am Neckar“ (1864), „Sonntagnachmittag in einem schwäbischen Dorfe“ (1875), „Ostergesang“ (1875). Das Original des hier wiedergegebenen Bildes (aus dem Jahre 1862) befindet sich in der Gemäldegalerie zu Stuttgart und trägt auf seinem Rahmen von der eignen Hand des Künstlers die Worte geschrieben: „Ps. 104, 27. 28: Es wartet alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auftust, so werden sie mit Gut gesättiget.“ Unser Mitarbeiter David Koch, der seinem schwäbischen Landsmann eine liebevolle, reich illustrierte Monographie gewidmet hat (Stuttgart, J. F. Steinkopf), findet schöne Worte, den Gemütsinhalt des Bildes zu deuten: „Unter dem apfelschweren Baume die kurze Mittagsrast mitten inne im Leben ... Am Fuße seines Stammes, im tiefsten Schatten, sitzt der alte Bauer,

Digitized by Google



Adolf Brütt: Die Nacht. (Rückanſicht.)

einſt des Hauſes Haupt. Er iſt grau geworden — ſo müde, daß er die Hand nicht zum Beten falten kann. Er iſt reif zur Ernte. Zur Seite, im Mittelpunkt des Bildes, ſitzt der Sohn, der iſt nun Herr und Hausvater nach Gottes Herzen. Er betet mit Weib und Kind, und ihr Gebet iſt ernſt und herzlich. Und der Pſalm des geiſtlichen Maler-Dichters hebt an bei dem Säugling und dem ſchlummernden Kindlein in der Wiege, er redet von dem Schulbuben, der ſein Buch mit zur Ernte hinausgenommen hat, von dem Mägdlein, dem der Erntetag noch zu ſchwer wird, das mit melancholiſchen Augen in die Weite ſtarrt. Der Pſalm preiſt die Jungfrau zur Seite des Vaters und legt ſich wie eine Segenshand über die betende Mutter. Und der große, gewaltige Apfelbaum! Wie freudig ſpielen die hellen Sommertagslichter auf ihm. Wie luſtig hüpfen ſie hinab zu den ernſten Betern. Wie gewaltig breitet der Baum ſein ſchützend Dach — er hat Raum für alle. Er kommt vom Schöpfer, der ſeine Sonne ſcheinen läßt über die Böſen und über die Guten. Alle Stadien des heißen Erntetages will der Maler zeigen. Vom Betenden auf der Höhe führt er uns weiter abſeits zu den Eſſenden und weiter hinab zu den zur Mittagsraſt Aufſteigenden, noch tiefer hinab in die heiße, ſonnenglänzende, weite, fruchtſchwere Aue, wo die Arbeit des Schnitters ſchon getan iſt, wo die Armen am Werke ſind und Ähren leſen, wo am Weg der hohe Ziehbrunnen ſteht, vom großen Baum überſchattet; ein Ruheplatz, ſo ſchön, wie der Jakobsbrunnen geweſen ſein mag, da der Herr redete mit dem ſamaritiſchen Weibe von dem Brunnen des Waſſers, das in das ewige Leben quillt. Und zur Rechten im Bilde, abwärts von den Betenden auf der Höhe — da ſchneiden ſie und ſammeln die Frucht, der ſchwere Kornwagen rauſcht hinein, die Dorfſtraße hinab — wie fein —, auf der andern Talſeite müht ſich der Poſtwagen die ſteile Höhe empor — Ausfahrt in die Fremde — und dort Einzug in das Haus. So iſt das Bild voll von Andeutungen."

Die Plaſtik vertritt auf unſern Kunſtblättern diesmal nur ein einziges Werk, aber es will uns ſcheinen, als ſei dies eine Meiſterſchöpfung, die, obwohl ſie auf der gegenwärtigen Großen Berliner Kunſtausſtellung ſteht, lange nicht nach Verdienſt gewürdigt worden. Es iſt die „Nacht" von Prof Adolf Brütt in Weimar. Wir haben da nicht eine einzelne ſymboliſche Geſtalt vor uns, ſondern ſtehen einer großen Gruppe gegenüber. Auch ſoll der Titel augenſcheinlich nicht den Inhalt der Gruppe „erklären", ſondern nur den Stimmungsgehalt zuſammenfaſſen, wie er etwa aus dem „Nachtlied des Zarathuſtra" von Nietzſche klingt: Nacht iſt es, Nacht! nun erſt erwachen alle Lieder der Liebenden. Die Gruppe, ſo figurenreich und ſo voll von realiſtiſchem Leben, iſt trotzdem in ihrer Geſchloſſenheit eine echte Marmorarbeit geblieben. Der Aufbau in dieſem Sinne iſt meiſterhaft. Dadurch, daß die Nebenfiguren gewiſſermaßen nur als Fundamente für die beiden Hauptfiguren dienen, damit dieſe ſich frei emporheben können, hat der Künſtler eine große Ruhe und Klarheit erreicht, ſo daß der Hauptgedanke zu dominierender Wirkung kommt. Als kraftvoller Kern des Fundaments wölbt ſich im Vordergrund der muskulöſe Rücken eines Mannes, mit dem auf der andern Seite eine halb aus dem Stein herausragende Frauengeſtalt korreſpondiert. Zwiſchen dieſen beiden erheben ſich ſchwebend, teilweiſe verhüllt von den weichen Falten eines fließenden Gewandes, das der Gruppe zugleich mit den entſtehenden Figuren als einigende Stütze dient, die beiden Hauptfiguren: ein Jüngling und ein junges Weib.

Mr. Lee Bristol, Jr., president of Bristol-Myers Co., is shown with Mrs. Bristol as they arrived in Paris for the annual meeting of the International Management Institute. Mr. Bristol is a member of the Institute's Council.

Mr. Bristol's address, "Management Responsibility in Industrial Relations," was published in the March issue of MANAGEMENT REVIEW.

Mr. Bristol is also a member of the Executive Committee of the American Management Association.

Mr. Bristol's address, "Management Responsibility in Industrial Relations," was published in the March issue of MANAGEMENT REVIEW.

Mr. Bristol is also a member of the Executive Committee of the American Management Association.

bedeutenden, das im Laufe der Jahrhunderte die Meister aller Länder geschaffen haben. Studienreisen durch Italien, Frankreich, Deutschland und Holland haben seine künstlerischen Talente zu einer sichern und vornehmen Reife entwickelt; dann blühte seine eigne Persönlichkeit auf. Sein zarter und graziöser Geist vertiefte sich in das Rokoko und hat die Kunst dieses Zeitalters in mannigfachen Variationen neu belebt und neu geformt. Liebliche Frauen, die lächelnd vom Terrassenplan am Arm eines Kavaliers herunterschreiten zu einem stillen, von Buchs umheckten Winkel, hat er gemalt, Kinder, die auf buntblumiger Wiese spielen, und Faune und Nymphen.

Aber diese Bilder scheinen nur wie Produkte seines Übermuts, leicht und leichtherzig auf die Leinwand geworfen. Im Bildnis hat er seinen Ernst, seine Kraft und seine Stärke bewiesen. Der schöne und charaktervolle Kopf seiner Mutter ist eine würdevolle, an Leibl gemahnende Arbeit, die zur Bewunderung stimmt. Seine Porträte schöner Frauen beweisen weiter seine sichere Kraft und seinen bewußten Geschmack, der nicht ins Süßliche gleitet. Aber auch im Bildnis ist noch nicht die Grenze seiner Kraft zu erblicken. Seine Porträte sind selbständige und abgeschlossene Kunstwerke; doch sie erscheinen auch wie Vorstudien zu den großen Kompositionen, die der junge Meister in den letzten Jahren geschaffen hat. Eins seiner Hauptwerke ist das große Bildnis seiner Kinder, das vor einigen Jahren auf der Münchner Jahresausstellung im Glaspalast ein so berechtigtes Aufsehen erregte. Es ist frei und zwanglos komponiert und wirkt gerade dadurch lebendig und überzeugend.

In den letzten zwei Jahren hat Walter Geffcken nun ein neues großes Werk geschaffen, aus dem wir hier in Farbendruck zwei Einzelstudien wiedergeben dürfen. Das Bild stellt eine „Prozession" dar in einem oberbayrischen Dorf. Der Meister hat seine ganze Kraft gesammelt, um dieses Werk würdig und ausdrucksvoll zu vollenden. Viele Mühen und Sorgen hat er es sich kosten lassen, und unablässig ist er in den Sommermonaten tätig gewesen, hat nach den oberbayrischen Bauernmädchen und -buben Studien gemacht — und schließlich ist auch dieses Werk gelungen. Eine Fülle sicher gesehener und scharf erfaßter Charakterköpfe findet sich auf dem Bilde unter den jungen, festlich geschmückten Mädchen wie unter dem Gefolge und den Zuschauern; auch in dem farbigen Aufbau ist die Komposition glücklich gelöst. Alle Buntheit ist geschickt vermieden. Die einzelnen Farbtöne schließen sich zu einer wohlklingenden Harmonie zusammen, und wie eine Symphonie steht diese Prozession vor dem offenen, weiten landschaftlichen Hintergrund mit der dünnen Gebirgsluft. Die reich bewegte Farbenpracht der oberbayrischen Kostüme bot dem Künstler zu mannigfachen Variationen des Farbenthemas Gelegenheit, und seine psychologische Begabung, seine durchdringende Kenntnis des bayrischen Volksstammes gab ihm die Kraft, jeden einzelnen Kopf charaktervoll durchzubilden. Die Studien, die wir in diesem Hefte veröffentlichen, haben noch einen besondern Reiz der Frische und der Unmittelbarkeit und zeigen gleichzeitig die Art, wie der Künstler arbeitet, und die Kraft, mit der er einen Natureindruck aufnimmt und festhält.

Walter Geffcken.

Nach den schönen Erfolgen, die Walter Geffcken bisher errungen hat, und da wir sehen, daß seine Kraft von Jahr zu Jahr sich festigt und weiterreift, können wir auf die Zukunft des jungen deutschen Meisters noch die stärksten Hoffnungen setzen.

Otto Grautoff.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Dutel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser in Leipzig. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 105, I — November 1908 — Heft 626

Thora

Roman von Guſtaf af Geijerſtam. Aus dem Schwediſchen von Gertrud Ingeborg Klett

II

Granas iſt der Name eines alten Herrenhofes, der hoch auf einem in Laubwald eingebetteten Hügel in der ſüdöſtlichen Ecke des Sees ſein dunkles Dach über den Wettern erhebt. Es iſt ein großer Bau, ſo groß, daß er faſt unförmig wirkt. Er iſt aus Stein und in drei Stockwerken aufgeführt; und da das oberſte Stockwerk lange unbewohnt geſtanden hatte, trug zu der Zeit, in der dieſe Erzählung ſpielt, das ganze Haus ein düſtres und unheimliches Gepräge, als ſäßen unter dem Dachrand lauter leere, blinde Augenlöcher, durch die kein Licht mehr dringen konnte. Dieſer Eindruck wurde noch dadurch verſtärkt, daß die Fenſter vor Alter ganz dunkel geworden waren, ſo daß die Scheiben in allen Farben des Regenbogens ſchillerten, wenn man ſich den Glanz von Regenbogenfarben auf dunklen alten, von Spinnweb überzogenen Fenſtern denken kann. Wir werden ſpäter erzählen, wie es kam, daß die oberſte Wohnung ſo lange ſchon geſchloſſen ſtand.

Jedenfalls — geſchloſſen war ſie, und wenn die Dienſtboten in den Dachboden hinauf mußten, ſo gingen ſie nur mit heimlichem Gruſeln an den verrammelten Türen mit den alten roſtigen Schlöſſern und leeren Schlüſſellöchern vorüber. Dumpf hallten die Schritte auf den abgetretenen Steinen der Korridore und Treppen wider. Allein ging keiner gern hinauf. Und wenn einer allein gehen mußte, ſo beſchleunigte er heimlich ſeine Schritte, verfolgt von all dem geheimnisvollen Klopfen, Krachen, Windgeſtöhn und den ſonſtigen Geräuſchen, die aus den leeren Zimmern drangen.

Während der letzten zwei Jahre hatte auch das zweite Stockwerk leer geſtanden. Aber vor der langen Reihe von hohen, leeren Fenſtern waren weiße Rollgardinen herabgelaſſen, die niemals aufgezogen wurden, und die Sonne und Kälte gegilbt hatten. Der alte Herrenhof hatte dadurch faſt das Ausſehen eines verlaſſenen Rieſenhauſes. Viele nannten es auch ein Geſpenſterhaus. Es ſah wie etwas Sterbendes aus, wie es ſo dalag — in der Frühlingsſonne, in der kühlen Herbſtluft oder mit Schnee über dem weiten Hofplatz, auf dem nur langſam ſchmale Pfade ausgetreten wurden, weil der Schneepflug ſelten zur Anwendung kam und der Hausherr ſelbſt ſich lieber einſchneien ließ, als daß er den Befehl zum Schaufeln gab. Der ganze Hof ſah ſterbend aus, weil das Haus mit den geſchloſſenen Wohnungen ſo rieſengroß war. Nur das unterſte Stockwerk ſah bewohnt aus, und an einem der Fenſter links von der Haupttreppe konnte man manchmal einen einſamen hochgewachſenen alten Mann ſtundenlang auf den vernachläſſigten Raſen hinausſtarren ſehen, in den der Sockel der alten Sonnenuhr ganz eingeſunken war, ſo daß die Ziffertafel ſchräg ſtand und der Zeiger rechtwinklig nach oben ſtarrte. Verfallen ſah der ganze Hofplatz aus mit ſeinen Haufen von altem Laub, abgebrochenen Zweigen, Pferdemiſt und un-

Digitized by Google

bestimmbarem Kehricht, der überall herumlag. Auf dem Bewurf des Hauses liefen breite, sich phantastisch ineinanderschlingende Risse, die sich wie ein verräterisches Netz über die verwitterte graue Fassade erstreckten. Da und dort hatte sich ein Fenstersims gelöst und war herabgefallen, ein gähnendes Loch in der Fläche der Fassade hinterlassend, und im Mittelstock waren ein paar Fensterscheiben zerbrochen, so daß man von außen die herabgelassenen Gardinen im Winde schaukeln sah. Über dem ganzen alten Bau mit seiner imposanten Form und dem schön geformten Dach mit Giebelkrönung und einer drachenförmigen Wetterfahne aus handgeschmiedetem Eisen ruhte ein Schweigen, in dem alle die Sagen und Gerüchte, die in der Umgegend über das geheimnisvolle alte Nest in Umlauf waren, üppig wucherten.

Verfallen war auch der Garten, in dem das Moos hoch an den Stämmen der alten Obstbäume hinaufwuchs, die Wege waren voll Unkraut, als wollten sie demnächst ganz zuwachsen, und die Beerensträucher mit ihren langen dünnen Zweigen schossen unbehindert in die Höhe. Ungepflegt und unbeschnitten wuchs auch die gewaltige Hagedornhecke, die den ganzen Garten umschloß, über die ausgeschnittenen Öffnungen, die in den Park hinausführten, waren Zweige und Schößlinge gewachsen, so daß man sie mit Gewalt auseinanderzerren mußte, um durchzukommen, und es sah aus, als wäre der ganze Garten umgeben von einer einzigen großen, undurchdringlichen Mauer von Dorn und Grün. Drinnen wuchsen Blumen, Obstbäume und Beerensträucher wild, und in den hohlen, vermorschten Stämmen nisteten die scheusten Vögel.

So war Granas geworden, seitdem die Baronin gestorben und der alte Baron einsam zurückgeblieben war. Zuerst war der Baron Olthov durchs ganze Haus, von Zimmer zu Zimmer gewandert, wie ein krankes Tier, das keine Ruhe findet in seiner stummen Qual. Andre hatten für ihn handeln müssen, und für die Beerdigung hatte er keinen Finger gerührt. Leise vor sich hin sprechend, wanderte er umher. Wenn jemand in seine Nähe kam, ging er in ein andres Zimmer. Ganze Nächte hindurch brannte er Licht, und der Nachtwächter, der um das große stumme Haus herumging, sah, wie das Licht von Fenster zu Fenster flackerte. Vom zweiten Stockwerk schimmerte es herab. Dort waren die Prachtzimmer, von denen sagenhafte Geschichten in der Gegend umgingen, und die nur wenige von den Dienstboten und Untergebenen je gesehen hatten. Dort oben hatte die kleine Baronin gewohnt, und ganz hinten, in dem großen Schlafzimmer, dessen Fenster schwarz verhangen waren, war sie aufgebahrt gewesen. Aber das war, lange, lange her.

Der Baron war damals schon alt gewesen; von seinen jetzigen Untergebenen kannte ihn überhaupt eigentlich keiner. Lang und hager, wie im Traum, wanderte er in seinen Zimmern umher. Das Gesicht mit dem buschigen rotblonden Schnurrbart war schlaff und die Augen wie erstorben. Als der Sohn zur Beerdigung aus der Schule kam, war es, als sehe der Vater ihn ebensowenig wie die andern. Konrad war damals noch ein Kind, das scheu und einsam durch das große Haus schlich, aus dem nun die Mutter weggestorben war. Er hatte niemand, mit dem er reden konnte. Aber als der Vierzehnjährige allein im Kinderzimmer saß, wo noch das Schaukelpferd und der Spielzeugschrank als Erinnerungen an glücklichere Zeit standen, sahen die Dienstboten ihn wohl schweigend und gedankenvoll stundenlang zum Fenster hinausstarren, nie aber weinen.

Erst als die Beerdigung vorbei war und die Gäste nach dem großen, trübseligen Mittagessen vom Hof gefahren waren, schien der Baron wieder zum Leben zu erwachen. Er ging hinunter in die Küche und befahl, das große Service, Gläser, Silber, alles, was in den großen festverschlossenen Kästen aufbewahrt und nur an Festtagen in Gebrauch genommen wurde, sofort in die obere Wohnung zu schaffen und es dort ins Speisezimmer zu stellen. Nichts durfte abgewaschen und gereinigt werden. Wie es vom Tisch kam, sollte es hinaufgeschafft werden. Keine Einwendungen halfen. Der alte Baron ging selbst mit und paßte genau auf, daß alles an seinen Platz kam, wie er es befohlen hatte, daß nichts vergessen und sein Wille genau ausgeführt wurde. Erst als alles stand, wo er es wünschte, wurde er ruhiger. Dann befahl er allen, ihn allein zu lassen und zur Ruhe zu gehen. Allein wollte er seinen unausgesprochenen Willen vollbringen.

So ließen ihn denn die Dienstboten allein. Die alte Pendule im Salon schlug schon

Digitized by Google

zwölf; draußen auf dem Hof stieß der Nachtwächter in sein Horn, zum Zeichen, daß die Mitternachtstunde gekommen war.

Die ganze Wohnung war noch erleuchtet von feierlichen Kerzen; der Baron hatte nicht gestattet, sie auszulöschen. Als die Diener die Tür hinter ihrem Herrn zugemacht und ihn allein gelassen hatten, glaubten sie, er wolle wie in den vorhergehenden Nächten seine stumme Wanderung von Zimmer zu Zimmer fortsetzen. Unten im Küchenrevier flüsterte man sich zu, mit dem Baron stehe es schlimm, und es sei zu befürchten, er werde den Verstand verlieren.

Währenddem ging oben in der großen Wohnung der Baron von Fenster zu Fenster und sah genau nach, ob auch die weißen Leinenvorhänge überall herabgelassen waren. Darauf löschte er alle Kerzen und Lampen aus. Von Zimmer zu Zimmer schritt er so; als alles dunkel war, schloß er sorgfältig alle Türen. In der Hand trug er eine kleine Blendlaterne. Als er die letzte Kerze ausgelöscht hatte, verriegelte er alle Türen, durch die die Wohnung mit dem Vestibül verbunden war, schloß sie darauf sorgfältig zu und zog sämtliche Schlüssel ab.

Am folgenden Tag verkündete er der Dienerschaft, daß von nun ab nur noch die unterste Wohnung des großen Hauses bewohnt werden würde. Am gleichen Tage noch fuhr der Kutscher den jungen Baron Konrad nach der Schule in Jönköping zurück.

Von diesem Tag an begann der Verfall des alten Herrensitzes Granas. Von diesem Tag an ging der Baron wie ein Schatten in seinem eignen Haus herum. Das Gut ließ er verkommen, die Leute mußten für sich selber sorgen, der Garten wuchs zu, und in die abgeschlossenen Zimmer ließ er keine Menschenseele; ebensowenig betrat er selber sie.

Über acht Jahre hatte der Baron Olthov jetzt so gelebt, und die einzige, die überhaupt noch mit ihm sprechen konnte, war Mamsell Kristin. Daß sie es konnte, und daß er auf sie hörte, kam daher, daß sie noch zwei Jahre vor dem Tode der seligen Baronin ins Haus gekommen war, und daß die Verstorbene ihr blind vertraut hatte. „Gut, daß du Mamsell Kristin hast, wenn ich einmal fort bin," hatte die Baronin gesagt, und auf diese Worte, die sie mehr als einmal gehört hatte, gründete Mamsell Kristin die Herrschaft, die sie mehr und mehr sowohl im Haus als in allem, was die Gutsangelegenheiten betraf, ausübte.

Mamsell Kristin war eine kleine korpulente Dame mit einer Gesichtsfarbe, die ins Braunrote ging, sei es nun, weil sie einmal Gesichtsrose gehabt, oder weil allzu scharfe Kälte ihr die natürliche Farbe geraubt hatte. Still und behende glitt sie durch die Tür, wenn sie ab und zu einmal die Zimmer betrat, die der alte Olthov immer abgeschlossen hielt, um darin sich selbst und seinen Kummer zu verbergen. Lebhaft und aufmerksam blickten ihre kleinen scharfen Augen unter der schwarzen Bänderhaube hervor. Und bescheiden, mit leiser Stimme sprach sie mit dem Gebieter über die Angelegenheiten des Hauses oder — was auch nicht selten vorkam — über ihre eignen Angelegenheiten. Sie wählte ihre Worte gut und sagte nie mehr, als notwendig war. Wenn die Unterredung zu Ende war, glitt sie wieder hinaus zu ihrer Arbeit, still und behend, wie sie gekommen. Draußen in der Küche geschah es freilich nicht selten, daß ihre Stimme recht vernehmlich klang, und mehr als einmal legten eine geschwollene Backe oder die rotgeweinten Augen irgendeines der Dienstboten beredtes Zeugnis davon ab, daß Mamsell Kristin hier ihren Willen ebenso energisch durchzusetzen verstand, wie sie ihn unterzuordnen wußte, sobald sie dem Hausherrn unter die Augen trat.

Mamsell Kristin war vor allem eine sparsame Person, die es verstand, aufs kleine zu achten und aufzupassen, daß nichts im Hause umkam, und daß kein Überfluß sich etwa einnistete. In der Umgegend hieß es ganz allgemein, wer auf Granas diene, müsse darauf vorbereitet sein, den Schmachtriemen vor und nach dem Essen straffer zu schnallen; und so gut war alles weggeschlossen und überwacht, daß sogar die Köchin scharf achtgeben mußte, wenn es ihr hier und da glücken sollte, für eigne Rechnung einmal etwas extra zu ergattern. Sparsamkeit war auch die Eigenschaft, die der Baron Olthov mehr als jeder andre zu schätzen wußte. Denn diese Eigenschaft war bei ihm zur Leidenschaft geworden, so stark und uneingeschränkt, daß manche sie Verrücktheit, wieder andre Laster nannten.

Welches von beiden das Richtigere war, war schwer zu sagen. Jedenfalls aber ging der Besitzer von Granas in der ganzen Um-

Digitized by Google

gegend nur unter dem Namen der „geizige Baron“. Daß er so hieß, war kein Wunder. Wunderbar war, wie er so geworden war. Aber es hieß, daß sich in seinem Mannesalter ganz plötzlich eine Charakterveränderung bei ihm vollzogen habe, die den beliebten, gastfreien und lebenslustigen Mann in ganz kurzer Zeit in den seltsamen Einsiedler verwandelte, den jetzt die ganze Umgegend mit einem Gemisch von Furcht und Spott betrachtete. In früheren Jahren nämlich war Granas immer ganz überfüllt von Gästen; das oberste Stockwerk, das sich niemand von der Dienerschaft anders als geschlossen denken konnte, setzte sich ganz und gar aus Gastzimmern zusammen, die nur selten leer standen. Verwandte und Freunde aus nah und fern wohnten da monatelang, und unter all den Menschen, die diese Gastfreiheit genossen, lebten der Baron und seine Frau wie zwei große Kinder, beglückt über die Freude, die ihr Reichtum über alle, die mit ihnen und mit ihrem Glück in Berührung kamen, ausgoß. In dem Kreise, der sich auf diese Weise gebildet hatte, nannte man die junge Hausfrau nur die „kleine Baronin“. Selbst bei den Untergebenen und der Dienerschaft hieß sie so; und wo man ihren Namen nannte, begegnete man einem freundlichen Lächeln. Sie hatte den Namen einst erhalten, als sie, an einem Julitag, zur Zeit der Heuernte, zum erstenmal mit ihrem Mann unter den Girlanden von Ahornblättern durchfuhr, die sich zwischen den beiden Eschen vor der Einfahrt von Granas spannten. Wie sie da an der Seite ihres hochgewachsenen Gatten saß, sah sie ganz aus wie ein kleines Kind, und ganz von selbst trat auf aller Lippen das Wort: die „kleine Baronin“. Sie war auch ein Kind gewesen, sie war damals kaum siebzehn Jahre. Und ein Kind blieb sie ihr ganzes Leben lang. Ihre Gestalt war zart und klein, ihr Gesicht blieb immer gleich kindlich und unschuldig. Es veränderte sich auch kaum mit den Jahren, nur daß die Wangen ein bißchen blasser wurden und in die Augen, die einst alle so unschuldsvoll und fröhlich angeblickt hatten, ein Ausdruck des Staunens und der angstvollen Verwirrung kam, als könne sie nicht verstehen und nicht lernen, wie die Welt eigentlich war.

Freilich konnte sie das nicht, und ebensowenig vermochte der Baron diese Kunst zu erlernen. Ein Zufall war es gewiß nicht gewesen, der ihn und die kleine Baronin zueinandergeführt hatte. Offen und freundliebend führte er sein Leben, ohne einen andern Gedanken, als daß das Leben stets das Alltagsfest der Freude und Freundschaft bleiben möchte, zu dem er und seine Frau alle die luden, die die Zimmer im obersten Stock des Herrenhauses bewohnten. Was es war, das schließlich eine so plötzliche und durchgreifende Veränderung im Leben dieser beiden Menschen hervorrief, das wußte niemand. Aber man flüsterte sich zu, der Baron habe einige Jahre nach seiner Heirat schwere Verluste gehabt, und es hieß ferner, die Verluste rührten davon her, daß er in seiner Freundschaft allzu vertrauensselig gewesen sei, und daß der Freund, dem er am meisten vertraute, sich seine Schwachheit zunutze gemacht und ihn betrogen habe.

Derartiges geschieht ja oft, und es gibt nur wenige, die nicht selbst ähnliches erlebt und sich wieder davon erholt haben. Der Baron erholte sich nicht wieder. Vermutlich, weil er sein Herz allzu fest an die Menschen gehängt hatte, die er seine Freunde nannte. Als er anfing, zu merken, daß er einsam war, verdunkelte sich ihm die ganze Welt, und er selbst verwandelte sich. So nach und nach blieb von den Besuchern, die sonst nach Granas zu kommen pflegten, einer um den andern aus. Die paar, die sich noch einfanden, verweilten nicht lange und kamen ungern wieder. Schließlich waren der Baron und die kleine Baronin allein auf dem großen Gut, und eines schönen Tags ließ die Baronin in den leeren Gastzimmern zwei Treppen hoch die Gardinen abnehmen. Der Baron folgte ihr und verschloß und verriegelte die Türen. Die Schlüssel zog er ab und hängte sie in den kleinen Schlüsselschrank, der auf der Chiffoniere in seinem innern Zimmer stand.

Von diesem Tag an nannte man den Herrn auf Granas den „geizigen Baron“. Von diesem Tag an war seine Tür der Welt verschlossen. Pferde und Wagen wurden verkauft; der Diener, der so alt war wie der selige Baron, der Vater des jetzigen Herrn, ward verabschiedet; der Gärtner wurde durch einen gewöhnlichen Knecht ersetzt und der alte Inspektor von einem Vorknecht. Alles auf dem Hofe war nur noch auf Düsterkeit, Unlust und Sorge gestimmt.

Digitized by Google

Es ging, wie es immer geht, wenn der Gedanke an das Geld alles erfüllt. Das Geld oder vielmehr der Mangel an Geld schwang das Zepter auf Granas; und keiner bekämpfte diesen Mangel durch frische Arbeit. An ihre Stelle trat der Harm. Der Harm, der in vertragenen Kleidern geht, schlechtes Essen ißt, ängstlich am Kleinen spart und das Leben schwer und bitter macht.

Wie der Hof, so verfiel auch der Baron während dieser Zeit. Seine Kleider waren schäbig, sein Weißzeug schmutzig, der Bart überwucherte ungepflegt sein feines Gesicht, in dem die einst so freundlichen Augen mit stechendem Glanz funkelten. Er wurde böse und hart, gleichgültig gegen Unrecht, Not und Unglück, sein Beutel war so fest verschlossen wie sein Herz, und wer sich bei ihm beklagte, ward mit harten Worten abgewiesen. Er tat selbst nicht das Geringste, um die Verhältnisse auf dem Gut zu bessern. Aber wenn die Leute am wenigsten daran dachten, tauchte sein großer Hut hinter den steinernen Mauern um die Äcker, beim Holzhauen im Wald oder zur Erntezeit in der Scheune auf. Schweigsam, hastig kam und ging er, grüßte nicht, sah sich bloß mit scharfen, stechenden Blicken um und verschwand wieder, eilig und stumm, wie er gekommen war. In der gleichen Weise schwang er das Zepter in Viehhof und Stall, in Schuppen und Magazin. Es gab Tage, an denen er von frühmorgens bis spät abends auf seinem Gut umherstreifte, rastlos, ruhelos, sich kaum Zeit zum Essen gönnend. Die Leute sagten dann: „Heut' gespenstert der geizige Baron wieder." Er hatte wirklich etwas Gespenstisches. Wie ein unseliger Geist wanderte er von Ort zu Ort und durchforschte alles, was er sein nannte, als fürchte er, es könne nicht alles am rechten Platze sein, es könne irgend etwas, was ihm gehörte, umkommen. Die Leute merkten wohl, daß er Angst hatte, Angst, es könne irgend etwas verderben. Und sie spotteten über den reichen Mann, der solche Furcht hatte vor dem Armwerden. Was er verloren hatte, war ja nichts im Verhältnis zu dem, was ihm noch blieb, das wußten alle. Es war nur sein eignes krankes Gemüt, das ihm mit Armut drohte.

Andre Tage wieder saß der „geizige Baron" in müßiger Schlaffheit in seinem Zimmer oder ging mit kurzen, langsamen Schritten auf dem abgenutzten Läufer hin und her, während seine Lippen sich unablässig bewegten, als zähle er die gelben und roten Streifen des Teppichs unter der Lage von Schmutz, die die Jahre darüber gebreitet hatten.

Er gönnte sich kaum das tägliche Brot. Das Schlechteste, was aufzutreiben war, war ihm gut genug; und wenn ihm das Essen zu üppig oder zu kostspielig schien, ließ er die Köchin kommen und schrie sie an, sie ruiniere ihn und bringe ihn an den Bettelstab. Schließlich ging er selber in die Küche und vergewisserte sich, daß man für ihn kein andres Essen kochte als für die Knechte, und daß auch dies nicht zu reichlich oder zu gut ausfiel.

Für alle Welt hatte es den Anschein, als hasse der Baron alle Menschen; und es wandten sich auch alle, mit denen er in Berührung kam, von ihm ab. Sie haßten ihn nicht gerade, aber sie betrachteten ihn mit dem Gemisch von Furcht und Mitleid, das das Volk dem Gottgezeichneten zollt, dem Mann, der auf seinem Gewissen eine heimliche Sünde tragen muß, da doch das Unglück ihn so schwer beugt, da Gott ihn so hat werden lassen. Der „geizige Baron" war für sie kaum der Gebieter. Er war ein Unglück, das ihnen auferlegt war, so wie ihm das seine.

Vor allem aber war der „geizige Baron" sich selbst ein Unglück. Mit jedem Tag ward er mißtrauischer, gehässiger, härter. Als ihm sein Kind geboren wurde, weinte er, weil er nun einen Mund mehr zu sättigen hatte; und die einzige, die davon nichts merkte, war die kleine Baronin. Es war ein Spätling, dieser Sohn, der in der Taufe den Namen Konrad erhielt, und glücklich war wohl nicht einmal die Mutter über die Geburt dieses Kindes. Mit unverstehenden Kinderaugen war sie der Veränderung im Wesen ihres Mannes gefolgt; sie fühlte bloß, wie unglücklich der Mann war, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, und wie unfähig sie selbst, ihm den Trost zu spenden, dessen er bedurfte; sie liebte ihn viel zu blind, um zu sehen, daß er bis in die Wurzel seines Herzens verändert und von allen Seiten gemieden war. Aber daß er sogar seinem Kind gegenüber gleichgültig blieb, das sah die kleine Baronin. Und darum weinte sie manche Träne; denn, wenn sie auch ein Kind war — Mutter war sie doch. Sie grämte sich freilich hauptsächlich darüber, weil sie dadurch

Digitized by Google

noch deutlicher sah, wie tief die Nacht war, die sich auf das Gemüt ihres Mannes gesenkt hatte. „Er ist so unglücklich, daß er sich nicht einmal mehr über etwas freuen kann.“ Weiter gingen die Gedanken der kleinen Frau nicht. Und unter der häßlichen Maske, mit der die Verzweiflung über das Dasein das Antlitz und die ganze Persönlichkeit des Mannes bedeckt hatte, ahnte sie bis zu ihrem Tod die Männlichkeit, Schönheit und Güte, die dereinst ihr Herz gewonnen und es gelehrt hatten, fürs ganze Leben zu lieben.

Aber während der innere Mensch im Baron gleichsam zusammenschrumpfte und unsichtbar ward für aller Augen außer für die der Liebe, während er selbst sich in die häßliche Larve wandelte, die unter dem Namen der „geizige Baron“ ging, schwand die kleine Baronin zusehends dahin. Alle, die sie früher gekannt hatten, fanden, daß sie tatsächlich noch kleiner werde. Es war fast, als ob ihr Körper sich verflüchtige, sie selbst verblasse, zusammenschrumpfe vor all dem Häßlichen, das täglich ihren unverstehenden Augen begegnete. Zuletzt blickten diese wunderbaren großen Augen in einer fast furchteinflößenden Schönheit aus einem kleinen wachsbleichen Antlitz mit schmerzlich geschlossenem Kindermund. Niemand wußte, woran sie litt; ein Doktor kam selten ins Haus. Und wenn er kam, schüttelte er bloß den Kopf und wußte keinen Rat. Eines Morgens war die kleine Baronin zu müde zum Aufstehen. Zwei Jahre lang lag sie zu Bett; als sie endlich starb, erlosch sie wie ein Licht, das im Leuchter heruntergebrannt ist und nichts hinterläßt als einen verkohlten Docht.

Mittlerweile war Konrad, ihr Sohn, groß geworden, hatte erst einen Hauslehrer erhalten und war dann auf die Schule gekommen. Die kleine Baronin hatte in all der Zeit von dem Mann, der gegen alle so hart war, kein Wort gehört, was nicht Liebe gewesen wäre. Bis zum letzten Augenblick hatte sie noch ein Lächeln für ihn. Und der „geizige Baron“ war in ihren letzten Stunden zu ihr gewesen wie noch zu keinem Menschen auf der Welt — wie sie sein Bild im Herzen trug aus der ersten Zeit ihrer Liebe.

Das Leben hatte ihn verwandelt, hatte die verkehrte Seite nach außen gezerrt und sein Herz ausgetrocknet. Aber die Liebe zu seinem Weibe blieb. Zu ihr war er stets gut und sanft, sie betete er an als den einzigen Menschen auf Erden, für den er noch ein menschliches Gefühl hegte, ja, so sehr liebte er sie, daß er bei ihr sogar seinen Geiz vergaß. Alles Beste, was er nur auftreiben konnte, sollte sie haben. In alles, was schön und kostbar war, sollte sie sich kleiden. Goldenen Schmuck, Perlen und edle Steine sollte sie tragen. Das Beste in Küche und Keller sollte für sie aufgetischt werden. Während der „geizige Baron“ sich mit der Kost der Knechte begnügte, saß die „kleine Baronin“ an seiner Seite und aß Delikatessen. Alle Prunkzimmer waren für sie durchwärmt und erleuchtet, während die Zimmer des Barons im Erdgeschoß nur notdürftig geheizt wurden. So ängstlich er war, er selber könne zuviel verbrauchen, so ängstlich war er auch, sie könne zu kurz kommen. Einwendungen duldete er überhaupt nicht. Barsch, unerschütterlich setzte er hier, wie in allem, seinen Willen durch, und als die kleine Baronin schließlich das Bett hüten mußte und Mamsell Kristin ins Haus kam, wurde der Kampf zwischen dem Geiz und dem Drang, seiner Frau immerwährend zu geben, stärker als je. Der „geizige Baron“ knauserte noch mehr als bisher an sich und allen andern und wurde noch erfinderischer in der Herbeischaffung aller möglicher Dinge, die seiner Frau Freude machen konnten. Jedes Kind konnte sehen, wie er litt, wenn er die Banknoten aus der abgenutzten Brieftasche mit der Stahlklammer nahm. Und doch gab er, gab, ohne zu rechnen. Den Dienstboten gegenüber wurde er immer schärfer. Und in seinen Zimmern ging er auf und ab und rang die langen hagern Hände vor lauter Angst über das Geld, das ihm so zwischen den Fingern zerrann.

Die „kleine Baronin“ starb, ohne irgend etwas von dem, was allen andern in die Augen sprang, begriffen zu haben. Sie starb glücklich, weil sie ihr Leben lang geliebt worden war. Der letzte Kampf mit dem Geiz, den der Baron um ihretwillen auszufechten hatte, galt den Ausgaben für die Beerdigung, die glänzend begangen wurde. Als sie vorbei war, schloß er auch das Stockwerk ab, in dem die „kleine Baronin“ gelebt hatte und gestorben war. Das oberste, das noch von den Erinnerungen aus ihrer glücklichen

Digitized by Google

Jugendzeit widerhallte, stand längst leer. Jetzt lebte nur noch das Erdgeschoß in dem großen stillen Haus. Da wohnte der „geizige Baron" einsam in seinen drei Zimmern. Da nahm er täglich seine knappen Mahlzeiten ein. Und da versank er tiefer und tiefer in ein Grübeln über entschwundenes Glück und Bangen vor noch größerem Unglück, das auf ihn wartete.

Auf der andern Seite des großen Vorzimmers war die Küchenregion. Dort herrschte mit jedem Jahr unumschränkter Mamsell Kristin.

* * *

So lebt der alte Baron, taub für alles, was um ihn vorgeht, Jahr um Jahr; und mittlerweile wächst sein Sohn heran und wird ein Jüngling, der schon zum Mann zu reifen beginnt. Konrad wird Student, ohne daß dies Ereignis ihm das Leben im Vaterhaus freudiger gestaltet. Und als er eines Tags von Upsala heimkehrt, erklärt ihm der Vater, jetzt sei es Zeit für ihn, mit dem Studium abzuschließen. Was er brauche, um dereinst sein Gut zu verwalten, könne er daheim beim Vorknecht ebensogut lernen.

Der Grund war natürlich der, daß der junge Baron seinen Vater Geld gekostet hatte, und daß der Vater nichts mehr für seine Erziehung ausgeben wollte. Konrad nahm, soweit es sich beurteilen ließ, die Sache ruhig hin. Er stellte die Bücher in den Schrank, verbrachte seine Tage mit Besuchen auf den Nachbargütern, streifte mit der Büchse über der Schulter in den großen Wäldern umher oder lag im Boot auf dem Wasser und fischte oder schoß Seevögel. Konrad Olthov gehörte zu den Menschen, die nie ohne Beschäftigung sein können. Tätigkeit — das war die Seele seines Daseins; darum lief er auch auf Granas umher, als gehöre er gar nicht dahin.

Als der junge Olthov so ein paar Monate lang daheim gewesen war, geschah etwas Merkwürdiges: der „geizige Baron" fing an zu merken, daß er einen Sohn hatte. Wie dies Gefühl durch die harte Rinde hatte dringen können, die um die Seele des Unglücklichen gewachsen war, ist schwer zu sagen. Vielleicht war es eine gewisse Ähnlichkeit mit der verstorbenen Baronin, die mit dem Heranwachsen des Sohnes sichtbarer wurde und das schlummernde Vatergefühl weckte. Jedenfalls fing der Alte, der so lange gleichgültig dahingelebt hatte, plötzlich an, dem Sohn eine Zärtlichkeit zu erweisen; und zu allem, was Konrad eine lange traurige Kindheit durch erlebt hatte, kam diese neu erwachte Vaterliebe als etwas Fremdes und Abstoßendes, das nur neuen Zwang auferlegte, ohne ihm Freude zu schenken.

Seine ganze Kindheit und frühste Jugend hindurch war Konrad gewöhnt gewesen, daß niemand sich um ihn kümmerte. Das hatte in seinem Wesen frühzeitig eine Herbheit und Härte entwickelt, die jedoch nur auf der Oberfläche lagen. Innerlich war der Jüngling weich und warmherzig, und in unbewachten Augenblicken leuchtete diese Wärme auch unverkennbar aus den ungewöhnlich großen, dunklen Augen, die er von der Mutter geerbt hatte. Doch wirkten in seinem frischen, großzügigen Gesicht mit den vollen Lippen und dem etwas spöttischen Zug diese Augen ganz anders als bei der Mutter in ihrem blassen, kleinen Gesicht, über dem schon der Schatten des Todes ruhte, lange, ehe der Befreier kam. Für gewöhnlich machte Konrad den Eindruck eines frischen, lebenstüchtigen jungen Mannes von etwas kantigem Wesen und einer Schüchternheit, die seine jugendliche Lebhaftigkeit zügelte. Ruhig, praktisch und unternehmungslustig, wie er war, fand er sich immer mit dem Leben zurecht; und an die Gleichgültigkeit des Vaters hatte er sich gewöhnt als an etwas, das nun einmal nicht zu ändern war. Schon als ganz kleines Kind war Konrad der geborene Realist gewesen. Was er nicht verstand, hielt er sich am liebsten vom Leibe. Darum war es auch ihm am wohlsten draußen; und eben weil er sich selten auf etwas einließ, was über seine Kräfte ging, konnte er auch kühn und waghalsig genug sein, wenn es einmal galt. Störrische Pferde zähmte er rasch durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, und mehr als einmal legte sein Boot mit triefenden Segeln an, wenn seine sichere Hand es aus dem Aufruhr der launischen Wogen des Wettern gerettet hatte.

Am wenigsten daheim fühlte er sich im Vaterhaus. Das stumme Schattenleben der Mutter war ihm fremd, und des Vaters Zustand erweckte in dem Jüngling ein Gefühl des Widerwillens und der Verachtung, über das er nicht Herr zu werden vermochte. Aber die Familienbande jener Zeit waren

Digitized by Google

zu stark, als daß Konrad nicht doch mit all der geheimnisvollen Macht, die über dem Verstandesmäßigen steht, an seine Heimat gebunden gewesen wäre. Er ging umher wie eine Art wacher Beobachter, der selbst dem lebendigen Leben angehörte und mit klarem Blick sah, wie das Vaterhaus mehr und mehr in eine Welt der Schatten glitt, die er mit dem leisen Lächeln des Gesunden betrachtete. Frühzeitig reif wurde er dabei und stark und gewöhnt, sich auf sich selbst zu verlassen. Ein seltsameres Jugendleben läßt sich nicht leicht denken.

Daß er dereinst derjenige sein würde, der Granas aus dem Verfall wieder aufrichten mußte, das ward ihm schon frühzeitig klar. Aber jung und sorglos, wie er war, dachte er kaum an die Zukunft, die seiner wartete. Nur als die Mutter starb, senkte sich der Schatten des Einsamkeitsgefühls über seine Seele. Sie hatte doch in seinem Herzen den ersten Platz eingenommen; und als der frühreife vierzehnjährige Knabe am Totenbett der Mutter saß, ging es ihm mit seltsamer Stärke auf, daß er jetzt mutterlos war und allein in der Welt. Konrad betrauerte seine Mutter auch lange. Aber als er nach der Beerdigung zur Schule zurückgeschickt wurde, freute er sich doch, fortzukommen. Draußen war alles leichter und heller für ihn. Er war jung, das Leben lockte, und ihn verlangte danach, es zu erproben.

Als des Vaters Gebot ihn zwang, die Universität zu verlassen, da trauerte Konrad Olthov eigentlich weder dem Kameradenleben noch den Studien nach, die er so plötzlich abbrechen mußte. Er hatte sich in der Stadt der Gelehrsamkeit nie heimisch gefühlt, das Studentenleben lockte ihn nicht und die Welt der Bücher noch weniger. Viele von den jungen Männern, die da ihrem Vergnügen nachgingen für etwas, was sie ihre Zukunft nannten, arbeiteten und sich zu Beamten entwickelten, waren ihm sympathisch; aber im Grunde waren sie ihm doch alle fremd. Ihre Zukunft war nicht die seine. Wenn Konrad sich seine Zukunft dachte, war sie allerdings ziemlich nebelhaft. Aber jedenfalls war sie nicht an die verwickelten Verhältnisse des Gesellschafts- und Staatslebens gebunden.

Dazu war auch Konrad Olthovs ganzes Wesen viel zu einfach, seine Natur viel zu kraftvoll, aus einem Guß und freudig. Einen Menschen aber gab es, an den der junge Mann sein Herz gehängt hatte. Und das war Thora.

Nicht so rasch wie sie hatte Konrad die Erinnerung an die Sommertage, da er auf Moheda zu Besuch gewesen war, vergessen. So frei und so glücklich hatte er sich dort gefühlt wie noch nie in seinem ganzen Leben. In dem einfachen Haus hatte er zum erstenmal in seinem Leben eine Familie kennen gelernt; und was das sagen will, hatte der Jüngling bis zu diesem Tage nicht geahnt. Hier hatte er gelernt, was er bei den Eltern nie gekannt hatte: frei und offen über alles zu sprechen; und hatte die wunderbare Erfahrung gemacht, daß auch ältere Leute auf ihn hörten und sich freuten, wenn er da war. Frau Dorthas runzliges Gesicht strahlte immer, wenn der schöne Jüngling zur Tür hereintrat, und sogar der Rittmeister freute sich der wachsenden Männlichkeit seines Wesens, erzählte dem jungen Mann seine besten Geschichten und rühmte seine Tüchtigkeit in allen Leibesübungen. Die Jugend bedarf des Lobs der Alten, und Konrad hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß irgendwer ihn loben und daß es einem so wohl tun könnte. Die Wärme, die aus dieser Anerkennung ausstrahlte, gab ihm ein Heimatgefühl und lehrte ihn immer sicherer auf eignen Füßen stehen. Und wenn er in seinem wirklichen Elternhaus war, so hatte er immer Heimweh nach dem alten Moheda.

Vor allem aber war es doch Thora, die ihn immer wieder dorthin zog. Seine größte Freude war, wenn er in ihrer Nähe sein und ihre Stimme hören durfte. Mit Thora durch Wald und Feld zu streifen, sich mit ihr allein zu fühlen, das war das höchste Glück, das er sich denken konnte. Manchmal sprach er gar nichts, sondern ging bloß stumm neben ihr her und freute sich ihrer Nähe. Daß er dem siebzehnjährigen Mädchen seine Liebe erklären könnte, das kam ihm, dem kaum Zwanzigjährigen, gar nicht in den Sinn. Beim bloßen Gedanken daran, daß er vor den Vater treten und von Heiraten sprechen sollte, mußte er über sich selber lachen. Und sich heimlich mit ihr zu verloben, das wagte er nicht.

Er lebte wie in einem Traum, ob nun er und Thora zusammen waren, oder ob er einsam auf dem verfallenen Hof daheim lebte

Digitized by Google

und vom Vater bewacht wurde. Weil er selbst das Leben so natürlich nahm, meinte er, Thora müsse auch alles verstehen, seine eindringliche und beharrliche Aufmerksamkeit, die Freude, die sie ihm schenkte, den ganzen Jubel, womit ihr Sein seine Seele füllte. Manchmal konnte er in ihrer Nähe ganz verzagt werden. Wenn der Wald sich um sie beide schloß oder die weite Fläche des Wettern vor ihnen blinkte, fragte sich Konrad manchmal, wie Thora nur so unbefangen und leicht plaudern konnte, und weshalb die Beklemmung, die er selbst empfand, sich ihr gar nicht mitteilte. Aber er bewunderte sie gerade darum um so mehr. Als echter Verliebter träumte er, seine Liebe werde erwidert, und es gab für ihn kein größeres Glück, als wenn Thora vor einer Lichtung im Wald oder einer Bucht am See schweigend stehenblieb und alle Schönheit der Natur sich in ihrem wechselnden Antlitz widerspiegelte. Dann konnte Konrad sie so recht nach Herzenslust ansehen. Und freudetrunken, stumm genoß er ihre Schönheit, während seine Augen in den sonnigen Glückstränen der Jugend schwammen. In solchen Augenblicken konnte er sich einbilden, Thora merke und verstehe alles, und der lichte Ausdruck ihres Antlitzes rühre davon, daß sie sich seiner Liebe freue und sie teile. Wie im Rausch stieg ihm dann das Blut zu Kopf. Er hörte ein Singen in der Luft, und Zukunftsträume tanzten zu den Klängen ...

Zwei Jahre lang träumte Konrad den Traum, geliebt zu sein. Als die Nachricht von Thoras Verlobung ihn traf, wollte er erst gar nicht glauben, daß es wahr sei. Thora zu schreiben und sie selber zu fragen, das wagte er nicht. Wie konnte er einem jungen Mädchen wie Thora schreiben! Er wußte ja, seine Briefe waren trocken und nichtssagend — immer war es ihm unmöglich gewesen, sich brieflich auszudrücken. Und sonst hatte er niemand, an den er hätte schreiben können. So lebte er in Upsala, wo die Nachricht als ein Gerücht zu ihm gedrungen war, bis zum Frühling in einem seltsam schwankenden Zustand von Unruhe und Hoffnung. Als er nach Hause kam, erfuhr er, daß das Gerücht immer noch gehe, und als ihm schließlich die Wahrheit klar wurde, fühlte er sich betrogen, und die Zukunft, die er sich erträumt hatte, fiel zusammen. Zum erstenmal senkte sich über seine jungen Augen der schwere Schleier, der das Leben seiner wahren Farbe beraubt.

Konrad besuchte Moheda nicht mehr, ehe Thora verheiratet und abgereist war. Als er endlich hinfuhr, war der erste Schmerz etwas verwunden, und Konrad wunderte sich nur, während er allein zwischen den beiden Alten saß, daß er sich auf einmal so viel älter vorkam als vorher.

Ein Jahr später fand die Unterredung statt, in der der Rittmeister mit dem jungen Mann über den eben ausgebrochenen Krieg und Schwedens Pflicht, den Brüdern in der Not beizustehen, sprach. Und Konrad saß nach diesem Gespräch lange noch wach droben in der kleinen Gaststube, wo er so manche Nacht geschlafen hatte in Tagen, die unwiederbringlich dahin waren.

* * *

Das geschah im Anfang des Winters 1864. Ein Gerücht um das andre durchlief Schweden, überall wartete man auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und in aller Herzen bebte die Frage, wie Dänemarks Geschick sich gestalten werde. Alles war erregt durch die Nähe des Krieges und von dem Bewußtsein, daß nächstesmal das Unglück das eigne Vaterland treffen konnte.

Gleich einer schweren Gewitterstimmung schleicht das Gerücht vom Krieg und seinen Schrecken über ein Land. Der Krieg ist das, was uns allen der schrecklichste der Schrecken deucht, nur zu vergleichen mit der Pest, von der die Sage so Fürchterliches zu erzählen weiß. Schon das bloße Bewußtsein, daß irgendwo in einem fernen Winkel der Erde Menschen kaltblütig einander morden und Krüppel mit zerschmetterten Gliedmaßen auf den Tod wie auf eine Erlösung harren, ist etwas, was der verfeinerte Mensch unsrer Tage kaum mit dem Gedanken zu fassen vermag. Und nichts zeugt lauter von der Unvereinbarkeit der Kriegsgreuel mit dem Seelenleben des entwickelten Menschen als die Berichte von den vielen, die beim Anblick eines modernen Schlachtenblutbades vom Wahnsinn ergriffen werden.

Allerdings waren die Schrecken der damaligen Kriege minder haarsträubend als die der Gegenwart. Aber wir täuschen uns, wenn wir glauben, daß unsre Vorfahren die

Digitized by Google

Greuel der unglücklichen Ereignisse, von denen Zeitungen und mündliche Erzählungen berichteten, nicht ebenso lebhaft empfunden hätten wie wir. Der Unterschied war bloß, daß sie weniger kritisch waren. Sie durchschauten nicht alles so klar und so scharf wie wir. Sie waren auch vorsichtiger in ihrem Urteil. Der Krieg war ihnen nicht, wie uns, ein Verbrechen, sondern eine Schickung Gottes, die getragen sein wollte wie alles andre. Aber ihr Mitgefühl für die leidenden Brüder war darum nicht geringer als das unsre. Es waren ja auch im engeren Sinn als gewöhnlich unsre Brüder, die da litten. Damals war gerade die Zeit der Studentenversammlungen, der Königszusammenkünfte, des Skandinavismus. Gleich einer warmen Woge war über die freien Völker des Nordens das Bewußtsein gekommen, daß sie alle drei Zweige eines Stammes, daß sie eins waren und niemals etwas andres hätten sein dürfen. In Wort und Sang tat dies Gefühl sich kund, es ward weitergetragen, ward zum Gelübde, zum Schwur: keiner sollte allein stehen, wenn Not an Mann ging! Wie Brüder wollten die drei Völker einander beistehen, Rücken gegen Rücken wollten sie kämpfen, miteinander wollten sie stehen oder fallen.

Über ganz Schweden ging in jenen Tagen die mahnende Stimme: „Dänemark, unser Bruder, in Not! Auf zur Rettung!“ Wie es kam, daß der Ruf ungehört verhallte? Vielleicht verstehen wir Kinder und Enkel das besser als die, die noch inmitten der Ereignisse standen und sich von Scham daniedergebeugt fühlten, daß so die Schwüre der Studentenversammlungen, der Skaldensänge, der Königszusammenkünfte zwischen den Monarchen des Nordens gebrochen wurden. Wir sehen jetzt, daß nur wenige damals die Worte der Versammlungen und der Könige überhaupt vernahmen. Das Volk stand außerhalb. Das Volk hatte weder Sang noch Schwüre vernommen. Das Volk wollte sein Blut nicht opfern, und darum siegte die Klugheit, die am Ratstische des Königs saß. Und vielleicht war es gut so. Eine Hilfe, wie Schweden sie damals hätte bieten können, hätte leicht der Untergang des ganzen Nordens werden können.

Wie eine gewaltige einsame Woge, die das Meer an den Strand geschleudert hat, langsam zurücksinkt und nichts hinterläßt als totes Wasser, so sank in Schweden damals die kriegerische Stimmung, die so laut nach ernster Tat, nach Heilighaltung der geschworenen Eide gerufen hatte. Es wurde still im Land; aber nicht so still, daß nicht Dänemarks Unglück in der Brust gar vieler ein Echo geweckt hätte, wenn auch nicht in der aller. Daß man beim besten Willen Dänemark nicht gegen den übermächtigen preußischen Adler beispringen konnte, der ihm die Krallen ins Fleisch geschlagen hatte und mit dem Schnabel schon nach seinem Herzen ausholte, das sahen die meisten ein. Sie verzichteten also und begnügten sich damit, dem Brudervolk ihre Teilnahme zu zeigen. Aber sogar unter denen, die verzichteten, gärte noch da und dort die Kampflust. Sie redeten dann gehässige Worte gegen die Regierung, die dem König die Hände gebunden und ihn gezwungen hatte, sein Wort zu brechen. Die Königstreue war damals noch stärker als jetzt. Und darum kam es vielen als eine Schmach vor, von einem Reichsrat regiert zu werden statt von dem König. Man sprach davon, daß des Königs Wille des Volkes Wille sei, daß die beiden eins seien. Die Wogen des Zornes gingen hoch.

Weiter jedoch als zu Zorn und Worten kam es, soviel man weiß, im allgemeinen nicht. Aber aus ganz Schweden strömten Liebesgaben in das leidende dänische Heer. Man sammelte Geld für die Witwen und Waisen der Gefallenen. Man schickte den Soldaten im Feld Kleidungsstücke und Eßwaren. Rings auf den Gütern im ganzen Land saßen die Frauen, soweit es ihre Zeit erlaubte, und strickten Strümpfe, die dann zur Weiterbeförderung an die dänische Armeeverwaltung oder an irgendwelche dänischen Freunde gesandt wurden. Zur Weihnachtszeit ruhten Stickrahmen und Tapisseriemuster; dafür ward um so eifriger gestrickt. Die Nacht vor der Bescherung, in der es sonst so heiter zuging, in der jung und alt sich mit allerlei Heimlichkeiten versteckte, war heuer die düsterste des ganzen Jahres. Man ordnete zwar die Geschenke, verpackte und versiegelte wie sonst. Aber die Geschenke waren für die dänischen Soldaten, und statt von Weihnachtsmärchen und lustigen Anekdoten sprach man in dieser Nacht nur von all den Tausenden von dänischen Familien, in denen die Väter, die Gatten, die Brüder fehlten, und versuchte, sich einen Weihnachtsabend im Feld vorzustellen. Vielleicht wurde gerade jetzt eine

Schlacht geschlagen. Vielleicht mordeten da draußen die Menschen einander, während in der Christmesse das „Friede auf Erden!“ gesungen ward! Kälte, Gefahren, Entbehrungen — alles suchte man sich auszumalen. Alles lebte man mit. Und zitternde Hände verpackten die Mengen von Scharpie, die die fleißigen Finger zur Linderung der von Kugel und Schwert geschlagenen Wunden gezupft hatten.

Schwedens Politik war von der Überzeugung bestimmt worden, daß die Übermacht zu groß sei. Aber im Volk lebte trotzdem die starke Hoffnung, der Krieg werde für Dänemark glücklich enden. Noch flammte hell und stark der Glaube an die alte nordische Kraft. Eingewiegt durch einen langjährigen Frieden, hatte man vergessen, was ein moderner Krieg tatsächlich bedeutete, und lebte sich in einen Fabeltraum, in die Märchenhoffnung auf einen Sieg Dänemarks ein. Als dann die Nachricht kam, die Dänen hätten ohne einen Schwertstreich Dannevirke geräumt, traf es sie wie ein gewaltiger Schlag, der die hochgespannten Erwartungen jäh zertrümmerte. Dunkel senkte sich auf die Gemüter, und Trauer und Niedergeschlagenheit waren aufrichtig und allgemein.

Es lag in dieser Gemütsstimmung auch etwas wie eine unbestimmte Warnung vor einer düstern Zukunft, die allen drohte. Die kleine Nation ahnte mit Furcht und Beben, daß die Gefahr dereinst ihr selber drohen werde. Zum erstenmal sahen die Menschen aus allernächster Nähe, wie die Zeiten sich geändert hatten, wie wenig im modernen Krieg die Persönlichkeit bedeutet, wie ganz neue, unberechenbare Mächte in der Politik die Hauptrolle spielten. Der dänische Heldenmut genügte nicht mehr, um den modernen Schnellfeuergewehren Trotz zu bieten. Kalt, unheimlich und für damalige Begriffe unfaßbar stieg am Horizont gleich einer mit Elektrizität geladenen Wolke eine ganz neue Gefahr auf, so nah, daß wir die Blitze zucken sahen.

Schwerlich waren wohl je in unsern Tagen die Menschen auf all den großen Herrensitzen und kleinen Höfen, die wie Bildungsoasen in Schweden zerstreut liegen, so aufgeregt, als sie es damals waren. Die Zeitungen kamen nicht so oft. Auf Alerup, dem Gut des Disponenten Bruce, erschien die Eilpost dreimal in der Woche. Dazwischendurch erfuhr man nichts Neues. Auch hier herrschte, wie auf den andern Gütern, große Unruhe und lebhaftes Interesse. Man war ja auch dem Kriegsbrand hier näher als in den nördlicheren Teilen des Landes.

Es schien fast, als bringe der Krieg mit seinen Ereignissen, die wie eine unmittelbar drohende Gefahr in der Luft lagen, Johan Bruce und seine Frau einander gewissermaßen näher. Die Spannung zwischen ihnen ließ nach, und das gemeinsame Mitgefühl für Dänemarks Unglück vereinte sie. Der Brief, den Thora von der Mutter erhalten, hatte auch seine Wirkung getan. Thora hatte die darin ausgesprochenen Ermahnungen ganz so ruhig und ernst aufgenommen, wie die Mutter sie gemeint hatte, und da ihr der Gehorsam gegen ihren Mann eine selbstverständliche Pflicht und sein Wille tatsächlich ihr Gesetz war, wurde es ihr auch nicht schwer, sich vor ihm zu beugen. Sie fühlte sich erleichtert, als sie zu bemerken glaubte, daß die Anfälle von Düsterkeit und Grübelei, die sie vor allem deshalb fürchtete, weil sie sich als deren Urheber fühlte, bei ihrem Mann immer seltener wurden. Und wenn sie jetzt zu dem hohen Bergrücken hinüberschaute, der so ernst und streng das Tal durchschnitt, so ertappte sie sich oft selber auf dem Gedanken, er sei doch nicht immer so ganz und gar düster, wie er ihr zuerst erschienen war. Ein bißchen Bangen jagte er ihr freilich noch immer ein, und an die weite Fläche des Wettern mit den Waldriesen, die bis zum Strand hinabwuchsen, durfte sie noch immer gar nicht denken. Denn dann flammte das Heimweh auf in ihr und machte ihr die Seele krank. Aber alles in allem wurde das Leben ihr doch leichter jetzt, und sie sah der Zukunft mutiger entgegen als früher.

Eines Tages im Februar trat Bruce zu seiner Frau ins Zimmer. Er sah ernster aus als sonst, und auf seiner Stirn lag eine tiefe Falte, was bei ihm noch mehr als bei andern auf schwere Gedanken deutete. In der Hand hielt er die Zeitung, und indem er sich neben Thora niederließ, sagte er: „Mit Dänemark ist es zu Ende!“ Er holte tief Atem und fügte dann noch hinzu: „Für diesmal wenigstens.“ Darauf berichtete er mit seiner vollen, tiefen Stimme, die von unterdrückter Erregung bebte, von der Räumung Dannevirkes und dem Rückzug der dänischen Armee nach Norden. „Die Dänen

Digitized by Google

wagen keine Schlacht mehr," schloß er. „Das Ende wird sein, daß sie sich in ihren Bau eingraben wie die Tiere des Waldes."

Bruce hatte bisher nicht viel über den Krieg gesprochen, und Thora hatte darum manchmal gedacht, die Vorkommnisse berührten ihn im allgemeinen nur wenig. Sie glaubte, er denke hauptsächlich an die Gefahr für Schweden, weniger an Dänemarks Not, seine Teilnahme sei also ganz andrer Art als die ihre. Jetzt aber brach sein eigentliches Empfinden durch.

Als Thora ihn so sah, erregt, von Mitleid ganz überwältigt, schoß ihr die Röte in die Wangen. Den Respekt überwindend, der sie sonst immer daran hinderte, zärtlich gegen ihren Mann zu sein, legte sie ihre Hand auf die seine und blickte ihm warm in die Augen.

Da ereignete sich etwas, was Thora nie mehr vergessen sollte, und was ihre Gedanken noch lange beschäftigte. Bruce sah ihr fest in die Augen, und während seine eignen Blicke sich verschleierten, sagte er mit heiserer Stimme: „Du hast mich also doch ein bißchen lieb?"

Thora zog sich erschreckt zurück. In ihrem Gesicht zuckte es. Ihren Mann liebhaben? Was mußte denn das für eine Frau sein, die ihren Mann nicht liebte? Einen derartigen Gedanken zu denken hatte sie überhaupt nie gewagt. Er war ihr so neu, erfüllte sie mit einer so seltsamen Mischung von Unruhe und Furcht — es fröstelte sie, und doch pochte in ihren Adern das Blut, daß ihr ganz heiß ward.

Bruce sah die Erregung seiner Frau und deutete sie nach seinem Wunsch. „Es ist freilich nicht so leicht, es mir recht zu machen," sagte er. „Ich bin nun einmal herb und kurz angebunden und stoße die meisten Menschen ab. Eigensinnig bin ich auch, und man muß sich meinem Willen fügen. Aber Wärme brauche ich deshalb doch auch." Die Stimme drohte ihm zu versagen. Er erhob sich, schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab, wandte sich dann wieder um und sagte in ruhigerem Ton: „Wir sprachen ja doch vom Krieg. Ich weiß gar nicht, wie wir auf dies hier gekommen sind." Er sah verlegen aus, und seine Worte klangen, als wünsche er, seine Frau möchte das eben Gesagte vergessen. Darauf fuhr er fort: „Weißt du, daß in diesen Tagen eine Menge schwedische Freiwillige nach Dänemark hinüberfahren?"

„Nein," antwortete Thora. Sie hörte kaum auf das, was ihr Mann sagte, so ganz stand sie noch unter dem Eindruck des Gefühlsausbruches, dessen Zeuge sie eben gewesen war.

Bruce fuhr fort: „Es ist gerade, als ob das Unglück Dänemarks die Lust zum Helfen verdoppelt hätte. Vorhin, als ich an der Kirche vorbeiritt, begegnete ich zwei Herren im Wagen, die mich nach dem Weg fragten. Es waren Offiziere. Sie wollten nach Helsingborg und von da hinüber nach Dänemark." Bruce hielt einen Augenblick inne, als sei ihm plötzlich ein neuer Gedanke gekommen. „Sie wollen in dänische Dienste," fuhr er fort. „Der eine von ihnen hat Frau und Kind daheim. Kannst du das verstehen?"

Thora antwortete: „Ja, gewiß. Wenn man fühlt, daß man muß ..."

Bruce sah neugierig aus; ein leises Lächeln erschien auf seinen Lippen: „Könntest du immer das tun, was du glaubst, du müßtest es?"

Thora dachte eine Weile nach. „Ich glaube," sagte sie einfach. Und die braungrauen Augen unter dem gescheitelten Haar leuchteten auf. Dann fügte sie hastig hinzu: „Aber ich bin ja eine Frau. Ich könnte ja doch nicht in den Krieg ziehen."

„Ich könnte es, wenn ich allein wäre," sagte Bruce kurz.

Thora fragte sich, weshalb sie keine Dankbarkeit empfand bei diesen Worten des Mannes. Sie mußte sich doch eigentlich darüber freuen, daß er sie nicht verlassen wollte. Aber es war ihr unmöglich, es so zu empfinden. Im Gegenteil: die Worte berührten sie fast unangenehm, als offenbarten sie einen Mangel, von dessen Vorhandensein sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Sie hatte jedoch nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Bruce fuhr in seinem Bericht über die beiden Offiziere fort, erzählte, wie sie hießen, und was sie zusammen gesprochen hatten, die ganze kleine Szene, die sich auf der Landstraße zwischen ihm und diesen unbekannten Männern abgespielt hatte.

„Als wir auseinandergingen," schloß er, „schüttelten wir uns die Hände — fast wie Freunde. Es ist ganz merkwürdig, wie solch ein Gefühl, wie jetzt zum Beispiel das

Digitized by Google

für Dänemark, die Menschen einander näherbringt. Wie würde das erst sein, wenn es das Wohl oder Wehe des eignen Landes gälte! Als sie um die Ecke am Kirchhof verschwanden, hielt ich noch immer mit dem Fuchs und schwenkte den Hut — lange, nachdem sie schon nicht mehr zu sehen waren."

Bruce schwieg. Dann schob sich seine Unterlippe unter dem Schnurrbart vor, er beugte sich zu seiner Frau hinüber und fuhr gutmütig lächelnd fort: „Ich muß eben weiter der Bauer bleiben, der ich nun einmal bin. Übrigens werden noch mehr hier vorbeikommen. Die Offiziere sprachen von einigen, die auf der Poststation auf Pferde warten. Unter andern nannten sie auch einen Namen, den ich schon gehört habe. Konrad Olthov, glaub' ich — war es nicht so? Ist er nicht aus deiner Gegend?"

„Doch," erwiderte Thora. „Er wohnt drei Meilen südlich von uns." Eine Flut von Erinnerungen stieg in ihr auf. Sie sah die Heimat, Vater, Mutter, Brüder. Sommer war es ringsumher. Vor ihren Augen tanzte das Funkeln des weiten, leichtbewegten Wassers. Sie sah den weißen, flachen Sandstrand, von dem die Möwen gegen den Tannenwald aufstiegen. Lebhaft, heiter fragte sie: „Zieht er in den Krieg? Er ist ja noch ein Junge!"

„Kennst du ihn?" fragte Bruce. Sein Gesicht zeigte wieder den gewöhnlichen Ausdruck vorsichtig prüfenden Nachdenkens.

„Ja," erwiderte Thora hastig. „Er war oft bei uns im Haus. Mein Bruder und er waren Freunde."

Das war alles, was über die Sache gesprochen wurde. Aber Thora war froh, als Bruce eine Weile später ins Kontor abgerufen wurde und sie allein ließ.

* * *

Mit der Nachricht von Konrad Olthovs Reise war in Thoras Seele die Unruhe aufs neue erwacht. Konrad Olthov würde vorüberfahren — den Weg, den sie so gut kannte — durch den dünnen Birkenwald mit den Wacholderbüschen darunter, über das offene Feld, wo im Regen und im Sonnenschein die Krähen krächzten, durch den niedern Tannenwald, der der Hecke um das schlafende Märchenschloß glich, in den kein Pfad führte und kein Strahl der Sonne drang. Daß er sie aufsuchen werde, erwartete sie nicht, nicht einmal, daß sie ihn vorüberfahren sehen werde. Sie hatte nur das Gefühl, daß der Weg zur Heimat, die sie verlassen hatte, auf einmal kürzer und gerader geworden sei. Ihr schien, als sei alles, was ihr so lieb war, ihr plötzlich nähergerückt.

Dann beunruhigte es sie auch, daß sie an ihrem Mann etwas Neues erlebt hatte, etwas, das ihr viel zu denken gab. In seinem Blick hatte etwas wie Sehnsucht gelegen, eine Bitte um etwas, das sie ihm geben sollte, eine Forderung, die sie erschreckte, weil sie wußte, sie konnte sie nicht erfüllen. Und statt sich dadurch ihrem Mann gegenüber freier und sicherer zu fühlen, wurde sie im Gegenteil noch scheuer und zurückhaltender und fühlte sich noch fremder als zuvor.

In diesen Tagen erhob sich vom Meer der Nordwest. Das Meer lag fern, aber seine strenge Herrschaft erstreckte sich weit über das Flachland, das offen und ohne Schutz dalag. Schwere Wolken kamen im Gefolge des Windes. Die Februarsonne, die schon angefangen hatte, durch den Winternebel zu schimmern, hüllte sich wieder in dichtes Grau, und aus den Wolkenmassen wälzte sich der Schnee nieder. Er trieb in weißen Wehen über das offene Feld vor dem Hof, fegte in Wirbeln um die gewaltigen ächzenden Buchen des Bergrückens, deckte Erde, Bäume, Wiesen und Acker. Die kleinen Höfe auf der Ebene oder am Waldrand hüllten sich in reines Weiß, und die Wege waren von schweren Räderspuren und tiefen Hufeisenlöchern durchfurcht. Durch das Schneetreiben klangen ab und zu die Schellen vereinzelter Schlitten.

Schon zwei Tage lang hatte es geschneit. Immer noch pfiff der gleiche heftige Sturm in den alten Linden auf dem Hof. Über der Veranda lag eine mächtige Schneewehe, die sich an Tür und Fenstern hoch auftürmte und das große Zimmer drinnen noch dunkler machte, als es für gewöhnlich war. Am dritten Tag trat Bruce in Pelz und hohen Stiefeln ins Zimmer, um von seiner Frau Abschied zu nehmen. Er wollte in die Kirchenversammlung; vor der Treppe hielt schon der Schlitten.

Mit der Pelzmütze in der Hand stand Bruce vor seiner Frau. Als er ihrem Blick begegnete, glitt es wie ein Schatten über

Digitized by Google

sein Gesicht. In seinen eignen Augen lag eine stumme Frage, die Thora mit Unruhe erfüllte. Dieselbe Frage, die er vor ein paar Tagen ausgesprochen hatte, las sie da wieder. Und sie wußte nichts darauf zu antworten, neigte sich bloß zu ihm und ließ sich zum Abschied küssen. Als Bruce sich umwandte und durch das Wohnzimmer hinausging, war seine Stirn umwölkt.

Thora hatte, als ihr Mann ihr Adieu sagte, ein Gefühl der Erleichterung, das sie sich selber nicht erklären konnte. Sie begleitete ihn bis an die Treppe und stand da in Sturm und Schnee, während sie ihn fortfahren sah. Das Schneetreiben verschlang den Schlitten vor ihren Blicken, noch ehe er zum Gattertor heraus war. Wie eine Wolke von wirbelndem Weiß lag die Landschaft vor ihr. Aus dem Dunkel des Sturms tauchten ein paar einsame Gestalten auf und verschwanden hastig wieder. Über Thoras Gesicht und Kleid fegten hart die gefrorenen Schneekörner. Thora schloß die Haustür hinter sich und versuchte an ihre Arbeit zu gehen. Eine Unruhe, die sie in der letzten Zeit glaubte überwunden zu haben, beherrschte sie. Nichts, womit sie sich beschäftigte, schien ihr von irgendwelcher Wichtigkeit. Nichts war da, was gerade jetzt getan sein mußte. Langsam ging sie durch die lange Reihe von Zimmern, die im Schneetreiben noch dunkler waren als gewöhnlich. Im Kinderzimmer in seinem kleinen Bett schlief Hänschen. Die Hände auf der Decke, ruhig und ernsthaft, lag er da. Thora blieb stehen. Sie sah, wie das Kind dem Vater glich. Er schlägt nicht in meine Familie, dachte sie. Er ist ein Bruce. Gar nichts hat er von mir.

Ein Gefühl bitterer Verlassenheit, als wäre sie ganz einsam, unnütz und überflüssig, erfüllte sie. Ohne daß sie es wußte, begannen ihr die Tränen aus den Augen zu rollen, eine um die andre, still, langsam, wie wenn ein Kind weint, das seine Tränen gern verstecken möchte. Sie sah die Heimat, die sie nicht hatte vergessen können, sah sich selbst als vierzehnjähriges Mädchen mit dem Zopf auf dem Rücken, in derben Stiefeln und kurzen Röckchen, dachte daran, wie frei und froh sie sich damals immer gefühlt hatte; ihr war, als würde bei der bloßen Erinnerung die ganze Luft um sie her frühlingsfrisch, als höre sie Vogelzwitschern, als sähe sie junge wehende Birken. Plötzlich vernahm sie in ihrem Innern eine Stimme. Sie fuhr zusammen und horchte, während ihre Tränen ganz von selbst versiegten. Deutlich und klar hörte sie die Stimme. Es war die ihres Mannes. „So hast du mich also doch ein bißchen lieb?"

Thora sah ihres Mannes ernstes, vor Erregung bebendes Gesicht vor sich, so wie sie es vorhin beim Abschied gesehen hatte, und sie erschrak aufs neue, erschrak noch zehnmal mehr als jüngst bei der kurzen Unterredung vor ein paar Tagen. Sie wußte jetzt: Liebe war es, um die ihr Mann sie bat; und zum erstenmal stand sie ohne Antwort einer Forderung gegenüber, über die sie der Ernst des Lebens seither in Unwissenheit gelassen hatte. Wieder fragte sie sich: Sollte es möglich sein, daß sie mit einem Mann verheiratet war, den sie nicht so liebte, wie eine Frau ihren Mann lieben muß? Unmöglich, unerhört erschien ihr das. Thora erinnerte sich, daß sie einst hatte von einer Frau erzählen hören, die ihren Mann gehaßt hatte. Sie hatte damals lange daran denken müssen. Aber nie hätte sie gewagt, jemand darüber zu befragen. So häßlich, unnatürlich und unheimlich kam ihr das vor. Verbrecher müssen es sein, bei denen so etwas vorkommt, hatte sie gedacht, Menschen, die anders sind als die andern. Und während sie daran dachte, begannen vor ihrem innern Auge die Bilder von Ehepaaren aufzutauchen, die sie kannte. Nicht nur Vater und Mutter und die verheirateten Geschwister, sondern Bilder von Fremden, die sie flüchtig oder auch öfters gesehen hatte. Sie sah den langen, hageren Pastor, der sie getraut hatte, und seine kleine vertrocknete Frau mit dem Kindermund und den freundlichen, kugelrunden Augen. Dann den Hüttenherrn von Berghammer, einen stattlichen Mann mit einem Schnurrbart unter der gebogenen Nase und blondem Backenbart auf den roten blühenden, wettergebräunten Wangen. Der dicke Schultheiß stieg in ihrer Erinnerung auf und mit ihm seine lange Frau mit der Brille auf der schmalen Nase. Andre tauchten auf, ein junger Leutnannt, den sie einmal gesehen hatte, und seine Frau, eine Dame mit üppigem Busen und strahlendem Lächeln. Bauern und Kätner mit ihren Frauen, große

Digitized by Google

und kleine, dicke und hagere, blonde und dunkle und grauhaarige, alles durcheinander. Und über ihnen allen glaubte Thora die Frage zu lesen, die Bruce neulich an sie gestellt hatte: Hast du mich also doch ein bißchen lieb?

Es lag etwas ganz Neues in diesem Gedankengang für Thora. Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß die Ehe zwischen Menschen, die Ehen, die sie selbst gesehen hatte, mit denen sie selbst in Berührung gekommen war, Anlaß zu Zweifel und Fragen geben könnten. Denn der Zweifel — das war's, was sie beunruhigte.

Ein Zweifel? Woran? An allem, fand Thora. Und zugleich fand sie ihre eigne erregte Stimmung selbst grundlos und lächerlich und war froh, daß niemand sie in diesem Augenblick sah.

Es war kalt im Zimmer. Sie zog an dem breiten gestickten Glockenzug, und gleich darauf kam Malin, kräftig und ruhig wie immer mit ihrem fest aufgesteckten Haar, das sich an den Schläfen straffte, und den hervorstehenden, ewig fragenden Augen.

Thora befahl ihr, Feuer zu machen; und als Malin mit den Buchenscheiten zurückkam und sie in dem offenen Kamin langsam zu einem gewaltigen Stoß schichtete, fragte die junge Frau plötzlich: „Ist es wahr, daß du zum Herbst heiraten willst?"

Sie glaubte sich zu entsinnen, daß sie es einmal gehört hatte, und fragte jetzt, ohne eigentlich etwas dabei zu denken, bloß um eine Weile eine andre Stimme neben ihrer eignen zu hören, einen Augenblick lang eine Art Ersatz für eine Unterhaltung zu finden.

Malin war in ihrer Weise ein Original. Wie weit sie über die Dreißig hinaus war, darüber sprach sie nie. Jedenfalls wußte außer ihr niemand mehr, wie lange sie schon auf dem Hof diente; und von Anfang an hatte sie ihre junge Herrin mit — wie diese meinte — mißbilligenden Augen betrachtet. Sie war stark wie ein Mann, und wennschon sie jetzt Hausmädchen war, so scheute sie doch keine noch so schwere Feldarbeit und wußte mit Pferden umzugehen wie ein Stallknecht.

Jetzt blickte sie von dem Holzstoß auf, unter dem eine erste Flamme zu züngeln begann, und antwortete: „Ja, gnädige Frau, das stimmt. Zum Herbst muß ich dran glauben."

Die Antwort mißfiel Thora. Doch ließ sie sich nichts anmerken, sondern fragte, in ihren eignen Gedanken befangen: „Und du hast ihn gern?"

Malin errötete, als läge in der Frage etwas Unpassendes, und entgegnete: „Ach ja, er ist der Schlimmste noch lange nicht."

Und da weiter keine Frage erfolgte, ging sie stumm hinaus und ließ die junge Frau allein ...

Thora sitzt einsam vor dem großen Buchenholzfeuer, und etwas wie ein Erröten steigt langsam in ihre Wangen. Ist es der Schein der Flammen, die über das Holz hin flackern, steigen und sinken und ihr Licht über die Tagdämmerung des großen Raumes werfen, oder sind es ihre Wangen selber, die so brennen?

Thora weiß es nicht. Sie ahnt überhaupt nicht, wie sie aussieht und was mit ihr vorgeht. Sie sitzt ganz still in ihrem Winkel und vergißt ihre täglichen Pflichten, vergißt die Arbeit, an der es in dem geschäftigen Haushalt nie fehlt, vergißt ihr Kind und alles über ganz neuen, fremden Gedanken, die in ihr aufquellen, geweckt von einer Frage ihres Mannes, die sie bis jetzt überhaupt nicht verstanden hat. Der große Holzstoß brennt langsam herunter, ruhig, wie Buchenholz brennt, mit fester, zusammenhängender Glut und weißer Asche. Im Gluthaufen raucht noch einsam ein dicker Klotz, der nicht Feuer fangen will, sondern blos langsam verkohlt. Gegen das Fenster prasselt der harte Schnee, den die ungleichen Windstöße an die Scheiben werfen. Der Sturm beginnt sich zu legen.

Da hört Thora vom Hof her das Geläut von Schlittenschellen. Und im Glauben, daß ihr Mann schon wieder nach Hause komme, und daß sie, ohne es zu merken, den ganzen Tag verträumt habe, fährt sie auf. Die Wangen brennen ihr noch von der Hitze des Feuers, die Augen sind matt, und in ihrem Gehirn saust es wie ein Echo des Wintersturms.

Es war aber nicht ihr Mann, der da kam. Es war ein andrer, und mit ihm kam ihr Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Seelen

Seelen gibt es, seltsam rauhe,
Die den dunklen Wurzeln gleichen,
Nicht der herbste Sturm vermöchte
Ihre Tiefen zu erreichen.

Andre, seltne, zartgefügte
Wollen mir wie Zweige dünken,
Die beim ersten Schwung des Windes
Schon Geheimnisgrüße winken ...

Deine Seele gleicht dem Blättchen,
Das im Park sich zitternd regte,
Wenn auch rings die Schwestern schwiegen
Und kein Hauch die Luft bewegte.

Ruhlos schwang es, wie voll Bangen —
Ahnt es künftiger Wetter Gluten,
Oder bebt es noch im Schauer
Der entschwund'nen Leidensfluten?

Maria Stona

Liebe

In deinen weißen Händen schläft die Jugend.
Auf deinem Antlitz lacht die Kinderzeit.
Neigst du mir lauschend deine lichte Wange,
Ist es unnennbar stille Süßigkeit.

Nichts ist beredter als dein liebes Schweigen.
Mir blauen Fernen, lang nicht mehr gesehn.
Wenn wir so schweigen und uns selber lauschen
Und kindergleich am Lebensgarten stehn.

Wir zittern. Wir sind wortlos. Wir erröten.
Das ist die Liebe, die in uns erwacht.
Das ist das neue, das beglänzte Leben,
Das seltsam, scheu und wünschezitternd macht.

Man weiß nicht, was man will. Man möchte alles
Und ist beseligt doch von einem Nichts.
Von einem Streifen der durchglühten Finger.
Von einem Leuchten ihres Augenlichts.

O Liebe, Liebe, wunderbares Wesen!
Du immer neu und doch dir immer gleich!
Ein Hauch. Ein Blick. Ein Neigen. Ein Erzittern.
Und vor uns tut sich auf das Märchenreich.

Albert Geiger

Offenbarung

Es war ein einzig Wörtchen nur,
Doch war's ein Wort voll Wundermacht,
Das geht mit mir durch Tagesnot
Und geht mit mir durch Lebensnacht.

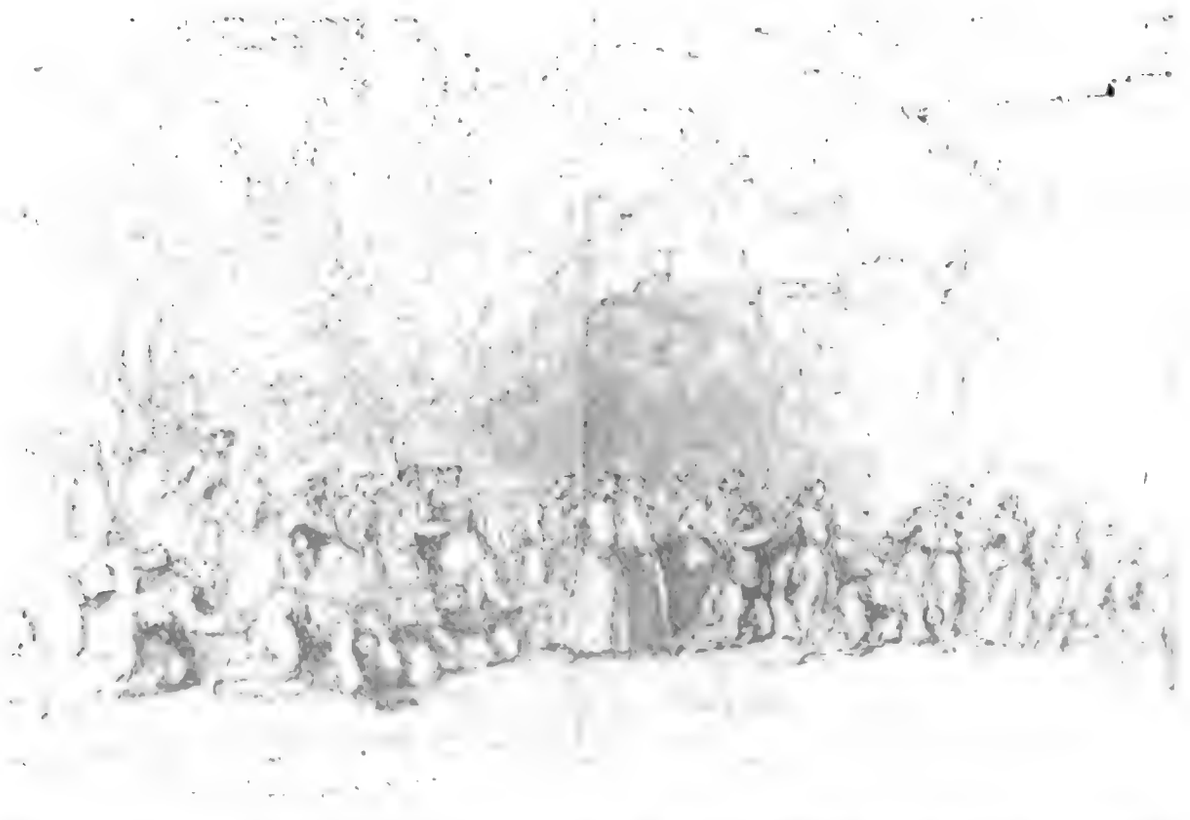
Voll Deutung sprach's ein roter Mund,
Der ist gekommen längst zur Ruh.
Die junge Sonne Knospen brach,
Da stammelten zwei Lippen: „ – Du —"

Sie hielten jäh erschrocken an —
Des Lebens Strom erbrauste laut,
Da wurde mir das kurze Wort
Gar eigen wunderlich vertraut.

Es geht mit mir durch Tagesnot
Und geht mit mir durch Lebensnacht.
Es trägt der eine scheue Klang
Die Fülle deiner Liebesmacht

Wilhelm Arminius

Digitized by Google



Goethe: Anbetung (unveröffentlicht). Nach der im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin aufbewahrten Originalzeichnung (Mappe „Goethe“ Nr. 3988).

Deutsche Dichter als Maler und Zeichner

Von Ernst Boerschel

Mit Handzeichnungen, Radierungen und Gemälden von Goethe, Salomon Geßner, Maler Müller, Kortum, E. T. A. Hoffmann, Robert Reinick, Eduard Mörike, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Fritz Reuter, Joseph Viktor v. Scheffel, Wilhelm Busch, Artur Fitger, Wilhelm Raabe, Paul Heyse

I

Die Poesie und die Malerei haben immer in einem mitteilsamen Freundschaftsverhältnis zueinander gestanden. Natur und Schönheit, verkörpert im Landschaftsbild oder in der formenfrohen Erscheinung der Menschengestalt, suchten die beiden Künste, denen die besten und bleibendsten Ausdrucksmittel vergönnt sind, naturgemäß immer mit allen Kräften festzuhalten. Jeder nach seinem Beruf und für seinen Zweck. Der Maler darf hineintauchen in den Farbenwirbel des Sonnenuntergangs und die bunte Fröhlichkeit des Wiesengrundes. Er hat die Natur rein sinnlich aufzufassen und zu kopieren. Dem Dichter ist Einhalt geboten. Er hat nur als Zuschauer vor ihr zu stehen und hat dann nichts als ihre Wirkung zu schildern. Wir wissen es: Lessing, der Unbestechliche im Urteil, hat im „Laokoon“ spröde gelächelt über den Dichter, der „viel Imagination ohne allen Nutzen verschwender“, wenn er dem Leser die Natur stückweis zuzählt, und hat dann im 21. Abschnitt geschrieben: „Was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.“ Lessing war in der Beschränkung seiner Kunst Meister. Er hat es uns in der „Emilia Galotti“ gezeigt, wie er nach seinen Theorien lebte, und wie jedes sinnliche Genießen der Natur eine weite Strecke hinter ihm lag.

Aber nicht jedem war so zumute. Goethe ließ sich von der innigen Hinneigung zur Natur oftmals ins Gebiet des Malers hinübertreiben, und aus den Schriften der Romantiker weht's wie scharfer Heidewind über Systeme und Theoreme. Doch davon soll hier nicht viel gesprochen werden. Erlauben wir uns trotz der Normen der Poetik am

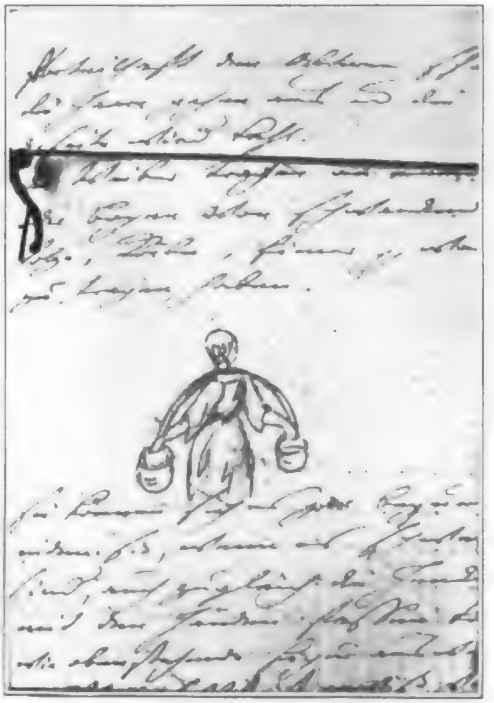
Digitized by Google

Goethe: Ein Redoutenaufzug in Weimar (unveröffentlicht). Nach der im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin aufbewahrten Originalzeichnung (Mappe „Goethe" Nr. 3987).

Bestehenden! Wie ernste Säulen ragen Goethes Naturschilderungen auf. Das neunzehnte Jahrhundert weist sodann auf Stifter, Keller und Scheffel. Am farbigen Abglanz haben sie das Leben. Als Widerschein der Leidenschaften und Empfindungen erscheinen die Farben, so in den „Studien" Stifters, so im „Grünen Heinrich" und im „Ekkehard". Wer aber Malerisches mit Poetischem also verflechten konnte, daß es harmonisch zusammenfloß, ohne im einzelnen an Gestalt zu verlieren, der konnte nicht die Brille der Theorie vor den Augen haben. Er sah mit vollen Blicken in die Welt und ging an keiner Blume vorüber, ohne auf den Grund ihres Kelches zu spähen. Verschieden natürlich war bei jedem die Betrachtung. Der eine — wie Goethe — setzte sich mitten in die Landschaft hinein; der andre — wie Keller — stand beiseite; der dritte — wie Stifter — stellte sich vor sie hin, damit kein Baum und Fels ihm am Beschauen hindere. Der eine, Goethe, liebte sie nicht unbelebt, er mußte wenigstens wenigstens ein Hutlein und einen Mantel dabei haben; der andre, Scheffel, stellte überhaupt eine Begebenheit in sie hinein; der dritte, Keller, fühlte sich ihr am nächsten, wenn sie urgewaltig, ohne Menschenspuren vor ihm lag. So ward sie eingefangen ins Kaleidoskop des Poetischen und dann unter dem nämlichen sinnlichen Eindruck, den sie anfangs hervorrief, wiedergeboren. So entstand von selbst der Wunsch, den Stift hervorzuziehen und das Geschaute nebenher auch rein äußerlich und sinnlich festzuhalten.

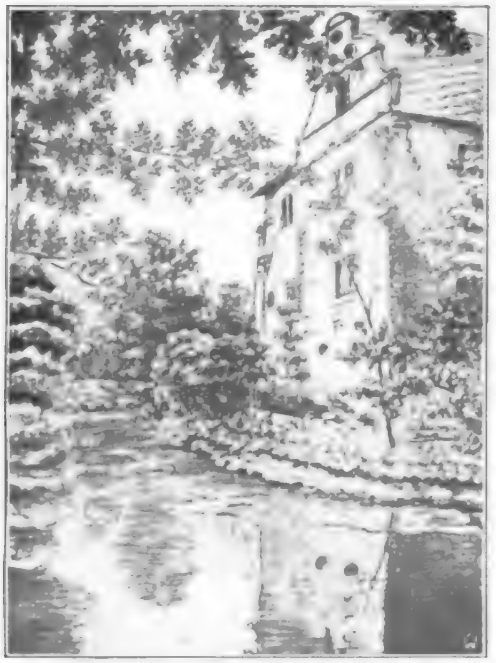
Es brauchte nur zu gelingen, brauchte sich nur selbständig zu formen, und der Zwiespalt war in den Jahren, da sich im Dichter die poetische Gestaltungskraft noch nicht zu eigner Höhe entwickelt hatte, unvermeidlich: ob dem Maler oder dem Dichter der Vorrang zu erteilen sei. Das war bei E. T. A. Hoffmann eingetreten, war bei Stifter, Reuter, Keller und Scheffel der Fall. Von unsern Modernen ist Gerhart Hauptmann längere Zeit in Breslau Kunstschüler gewesen, ehe ihm das Drama den entscheidenden Weg wies. Auch Wilhelm Busch schrieb erst nach seinen Münchner und Düsseldorfer Akademiejahren den „Max und Moritz". Bei allen machte sich dieses Hin-

und Herſchwanken zwiſchen Maler und Dichter in der Tat als eine ſehr bedeutungsvolle Entwicklungsſtufe geltend, die tief eingriff ins Weſen ihrer Perſönlichkeit. E. T. A. Hoffmann ſpricht in ſeinen Jugendbriefen an Hippel immerfort von den Porträten und Bildern, die er zahlreich malt. Adalbert Stifter ſchritt jahrelang mit der Palette durch Niederöſterreich und das Salzkammergut, ehe er die geiſtige Linie zu deren Schönheit fand. Fritz Reuter, in ſeiner Jugend ein eifriger Maler und Zeichner, griff nur unter Mühſalen zur Juriſterei und hat noch lange nach der Feſtungszeit auf ſeine Tätigkeit als Lehrer und Landwirt wie auf einen verfehlten Beruf herabgeſehen. Gottfried Keller hungerte in München als junger Kunſtakademiker. Scheffel ſehnte ſich mit allen Fibern nach Italien, um dort endlich die letzte Weihe für ſeine Malkunſt zu finden. Alle haben ſie ſpäter das Vergebliche ihres Bemühens eingeſehen, die meiſten, wie Fritz Reuter es in der „Feſtungstid“ ſchildert, mit jenen Empfindungen, welche die Erinnerung an die Jugend lächelnd auslöſt. Nur Gottfried Keller, der



Goethe: Mädchen mit Eimer. Handzeichnung im Text des Tagebuchs aus Italien vom 23. Sept. 1786 (Vicenza). Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandſchrift.

(„Die Weiber tragen an einem Bügel oder Bogen von ſchwankendem Holze, Körbe, Eimer pp. was ſie zu tragen haben. ſie können ſich es gar bequem machen, indem ſie, wenn es ſchwere Sachen ſind, auch zugleich die Henckel mit den Händen faſſen können, wie obenſtehende Figur ausweiſet.“)



Goethe: Schloß Kochberg (Beſitzung der Steinſchen Familie). Für Charlotte von Stein gezeichnet. „Zeichnete friſch, hoffte auf ein wenig Talent“ (22. Auguſt 1779 im Tagebuch). Aus dem zehnten Bande der Schriften der Goethe-Geſellſchaft („Aus dem Goethe-Nationalmuſeum“ I. herausgegeben von Carl Ruland. Weimar 1895).

als Maler nicht der ſchlechteſte unter ſeinen Kollegen war, hatte, ſich an Leſſings Worte lehnend, ſchon 1876 in den ſelbſtbiographiſchen Mitteilungen, die er damals für die „Gegenwart“ niederſchrieb, alle Anſprüche auf den Malerruhm derb von ſich geſchüttelt. Er dankte dafür, „zu jener zweifelhaften Geiſterſchar zu gehören, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachſchlagebüchern den Namen ‚Maler und Dichter‘ führt“. „Sie ſind es,“ wettert er weiter, „bei deren Dichtungen der Philiſter jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier ſieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier ſieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen tun ſich wohl etwas zugute auf ſolches Lob; andre aber, die ihren Leſſing nicht vergeſſen, fühlen ſich ihr Leben lang davon beunruhigt, und es juckt ſie ſtets irgendwo, wenn man von der Sache ſpricht. Jene blaſen behaglich auf der Doppelflöte fort; dieſe entlagen bei erſter Gelegenheit dem einen Rohr, ſo leid es ihnen tut.“

Digitized by Google

Salomon Geßner: Hudibras und sein Knappe Ralph. Illustration zu Wasers Übersetzung von Samuel Butlers komischem Epos „Hudibras", einer Nachahmung des Don Quijote. Nach dem Exemplar der „Œuvres de Sal. Gessner" in der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin.

Wie Keller ging es auch allen andern, sobald die Feder dem Pinsel und dem Zeichenstift vorauszueilen begann. Die anfangs stark hervorgetretene malerische Neigung wurde jetzt nur noch in stillen Stunden als kurzweilige Unterhaltung zu Gaste gebeten, als Abwechslung und Liebhaberei. An Ausbildung und Übung wird nicht mehr gedacht. Die Hauptaufgabe ist jetzt die Poesie geworden. Bescheiden tritt die Malerei hinter der Gebieterin zurück. Es ist übrigens charakteristisch, daß es fast immer die Poesie ist, die in ein und derselben Persönlichkeit den Vorrang über die Malerei errungen hat, und niemals umgekehrt die Malerei.

Es gibt nur wenige bildende Künstler, die zugleich bedeutende Dichter waren: so Rossetti, Michelangelo, Leonardo. Bei einem guten Teile der Malerei mit der Poesie gleichen Schritt gefaßt. Es sind dies Geßner, Maler Müller, Kopisch, Robert Reinick, Artur Fitger. Ihnen war die Fahrt zur dichterischen Höhe versagt geblieben, doch gleichwohl unterlag ihr Dichtertalent nicht ihrem Malertalent. Sie wechselten ihre Fähigkeiten liebenswürdig aus. Während das eine Mal eine Zeichnung ihren Vorrang als bildenden Künstler festzusetzen scheint, läßt ein andermal ein aus schöpferischer Seele geborenes Lied das Urteil schwankend werden. Ihre Persönlichkeiten stehen somit zur Malerei und Poesie in gleichmäßiger Beziehung. Die andern rückten, wie wir gesehen haben, mit dem Flügelschlage der Dichtung weiter ab von der bildenden Kunst, aber dennoch erheben sich ihre Bilder und Zeichnungen allesamt über den Dilettantismus. Vornehmlich die Radierungen Geßners, die Karikaturen E. T. A. Hoffmanns, die Federzeichnungen Raabes, die Porträtstudien Heyses, die Bilder Geßners, Reuters und Kellers können sich getrost sehen lassen. Was wir zeigen, sind meistens Feder- und Bleistiftzeichnungen, darunter einige Pastell- und Aquarellbilder. Die Wirkung der Farbe geht ihnen hier von vornherein ab. Auch rein technisch dürfen wir die Bilder nicht durchweg betrachten. Wir vernehmen da Goethes feines Wort, das gerade den Leuten galt, die ein Kunstwerk für schlecht erklären, weil ein Finger oder eine andre Kleinigkeit falsch

Salomon Geßner. Szene aus der Tellsage (von Bodmer). Nach dem Exemplar der „Œuvres" in der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin.

gezeichnet ist: „Der Gedanke, der geistreiche scharfe Ausdruck desselben soll aber die Hauptsache sein.“ Gerade des Gedankens wegen sammelte Goethe viel lieber Skizzen und Entwürfe als vollendete Kunstwerke. „Zur wahren Erkenntnis braucht man eigentlich bloß Trümmer,“ schrieb er an seinen Freund Heinrich Meyer, den „Kunstmeyer“, „diese guten, vortrefflichen, aber höchst beschädigten, diese schwachen, ausgedruckten, diese ungeschickt aufgestochenen, kopierten und in so manchem Sinne verzerrten und zersetzten Blätter haben

Salomon Geßner: Schlußvignette aus den „Idyllen“ (Zürich 1756).

gerade meine kritische Fähigkeit aufgeregt und mir in einsamen Stunden große Freude gemacht.“

„Trümmer“ nun sind unsre Bilder nicht, denn zweifellos besitzt jedes von ihnen, mehr oder weniger, seinen eigentümlichen künstlerischen Wert. Und noch einen zweiten, einen scheinbar verborgenen: hinter jedem von ihnen steht das Porträt seines Dichters. Diese Zeichnungen müssen uns gleichsam als Briefe erscheinen, die der Dichter über sich selbst — gemalt hat. Auf etwas andres wollte auch Goethe bei der Art seiner Betrachtung von Kunstwerken nicht hinaus: der Endzweck ist der Einblick in das Wesen der Persönlichkeit, von der die Bilder, Skizzen

Salomon Geßner: Schlußvignette aus den „Idyllen“ (Zürich 1756).

oder Zeichnungen herrühren. Wieviel reizvoller gestaltet sich uns der Weg, wenn wir dabei schließlich aufs Herz eines Dichters und nicht aufs Auge eines Malers treffen. Der Zwang des Berufs scheidet zunächst bei ihm vollkommen aus, schon was die Wahl des Themas betrifft. Keine Beeinflussung macht sich geltend; ganz nach Willen und Geschmack erfolgt die Wahl, d. h. von vornherein sind persönliche Anteilnahme und Stimmung an dem Bilde garantiert. Und nun vermischen sich dichterische Empfindungen mit malerischem Gewissen. Bei Goethe sind's immer Momentaufnahmen, unbeabsichtigt, oft scheinbar geringfügigsten Motivs,

Salomon Geßner: Schlußvignette aus den „Idyllen“ (Zürich 1756).

Digitized by Google

und ſelten Zeichnungen in allegoriſchem Gewande. Bei Gottfried Keller ragen dunkle Waldungen mit hochſtämmigen Kiefern und Fichten auf, zwiſchen denen ſich bis zum Horizont eine groß geſehene Perſpektive öffnet. Scheffel erzählt viel, rückt gern Genrehaftes in die Landſchaft und erfreut ſich an Volkstypen. Reuter iſt Porträtmaler. Er iſt es, der gern und viel mit Öl arbeitet; dann und wann greift er vom Porträt ins Epiſche hinüber. Stifter, der Kampfloſe mit dem ſtarren Blick ins Unendliche, tuſcht Himmel und Wolken. E. T. A. Hoffmann ſetzt Karikaturen aufs Papier, und Salomon Geßner, der Idyllendichter, malt, neben mancherlei Illuſtrationen zu Dichtungen der Weltliteratur, ſanft ſchwellende Baumwipfel, in denen die ganze Süßigkeit des Frühlings zu tirilieren ſcheint. Jeder nach ſeiner Art. Wer den Dichter kennt, wird jedem ſogleich ſeine Zeichnung zuteilen können. Auch einen

Aus Kortums Jobſiade: Der junge Baron von [illegible] Ohnwitz und Eſther Jobs beim Mondſchein.

Sie ſaßen auch in mancher Abendſtunde,
Unterm blauen Himmel mit einem Kranze
Trunken des Mondes Silberſchein,
Und das Flimmern der hellen Sternelein

Sonderling laſſen wir mitſchwimmen: den Jobſiadendichter Kortum, deſſen „Heldengedicht" nun ſchon über ein Jahrhundert lang luſtig fortbeſteht. Die kurzangebundene Holzſchnittmanier ſeiner halb eignen, halb entlehnten Illuſtrationen (ſ. untenſtehende Abbild.) hat er dem Ton der „Jobſiade" und ihrem derben Humor ausgezeichnet angepaßt.

Wir beginnen aus alter Pietät mit Goethe. Er iſt nicht das ſtärkſte maleriſche Talent unter den Dichtern. Er iſt nicht ſehr reich an Motiven und iſt auch hier der Lyriker, der Stimmungen mehr als Bilder feſthalten möchte. Er zeichnet immer nur die Situation und auch ſie nur in andeutenden Strichen. Er erzählt nirgend etwas auf den Bildern. Er ſelber mag ſpäter beim Beſchauen der Skizzen eine kräftige und abgeſchloſſene Erinnerung an die Stunden, da er ſie entwarf, gehabt haben, doch uns iſt es bei den Goethiſchen Zeichnungen oft, als ob Goethe die Empfindung, die ihn zur Zeichnung lockte, auf dem Bilde abſichtlich verſchwiegen habe. Es genügten ihm wenige Striche, um zu Hauſe die Phantaſie zur Erinnerung an das wirkliche, mit allen Schönheiten von Licht und Farbe begabte Bild, das die Natur ſelber war, zu wecken. Wir laſen ſchon vorhin, welchen Reiz Skizzen für Goethe hatten. Er verfuhr mit ſich ſelber ganz ebenſo. Zu Hauſe wurden die Zeichnungen in der Regel aquarelliert oder ausgetuſcht und auf dieſe Weiſe die Beziehungen jedes Strichs nochmals „aus den Spetteln hervorgelockt". Sehr gern ließ Goethe ſeine Skizzen auch von Berufskünſtlern ausführen. Der Maler C. Lieber beſorgte u. a. lange Zeit dieſe Ausführung nach des Dichters Angaben und Abſichten. Goethe ſtudierte dann eifrig die verſchiedenen Auffaſſungen und konnte ſich ſtundenlang darüber unterhalten. Er ſelber ſah ſich übrigens ſehr gern als Maler. Er hatte 1810 im Anſchluß an die eben erſchienene „Farbenlehre" auf der Reiſe nach Karlsbad fleißig gezeichnet und hat dann die Blätter, 22 an der Zahl, die er „mit ebenſo wunderbarer Aufmerkſamkeit aufzog, umrahmte und mehr oder weniger ausführte", zu einem ſelbſtändigen Bande vereinigt und mit einem Vorwort verſehen. In dem Vorwort betont er aus-

Digitized by Google

Maler Müller: Idylliſche Landſchaft mit Tieren aus dem Jahre 1774 (unveröffentlicht). Nach dem im Großherzoglichen Muſeum zu Weimar aufbewahrten Original.

drücklich, daß er bei den Skizzen keine fremde Hand habe walten laſſen, und daß man daher an ihnen ein uneingeſchränktes Urteil über „Fähigkeit ſowohl als Unfähigkeit“ üben könne.

Nach dem Jahre 1810 hat Goethe, wie er in den „Tag- und Jahresheften“ verſichert, nicht mehr gezeichnet. Bis 1810 — welcher Zeitraum in Goethes Leben! Schon 1848 konnte Chr. Schuchardt zweiundſechzig Goethiſche Handzeichnungen nachweiſen. Seitdem hat ſich dieſe Zahl erſtaunlich vermehrt. Keine größere Kunſtſammlung in Deutſchland, die nicht ein paar Goethiſche Zeichnungen beſitzt. Es ſind meiſt Landſchaftsbilder. Meiſtens ſind ſie belebt. Ein Haus, eine Hütte, eine Säule, ein Kaſtell, ein Turm, ein Gemäuer, ein Menſch iſt faſt immer hineingeſetzt. Bevorzugt werden von Goethe Flußlandſchaften und Waſſerfälle, auch Anhöhen mit einem verfallenen Schloß oder Gemäuer obendrauf. Oder er zeichnet, wenn er auf dem Lande zu Beſuch iſt, von ſeinem Fenſter aus eine Frühſtimmung und dergleichen. Der Wert der Bilder liegt nicht im Maleriſch-Techniſchen. Er liegt darin, wie dieſer Rieſe immer nach dem Kleinen ausgeſchaut hat, es in den Bann ſeiner Betrachtung zu ziehen. Das Unſcheinbare nimmt er am liebſten auf, um es dann wie jene Blume, die er im Walde ſo für ſich hingebend fand, mit allen Faſerchen auszuheben und zu Hauſe ins Glas zu ſtellen. Das iſt ein echt Goethiſches Bild, das in veränderten Formen auf ſehr vielen ſeiner Zeichnungen ſinnlich wahrnehmbar wird. Für Goethes Talent als Maler ſprechen mehr ſeine nach einer beſtimmten Idee komponierten Bilder. Auf ihnen holt er dann ordentlich aus, um ſich einigermaßen zu erſchöpfen. Dann verblüfft er durch Grazie der Zeichnung und Großartigkeit der Auffaſſung. Im Berliner Kupferſtichkabinett befindet ſich ſolch ein Bild (Abbild. S. 189). Frauen und Mädchen ſtreben in langem, ſchier fanatiſch bewegtem Zuge dem Idol des Kreuzes nach. Die vordern ſinken ermattet in die Knie, hundert andre drängen nach. Der Aufzug der Maſſen iſt vorzüglich gegeben; über den Köpfen, die nur angedeutet ſind, ſcheinen unſichtbare Geiſter die treibende Geißel zu ſchwingen. Auch ein andres Bild in derſelben

Mappe, einen Redoutenaufzug in Weimar bei aufgehender Sonne darstellend (Abbild. S. 190), tritt auf die gleiche Stufe künstlerischer und geistiger Bedeutsamkeit. Hier ist uns der Goethe, den wir leider immer noch viel zu sehr gedanklich im Sinne tragen, näher. Menschlicher dagegen tritt er in seinen Landschaftsbildern (s. die Abbild. S. 191, links) an uns heran, und höchst reizvoll in ihrer Unmittelbarkeit sind die zuweilen in seine Handschriften gezeichneten Bildchen (ebenda, rechts).

Auf Salomon Geßner haben Goethe und die Zeitgenossen mit steigender Bewunderung gesehen. Geßners „Idyllen" bildeten 1756, da der sechsundzwanzigjährige Buchhandlungsgehilfe sie herausgab, eine poetische Tat. Nach seinem Tode 1788 begannen die Besten Geßners Dichtungen kritisch und historisch zu betrachten. Herder zog in der zweiten Fragmentensammlung einen Vergleich zwischen ihm und Theokrit; Schlegel rezensierte ausführlich Hottingers Biographie; Schiller räumte ihm in seiner Abhandlung über „naive und sentimentalische Dichtung" einen besondern Abschnitt ein. Die Franzosen dagegen priesen ihn hauptsächlich als Radierer und veranstalteten eine zweibändige Quartausgabe seiner sämtlichen Radierungen und Kupfer. Sie hatten recht. Denn für unsern heutigen Geschmack haben die Geßnerschen Radierungen ungleich höheren Reiz als die Idyllen. Geßner ist erst ziemlich spät, als er als Idyllendichter schon berühmt war, in sein freundschaftliches Verhältnis zur bildenden Kunst getreten. Er wollte sich anfangs mit ihr lediglich einen neuen Erwerbszweig schaffen und hat sich als echter Künstler gleich an große Aufgaben gemacht. Aber er versagte, wo es Menschen zu formen galt. Wie in seinen Gedichten zeigen auch in seinen Kupfern die menschlichen Figuren mehr Typus als scharfe Charakteristik (s. die Abbildungen S. 192), während er die Landschaft bald mit großer Feinheit und Sorgfalt behandelt hat. Er stand künstlerisch eben mit beiden Beinen auf dem Boden der Idylle. Die kleinen Vignetten, die er unter seine Gedichte zu setzen pflegte, sind von entzückender Anmut und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Geßner hat einen äußerst saubern Geschmack und den wärmenden Hauch des Humors. Wenn wir manchmal bei einer Idylle die allzu häufige Wiederholung gleicher Motive wenig angenehm empfunden haben, werden wir nicht selten durch die Schlußvignette wieder ausgesöhnt. Auch für Eschenburgs Shakespeareübersetzung (Zürich 1775) hat Geßner Vignetten entworfen, von denen A. W. Schlegel sagte, „daß jedes Figürchen lebt und seine Art zu sein verkündigt". Volleres Lob verdienen seine Landschaftsbildchen in den „Idyllen" (s. die Abbildungen S. 193), die, ohne sentimental zu werden, mit einer wundervollen Zartheit der Empfindung und Anschauung gezeichnet sind. Besonders die Bäume sind kleine Meisterwerke einer liebenswürdigen, frühlingsfrischen Kunst. An Vornehmheit des Geschmacks und Feinheit der Ausführung könnten viele unsrer modernen Radierer von Geßner lernen. Trippels schönes Denkmal in Zürich ehrt Geßners Namen, und eine Szene aus dem durch muntere Geselligkeit verschönten Landleben Geßners hat uns Gottfried Keller in einer seiner Züricher Novellen, im „Landvogt von Greifensee", behaglich geschildert.

E. T. A. Hoffmann: Der wahnsinnige Kreisler. Radierte Zeichnung zum „Kater Murr".

Geßners Nachahmer in den Idyllen, Friedrich Müller oder, wie er sich selber nannte, Maler Müller, der von 1749 bis 1825 sein langes, viel verbittertes Leben führte, konnte noch weniger in der Malerei denn in der Dichtung den Züricher Meister erreichen. Seine Idyllen „Der erschlagene Abel",

Digitized by Google

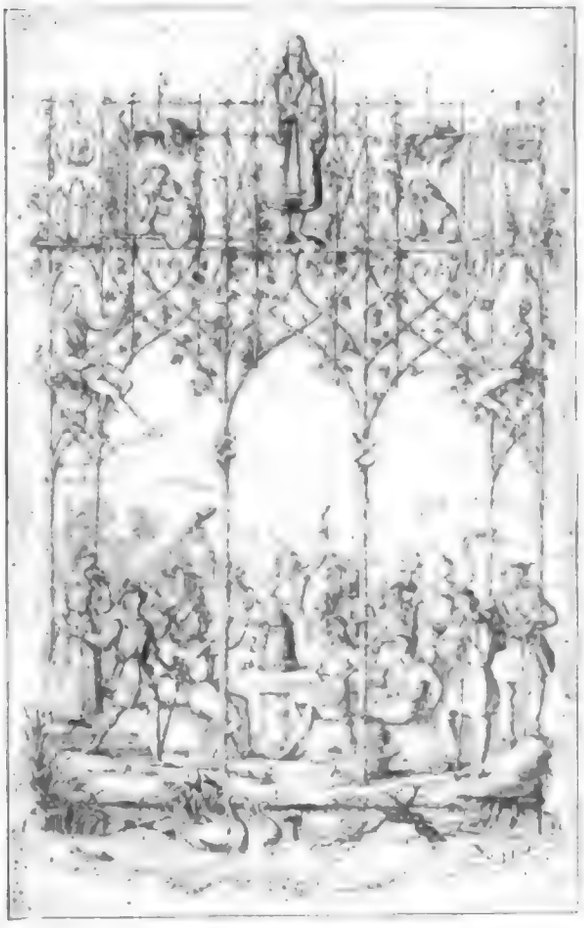
E. T. A. Hoffmann: Phantastische Zeichnung, radiert von E. Neureuther.

„Adams erstes Erwachen", „Die Schafschur", „Ulrich von Coßheim" und seine Dramen „Golo und Genoveva" und „Faust" erregten zwar bei den Zeitgenossen Aufsehen, doch eine nachhaltige Wirkung übten sie nicht. Schon 1776 hatte Schubart an Müller geschrieben: „Schau, Müller, Gott hat doch alles nach Maß, Zahl und Gewicht so weislich geordnet. Genies sind sichtbar gotterfüllt: sollten sie also nicht auch dem Gotte nachahmen, der der Gott der Ordnung ist?" Schubarts Urteil trifft den Nagel auf den Kopf, auch für Müllers Bilder. Er begann mit der Tiermalerei und erregte damit das Interesse des Pfälzischen Hofes und der Kritik. Im „Teutschen Merkur" sagte 1781 der Referent Merck bei der Besprechung der Mannheimer Ausstellung: „Es war einer der schönsten Wouwermans in der Galerie von dem jungen Müller da, wo die Kopie beinahe die Gegenwart des Originals ertragen konnte." Aber bald verlor sich Müller in allerlei geistreichen Kompositionen. Was er in seinem schönen Gedicht „Natur" gepriesen: das Gefühl zur Natur, war bald vergessen. 1778 ging er nach Rom und warf sich dort ganz auf die Historienmalerei, um schließlich haltlos in unmöglichen, von Geistern, Teufeln und Spukgestalten erfüllten Motiven zu versinken. Begeistert kündigte er 1779 Goethe ein Bild an, das „den Streit des Erzengels Michaelis mit Satan über den Leichnam Mosis" darstellte. Goethe aber war gar nicht entzückt von dem Gemälde und erklärte das Müller scharf in einem langen Briefe vom 21. Juni 1781; er nannte das Bild „doch eigentlich nur gestammelt" und den Streit beider Geister über den Leichnam Mosis „eine alberne Judenfabel". Müller warf von der Zeit ab seinen Haß auf Goethe; trotzdem blieb die Lehre bei ihm nicht ohne künstlerische Wirkung. Er drang jetzt tief in formelle Studien ein, ohne sich jedoch von seinem Hang zur Satire in der Malerei freimachen zu können. Müllers Bilder und Zeichnungen, deren Naglers Künstlerlexikon zweiunddreißig und Seuffert in seiner Biographie (1877) einige weitere anführt, sind meist verschollen. Sieben davon befinden sich in der Goethischen Sammlung. Auch das Weimarer Museum, dem wir unsre Abbildung auf S. 195 verdanken, und die Wiener Akademie besitzen ein paar Müllersche Blätter.

Maler Müller hatte keinen Humor und war auch in der Satire künstlerisch nicht bezwingend genug, um selbständig zu wirken. Ihm fehlte das innere Erleben eines E. T. A.

E. T. A. Hoffmann: Porträtzeichnung aus dem Jahre 1821.

Digitized by Google



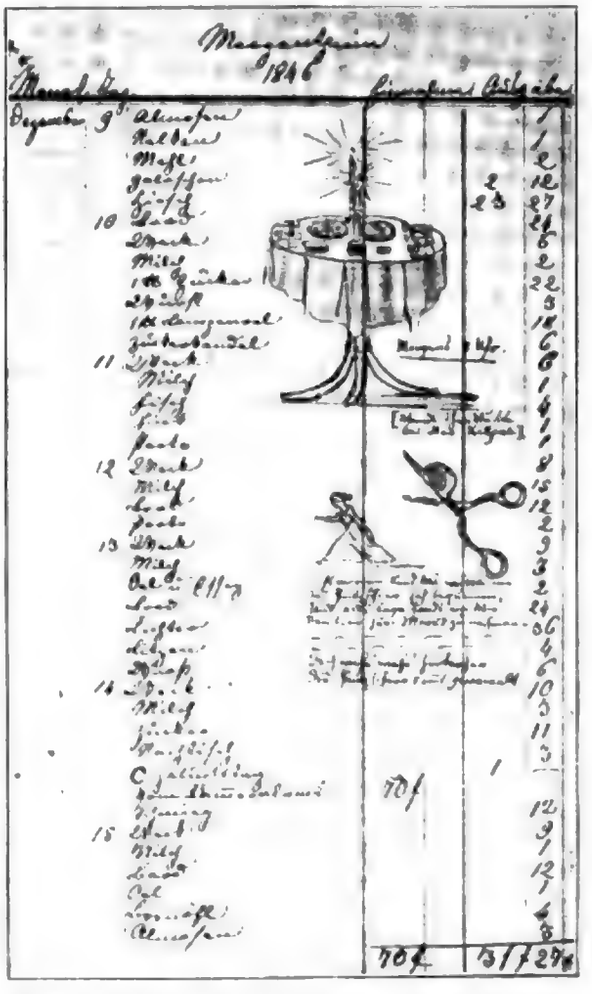
Robert Reinick: Titelzeichnung zu dem Liederbuch für Deutsche Künstler (Berlin 1833).

Hoffmann, über dessen Schwelle das schwere Wort seines Medardus steht: „Ach, wie oft war sonst mein Lachen nur der konvulsivische Krampf der innern herzzerreißenden Qual." Hoffmann (1776 bis 1822) hat frühzeitig zu malen begonnen. Er fing mit dem Porträtieren an, half in Glogau — echt Hoffmannisch — an der malerischen Ausschmückung der Jesuitenkirche, entsetzte die Posener Gesellschaft durch seine schonungslosen Karikaturen, wurde dafür nach Plozk und dann nach Warschau versetzt und übertrug hier bei der Umgestaltung des ehemalig Mniszekschen Palais zu einem Vereinshaus seinen dämonischen Drang zur Karikatur in die Reliefs und Deckengemälde, deren Ausführung er übernommen hatte. Die Matadore der Warschauer Gesellschaft sahen sich plötzlich mit Tierschwänzen und Teufelsflügeln zwischen Einfassungen und Leisten scheinbar ägyptischen Stils geschmuggelt. In Bamberg, wo er kurze Zeit Kapellmeister und Musiklehrer war, nahm ihn die Karikatur vollends gefangen; kein Tischnachbar entging seinem spitzen Stift. In Berlin verschrieb er sich ihr gar mit Haut und Haaren. Hoffmanns Zeichnungen erklären uns fast noch schärfer, man möchte sagen noch nackter als seine Schriften die Unheimlichkeit seines innern Organismus. Der Mann ward in furchtbarem Aufeinanderprallen aller Gegensätze des Genies zerrieben. In ihm lag ein herrliches Stück Phantasie zerbrochen am Boden. Sein Hohn auf alles Schöne ist unermeßlich. Er hat selbst erzählt, daß er die Fratzen und Spukgestalten, die unaufhörlich in seiner Nähe waren, leibhaftig herankriechen sah. Spontan erfaßte er eine komische Situation. Die Bilder, die er in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegner in Berlin von seinen Zechgenossen hinwarf, sind Kabinettstücke einer außerordentlichen Beobachtungsgabe, der sich keine Schwäche, keine Angewohnheit der Bewegung entzog. Ein beliebtes Wort von ihm war, daß es nichts Gutes und Schönes gäbe, auf das nicht gleichzeitig der Teufel seinen Schwanz gelegt habe. Das Wort paßte vortrefflich auf ihn selber. Es war ihm unmöglich, etwas an sich vorübergehen zu lassen, dem er nicht gleichsam die Zunge entgegengestreckt hätte. So seine zahlreichen Karikaturen, für die selbst der Tod herhalten mußte, so seine große Federzeichnung „in Callots Manier", auf der er von seinem Eckfenster in der Taubenstraße aus den Gendarmenmarkt mit ironischen Anspielungen bevölkerte. „Ausgearteter Phantasie grausenerregende Bilder des gärenden Hirns — des Wahnsinns schreckhafte Kinder" unterzeichnete er ein Blatt, das Hitzig später seiner Biographie beigab. Auf dem Bilde (S. 197, links) ist figürlich alles beisammen, was sonst zwischen den Worten versteckt hervorglotzte. Hoffmanns Züge trägt auf der Zeichnung der Mann, der wie von den Furien gepeitscht die Flucht ergreift. Die Furien bleiben zurück. Sie präsentieren sich als hagere, lang aufgeschossene Gestalt mit gesträubtem Haar und ringenden Armen, als Dickwanst mit widerlichem Kopf, als Mischling von Esel und Hahn, dem aus der rechten Seite eine Schlange züngelt, als Widder mit blökender Zunge. Es ist uns nicht wohl in der Gesellschaft dieser Fratzen und Karikaturen, aber man muß die Genialität bewundern, mit der sie aus allen menschlichen Schwächen und Ängsten hervorgeholt und in sicherer und glücklicher Erfassung des Komischen entworfen sind. Sie

Digitized by Google

sind unentbehrlich für den Gesamteindruck von Hoffmanns Persönlichkeit. Sie gehen nicht etwa neben seinem sonstigen Leben und Schaffen nur nebenher; sie sind Teile und Zeugnisse seines innersten Wesens (Abbildungen S. 196 u. 197 rechts) und müßten alle einmal gesammelt herausgegeben werden, auch aus literarhistorischem Interesse.

August Kopisch und Robert Reinick — zwei Harmlose, wenn man sie an E. T. A. Hoffmanns unheimlichem Ideenkreise mißt. Zwei bieder im Philisterium herumflatternde Geister, voller Lust an Liebe, Wein und Wanderschaft. Aber dafür auch klarer und bewußter im Gefühl ihrer Grenzen. Jedem von ihnen verdanken wir ein paar prächtige Lieder. Kopisch die bekannten „Heinzelmännchen" („Wie war zu Köln es doch vordem Mit Heinzelmännchen so bequem"), das frische Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war", das natürlich empfundene Gedicht „Der unsichtbare Flöter" („Es klingt so süß im Apfelbaum") und andre mehr. Robert Reinicks „Kinderlieder" gehören zu den besten dieser Gattung und machen uns diesen einfachen, selbstzufriedenen Mann auch als Menschen sympathisch. Kopisch ging gern aus sich heraus, baute sich Pläne über Pläne, liebte zu renommieren; Reinick gedieh in der Stille, ein immer heiterer Lebenswandersmann nach Eichendorffischem Rezept.



Eduard Mörike: Eine Seite aus seinem Haushaltungsbuch (Mergentheim, Dezember 1846).

Kopisch hatte es schwer. Er konnte nur den linken Arm gebrauchen, den rechten hatte er sich in jungen Jahren bei einem Sturz verstümmelt. Er suchte die geschwächten Kräfte durch den Schwung der Ideen zu ersetzen. Die Akademien, die er besuchte, Prag und Wien, drängten hauptsächlich nach der Landschaftsmalerei. Er ging nach Italien und durchstreifte da besonders den Süden und Sizilien. Auf Capri entdeckte er, ein rüstiger Schwimmer, die berühmte blaue Grotte und hat sie uns in der Farbenpracht beschrieben, in die er seine Bilder zu setzen liebte. Sehr schön sind besonders die Stellen, die uns das Heranfluten des Meeres an die Öffnung der Grotte schildern. Silberne Tropfen fallen melodisch tönend von der Decke der Grotte herab: „In dieses melodische Geträufel stöhnte dann und wann, wie eine atmende Menschenbrust, die leise Brandung, erst außerhalb, dann innerhalb der Grotte ... Zuweilen kamen die Wogen so hohl an, daß sie das unterseeische Tor auftaten und das Tageslicht unter dem Felsen durchschimmern ließen. Dann war die Brandung im Innern der Grotte furchtbar schön; denn wenn sie anschlug, war Tor und Eingang schon wieder geschlossen, und sie schlug über als eine mächtige blaue Lohe, wozu der zerstiebende Schaum sich wie Rauch gebahte. Kam die Woge jedoch voll an, so schoß ein voller silberner Strahl bogenförmig zum Eingange herein und zerstob mit blauem Feuerregen auf dem innen tobenden Gewässer, das ein Geroll von Millionen Edelsteinen darstellte." In Italien entstanden Kopischens wertvollste Bilder. Sie waren in breitem Schwung gemalt, aufgeregt in der Charakteristik und satt in den Farben. Besonders seine landschaftlichen Studien aus Italien zeichnet ein feiner Sinn für Färbung aus. Sehr interessant sind sein Diorama von Taormina auf Sizilien, sein Pleorama des Golfes von Neapel, sein Wasserfall von Terni und das Pastell der Pontinischen Sümpfe. Leider wollte es nicht

Digitized by Google

gelingen, von diesen Gemälden gute Vorlagen aufzutreiben, so daß wir es uns versagen müssen, Kopisch (geb. 1799 in Breslau, gest. 1853 in Berlin) in unsern Abbildungen vertreten sein zu lassen.

Kopisch erinnerte als Maler an Karl Begas und Koch, Robert Reinick an Ludwig Richter, obwohl gerade er Schüler von Karl Begas war. Sein zusammen mit Franz Kugler herausgegebenes Liederbuch für Deutsche Künstler, seine Lieder eines Malers, sein illustriertes ABC-Buch, sein Deutscher Jugendkalender zeigen in ihren von Reinick entworfenen Illustrationen ganz die freundliche und runde Art Richters — wenn auch nicht in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit des Dresdner Meisters. Heiterkeit und Beschaulichkeit liegen über jedem seiner Bildchen, seien es Titelbilder, Vignetten oder Randleisten. Auf dem Titelbilde seines Liederbuchs für Deutsche Künstler (1833) krönt Albrecht Dürer die sich über ein Abschiedsgelage wandernder Künstler rankende Pforte (Abbild. S. 198). Ein Mägdelein läßt ihre Tränen fließen, ein andres schaut sehnsüchtig in die Ferne, ein drittes blickt im Arm des Liebsten lustig zum Fenster hinaus. Man sieht es der ganzen Begebenheit an, daß es sehr solide dabei zugegangen ist. Keine Perteostimmung ist in diesen deutschen Jünglingen angebrochen. Reinick war als Zeichner von peinlichster Genauigkeit. Seine Vignetten sind bis zum kleinsten sorgfältig ausgeführt. Er ist nebenbei auch in der Komposition seiner Zeichnungen ein feiner Kopf. Leider vergällte ihm ein Augenübel früh die Freude am Schaffen. Mit siebenundvierzig Jahren schloß er 1852 in Dresden die treuen Augen, nachdem er sich lange Jahre der Freundschaft Ludwig Richters erfreut hatte ...

Wir konnten unsre Dichter als Maler nicht gruppenweise einreihen und mußten ihnen daher chronologisch folgen. Man kann nicht Goethe speziell den Lyriker auch in der Malerei nennen, ebenso ging Geßners Kunst über das Idyllische hinaus, und Hoffmanns Romantik lag nur bedingt in der Karikatur. Auch die vier großen Erzähler und Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts, die im zweiten Teil folgen sollen: Stifter, Reuter, Keller und Scheffel, haben als bildende Künstler nicht einen so gemeinsamen Zug, daß wir sie als Maler unter einem Gesichtspunkte, etwa dem des Epischen, betrachten könnten.

Nicht unbeachtet bleibe, ehe wir weiterschreiten, die teure Persönlichkeit Eduard Mörikes, der auch als Maler, ganz seinem unbesorgten Naturell entsprechend, seine Gemütswege ging, ohne Absicht und Bemühen. Wir sehen hier aus seinem Haushaltungsbuch außer einer ganzen faksimilierten Seite (Abbild. S. 199) auch eine Einzelzeichnung. Ist es die „Post-Margareth, die Freundliche", ist es irgendeine Nachbarin, oder ist es die höchsteigne Haushälterin (s. die untenstehende Abbildung), wie sie, mit der Laterne bewaffnet, vielleicht gerade in den Keller zu steigen sich anschickt? Das Bild ist nicht eben liebenswürdig und scheint dem hausgeplagten Dichter als Ventil seines Ärgers gedient zu haben. Eggert Windegg teilt uns in seiner Ausgabe des Haushaltungsbuches (Stuttgart, Strecker u. Schröder) noch viele Zeichnungen Mörikes mit, die uns aber weniger den Weg zur Kunst als, zumal mit den geschickten Deutungen und Erläuterungen des glücklichen Finders, zu des Dichters Herzen und Persönlichkeit zeigen — was ja im allgemeinen auch dieses Aufsatzes erster Zweck sein soll.

Eduard Mörike: Eine Federzeichnung aus seinem Haushaltungsbuch (undatiert).

Im Dezemberheft soll ein Schlußaufsatz mit Zeichnungen von Stifter, Keller, Reuter, Scheffel, Busch, Fitger, Raabe, Hense.

Digitized by Google

Tabora. Kokospalme im Garten des Wali.

Meine Reiſe mit dem Kolonial-Staatsſekretär nach Oſtafrika

Von Geh. Baurat F. Baltzer in Berlin

(Schluß; I und II im Juli- und im Auguſtheft 1908) ⊛ Mit ſechzehn Abbildungen nach eignen Aufnahmen des Verfaſſers

III

Fortſetzung des Marſches Muanſa-Tabora

Am ſechſten Marſchtage, dem 26. Auguſt, erreichten wir auf ſehr hartem, ſteinigem, vielfach von Dornen eng umwachſenem Wege, teilweiſe auf ſonnendurchglühter Waldſchneiſe, zwiſchen ein Viertel und halb ein Uhr mittags unſer Lager unweit der Miſſion von St. Michael in der Landſchaft Mſalala. Dorfkinder und Miſſionsſchüler, die auf umherliegende mächtige Felstrümmer geklettert ſind, empfangen unſre Karawane, die erſt ein bis zwei Stunden nach unſrer Spitze eintrifft. Aus dem Dorfe hat man viele Körbe mit Getreide oder andern Feldfrüchten herbeigebracht, die den Eingeborenen zu guten Preiſen abgekauft werden. Bei vielen Karawanen darf man wohl annehmen, daß es mit der Bezahlung der geforderten und gelieferten Lebensmittel häufig nicht genau genommen wurde, die Eingeborenen mußten froh ſein, wenn ſie für das von ihnen Abgeforderte überhaupt eine Vergütung bekamen. Zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft und der Sklavenjagden war es natürlich noch ſchlimmer: die Karawanen brandſchatzten geradezu die Dörfer an der Karawanenſtraße, und die Folge war, daß die Eingeborenen ſich immer weiter von dieſer zurückzogen, um der ſtändigen Plage zu entgehen: daher macht es heute an vielen Stellen den Eindruck, daß die Karawanenſtraßen verödet, die Dörfer an dieſen ausgeſtorben und verlaſſen ſind. Die Miſſionare von St. Michael klagten uns ihr Leid, daß ſie nicht viel mit den Waſukuma und den Wanyamwezi anfangen könnten, und daß das Chriſtentum nur langſame Fortſchritte bei ihnen mache: dieſe Volksſtämme ſind zu ſelbſtändig und zu ſehr gefeſtigt in ſich, um ſich den Miſſionaren gegenüber willfährig zur Annahme eines ihnen fremden, neuen Glaubens zu zeigen. Ich möchte ſie deshalb nicht geringer achten.

Digitized by Google

Am siebten Tage, dem 27. August, wurde ein Rasttag eingelegt, d. h. die Tagesleistung auf die Morgenstunden von 6 Uhr 40 Min. bis 8 Uhr 45 Min. mit nur 12,4 Kilometer Marsch beschränkt. Wir lagerten in der Landschaft Kahama, deren Bewohner einen besonders wohlgebildeten Menschenschlag darstellen, ausgezeichnet durch gutgeformte Ohren und durch Sauberkeit in ihren Hütten und ihrer Körperhaltung. Das Land ist hier gut angebaut, wir sahen mehrfach Wasserstellen mit frischem Grün, Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen umgeben. Landleute begegneten uns am frühen Morgen, scharenweise mit ihren großen Hacken zur Feldarbeit gehend — die Anwendung des Pfluges ist hier noch unbekannt.

Demgegenüber kann man die weitverbreitete Darstellung von der „Negerfaulheit" der Schwarzen nicht in vollem Umfang aufrechthalten. Auch unsre schwarzen Träger, die Tag für Tag mit einer Last von 25 bis 30 Kilogramm auf dem Kopf oder auf der Schulter 20 bis 30 Kilometer in der afrikanischen Sonnenglut zurücklegen, bestätigen diese Auffassung in keiner Weise. Allerdings scheint der Neger zu mancher körperlichen Arbeit, die unsern Arbeitern keine Mühe macht, ungeschickt, weil er besonders in den Armmuskeln wenig Kraft und Ausdauer besitzt: Lasten zu heben, macht ihm große Mühe; beim Aufnehmen der Karawanenlasten z. B. müssen sich die Leute gewöhnlich gegenseitig helfen. Alle bisherigen Versuche zur Einführung des Schubtarrens in Ostafrika bei den Erdarbeiten zum Straßen- und Bahnbau haben fehlgeschlagen, weil die Neger zu schwache Arme haben, um damit den Schubtarren zu handhaben. Die Erdarbeiten geschehen allgemein, indem der Schwarze die losgeschachtete Erde in kleine Bastkörbe füllt, diese auf dem Kopf wegträgt und an der vorgeschriebenen Stelle ausschüttet. Die geringe körperliche Leistungsfähigkeit des Negers steht auch mit dem Klima und mit der verhältnismäßig anspruchslosen Kost, seiner zum Teil einfachen Ernährung im Zusammenhang. Der schwarze Träger tritt morgens seinen Marsch nüchtern an und legt mehrere Stunden Weges

Kahama im Lager von Ibanda.

Empfang an der letzten Raststelle vor Ankunft in Tabora.

zurück, ehe er überhaupt seinem Magen etwas zuführt; die Hauptmahlzeit nimmt er erst nachmittags, nachdem das Zeltlager erreicht ist. Den Wasukuma und Wanyamwesi scheint übrigens die Trägertätigkeit besonders zu gefallen; man darf das wohl daraus folgern, daß sie während des Marsches mit Ausdauer den Gesang und allerhand Kurzweil in Rede und Gegenrede pflegten; auf zehn bis fünfzehn Mann kam immer eine Art Vorsänger oder Spaßmacher, und man konnte die Leute stundenlang in ihren eigentümlichen Wechselgesängen hören; dann gab wieder ein Künstler auf langgeschwungenem Horn seine melodischen Töne zum besten, und beim Einrücken ins Zeltlager ertönte eine Art Karawanenmarsch, ausgeführt von allen stock- oder speerbewaffneten Trägern durch taktmäßiges Anschlagen an die auf dem Kopf getragenen Holz- oder Blechkisten, stets endigend in eine Art lang anhaltenden ohrenbetäubenden Wirbel, der die Befriedigung über das erreichte Reiseziel sinnig ausdrückt.

Ein Besuch in dem offenbar wohlhabenden Dorfe von Kahama verschafft uns Einblicke in die Negerhütten mit ihrer eigentümlichen kreisförmigen, dem umgebenden Kral angepaßten Bauart und ihrer sorgfältig in Stroh hergestellten Bedachung in Form eines regelmäßigen Zeltdaches. Auch die Viehzucht wurde hier lebhaft betrieben: wir sehen gutgehaltenes Vieh, durchweg mit dem Zebubuckel, der erst bei Kreuzung mit europäischer Zucht zu verschwinden pflegt. Die Milchausbeute beim Vieh ist ziemlich gering, da sich die afrikanische Kuh nur melken läßt, solange das Kalb daneben steht. Der Krebsschaden für die Viehzucht ist neben dem Küstenfieber, das hier weniger vorkommt, die Tsetse-Gefahr. Wer ein wirksames Mittel zu ihrer Ausrottung angeben könnte, würde sich um Ostafrika ein ungeheures Verdienst erwerben. Das Vieh erliegt besonders auf dem Transport zur Küste, wenn es in verseuchte Bezirke kommt, scharenweise der Tsetse. Ist es doch vorgekommen, daß von Herden aus dem viehreichen Ugogolande nur zehn Prozent der Kopfzahl lebend zur Küste gelangten; neunzig von hundert waren unterwegs eingegangen. Auch dieser Mißstand wird hoffentlich durch den Bau der vom Reichstage bewilligten Überlandbahn nach Tabora beseitigt werden, denn beim Bahntransport des Viehes wird sich jede

Digitized by Google

Tabora im Festschmuck.

Ansteckungsgefahr leicht vermeiden lassen, und die Herden werden dann unverseucht in beinahe ebensoviel Stunden wie jetzt Tagen zur Küste gelangen.

Die Wasserstellen in der Nähe unsers Lagers boten unsern Leuten die willkommene Gelegenheit, ein Vollbad zu nehmen. Unsre Diener, die meist von der Küste stammten, hatten alle ein großes Reinlichkeitsbedürfnis; ich habe mehrfach beobachtet, daß sie jede Gelegenheit zu Waschungen mit Eifer wahrnahmen. Auch mein aus Sansibar stammender, etwas Englisch radebrechender Diener ließ selten einen Tag vergehen, ohne zu baden; er kündigte dies, wenn seine Dienstleistung bei mir gerade beendet war, stets an mit den Worten: You (anstatt I) go wash. Unsre Vorstellung, daß die Schwarzen, deren Hautfarbe den Schmutz nicht so gut erkennen läßt wie die unsrige, weniger auf Sauberkeit halten als z. B. unsre heimische niedere Landbevölkerung, bedarf ebenso der Berichtigung wie das Märchen von der Faulheit aller Neger.

An jenem Tage brachten uns die Bewohner von [illegible] ein zwar lebendiges, aber recht kümmerlich aussehendes schwarzes Wildschweinferkel als Morgengabe dar; die Annahme dieses Geschenks wurde aber verweigert, und ich glaube nicht, daß es uns leid zu tun brauchte, uns diesen magern Braten zu versagen. Einige aus unsrer Mitte bezweifelten, ob die Absicht dieses Ehrengeschenks ernst zu nehmen gewesen sei.

Ferner erlebten wir die Erscheinung wandernder Heuschreckenschwärme, die sich in dichten schwarzen Wolken quer über unsre Straße hinweg bewegten; etwa eine Viertelstunde lang dauerte das Schauspiel, einzelne Heuschrecken fielen über die Saaten nieder, aber der große Haufe blieb oben in der Luft in den Schwärmen, und die Landplage ging anscheinend ohne Schaden für das Negerdorf vorüber.

Vom 28. August, dem achten Marschtage, an wurde morgens bereits um halb fünf Uhr geblasen und nach halb sechs Uhr abmarschiert. Nach anstrengendem, heißem Marsche von 34,6 Kilometern gelangten wir nach ein Uhr mittags über Kihinsa in das Lager von Ukamba. Der Sultan mit dem voll-

Digitized by Google

Hausbau in Tabora.

tönenden Namen Lulangalira empfing uns mit seinen Dorfältesten an der Rasthütte des Lagers. Die Zeit, bis die Träger der sich weit auseinanderdehnenden Karawane mit den Zeltlasten eintrafen, wurde vom Staatssekretär gewöhnlich benutzt, um mit den Sultanen und Akiden der benachbarten Dörfer ein Schauri abzuhalten, in dem die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bezirks besprochen, allerlei Wünsche und Beschwerden vorgebracht wurden. Erst wenn endlich die Karawane eingetroffen war, deren letzte Nachzügler von der Askariwache gesammelt und am gänzlichen Zurückbleiben gehindert wurden, konnte der gewandte Koch des Gouverneurs an die Herrichtung des Frühstücks gehen, das in der Eile natürlich nur aus kalter Küche zu bereiten war. Abends hielt er uns durch ein um so reicheres Mahl schadlos. Nach Eintreffen der Zeltlasten wurden sofort die Zelte aufgeschlagen, worin die Askaris große Fertigkeit bewiesen. Der Adjutant bestimmte den Platz und teilte ihn für die verschiedenen Zelte ein: in einer Viertelstunde war gewöhnlich das Zeltlager fertig. Inzwischen naht in langem Zuge die Schar der Wasserträgerinnen aus dem Dorfe, die großen Tongefäße auf dem Kopfe tragend, um uns mit frischem Wasser zu versorgen; seine Beschaffenheit war meist fragwürdig, selbst zum Waschen und Baden mußte es oft erst durch reichlichen Zusatz von Alaun brauchbar gemacht werden: an Trinken war nicht zu denken. Dann erfolgte gewöhnlich eine höchst unweidmännische Jagd einiger Askaris auf das zu schlachtende Vieh, das aus der Dorfherde ausgesucht und den Eingeborenen abgekauft worden war. Ein schußgewandter Askari entsandte die tödliche Kugel, und dann begann das Ausschlachten und Ausweiden der Tiere. Unsre Wasukuma und Wanjamwesi sind große Verehrer von Ochsenfleisch; es soll öfters vorkommen, daß sie in ihrer Freßgier des Guten zuviel tun und dann an den Folgen schwer zu leiden haben. Auch unser Safariarzt mußte unterwegs mehrfach solchem „verfressenen" Patienten mit Rizinusöl nachhelfen. Was von dem Fleisch nicht sofort verspeist wurde, konnte man am folgenden Tage, auf kleine

Holzstäbchen gezogen, bei einzelnen Trägern transportieren sehen.

Nach dem Frühstück ruhte sich jedermann aus, soweit die Hitze das zuließ; dann genoß man im Zelt sein Sturzbad oder wenigstens eine Art Abgießung, wenn das Wasser nicht allzu braun war. Abends zauberten die Lagerfeuer unsrer Leute malerische Bilder in die sternklare Tropennacht, und wir wurden nicht müde, das Treiben unsrer Schwarzen zu beobachten, die besonders großen Eifer im Schnupfen von Tabak zeigten. Gegen Morgen fuhren oft starke Windstöße durch unsre Zelte und weckten die Schläfer noch früher, als es sonst der schwarze Diener, nach Suaheliart durch Erfassen der großen Fußzehe, sanft aber eindrucksvoll zu tun pflegte. Die Nächte verliefen ohne Zwischenfall; mancher glaubte wohl nachts manchmal eine Hyäne „lachen" oder einen Schakal schreien zu hören; ich gehörte nicht zu diesen Bevorzugten. Auch bei Tage haben wir übrigens sehr wenig Wild zu sehen bekommen.

Der 29. August brachte uns einen einförmigen Marsch durch die infolge der herrschenden „Winterzeit" völlig entblätterte, kahle und dornenreiche Waldheide (Pori), 30,5 Kilometer, bis Ibanda. Da im Walde jeder Luftzug abgeschnitten war, so entwickelte sich natürlich große Hitze, die sich aber entsprechend unsrer Höhenlage, zwischen 1100 und 1200 Meter über dem Meere, durch ihre Trockenheit nicht so unangenehm bemerkbar machte. Auch viel Ungeziefer war im Pori vorhanden; Termitenhügel und den Weg kreuzende, karawanenartig wandernde Ameisenzüge trafen wir vielfach, ferner zwei halbverweste Maultierleichen, an denen unsre Reittiere nur im großen Bogen vorbeizubringen waren; ein übler Anblick, der uns bewies, daß mit den Gefahren dieses Weges wegen der langen Durststrecke nicht zu spaßen ist. Im Lager von Ibanda wurde zu Ehren unsrer Ankunft in grellstem Sonnenschein auf der Straße eine Weibergoma von zwanzig bis dreißig Dorfschönen aufgeführt. Der reigenartige, mit Gesang und Wechselgesang im Mollton begleitete Tanz vollzieht sich mit Händeklatschen nach dem Takte einer sehr urwüchsigen Pauke; dabei

Tafel 22. Haus des Wali am Marktplatz.

Digitized by Google

Die alte Boma in Tabora.

treten die einzelnen Tänzerinnen unter fortgesetzten Arm-, Schulter- und Hüftbewegungen im Kreise stetig seitwärts, bis sie wieder an ihrem ursprünglichen Platz angelangt sind. An dem ganzen Schauspiel finden offenbar unsre Askaris und Träger erheblich mehr Gefallen als wir verwöhnten Europäer.

Am 30. August legten wir 25,5 Kilometer zurück, bis Umyambewa; am 31. bis zum Gombefluß, der gänzlich vertrocknet war, 29,8 Kilometer. An diesem Tage mußten wir uns nach den ersten eindreiviertel Stunden von unsern Reittieren trennen und den Rest des Weges zu Fuß machen. Da dieser Bezirk durch Tsetse verseucht sein sollte, so wurden die Maultiere davor zurückgehalten und erst in der Nacht so rasch als möglich hindurchgetrieben, bis sie unser Lager erreichten. Da die Tsetse nur bei Tage fliegt und sticht, so gilt diese Maßregel als der sicherste Schutz gegen die allem Vieh drohende Gefahr. Die Tsetse ist eine Fliege mittlerer Größe mit etwas kreuzweis übereinandergelegten Flügeln. Ihr Stich, durch den der Krankheitserreger, das Trypanosoma, ins Blut übertragen wird, gilt als tödlich für Rindvieh, Pferde und Maultiere.

Einzug in Tabora

Der 1. September bricht an, der Tag von Tabora! Alles ist zeitig auf den Beinen und kleidet sich festlich, denn heute soll mittags ein Uhr der feierliche Einzug in die Hauptstadt des Landes stattfinden. Auf der letzten Raststelle vor Tabora, gegen zehn Uhr vormittags, fand sich bereits eine stattliche Menge von Eingeborenen aus den umliegenden Ortschaften zusammen, um den Staatssekretär zu begrüßen und festlich einzuholen. Die Schwarzen kamen uns auf dem Marsche vielfach in geschlossenen Zügen mit lautem Zuruf trabend entgegen, und es machte einen eigenartigen Eindruck, wenn sie mit dem Sultan an der Spitze vor uns wieder umkehrten, ein Stücke vorausliefen, wieder zu uns zurückkehrten und ungeachtet der sengenden Hitze diese Art Springprozession mit begleitendem Chorgesang mehrfach wiederholten. Der malerische Aufputz der zahlreichen schlanken, hohen Gestalten mit ihren langwallenden weißen und bunten Mänteln schuf ein echtes Bild orientalischen Lebens. An der Raststelle angekommen, ordneten sich die Weiber alsbald zu einer Boma, die mit lebhafter Musik begleitet und

Digitized by Google

dadurch noch besonders verherrlicht wurde, daß sich eine Anzahl Frauen mittels weißer Blumen und Federn einen höchst anmutigen Kopfschmuck zurechtgemacht hatten. Je näher wir Tabora kamen, desto stärker überall die Beteiligung des schönen Geschlechts. Tabora scheint für den Neger eine Art Paris zu bedeuten, eine Reise dahin der Inbegriff alles Verlockenden zu sein. Nach der letzten Rast ordnen sich unsre schwarzen Diener, sämtlich in sauber gewaschenen Khakianzügen, den roten Fes auf dem Kopfe, zu einem geschlossenen Trupp und setzen sich an die Spitze unsers Zuges. In militärischer Ordnung folgen die Askaris mit wehender Reichsfahne unmittelbar hinter den Europäern unsrer Reisegesellschaft; dahinter unsre Träger, dichter aufgeschlossen als sonst, mit frohem Gesang, ununterbrochen mit ihren Speeren und Stöcken an den auf dem Kopf getragenen Lasten trommelnd. Alles freut sich, daß das Endziel des zwölftägigen Marsches bald erreicht ist. Tabora liegt vor unsern Blicken in einer gut angebauten, von niedrigen Hügelketten umsäumten freundlichen Hochebene. Wir treffen auf einzelne, inmitten der allgemeinen Dürre mit frischem Grün bekleidete Bäume, deren frühzeitiges Ausschlagen das Nahen des afrikanischen Frühlings anzukündigen scheint. Aus allen Ortschaften, wo wir vorbeiziehen, kommen uns festlich gekleidete Abordnungen mit den Dorfältesten entgegen, die sich dem Staatssekretär mit ehrerbietigem Gruße nähern und dem Zuge anschließen. Auch reich uniformierte Araber mit kostbaren Schwertern und bunt gekleidete Inder treten an. Vor der Stadt erwartet uns der arabische Wali von Tabora mit seinen Vertrauten zu festlicher Einholung. Nun geht es in die Stadt hinein, die eigentlich nur als ein großes Dorf erscheint. An verschiedenen Stellen sind Ehrenpforten errichtet und mit Fähnchen, bunten Tüchern und dicken Laubgewinden geschmückt, überall wehen Flaggen, und alle Häuser prangen in festlichem Laubschmuck. Eine dicht gedrängte Menschenmenge schließt sich von allen Seiten unserm Zuge an, das Bild von Bukoba wiederholt sich in verbesserter Auflage, die bunt geputzten Weiber werfen Reis auf die einziehenden Gäste und grüßen mit lautem Zungenschlagen in frenetischem Jubel den Staatssekretär und sein Gefolge. Das Volk drängt vorwärtsstürmend dem Zuge nach und in ihn hinein, in dichte Staubwolken gehüllt, alles mit sich fortreißend — alles ein Jubelruf, eine großartige freiwillige Huldigung für den obersten Kolonialbeamten unsers Reiches. Der Zug geht an dem Marktplatz und dem neuen Hause des Wali von Tabora vorbei, hinauf nach der außerhalb der Stadt etwas erhöht gelegenen Boma. Vor dem geräumigen Kasernenhof steht die 250 Mann starke Askarikompagnie in Parade. Es wird präsentiert und der übliche Gruß „Jambo Askari!“ usw. gewechselt. Der feierliche amtliche Empfang ist damit beendet. Mittlerweile ist es zwei Uhr nachmittags geworden, alles lechzt nach einem kühlen Trunk auf den ungeheuren Staub und nach Ruhe auf die anstrengenden Märsche der letzten Tage. Die amtliche Reisegesellschaft wird in den Häusern der Boma untergebracht, und auch unsern Dienern, Askaris und Trägern winken ein paar wohlverdiente Ruhetage.

Tabora

Tabora mit seinen 40000 Einwohnern darf heute wohl als der politische Schwerpunkt von Deutsch-Ostafrika angesehen werden. Während es die Hafenstädte Daressalam und Tanga trotz ihres Handels und Dampferverkehrs und ihrer günstigen Lage an der Küste bisher auf nicht mehr als 8000 und 6000 Einwohner gebracht haben, hat sich Tabora dank seines reichen und mit etwa 1 Million Einwohnern bevölkerten Hinterlandes selbst ohne jede Bahn bereits zu einer wichtigen großen Stadt entwickelt. Der Gedanke drängt sich auf, daß hier später einmal das Gouvernement seinen Sitz nehmen wird, wenn erst die Schienen der Eisenbahn Tabora erreicht haben. Man wird dann von der Küste in zwei Tagen hierher gelangen können, während man jetzt noch von Morogoro dreißig Tage unterwegs ist. Tabora hat infolge seiner hohen Lage auf 1230 Meter Meereshöhe ein wesentlich gesunderes Klima als Daressalam, wenn auch Malaria gelegentlich vorkommt. Wir fanden die Nächte in der freigelegenen Boma sehr angenehm kühl, so daß man ohne Moskitonetz vortrefflich schlafen konnte. Daß man auch den äußern Menschen einmal gründlich erneuern konnte und wieder ein festes Dach über dem Haupte hatte, war ein besonderer Genuß.

Die Boma besteht aus einem großen massiven Gebäudeviereck mit festen Wellblech-

Port Florence. Junges Nashorn aus Schirati wird mit der Flaſche genährt.

dächern, mit Wallgängen, breiten überdeckten Veranden und erhöhten Baſtionen an den Ecken, von denen man ſchöne Fernſichten über die etwas tiefer liegende Stadt und die ganze Umgebung genießt. Außen vor der Boma liegt die kreisförmige offene Gerichtshalle, in der vor dem Bezirksamtmann die Schauris abgehalten werden. Von der Boma ziehen ſich gerade, mit Bäumen bepflanzte Straßen in die Stadt hinein: an einer dieſer Straßen liegt der ſehr wertvolle Verſuchsgarten des Bezirksamts mit vielen erfolgreichen Pflanzungsverſuchen, ferner das Askaridorf für die kriegsſtarke Kompagnie von 250 Mann, das Poſtamt und die Schule. Als ich am folgenden Morgen auf einer Wanderung mit meinem liebenswürdigen Führer, Hauptmann von Hirſch, die Schule betrat und mein ſprachkundiger Begleiter an Stelle des Lehrers von einigen ſchwarzen Schülern, die auf alle ſeine Fragen ſtets gleichmäßig eifrig den Finger in die Höhe ſtreckten, die Antworten abfragte, ſtellte ſich zu unſrer Überraſchung heraus, daß die weiter hinten ſitzenden meiſt keine Ahnung von der Sache hatten. Aber das Fingerſtrecken wahrte doch den guten Schein! Ob der Lehrer bei dieſem kleinen Trug mit im Bunde war, konnten wir nicht feſtſtellen; ſo etwas ſoll auch anderwärts vorkommen.

In der Stadt findet man lebhafte Bautätigkeit; ein Neubau zeigt noch das Flechtwerk des Dachgerippes, das dem in der Herſtellung begriffenen Strohdach als Unterlage dient. Beſonders buntes Treiben herrſcht auf dem Marktplatz, wo ſich unter verſchiedenen ſtrohgedeckten Hallen ein reger Handel abſpielt: Fleiſch, Tabak, Betel, Pombe — das beliebte, ſtark berauſchende Gebräu aus Hirſe, Honig oder Zuckerrohr —, alle Arten Feldfrüchte, Glasperlen und dergleichen werden hier feilgeboten: Glasperlen gelten in den großen Bezirken von Ruanda und Urundi noch als Zahlungsmittel. Tabora iſt auch das Zentrum des Wachshandels, der vorwiegend in indiſchen Händen ruht; zahlreiche Inderladen in den Straßen zeigen auch hier das Vordringen des indiſchen Händlers.

Am folgenden Morgen fand in der Boma ein großes Schauri aller Sultane und Akiden des Bezirks statt, zu dem auch zwei weibliche Majestäten, die Sultaninnen von Kalunde und Magosso, mit buntseidenen Gewändern stattlich angetan, mit Gefolge erschienen; es war eine höchst malerische Versammlung, bei der Met und Himbeerlimonade als Erfrischung verabreicht wurden.

Wertvoller für die Bereicherung unsrer Kenntnisse war eine vortreffliche Ausstellung der Landeserzeugnisse, die der Bezirksamtmann, Hauptmann a. D. Hermann, in der Boma veranstaltet hatte und mit einem lichtvollen Vortrage erläuterte. Er schilderte diese Erzeugnisse und die Bedeutung des Ausfuhrhandels besonders in Häuten und Wachs; letzteres hatte im Jahre 1907 schon 5000 Lasten, das sind 150000 Kilo, betragen und sei sehr steigerungsfähig. Zu seiner Förderung seien Wanderlehrer nötig, die den Eingeborenen die Wachsgewinnung und die richtige Zubereitung der Häute beibringen müßten. Ferner sei die Auffrischung der Viehrassen anzustreben, um die Einführung der Pflugkultur zu ermöglichen, die natürlich nur mit leistungsfähigem Zugvieh betrieben werden könne. Als weitere Aufgaben bezeichnete er die Ausdehnung der Kulturen, besonders des Reis- und des Weizenanbaus, ferner die Ausführung von Wegebauten, Grenzfestsetzungen und Wassererschließungen, die Herstellung von Brunnenanlagen und die Aufforstung der Quellschluchten, die der allgemeinen Aufforstung des Landes vorangehen müsse; der Wald enthalte außer den vielen wertlosen Hölzern des lichten sogenannten Miombowaldes, der der Herd der Tsetsefliege sei, auch sehr brauchbare edle Harthölzer, die, als Mninga und Mkora bezeichnet, eine vortreffliche Verwertung als Nutzholz für alle möglichen Zwecke versprechen. Endlich sei eine der wichtigsten Aufgaben die Bekämpfung der Tierschädlinge, durch die es erst ermöglicht werde, den Reichtum des Bezirks, die großen Viehbestände, zu schützen und zu erhalten. Von besonderer Bedeutung ist der Bezirk Tabora als der Sitz der kräftigen, arbeitsamen Wanyamwesi, die als Arbeiter für die Plantagen von Usambara und als Karawanenträger überall im Lande begehrt sind. Der Ausgleich dieses zunehmenden Bedürfnisses wird zur Zeit vielfach durch Arbeiteranwerber vermittelt; doch haben sich unter diesen höchst zweifelhafte Elemente bemerkbar gemacht, und es sind allerhand schwere Übergriffe vorgekommen, so daß auch diese Maßregeln von der Verwaltung scharf überwacht werden müssen. Uns allen führte dieser Vortrag klar vor Augen, welche ungeheuer schwierigen Aufgaben die Verwaltung des Landes hier noch zu lösen hat, und daß es unmöglich ist, in einem Bezirk, etwa so groß wie Bayern und Württemberg

Station Mlalyn der Usambara-Eisenbahn.

Digitized by Google

Bahnhof Tanga der Usambara-Eisenbahn.

zusammen, alle diese Aufgaben durch einen einzigen Bezirksamtmann und seinen Sekretär zu bewältigen. Hier wird also vor allem die künftige Zentralbahn die Wege ebnen helfen und der Verwaltung die Durchführung ihrer Maßregeln erleichtern.

Rückmarsch nach Muansa

Am 4. September nachmittags wurde der Rückmarsch auf dem nach Osten ausbiegenden, etwas weiteren Wege angetreten; wir waren 13½ Tage unterwegs und trafen am 18. September, mittags halb zwei Uhr, in Muansa ein. Am 5. September kamen wir durch das Gebiet von Simbo, das wegen früherer Golbfunde bemerkenswert ist und vielleicht noch einmal zu größerer Bedeutung gelangt; das vermutete Goldriff müßte freilich sehr reich sein, um hier eine Ausbeute zu lohnen. Unter herrlichen Bäumen lagerten wir an jenem Tage bei dem Sultan von Maganga, der in jüngeren Jahren, um seine Bildung zu vervollständigen, an die Küste gegangen war und sich als Diener bei einem deutschen Arzt verdungen hatte. Mit der den Schwarzen eignen Hochachtung vor geschriebenen Urkunden hatte er sein Dienstbuch aufbewahrt und zeigte es uns. Auf der letzten Seite stand zu lesen: „Führung gut, verläßt den Dienst, um den Thron seiner Väter zu besteigen.“(!) — Der Wali von Tabora hatte dem Staatssekretär neben andern Ehrengaben eine breite zweisitzige Jinrikschah mitgeschickt, um ihm den Heimweg zu erleichtern. Einer unsrer Herren, der sich infolge ungenügenden Chininnehmens einen leichten Fieberanfall zugezogen hatte, konnte, da er sich sehr schwach fühlte, an diesem und den folgenden Tagen von diesem Fahrzeug guten Gebrauch machen, denn der Weg war dafür noch gut benutzbar. In der Folge bekam aber die Straße der Jinrikschah nicht gut, denn sie langte in Muansa in mehreren Teilen, lediglich als Traglast, an; womit bewiesen war, daß selbst eine so wichtige Straße, wie die zwischen Muansa und Tabora, nach ihrem heutigen Zustande noch nicht für Jinrikschahverkehr, ebensowenig für das Zweirad geeignet ist.

Am 6. September passierten wir die Mission Rdala, ausgezeichnet durch eine stattliche, aus Mninga-holz erbaute Kapelle, und lagerten im Bezirk der Sultanin Mtau, einer häßlichen Alten, die im Andenken an frühere Ereignisse mit der deutschen Herrschaft verfeindet war und in ihrem alten Grimme uns wenig freundlich entgegentrat. Das hinderte aber ihre Untertanen nicht, unsre Ankunft durch eine festliche Ngoma zu feiern.

Am 8. September kamen wir in eine sonnenverbrannte Waldsteppe — Pori — mit

zahlreichen Affenbrotbäumen; diese Bäume mit ihrem mächtigen Stamm bis zu fünf und sechs Meter Durchmesser wirken in der Landschaft sehr stattlich, aber ihr schwammiges Holz ist wertlos, nur die Rinde kann benutzt werden; der Glaube an die allgemeine Zweckmäßigkeit der Natur könnte an diesen Bäumen irre werden. Wir lagerten bei dem reichen, machtvollen Sultan von Mitinjinga in der Landschaft Ussongo, der es vorübergehend sogar zu einem deutschen Schwiegersohn gebracht hatte; die Sache verlief indes nicht gut, denn er hat später diesem nicht sehr schätzenswerten Landsmann, der wohl dem Schnaps zu stark ergeben war, den Laufpaß gegeben.

Der 11. September war besonders heiß; da wir an der in Aussicht genommenen Lagerstätte am Flusse Manyonga, die wir gegen zwölf Uhr mittags erreichten, keinen Tropfen Wasser vorfanden, blieb nichts übrig, als in glühender Sonnenhitze noch bis zum Orte Samuye, zwei Stunden weiter, zu marschieren. Für diesen nahezu achtstündigen Tagemarsch entschädigten wir uns durch einen Rasttag am 12. September, den wir zu einem Ausflug nach einigen seitwärts gelegenen verlassenen Goldschürfstellen benutzten, die Quarz und Eisenstein enthielten. Daneben leistete ich mir die Erkletterung eines der nahen trümmerbedeckten Felskegel; diese anscheinend ganz einfache Aufgabe erwies sich als recht mühsam, da die von der Ferne harmlos aussehenden Felsen sich in der Nähe als kolossale glatte Granitblöcke von acht bis zehn Metern Höhe erwiesen, zwischen denen schwer in die Höhe zu kommen war. Oben saßen drei mächtige schwarze Hundsaffen, mit denen mir nicht geraten schien, unbewaffnet nähere Bekanntschaft zu machen.

Am 13. September rasteten wir, wieder in der Nähe mächtiger Granitfelsen, in Schinyanga, in dem berühmten Lager des Sultans von Mirambo. Am 15. wurden wir nachmittags am Flusse Moame durch ein heftiges kurzes Gewitter mit starken Regengüssen erfreut, das von einigen als der Beginn einer zu früh einsetzenden kleinen Regenzeit gedeutet wurde. Auf kurze Abkühlung folgte um so stärkere Hitze, so daß wir am 17. und 18. noch zwei ungemein anstrengende Märsche hatten; beim Anblick des Victoria Nyanza atmeten wir erleichtert auf, als unser Ziel, Muansa, wieder vor uns lag.

Schirati

Am 19. September fuhren wir mit dem „Clement Hill" von Muansa nach dem an der Ostküste des Sees, südlich nahe der britischen Grenze gelegenen Schirati, wo wir nachmittags fünfeinhalb Uhr auf der Reede einliefen. Schirati ist eine Bezirksnebenstelle, auf der sich damals der Stabsarzt Dr. Feldmann zur Bekämpfung der in der Umgebung leider stark herrschenden Schlafkrankheit aufhielt. Ein zierliches Zebra, das dem Askari der Station zahm wie ein Hund folgte, begrüßte uns neugierig an der kleinen Landebrücke, als wir uns ausbooten ließen. Das Hinterland von Schirati ist bevölkert durch 8000 bis 10000 Mann der Wagaya und Wasuma, die als kriegerisches Nomaden- und Hirtenvolk gelten. Sie waren aus Anlaß des Besuchs des Staatssekretärs in großer Zahl, vielleicht 600 bis 800 Mann stark, in vollem Waffenschmuck aus den umliegenden Dörfern herbeigekommen, um dem hohen Gast ihre Waffentänze vorzuführen. Das Schauspiel, das sich uns hier alsbald darbot, war in seiner Art das glänzendste und eigenartigste, das man sich denken konnte: lauter schlanke, schöngebaute Leute von nahezu schwarzer, glänzender Hautfarbe, mit drei bis vier Meter langem Eisenspeer und bunt bemalten Schildern aus Büffelhaut, mit hohem schwarzem Kopfschmuck aus Straußen- und Hahnenfedern, den Körper zum Teil mit Affenfellen bekleidet, zum Teil mit Glasperlschnüren und Metallringen verziert. Es war jammerschade, daß man, da die Sonne schon dem Horizont nahe war, keine photographische Aufnahme mehr machen konnte. Diese gewaltige Kriegerschar war beiderseits am Wege zur Boma aufgestellt, und als der Staatssekretär bei Dunkelwerden vor der Boma anlangte, begannen sie ihr wildes Kriegsspiel, begleitet mit Trommeln, Hornstößen, kriegerischen Rufen und Kriegstanz. Eine besondere Rolle spielte hierbei der große schräg geschnittene, halbmondförmig gebogene Schild, den sie im Kampfe, wenn sie auf den Gegner losstürmen, hochheben und dann vor sich auf den Boden stellen, um unter seinem Schutz zu fechten. Etwa zwanzig Minuten dauerte es, bis diese wundervolle Aufführung, deren Glanz durch das magische Vollmondlicht erhöht wurde, ihr Ende erreichte. Der Staatssekretär schenkte ihnen zum Dank ein Paar Ochsen, die sofort ge-

Digitized by Google

Waldlandſchaft mit Waſſerfall bei Amani in Oſt-Uſambara.

ſchlachtet wurden, und für die ſie mit erneuten wilden Huldigungsrufen dankten.

Am 20. September, früh ſieben Uhr, liefen wir noch die kleine engliſche Station Karongo an, beliebt für Jäger und Sportfreunde, und gelangten nachmittags fünf Uhr nach Port Florence. Am 21. früh acht Uhr beſtiegen wir unſern Sonderzug der Ugandabahn, der uns am 23. September, vormittags 9¼ Uhr, nach Mombaſſa zurückbrachte. An Bord des Gouvernementsdampfers „Kaiſer Wilhelm II." fuhren wir nachmittags halb ein Uhr ab und gelangten abends neun Uhr nach Tanga.

Fahrt nach Uſambara

Am 24. September beſtiegen wir einen Sonderzug der Uſambarabahn und fuhren zunächſt bis zur Station Muheſa. Dort beſichtigten wir die ſchöne, etwa 600 Hektar umfaſſende Pflanzung des Herrn Zelſch, eines der wenigen erfolgreichen und zufriedenen Pflanzer von Uſambara, der mit nichts angefangen hat und heute ein wohlhabender Mann iſt. Wir konnten hier die Arbeit des Gummizapfens nach verſchiedenen Methoden ausführen ſehen; ferner erregten die Pflanzungen von Kakao ſowie Tiek- und Sandelholz unſer beſonderes Intereſſe. Von Muheſa fuhren wir noch eine Stunde mit der Bahn weiter bis zur Station Kihuhui; hier galt es, die 350 Hektar große Siſal-Pflanzung des Prinzen Albrecht zu beſichtigen. Sie beſteht ſeit vier Jahren und verſendet heute wöchentlich 8000 Kilogramm Siſalballen (im Durchſchnitt); ſie arbeitet mit rund 250 Arbeitern. Man rechnet bei Siſal nach den erſten drei Jahren auf einen Ertrag von etwa 1500 Kilogramm für das Hektar als erſten Schnitt; da vielfach aber noch ein zweiter und dritter Schnitt im Jahre ſtattfindet, ſo kann für das Hektar auf 2,5 bis 3 Tonnen im Jahr gerechnet werden. Die Siſalagave, von deren ſchwertförmigen, dickfleiſchigen Blättern der Hanf gewonnen wird, erreicht Höhen von zwei Metern und darüber; die ſtahlharten, haarſcharfen Spitzen, mit denen ihr Blattrand

beiderſeits beſetzt iſt, machen gefährliche Wunden; es iſt nicht ratſam, in die Agaven hineinzufallen. Der Siſalhanf ſteht zwar dem Manilahanf etwas nach, erzielt aber zur Zeit ſchon recht gute Preiſe auf dem Weltmarkt — etwa 800 Mark für die Tonne —, und die Siſalpflanzung gilt heute als eine der am ſicherſten lohnenden in Afrika. Der Siſalbau hat aber ſtark zugenommen, und es mag daher wohl mit einem allmählichen Fallen des Marktpreiſes zu rechnen ſein. Die Berge, die mit den langen, parallelen Linien der blaugrünen Agavenpflanzungen überzogen ſind, machen eine höchſt maleriſche Wirkung.

Amani

Nachdem wir in dieſer Plantage in unſern Zelten unter herrlichen, von zahlloſen gelben Webervögeln bevölkerten Bäumen übernachtet hatten, traten wir am 25. September den ſteilen Anſtieg zu der Biologiſch-Landwirtſchaftlichen Anſtalt von Amani an. Zum erſtenmal in Afrika wurden wir unterwegs durch einen heftigen Regenguß gründlich durchnäßt. Als wir auf die Kammhöhe gelangten, klärte das Wetter auf, und wir hatten noch eine wundervolle Wanderung durch den üppigen Tropenurwald, der viele wertvolle ſogenannte Mwulebäume von 50 bis 70 Metern Stammhöhe enthält, alles Hölzer von tadelloſem Wuchſe, die dereinſt eine ausgezeichnete Verwertung erwarten laſſen. Die niedrigeren Bäume des Urwaldes ſind vielfach behangen von Lianen, die ſich mit unentwirrbaren Verſchlingungen in die Höhe ranken und ſelbſt wieder andern Pflanzen als Nährboden dienen. Nach zwölf Uhr trafen wir in dem herrlich auf etwa 900 Meter Meereshöhe gelegenen Amani ein und fanden bei den Herren der Biologiſch-Landwirtſchaftlichen Station liebenswürdigſte Aufnahme. Am Nachmittag beſuchten wir den nahen Ausſichtspunkt Bomole, von dem man eine entzückende Rundſicht auf das grün bewaldete Bergland von Weſt- und Oſtuſambara genießt.

Die Gelehrten von Amani, unſre Herren Botaniker, Zoologen und Chemiker, treiben hier oben die eifrigſten wiſſenſchaftlichen Stu-

Wambugu-Mädchen. (Marſch von Mombo nach Wilhelmstal.)

Digitized by Google

Raſt an der Straße vor Wilhelmstal.

dien zur Erforſchung der Tier- und Pflanzenwelt von Oſtafrika und ihrer leider zahlreichen Schädlinge, die häufig die Früchte jahrelangen Fleißes zerſtören. Die Herren machten uns mit ihren Arbeiten vertraut, und die Verſuchspflanzungen in Tietholz, Siſal, Gummi, Chinarinde, Eiſenholz, Mahagoni- und Sandelholz, Gerberakazie, Kampfer, Rizinus, Vanille, Pfeffer, Zimt und andres bewieſen uns, mit welchem Ernſt dieſe Forſchungen betrieben und die praktiſchen Aufgaben verfolgt werden. Mögen ihre Ergebniſſe auch unſern Pflanzern mehr und mehr greifbaren Nutzen bringen! Eine wohlgeordnete Sammlung vorzüglicher Edelhölzer mit ſchöngezeichneter Maſerung und Flammung gab uns einen Begriff von dem Reichtum Deutſch-Oſtafrikas in dieſer Beziehung. Wertvolle zoologiſche Sammlungen hatte mein liebenswürdiger Hauswirt, Prof. Dr. Voeltzkow: in ſeinem Laboratorium hatte er unter anderm ein fliegendes Eichhörnchen, das leider eingegangen war, zu photographiſchen Aufnahmen vorbereitet: in dem Zwinger des Gartens waren zwei lebendige Nilkrokodile, Schildkröten, in Holzkäſten giftige Puffottern und Spuckſchlangen, ferner einige merkwürdige Chamäleons mit langem rüſſelartigem Schnabel: im Zimmer trieben zwei zierliche Nachtaffen mit ſeltſam ovaleſzierenden Augen ihr Spiel: ſie waren ganz zahm und kamen zutraulich auf ſeine Schulter, um aus der Hand zu freſſen; ihre Sprung- und Kletterleiſtungen waren erſtaunlich, mit Vorliebe kletterten ſie zwiſchen den an den Wänden aufgehängten Maſſaiſpeeren herum. Auch ein zahmer Schimpanſe hatte jüngſt von hier ſeinen Weg in einen zoologiſchen Garten Deutſchlands gefunden.

Nachmittags beſuchten wir die nahe Kaffeepflanzung der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft bei Terema, deren Erträge in Usambaraorten den anfangs gehegten Hoffnungen nicht entſprochen haben, ſich aber neuerdings wieder zu heben ſcheinen. Am Abend vereinte uns ein ſtimmungsvoller Bierabend im Hauſe des hochverdienten Leiters der Zoologiſchen Anſtalt, des Geheimrats Dr. Stuhlmann, mit den Teilnehmern an einer von der Hamburg Amerika Linie zum erſtenmal unter-

Wasserfall des Pangani.

nommenen Vergnügungsreise nach Deutsch-Ostafrika, deren Weg hier unsre Pfade gekreuzt hatte.

Am 27. September verließen wir die eigenartige deutsche Gelehrtenrepublik mitten im Urwalde und gelangten zunächst in herrlicher Waldwanderung mit wundervollen Ausblicken, dann in steilem Abstiege gegen halb ein Uhr an die Bahnstation Njussi; unterwegs kamen wir an einer kleinen Sägemühle und einer Kaffeeplantage des Herrn von Leckow vorbei, in der jetzt Baumwolle und Gummi angebaut wird. In zweieinhalbstündiger Fahrt brachte uns unser Sonderzug von Njussi nach dem jetzigen Endpunkt der Usambarabahn, Mombo, wo wir in einem parkartigen Mahagoniwalde, nahe der Brückenbaustelle am Mombobache, unsre Zelte aufschlugen. Nachts machten sich hier die in den hohen Bäumen hausenden Affen bemerklich.

Wilhelmstal. Schume-Wald.

Am Morgen des 28. brachen wir frühzeitig auf, um den steilen Bergweg nach Wilhelmstal anzutreten (Mombo liegt auf 450, Wilhelmstal auf etwa 1450 Meter Seehöhe). Es führt eine ältere, mit scharfen Kehren und in starker Steigung angelegte [illegible] nach Wilhelmstal hinauf, [illegible] es noch [illegible] steile Kletterwege, auf denen man zwar mühsam, aber dafür um so schneller in die Höhe kommt. Unsre Träger benutzten mit ihren Lasten samt und sonders diese Abschneider, und wir taten gern desgleichen, da uns nach so vielen Märschen in der Ebene das Klettern in der erfrischenden Bergluft besonders wohl tat, wenn es auch manchen Schweißtropfen kostete. Je höher wir kamen, um so herrlichere Fernblicke boten sich dar auf die großartige Berglandschaft: im Vordergrunde der Mafiberg, weiter das Paregebirge und in der Ferne der Mangasee. Kurz vor Wilhelmstal wurde am Wege Rast gemacht und dann geschlossen zum Bezirksamt marschiert. Vorher gelangten wir auf die neue Bergstraße, die jetzt von Mombo aus mit flacherer Steigung und in bequemeren Krümmungen mit etwa 36 Kilometer Länge als Fahrstraße angelegt wird und ihrer Vollendung entgegengeht. Wilhelmstal, ausgezeichnet durch kühles Bergklima, liegt anmutig in einem Talkessel zwischen bewaldeten Bergen; die Bauten des Bezirksamts zeigen schmucke Ausführung und wirken malerisch in der hübschen landschaftlichen Umgebung. Erheblich sind hier die Interessen der Forstverwaltung; es bleibt allerdings noch viel zu tun, da die großen Waldbezirke, insbesondere des Schume- und Schagai-Waldes, durch Wege noch nicht erschlossen, ja noch kaum vermessen sind, so daß man noch nicht genau weiß, wie groß die zum Teil zweifellos wertvollen Holzbestände sind. Abends fand im Bezirksamt eine sehr anregende Besprechung statt, bei der die Pflanzer, Missionare und Beamten ihre Beschwerden und Wünsche vorbrachten und der Staatssekretär in launigster Weise antwortete.

Am 29. September wurde sieben Uhr früh nach dem Schume-Wald abmarschiert. Die Missionskapelle, die sich nahe am Wege auf einer Waldhöhe aufgestellt hatte, geleitete uns eine Weile mit ihren schönen Chorälen und Märschen; so wanderten wir in feierlichster Stimmung an dem Sonntagmorgen durch die Berglandschaft, die in ihrer Art an das deutsche Mittelgebirge erinnert. Bald kamen wir in den eigentlichen Hochwald, der Weg wurde sehr schmal, da die neue Straße noch nicht vollendet ist, und nahm den Charakter wilder Schleich- und Schmugglerpfade an. Um halb ein Uhr wurde im Walde gefrühstückt, dann ging's weiter nach Neu-Hor-

Digitized by Google

now, das wir nachmittags halb vier Uhr erreichten. Hier haben sich auf etwa 2000 Meter Seehöhe die Herren Wilkins und Wiese niedergelassen, um in einer Waldlichtung einen deutschen Gutsbetrieb anzulegen. Es soll ein Sägewerk erbaut werden zur Verarbeitung der Zedern des Schume-Waldes. Um die Hölzer von hier nach der Station Mkumbara der geplanten und vom Reichstage bewilligten Fortsetzung der Usambarabahn hinunterzubefördern, wird von derselben Gesellschaft eine Drahtseilförderbahn angelegt, die, wenn sie vollendet und im Betriebe sein wird, eine technische Sehenswürdigkeit ersten Ranges darstellt. Der Höhenunterschied, den sie überwindet, beträgt 1700 Meter bei einer Gesamtlänge von 9,2 Kilometern; die Bahn zerfällt in drei getrennte Seilstrecken; ihre Anlagekosten werden mehr als eine Million Mark betragen. Einzelne Stützen zur Aufnahme der Seilscheiben sind auf vorspringenden Felsen errichtete eiserne Türme bis zu 30 Meter Höhe, und es kommt eine freie Seilspannung vor von 900 Metern, mit der das Seil eine tiefe Schlucht übersetzt. Die Bauausführung für dieses kühne Unternehmen ist im Gange, seine Vollendung erwartet man mit Ende dieses Jahres. Im Zusammenhang mit dem Betriebe des Sägewerks steht die Pferdezucht in schwerem Kaltblutschlage (Percheron), die Herr Wiese hier oben in der ziemlich seuchenfreien Luft angelegt hat, um Zugtiere für die Holzförderung aus den Wäldern zum Sägewerk zu gewinnen.

Nachdem Herr Wiese auf Neu-Hornow seine Pläne eingehend erläutert hatte, brachen wir auf nach der nahen Hermannsplatte — so benannt nach drei den Vornamen Hermann führenden deutschen Männern, die sämtlich eine „Platte" besitzen —, einem Aussichtspunkte, der vielleicht in der Welt seinesgleichen nicht hat. Nachdem man in dichtem Waldgestrüpp etwa eine halbe Stunde lang steil emporgeklettert ist, öffnet sich plötzlich der Weg, und man tritt hinaus auf eine freie, kanzelartige Felsplatte, von der das Gebirge fast senkrecht 1700 Meter zur Tiefe abstürzt. Der Blick auf die Tiefebene, weiter auf das Paregebirge von dieser erhabenen Kanzel ist unvergleichlich großartig. Bei klarem Wetter soll der Kilimandjaro zu sehen sein; er verhüllte sich uns leider auch diesmal, da es in der Ferne ziemlich dunstig war. Hochbefriedigt von

Kokospalmen am Wege zu den Pangani-Fällen.

diesem überraschenden Genuß traten wir den Abstieg an, zunächst nach Neu-Hornow zurück, dann nach dem sogenannten Blockhaus Schume-Wald, einer Forststation, an der wir abends halb acht Uhr in dunkler Nacht eintrafen und unser Zeltlager bezogen.

Am 30. September früh zeigte hier auf 2100 Meter Meereshöhe das Thermometer nur 5 Grad, ein schwarzer Diener versicherte, daß er sich nicht für alle Schätze Europas bereit fände, bei dieser Temperatur ein kaltes Bad zu nehmen, wie er es bei seinem Herrn sah. Trotz des Lagerfeuers klapperten unsre Träger vor Kälte in ihren leichten Decken, die sie als einzigen Schutz über ihrer tropenmäßigen Kleidung hatten. Wir brachen um sieben Uhr auf und schlugen ein flottes Marschtempo an, um warm zu werden. Der Weg war voll reicher Abwechslung und von hoher landschaftlicher Schönheit. Um halb zwei Uhr trafen wir an der neuen Ansiedlung des Dr. Philips, einige Stunden oberhalb Wilhelmstal, ein, von wo die Mehrzahl unsrer Reisegesellschaft nach Wilhelmstal zurückkehrte; ich schloß mich dem Staatssekretär an, den der Pächter der Staatsdomäne Kwai, Herr Illich, zu einer Besichtigung seines landwirtschaftlichen Betriebes eingeladen hatte. Auf einem herrlichen Bergwege, nach 2¼ Stunden Marsch, gelangten wir nach Kwai und hatten

unsre Freude an den reichen Erfolgen, die Herr Illich auf seiner ausgedehnten Farm erzielt. Sein schmuckes Kreuzungsvieh, vortreffliche Pferde, muntere Schweine nebst einer ausgezeichneten Wurst- und Schinkenfabrikation, bei der er sich die Blechbüchsen selbst herstellt, bewiesen uns, was ein fleißiger und sachkundiger deutscher Landwirt für Erfolge zu erzielen vermag; er hat, soviel bekannt, die Domäne vom Gouvernement auf zehn Jahre für 1000 Rupien jährlich gepachtet. Ich glaube, daß er dabei seinen Vorteil finden kann. Wenn er die Verlängerung der Usambarabahn bis zum Viktoriasee bekommt, will er gern noch einmal so viel Steuern zahlen wie bisher, so versicherte Herr Illich dem Staatssekretär. „Wieviel Steuern zahlen Sie denn jetzt?" fragte der Staatssekretär. „Nun, gar keine!" lautete die Antwort. Nachmittags 5 Uhr marschierte ich ab und gelangte in beschleunigtem Marsche halb acht Uhr abends nach Wilhelmstal. (Ursprünglich sollte der Ort Wilhelmsroda heißen; da aber die Eingeborenen diese Benennung häufig „Wisky-Soda" aussprachen, wurde später der Name Wilhelmstal eingeführt.)

Die Pangani-Fälle

Am 1. Oktober, drei Viertel sieben Uhr morgens, verließ ich diesen Glanzpunkt von Usambara, besichtigte noch eine Strecke weit die neuen Straßenbauten und nahm dann den steilen Abstieg auf der alten Bergstraße nach Mombo, wo ich drei Viertel elf Uhr eintraf. Drei Viertel ein Uhr führte uns unser Sonderzug der Küste zu. Nachmittags drei Uhr trafen wir in Station Ajussi ein. Hier sonderten sich mit mir einige Herren von der Gesellschaft ab, um nach zweistündigem Marsch die vortreffliche Pflanzung von Eismann und von da am andern Morgen noch die Wasserfälle des Pangani zu besichtigen. Wir übernachteten in unsern Zelten bei Herrn Eismann, einem der wenigen Pflanzer, die weder unzufrieden sind, noch mit der Regierung in Streit leben, noch über Arbeitermangel und Negerfaulheit klagen. Herr Eismann erklärte uns, daß er stets genau so viel Arbeiter bekame, wie er brauche.

Tags darauf brachen wir um drei Viertel [illegible] Uhr morgens auf und gelangten zunächst an eine Zollbrücke über den Pangani, von ursprünglicher Bauart, die nur von Schwindelfreien und mit Vorsicht überschritten werden darf. Ein falscher Tritt, und ein Sturz in den reißenden Pangani sowie nähere Bekanntschaft mit den zahlreichen dort sich herumtummelnden Krokodilen droht dem Unglücklichen. Nachdem der Brückenübergang glücklich bewerkstelligt war, erreichten wir nach glühend heißem Marsche durch die feuchtschwüle Talniederung den großartig schönen, weithin brausenden Wasserfall. Das Wasser war etwas trübe, die umgebende Pflanzenwelt tropenmäßig üppig. Der Fall ist in seinem obern Rande durch Fels- und Baumgruppen unterbrochen und hat gewiß eine Länge von 100 und eine Fallhöhe von etwa 50 Metern; trotz der vorangegangenen trockenen Jahreszeit war er sehr wasserreich. Hoffentlich vergehen nicht zehn Jahre, daß die hier in großem Umfange schlummernden Wasserkräfte zum Nutzen des Landes wirtschaftlich ausgebeutet werden. Einstweilen gibt es am Wasserfall noch keinerlei Ansiedlung, geschweige denn ein Gasthaus, von dem aus man das hervorragende Naturschauspiel würdigen könnte. Auch unterhalb der Fälle sollen sich viele Krokodile aufhalten; wir hatten keine Zeit, uns von ihrer Anwesenheit zu überzeugen, sondern mußten zur Rückkehr eilen, um nach vierstündigem äußerst heißem Marsche in Ajussi rechtzeitig unsern Sonderzug zu erreichen, der uns nachmittags mit unsrer Reisegesellschaft in Tanga vereinigte. Hier war abends ein Festmahl im Gasthof „Deutscher Kaiser", nachdem der Staatssekretär eingehende Verhandlungen mit den Abgesandten der Pflanzer von Usambara zur Prüfung ihrer Wünsche und Beschwerden gepflogen hatte. Abends gegen elf Uhr bestiegen wir unsern Dampfer „Kaiser Wilhelm II." und langten am Morgen des 3. Oktober bei kühler Brise vor Sadani an.

Sadani

Der Strand ist hier ungemein flach, so daß wir nach Verlassen des Dampfers mit dem Boot ungefähr vierzig Minuten weit zu rudern hatten, bis wir vom Lande aus von je vier Schwarzen mit Tragsesseln abgeholt wurden, die uns noch etwa 300 Meter weit durch das flache Wasser bis aufs trockne Land trugen. In Sadani galt es, die Baumwollpflanzungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, insbesondere die ausgedehnten Versuche mit dem Tampipflug,

Digitized by Google

Seilbrücke über den Pangani bei der Pflanzung von Eismann.

die hier zum erſtenmal unternommen werden, zu beſichtigen. Der Marſch durch die ſonnendurchglühten, ſchattenloſen Felder war anſtrengend, da die Luft bei der hohen Temperatur, wie überall an der Küſte, feucht und ſchwül war. Der Dampfpflug wurde von zwei Lokomobilen angetrieben, die in etwa 400 Meter Abſtand aufgeſtellt waren; er wird von einem um zwei Seilſcheiben geleiteten endloſen Drahttabel hin und her gezogen und ſtellt dabei die einzelnen Furchen her, die er etwa 30 Zentimeter tief in die Erde einſchneidet; er wird an ſeinem Hinterende von einem Maſchiniſten und vier Mann beſetzt und beſchwert, damit die drei hintereinanderliegenden Pflugſcharen richtig in das Erdreich einſchneiden. Der Pflug rodet am Tage etwa 3 bis 4 Hektar; er ſchien in dem ſteinharten Boden vorzüglich ſeine Schuldigkeit zu tun. Größere Wurzeln und Stubben müſſen natürlich ausgegraben und beſonders beſeitigt werden. Nicht ſo befriedigend lauteten die Berichte über das Gedeihen der Baumwollpflanzungen. Hier fehlt es oft an Niederſchlägen, oft auch erfolgen zu unregelmäßig oder zur Unzeit. Den Unterſchied im Gedeihen der mit künſtlicher Bewäſſerung betriebenen Pflanzungen konnten wir in den Betrieben der Griechen, Gebrüder Kangos, ſehen. Da die Waſſerkraft des nahegelegenen Wami-Fluſſes zu einer künſtlichen Bewäſſerungsanlage anſcheinend leicht benutzt werden kann, ſo iſt in Ausſicht genommen, zu dieſem Zwecke zunächſt aus allen Beteiligten eine Genoſſenſchaft zu bilden; denn es erſcheint ausgeſchloſſen, daß die Regierung die Ausbeutung der Waſſerkraft des genannten Fluſſes einem einzelnen überläßt. Wenn dieſe Genoſſenſchaft zuſtande kommt, ſo beſteht Ausſicht, daß ſich hier ertragreiche Baumwollpflanzungen mit künſtlicher Bewäſſerung werden betreiben laſſen.

Nach Beendigung unſers Rundgangs wurde uns im Hofe der Boma von Sadani als Merkwürdigkeit ein junges zahmes Stachelſchwein und als zoologiſche Seltenheit ein großes, auf ſeinen beiden Hinterfüßen umherwandelndes Schuppentier mit langem Schwanz, der wie ein großer Tannenzapfen ausſieht, vorgeführt. Gegen Abend ruderten

wir an unsern Dampfer zurück, der nachts elf Uhr die Anker lichtete und uns am Morgen des 4. Oktober in Daressalam landete. So hatten wir, um schöne Eindrücke, wertvolle Erfahrungen und wichtige Kenntnisse bereichert, nach achtwöchiger Rundreise die Landeshauptstadt wieder erreicht. Die wenigen Tage, die uns hier bis zur Abfahrt unsers Dampfers verblieben, waren ausgefüllt mit Verhandlungen im Gouvernement, in denen die Ergebnisse der Reise festgelegt und zu bestimmten Vorschlägen und Plänen erweitert wurden.

Morogoro

Eine dreitägige Unterbrechung in diese Beratungen brachte noch die Reise des Staatssekretärs auf der neuen Morogorobahn am 9. und zurück am 11. Oktober, die er zur Feier der Betriebseröffnung auf der bis dahin im wesentlichen vollendeten Bahnstrecke Daressalam-Morogoro unternahm. Die Bahn ist in Meterspur hergestellt und 209 Kilometer lang (Berlin-Stralsund mißt 224 Kilometer). Am 9. fuhren wir morgens sieben Uhr im Sonderzuge ab und kamen nach sehr heißer Fahrt halb fünf Uhr nachmittags in Morogoro an. Von besonderm Interesse war uns als künftiges Baumwollland die breite sonnenbestrahlte Flußniederung des Ruvu, der von der Bahn mittels mehrerer Brückenspannungen übersetzt wird. Der letzte Teil der Fahrt, etwa von der Station Mikesse an, bietet hervorragenden landschaftlichen Reiz, da hier die Bahn in das Gebiet der 5000 Fuß hohen Uluguruberge eintritt. Am Fuße dieser Berge liegt malerisch wie ein Gebirgsdorf Morogoro, und hier bietet sich Gelegenheit zur Gründung eines deutschen Alpenvereins von Ostafrika. Die Stationen entlang der Bahn prangen im Flaggenschmuck, besonders Morogoro, wo von der zahlreich zusammengeströmten Bevölkerung nicht nur der Empfang des Staatssekretärs, sondern auch die Ankunft des ersten Personenzuges von Daressalam gefeiert wird. Wir zogen hinauf nach der über der Stadt gelegenen Boma, wo man den Bergen etwas näher gerückt ist und einen herrlichen Blick über das breite Tal und die gegenüberliegende mächtige Kette der Winduberge genießt. Abends wurde von der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft und dem Unternehmer für den Bahnbau, der Baugesellschaft Ph. Holzmann & Ko., ein Festmahl gegeben, auf dem der Leiter der Eisenbahngesellschaft, Dr. Kliemke, in formvollendeter Rede den Staatssekretär feierte und dieser in längerer Aussprache seine Absichten bezüglich des Bahnbaues Daressalam-Tabora auseinandersetzte. Diese Pläne sind inzwischen durch Einbringung der Vorlage für die Bahn beim Reichstage und durch ihre glatte Bewilligung zur Tat geworden. Zur Feier des Tages machten indessen draußen, in dem benachbarten Schweinekral unsers Gastwirts, zwei Löwen ihren Besuch und entführten zwei feiste Borstentiere. Ein jagdfreudiger Nimrod unsrer Gesellschaft, der sich sofort zur Verfolgung der Räuber aufmachte, hatte leider keinen Erfolg, doch wurden die Überreste der geraubten Tiere am andern Morgen in der Nähe gefunden. So machte sich hier noch einmal vor unsern Augen der Gegensatz zwischen Kultur und Wildnis scharf geltend.

Am Morgen des 10. Oktober fand auf dem Bezirksamt ein Schauri der Sultane, Akiden und Jumben aus den umliegenden Ortschaften und eine längere Besprechung mit den Pflanzern und Unternehmern der Glimmerbergbaubetriebe statt. Am Abend dieses Tages beobachteten wir auf den Höhen ringsum das übliche Abbrennen der Berge, das unter der Wirkung des frischen Nachtwindes zu lebhafter Glut angefacht wurde, so daß man an die Veranstaltung eines allgemeinen Freudenfeuers auf den Bergeshöhen hätte glauben können. Der Anblick war außerordentlich eindrucksvoll. Am 11. Oktober 1907 brachte uns unser Sonderzug nach achtstündiger Fahrt aus den Bergen von Morogoro an die Küste nach Daressalam zurück.

Am 13. verließen wir bei Morgengrauen an Bord des „Prinzregent" den Hafen und trafen am 30. Oktober in Neapel wieder ein. — —

Die vorjährige Reise des Staatssekretärs Dernburg nach Ostafrika gehört heute der Geschichte an; wie der Gang der Ereignisse seitdem gezeigt hat, ist sie nicht nur für die wirtschaftliche Entwicklung unsers ostafrikanischen Schutzgebietes, sondern auch für das ersprießliche Fortschreiten auf allen Bahnen unsrer kolonialen Tätigkeit von nachhaltigstem und segensreichstem Einfluß gewesen.

Digitized by Google

Neben der Welt

Erzählung von Bodo Wildberg

II

Aus dem Tagebuche Kornelias von Roeren

Mirko hat zehn Uhr geblasen. Das Gewitter ist zurückgekommen und hängt ° ° ° schwer über Libnitz. In der schwülen Stille dieses Zimmers stößt sich ein Brummer von Ecke zu Ecke, von Wand zu Wand.

Armer Hans, das war wieder ein ärgerlicher Tag für dich! Wie vergnügt warst du, bevor der Name deines Bruders genannt wurde. Guter Schwager! Wie rasch hatte der Katzelmacher wieder dein Vertrauen, deine Liebe erobert! Und dann mußte Linda gerade das Pariser Kleid anhaben — das Kleid, das du ihr geschenkt, das blaßblaue mit den rahmfarbenen Spitzen. Hätte sie sich nicht sagen müssen, daß heute die Tante ihren wöchentlichen Inspektionsbesuch in Libnitz machen würde? daß sie dies Kleid nicht gern sieht? daß sie wiederum Anlaß finden wird, von Verschwendung zu reden?

Und dann das Getue mit dem militärischen Malerkollegen! Auch das mußte die Tante aufbringen. Und Lilla, die ihre embryonischen Verführungskünste an dem alten Major versuchte! Oh, ihr hättet Hans viel Ärger ersparen können, wenn ihr weniger an euch selbst dächtet und an euer Vergnügen!

Ich traue dem Wenzel nicht, ich traue der Tante Ulla nicht. Ich würde der Tante mißtrauen, auch wenn es keinen Bruder Wenzel gäbe. Auf solche alte Menschen, die stete Beweihräucherung zu eigensüchtigen Götzen gemacht hat, ist nimmermehr Verlaß. Was nach ihrem Tode geschieht, das ist ihnen eigentlich ganz gleichgültig. Wenn sie nur zu Lebzeiten recht viel gebogene Rücken um sich sehen! Wie oft hab' ich Hans gebeten: Suche doch einmal bestimmt von ihr zu erfahren, ob sie dir Luckau testamentarisch vermacht hat. Darauf Hans: „So etwas könnte ich nie; eher möchte ich die Straße kehren, als eine alte Frau schamlos fragen, wann sie denn die Güte haben werde, zu sterben!" So ist Hans. Und Linda gab ihm natürlich recht. „Du kannst seine zarte ritterliche Denkweise nicht verstehen," hieß es da ein jedesmal.

Es ist wahr, die Tante hat Hans und Linda öfters unter die Arme gegriffen, wenn die Bedürfnisse der beiden — namentlich Lindas — sein Budget zu übersteigen drohten. Aber was will das besagen, wenn man so reich ist wie Ulla! Und mit was für Demütigungen mußte Hans die Hilfe bezahlen, die ihm die reiche Tante nach langen Bitten gewährte!

Schrecklich geht mir im Kopf herum, was dieser alte Major von Wenzel gesagt hat: „Er scheint ein jedes Unglück vorherzuwissen und zieht seinen Nutzen daraus."

Es ist mir, als müßte heute noch, bevor Mirko die Mitternachtstunde in das Dunkel des Schloßhofs und der feuchten Gärten bläst, heut' noch irgendein Unheil hereinbrechen, das Wenzels Besuch angekündigt hat.

Wie ruhig, Hans, trägst du dein schlimmes Los! Das Los des Kronprinzen auf Kündigung, der mit grauen Haaren noch auf seine Krone wartet, ungewiß, ob nicht ein unvorsichtiges Wort von ihm oder eine Laune des Purpurträgers ihn auch für den Rest seines Lebens zu den trüben unrühmlichen Schatten wirft, die neben der Welt ihr Dasein hinfristen ...

Wir sind hier an heftige Unwetter gewöhnt, aber der Donnerschlag, der eben das gesamte Schloß zu erschüttern schien, machte mich beben bis ins Mark.

Und dann ist es wieder, als ob der finstere Feind uns verlassen wollte. Das Gewitter scheint sich erschöpft zu haben — doch es folgt kein prasselnder Guß, keine beruhigende Kühle.

Ein nicht zu beschreibendes Unbehagen ist in mir, lebendige Angst webt in der Luft

Digitized by Google

und brütet Verderben. Ich möchte durch alle Gänge, alle Zimmer laufen mit einer Kerze in der Hand, denn in diesem Raum hier muß ich ersticken. Dann hält mich Lilla vielleicht für ein Gespenst — für den bösen Geist von Libnitz etwa. Mit diesem Namen hat sie mich ja neulich geschmückt in ihres Vaters Gegenwart.

Gerade setzt Mirko sein Horn an zu elf mörderischen Stößen.

Sonderbar, daß ich bei diesem so vertrauten Ton immer wieder zusammenfahre. Der Brummer reibt sich in dumpfer Wut an der Decke zuschanden. Da ... was war das? Ruft da jemand? Eilen da nicht Leute über den Hof? Was war es, das sie schrien, brüllten? Feuer! Feuer!

* * *

Oberhalb des Schlosses zog sich das Dorf Libnitz den Berg hinan. Dieser Ansiedlung, die noch aus Vojerzeiten stammen sollte, fehlte der sonst so charakteristische Dorfteich. Oder vielmehr: er lag mitten im Schloßhof. Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken holte man sich seit jeher vom Schloß. Libnitz war ein Dorf ohne Quellen, ohne Bach, ohne Brunnen, ohne alles Wasser.

Der kleine, dem Berghang abgerungene Ortsplatz trug eine gelbe Betsäule, auf deren Haupt Sankt Johann von Nepomuk und Sankt Florian, der Feuerheilige, in lauter, bunter Bemalung sich aneinanderdrängten. Eine Linde stand daneben; sie war am Blühen, und ein hold entnervender Duft mischte sich mit dem Hauche der Gewitternacht. In ihrem Gezweig hing die Glocke, deren schrilles Gewimmer jetzt anhub „Feuer! Feuer!" über das Land hin zu rufen.

Solch ein Örtchen besaß keine Feuerwehr, aber in den Nachbardörfern Dobschitz, Luckau, da wohnten verstreut auf den Meierhöfen ihre Mitglieder, um auf den Ruf der Notglocke, so rasch es ging, herbeizueilen. Auch in Libnitz selbst waren ein paar Dörfler Feuerwehrleute. Doch bevor das wimmernde Glöcklein alle aus dem Umkreis versammelt, fuhren die Flammen aus dem Oberstock des alten Jakobsbauerhauses, das mit morscher Holzgalerie so lange auf den engen Dorfweg herabgedrückt hatte.

Baron von Emmen und seine Frau waren eben am Einschlummern, als die Feuerglocke herüberzujammern begann und die Stimmen der Hofanwohner das Unheil in die Nacht hinausschrien. Jener Donnerschlag, der Kornelia so erschreckt hatte, der Begleiter des Blitzes, dem des Jakobsbauern Haus zum Opfer fiel, er war die letzte Stimme des Unwetters gewesen. „Jetzt kannst du ruhig einschlafen, Linda," hatte der Baron gesagt, und gleich darauf verwirrten sich ihm die Gedanken zum ersten befreienden Schlummertraum.

Linda war nichts entsetzlicher als eine Störung im beginnenden Schlaf. Sie richtete sich zitternd auf, ihr Goldblondhaar umwirrte ein Angstgesicht mit weiten, dunkelblau starrenden Augen, als der Baron Licht machte und eilends in Kleider und Stiefel zu steigen sich anschickte.

„Hab' keine Angst, mein gutes Kind." Er küßte die blonden Haare und eilte dann auf den steinbelegten Flur, riß das Fenster auf, rief in den Hofraum hinab: „Was ist los? Wo brennt's?"

Laternen zuckten hin und her, warfen unheimliche Scheine auf die Teichflut unter den Pappeln und Weiden, auf die Steinbänke bei der uralten Linde, dem dicken Roßkastanienbaum; auf Gestalten, die sich mit Eimern am Teiche, am Brunnen mühten oder ratlos hin und her jagten. Gegenüber, hinter dem dunklen Dach des mächtigen Stallgebäudes, spielte die Lohe in den Himmel empor, und ein glühender Widerglanz fiel auf die glattschwärzlichen Zacken einer Basaltruine, die über dem Dorf auf ihrem fichtendunklen Bergsitz verfallende Tore auftat.

„Bitt' schön, Herr Baron! Beim Jakobsbauern ... die Feuerwehr ist noch nicht da," erscholl es durcheinander.

„Der Kerl ist doch gut versichert? Wartet, ich komm' gleich herunter; die Hauptsache ist, daß es nicht überspringt."

Der wundervolle Ritterkopf verschwand aus der engen Fensteröffnung, und gleich darauf war Hans auf dem Wege zur Brandstätte.

Die Leute drängten sich in der schmalen bergaufsteigenden Dorfgasse. In einiger Entfernung von dem brennenden Hause stand der Jakobsbauer mit seiner Familie, während ein paar Wagemutige ihre mühsam herangeschleppten Eimer in die Glut zu schütten versuchten, die dadurch nur um so heißer aufzuleben schien.

Digitized by Google

„Laßt das," befahl der Baron, „wenig Wasser ist ärger als gar keins. Eh' die Spritze von Dobschitz nicht da ist, können wir nichts machen." Er wandte sich an den lamentierenden Bauern: „Ihr habt doch alles in Sicherheit gebracht, Jakobsbauer?"

„Su ziemlich, Herr Baron! Nur die Kanaris ham mer drin galossen. Sulch an Vugl krigt ma immer wieder, ham mer gedacht."

„Was? Die armen Viecher wollt ihr verbrennen lassen? Schämt euch, Leute!"

Obwohl der Oberstock des Hauses jetzt in lichten Flammen loderte und nur noch der steinerne Unterbau dem Feuer widerstand, schritt der Baron durch sprühende Funken, die ihn wie Bienen umschwärmten, auf die qualmende Haustür zu.

„Wo sind die Vögel?"

„In der Stuben unten, Herr Baron. Aber der Herr Baron werden doch nicht wegen der Viecher ..."

Ohne zu antworten, verschwand Hans in dem flammenden Hause.

Eine furchtbare Pause trat ein, man hörte nur das Prasseln des Brandes, das Fallen verkohlter Balkenteile im Innern des Gebäudes; dann erschien die stolze Wodansgestalt wieder in der Tür; den Käfig mit den Kanarienvögeln hielt der Baron triumphierend in der Rechten, die Vögel waren am Leben und unverletzt, sie hockten als zwei zitronengelbe verängstigte Federbälle auf dem Boden des Bauers.

„Hoch der gnädige Herr!" riefen ein paar junge Stimmen, und vom Tal her schmetterte wie ein antwortender Tusch die Trompete der Feuerwehr. Die Spritze von Dobschitz war endlich eingetroffen, man sammelte sich unten im Schloßhof, der Schlauch begann am Teich zu saugen, die Spritze wurde den Berg hinangezogen, und die Löscharbeit konnte nun im Ernst beginnen.

„Schafft die Vögel ins Schloß." Damit reichte Hans seinem treuen Mirko die geretteten Tierchen, die im hellen Feuerschein plötzlich ihre Stimmchen wiederfanden und lustig in den Lärm des Brandes hineintrillerten und -fiedelten, zur Freude ihres Retters und zum Vergnügen der aufgeregten Dorfjugend.

Mit einem Male kreischte aus der Menge ein angstheiserer Ruf: „Herr Baron, treten's weg! treten's weg! Es will einstürzen!"

Hans von Emmen, der sich, bevor er den Platz verließ, eben noch mit dem Obmann der Feuerwehr ins Einvernehmen setzen wollte, bemerkte jetzt, welche Gefahr ihm drohte. Die alte Holzgalerie droben hatte gleich anfangs lichterloh gebrannt; jetzt waren ihre Tragbalken und Bretter von der Glut durchgenagt und stürzten mit höllischem Gekrach auf die Dorfgasse herab.

Emmen sprang zur Seite, aber ein versengtes Holzstück schlug ihm den Hut vom Kopf, den gutbekannten Schlapphut mit den türkisblauen Federn der Mandelkrähe. Der Baron wankte, er griff nach seiner Stirn. Auf Girschik gestützt, zuvor von einer Dörflerin hastig verbunden, erreichte der Verletzte den Schloßhof.

Linda, Lilla, Kornelia standen unter der Roßkastanie, eine angsterstarrte Frauengruppe; zu jeder andern Zeit hätte der Künstler sich in Emmen geregt: das goldumrahmte Elfengesicht seiner Frau über einem violblauen Nachtkleide, daneben die häßliche Schwägerin mit ihrem olivenfarbigen Zigeunergesicht, umhüllt von einem schwarzen Tuch, darunter das graue Talarkleid, endlich die präraffaelitisch zierliche Lilla in Feuerrot, dann die in keuchender Erregung arbeitenden Feuerwehrleute — alles das grell beleuchtet von Brand und Laternenschein: das Bild hätte ihn begeistert zu einem jener Gedichte, die er heimlich in ein schmales Stammbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert einzutragen gewohnt war. So aber streckte er nur die Arme gegen Frau und Tochter aus, murmelte: „Mir ist nichts," und sank dann bewußtlos auf das Pflaster des Hofes.

* * *

Acht Tage — und die urgesunde Natur des Libnitzers hatte sich wieder zurechtgefunden. Die Erschütterung war vom Arzt der Kreisstadt als ungefährlich erklärt worden; die Frauen, einig in ihrer Liebe und Treue für den Verletzten, pflegten ihn wundersam, unermüdlich. Tante Isa hatte die Aufregung jener Juninacht nicht mitgelebt, tiefer Schlaf hielt sie befangen; aber ohne erst zu fragen, was und wie es geschehen, daß Hans krank liege, saß auch sie am Bett des Neffen, oft stundenlang seine Hand in der ihren haltend.

Bald konnte er aufstehen und endlich, als die Woche um war, die gewohnten Morgen-

Digitized by Google

gänge wieder antreten, nach denen er sich so sehr gesehnt hatte.

Ihm war zumute, als sei ihm die ganze herrliche Gegend neu geschenkt; er liebte sie jetzt doppelt, verlangte mehr denn je, sie in Wahrheit zu besitzen, ihr Herr zu sein.

Eines Morgens konnte er ohne Anstrengung den Wald erreichen. Das Eichicht duftete in der Sonne, im Fichtengestänge brauste es von großen Hummeln, gelbringligen, rotaftrigen; ein Distelfalter saß mit glühenden Flügeln auf dem grauen Steinweg. Auf ihrem Basaltfundament hoben sich die Bogen der Burgruine ins Tagblau. Der Baron pflückte einen großen Strauß Zauken, jener Orchidee von unsagbar ergreifendem Duft, die sich Linda zur Lieblingswaldblume erkoren hatte.

Es ward in ihm ein großer Entschluß reif. Hinaus mußte er auf einige Zeit aus allen seinen Sorgen, aus der steten Bevormundung, aus dem häuslichen Kriege der Frauen, die ihn umgaben! Dieser Wunsch, dieses Verlangen wuchs zur Notwendigkeit, indes Emmen die berauschenden weißlichen Blütenkerzen der Zauke brach und nicht eher aufhörte, bevor er einen wahren Busch zu ihr heimtragen konnte. Er und Linda — sie mußten einmal heraus, heraus aus all dem Wust von Kleinlichkeit, sei's auch nur auf einige Wochen. Sie wollten reisen. Linda war nach den Tagen der Pflege matt und hohl wie ein Schatten; er selbst durfte an eine Nachkur denken, das konnte ihm niemand abstreiten, auch Tante Ulla nicht.

Die Baronin lag noch zu Bett, als Hans mit dem Orchisstrauße zurückkam. Sie errötete vor Freude wie eine junge Braut und küßte die schöne kraftvolle Hand ihres Mannes, bevor sie ihren blonden Kopf auf die betäubenden Blütenkerzen senkte.

„Ich bringe dir aber noch etwas Besseres mit diesem Strauß, Madonna Linda! Ich bringe dir den festen Entschluß mit: Wir reisen!"

„Reisen!? Oh, wie köstlich, Hans! Endlich heraus auf eine Weile — keine Kornelia, keine Tante Ulla! Sieh, ich bin schon gesund, bringe mir die Strümpfe her! Du kannst heute meine Kammerjungfer sein. — Aber Hans!" fügte sie nach einer Pause hinzu, und ihr liebliches Gesicht war wie von einer Sommerwolke verdunkelt: „Wenzel!"

„Ah, trübe mir nicht die Stimmung, Kind! Ich möchte sogar, daß Wenzel hin und wieder hier nachsieht; er wird nirgends Unordnung finden. Und der Schaffer ist ein verläßlicher Mann."

„Wenn du es sagst, Hans, da kann es ja wohl nicht anders sein. Ich freue mich ja so rasend, daß wir endlich einmal herausfahren sollen! Aber Hans, es wird dir doch nicht wieder leid werden?"

„Nein, Liebste, der Wunsch wurzelt zu tief in mir. Im Gegenteil, ich meine, wir wollen so bald als möglich losziehen. Erst zur Nachkur in ein kleines Bad ..."

„Ein kleines ... Ach, Hans, da würden wir uns ja bloß wieder langweilen. Ich hoffte so darauf, unter Menschen zu kommen, die zu uns gehören, zu unserm Wesen, zu unsrer Zeit. Mindestens zu deinen Potsdamer Vettern; aber wenn wir noch weiter gingen, etwa nach Baden-Baden, Paris ..."

„Holla, meine Gnädige, du fliegst hoch! Nun ja, ja! Wenn schon, denn schon. Wir wollen eine schöne Reise machen, Madonna Linda soll zufrieden sein."

„Aber die Lilla können wir nicht mitnehmen, Liebster. Das würde uns zuviel Last machen. Du weißt, wie gern ich das Mädel habe ... doch wir wollen einmal recht unter uns sein, wir zwei, du, mein alter Hans, und ich, deine Old Lady."

„So denke auch ich, Liebling! Unser tapferes Mädel soll hier das Haus führen. Kann sich jemand nach Libnitz einladen, etwa ihre norddeutsche Freundin, die Erna Siebenlehn oder wie sie heißt. Ich trau' der Lilla zu, daß sie auch allzu liebevolle Erkundigungen Tante Ullas mit Anstand abzuwehren verstünde."

„Sie ist ein Prachtkerl. So ehrlich, so fest und treu. Zu wem die einmal hält, der ist ihrer Freundschaft todsicher. Und ebenso ist sie im Hassen. Zwischen ihr und Kornelia mag manches Scharmützel vorfallen in der Zeit, die wir fort sind."

„Scharmützel? Du bist Optimistin, Donna Linda. Schlachten werden geschlagen zwischen ihnen, wahre Schlachten, und wehe dem Besiegten! Jedenfalls muß ich ihr einige Schonung und Mäßigung ans Herz legen. Deine Schwester tut mir so leid."

„Nun machst du mich gar wieder eifersüchtig, Ritter der Bedrängten du!"

„Törin! Daß ihr Weiber so unbarmherzig gegeneinander seid! Aber im Ernst gesprochen: wir wollen eine Zeitlang ganz

Digitized by Google

füreinander, ineinander leben, meine Linda! Natürlich, ohne uns dabei vor der Welt zu verschließen. Und damit Tante Ulla nicht erst lange hin und her simulieren kann, in welches Baderl die guten Kinder reisen dürfen, reit' ich gleich nach dem Frühstück hinunter nach Luckau. Erst red' ich mit Wenzel ein brüderliches Wort. Glaub' mir, er hängt noch an mir, was er auch sonst für ein Mensch geworden sein mag. Und wenn ich ihm Vertrauen zeige, wird er sich auch nützlich und wohlgesinnt erweisen. Davon bin ich fest überzeugt."

„Ich nicht so sehr, mein Hans, aber ... die Hauptsache ist, daß wir reisen. Nach uns die Flut! Aber ich muß meine Siebensachen revidieren, denn in Potsdam und dann in Baden-Baden soll deine Frau doch leidlich aussehen, nicht?"

„Du bist immer entzückend."

„Ja, das sagst du."

„Alle Welt muß es sagen."

„Du bist und bleibst der ritterlichste aller Gatten. Da, drück' mich ans Herz!"

* * *

Eine Ahnung hatte es ihm gesagt, und so kam es auch: kurz vor Luckau traf Hans von Emmen seinen Bruder Wenzel. Der schlenderte höchst müßig auf der Fahrstraße hin, die zwischen dem Akazienberge mit seinen Obsthainen und der Mauer des untern Parks dahergeht. Als der Reiter erkennbar wurde, flog ein Schimmer echter Freude über Baron Wenzels volles rötliches Gesicht. Einmal hatte er den Bruder wirklich gern, solange nicht sein eigner Vorteil in Frage kam. Und dann war der Besuch eine sehr willkommene Abwechslung in der ereignislosen Öde des Luckauer Lebens.

„No, grüß' dich Gott, Brüderl, das freut mich aber riesig, daß du schon wieder reiten darfst! Köpferl in Ordnung, was?" Wenzel liebte die Verkleinerungsworte; er hatte gefunden, daß sie dem Sprechenden was Unschuldig-Dummes, Gutmütig-Harmloses verleihen.

Hans hielt den schönen Braunen an, stieg ab und setzte, das Pferd am Zügel führend, in lässigem Schlenderschritt neben Baron Wenzel den Weg an der Parkmauer fort.

„Bin wahrhaft froh, daß du mich aufsuchst, Alter!" beteuerte Hansens Bruder. „Hast gar keine Idee, wie mopslangweilig es hier ist. Hie und da abends auf ein' Rehbock ... no, das ist ja ganz nett ... aber die Tant' immer zu unterhalten — no, du kennst das ja, den Himmel verdient man sich mit solcher Konversation, Brüderl. Und in puncto Ewig-Weibliches — nichts, rein gar nichts, ein Mönch könnte melancholisch werden. Die einzig Hübsche von den Hofmädels hier — wirst du's glauben, Bruderherz? — besaß bis vor kurzem nur einen einzigen Zahn."

„Na, und jetzt?" lächelte Hans. „Sind ihr die andern Zähne g'wachsen?"

„Das nicht, Brüderl, aber ein Gebiß hab' ich ihr machen lassen beim Zahnarzt in der Kreisstadt. Hat ein hübsches Geld gekostet. Denn, siehst du, wenn auch alle Katzerln grau sein bei der Nacht — man ist doch ein wenig Ästhet, trotz vieler Jahre an der Ostgrenze und in der wilden Polackei. Aber ich sag' dir, es ist fast rührend, wie dankbar mir das Frauenzimmer ist und wie stolz auf die neuen Zähn'! Grinst alle Leute an, stolziert herum mit Königinnenbewußtsein, jawohl!"

„Ein Gebiß als Liebesgabe, das ist mindestens originell," bemerkte Hans mit einem vergnügten Funkeln seiner blauen Augen. „Schreib das in einem Roman, kein Mensch wird dir's glauben; und doch ist's wahr."

Hans von Emmen war kein Philister. Selbst einer der reinlichsten Männer, die je gelebt haben, konnte er die Scherze und Streiche andrer mit munterer Nachsicht genießen.

„Das Schönste aber kommt noch. Gestern redet mich die Tant' über Tisch darauf an! Ich denk: hallo, jetzt wird es was setzen, von Haus rein halten und so weiter — erwartete hinauszufliegen, in der Tat! Aber was sagt sie: ‚Wenzel, das ist wahrhaft brav von dir, daß du der armen Zwetschken-Anna neue Zähne hast machen lassen. Mich hat's eigentlich immer gestört, wenn ich sie so zahnlos auf dem Hof herumlaufen sah. Du bist doch ein guter Mensch, Wenzel! So was hätte ich nicht von dir erwartet.' Und so bin ich riesig gestiegen in der Gnad' bei der Frau Tant', und das nur, weil ich ein ästhetischer Amoroso bin. No, was sagst du dazu?"

Beide Brüder lachten herzlich, und die freundlichste Stimmung begleitete sie auf ihrem Wege.

Digitized by Google

Hans fing nunmehr an, von seiner nahen Abreise zu erzählen. Wenzel erschrak dabei in seinem Innern, er wußte nicht recht warum. Er hätte sich freuen sollen. Aber er freute sich nicht. Bis jetzt hatte er sich von den Verhältnissen tragen lassen, war mehr ein passiver Plänemacher gewesen. Nun aber ...

„Für dich ist es ja das Beste, Hansel!" warf er mit treuherziger Miene ein. „Du mußt einmal heraus aus diesem Tantenregime. Ich beneide dich. Überhaupt fühl' ich Neid dir gegenüber: du warst immer der Liebling, du hast eine schöne, liebenswürdige Frau, du wirst nächstens Herr über all diese Ländereien vom Dobschitzer Berge bis zum Großmutterfelsen ..."

„Wer sagt dir das, Wenzel?" erwiderte Hans, etwas unangenehm berührt durch den Ton der brüderlichen Worte.

„Auf Libnitz bist du schon so gut wie Besitzer ..."

„Oh, da irrst du sehr; du ahnst gar nicht, wie sehr ich der Sklave der Umstände bin."

„No ja, ja, etwas muß der Mensch halt einstecken können. Jedenfalls hat dir doch die Tante hier den Prachtbesitz vererbt — das hast du doch schwarz auf weiß, wie?"

Hans zuckte nur mit den Achseln. Es war etwas Verletzendes, Beunruhigendes in Wenzels Worten.

„Und lang wird sie's nicht mehr machen, die Alte," fuhr Wenzel in seiner Rede fort. Die Roheit seiner jetzigen Natur machte sich Luft in den Worten: „Einmal muß sie doch abkratzen!"

„Tante Ulla kann hundert Jahre alt werden," lautete Hansens Erwiderung. „Lassen wir das heute. Ich wollt' dich nur bitten, manchmal in Libnitz nach dem Rechten zu sehen. Der Tant' werd' ich noch Adieu sagen knapp vor unsrer Abfahrt. Wir sehen uns vorher, was? Kommst noch einmal herüber? Also, b'hüt Gott, Wenzel."

Hans ritt in frischem Trabe davon. Die blauen Federn an seinem Schlapphut streiften das Laub der Birnbäume, die ihre Äste über die Straße streckten. Wenzel schaute dem Reiter nach. Die Antwort seines Bruders hatte ihn geärgert, es lag etwas wie Zurechtweisung darin. Der Böse, der sich so lange in ihm geduckt hatte, stand mit einem Male auf, reckte sich, erfüllte ihn ganz. Und seine Lippen bildeten unwillkürlich die Worte: Reit nur zu, dummer Hans. Reise und bleibe recht lange fort. Es scheint also gar nicht so sicher zu sein, daß du Luckau bekommst. Alter Don Quijote! Jetzt gilt's: ich oder du!

* * *

In den Gassen der Kreisstadt wandelte ein wunderbares Wesen, das von den Eingeborenen gleich einem Märchenvogel angestaunt wurde.

In dem Kastaniengarten des „Deutschen Hauses" standen die biedern Honoratioren von ihren Bänken auf, um über die Weinranken des Zaunes zu lugen. An den Fenstern der Beseda, des ockerfarbenen Vereinshauses der Tschechen, drückten sich braune Gesichter vor Neugierde völlig platt. Die Kinder beider Nationalitäten folgten der fremdartigen Erscheinung in zwei getrennten Gruppen.

Man war sich nicht einig, ob man es mit einer Gräfin, einer ausländischen Prinzeß oder gar mit einer flüchtig gewordenen Haremsdame des Sultans von Marokko zu tun hatte.

Ein altes Weib aber, das an der Marktecke Gurken feilhielt, meckerte spöttisch: „Das ist ja die Zdenka aus Luckau, die vor zehn Jahren ihrer Mutter davongelaufen ist. Erkennt ihr den Vogel nicht mehr, weil er sich neue Federn angeklebt hat?"

Zdenka Oginska, so lautete jetzt ihr Name, war ohne Zweifel ein Prachtweib. Eine volle, hohe, fast walkürenhafte Gestalt. Das überpuderte Gesicht verriet die Lebedame. Aber dies Gesicht besaß eine seltsame Anziehungskraft. In seiner Verlebtheit und Verdorbenheit barg sich etwas Gutmütiges, etwas Großartig-Überlegenes.

Die Toilette war übermodisch, dabei nicht ganz geschmacklos. Ein leichtes weißes Seidenkleid mit Spitzeninkrustationen. Dazu ein weit ausladender Hut mit roten Rosen und langhinwehendem Schleier. In der reichberingten Hand schwenkte sie einen rosenroten Sonnenschirm.

Wenzel von Emmen, der im Auftrage seiner Tante auf dem Gemeindeamt zu tun gehabt hatte und nunmehr angeödet durch die Stadt bummelte, erhielt beim Anblick dieser Zdenka Oginska einen belebenden Stoß. Endlich was Gutes! wollte er eben ausrufen; da ward die Fremde seiner gewahr. Sie ließ einen kleinen Freudenschrei hören, nahm den Regenschirm in die Linke und eilte, die

Digitized by Google

Rechte ausstreckend, auf ihn los: „Sie, Herr Baron! Nein, so eine Überraschung!“ Dann, näher und mit wachsender Vertraulichkeit: „Majorl! kennst mich nicht wieder? Denkst nicht mehr an Przemysl und an die schönen Stunden mit deiner großen kleinen Zdenka?“

„Wie könnt' ich das vergessen haben, Spitzbub, Zdenkitschku! Aber wo bist du geblieben die zwei, drei Jahr, daß ich nichts mehr von dir gehört hab'? Und wie kommst du hierher in das gottverlassene böhmische Nest, edle Oginska?“

„Eins nach dem andern, Wenzlitschku! Von Przemysl ging ich doch mit dem dicken Weinreisenden nach Dresden, weißt du? No, tu nicht so, du warst recht froh, mich los zu werden. Dort in Dresden — nein, wie die Sachserln komisch sind! —, dort also geriet ich in ein Verhältnis mit einem alten Esel von Kommerzienrat. Und eines Tags hab' ich den gestochen ...“

„Gestochen? Mit der Nadel?“

„Mit einem Messer, bitt' schön, Panie! Ich weiß nicht mehr recht, wie es gekommen ist. Er hat mir halt nicht mehr gefallen, und so ... Zwei Jährchen hab' ich gekriegt, wie sie dort sagen würden. Und jetzt bin ich vorläufig in meiner Heimat, um mich zu erholen.“

„Heimat? Warum hast du mir denn nie gesagt, daß du aus dieser Gegend bist?“

„Muß dir denn gleich alles auf dein zart gerötetes Näslein gebunden werden, Majorl? Jawohl, ich bin aus dieser Gegend. Ich bin aus Luckau. Meine Verwandten freuen sich sehr auf mich, sie haben mich gebeten, Patin ihres Jüngstgeborenen zu sein.“

„So, so! Und wer sind denn deine Verwandten?“

„No, die Schafferischen in Oberluckau. Sie ist eine Schwester vom Verwalter Katzowsky; also ist der Täufling eigentlich mein Cousinchen ...“

Sie gebrauchte abwechselnd sächsisch-norddeutsche, österreichische, tschechische, polnische Ausdrücke. Es war zu drollig; Wenzel fühlte sich immer mehr gefesselt.

„Und wieso ist der Täufling deine Cousine?“

„No, das ist ganz einfach, Barönchen! Weil der Katzowsky mein Vater is.“

„Der Herr Katzowsky ist dein Vater?“

Jetzt entsann sich Wenzel einer unklaren Erinnerung an Zdenka, die ihm bei der ersten Begegnung mit dem Bacchus aufgedämmert war. Doch hatte sich's nur gestaltlos unter der Schwelle des Bewußtseins geregt. Nun fiel's ihm auf, wie sehr die Zdenka ihrem Vater glich; er wußte nicht recht, ob er sich über diese Entdeckung freuen sollte. Aber vielleicht ließ sich irgendwie durch das Mädchen ein Druck auf diesen Katzowsky üben. Eigentlich hatte er ihn ja schon in der Hand. Jedenfalls war Zdenka reizend. Schade, daß sie nicht ein paar Tage früher aufgetaucht war, dann hätte sich Wenzel das Gebiß für die Zwetschken-Anna sparen können. Immerhin kam dies Wiedersehen, so meinte er, als ein Geschenk der Götter. Luckau würde nicht länger mopslangweilig sein. Er entsann sich berückender Schäferstunden in Przemysl im Lande Galizien, und seine Einbildungskraft war geschäftig, schon jetzt ähnliche neue Szenen heraufzubeschwören.

„Ich hab' mein Gepäck durch einen Buben vorausgeschickt,“ meldete Zdenka. „Wollen wir mitsammen gehen, Majörchen?“

„Entzückt, dich zu begleiten; aber ich bin kein großer Fußgänger, und außerdem ist mein Bein noch marode. Im Wagerl, das ich im Wirtshaus eingestellt hab', kann ich dich aber nicht fahren, denn Tant' Ulla ... Doch halt! so geht's! Du bist ja die Verwalterstochter; da ist es ganz in der Ordnung, wenn ich dich artig nach Hause bringe. Wenn die Alte was sagt, bin ich ganz erstaunt — hätte, unschuldig wie ich bin, dir die Lebedame niemals angesehen!“

Die beiden lachten sehr lange und sehr herzlich. Wenzel glaubte, einige Regentropfen verspürt zu haben. Also befahl er dem Kutscher, den Wagen zu schließen; das schien auch Zdenka recht zu sein.

Es war eine höchst vergnügte Fahrt.

* * *

Schloß Libnitz war voll vom Gelächter der Mädchen, vom Schwatzen und Schwärmen und aller Ausgelassenheit der Jugend.

Gleich nach der Abreise des freiherrlichen Paares war Lillas Freundin eingetroffen, Erna Siebenlehn, die Tochter eines thüringischen Gerichtspräsidenten. Auf einer kleinen Reise durch die Sächsische Schweiz, die Lilla etwa vor einem Jahre mit ihrer Mutter unternommen, hatten sich die Mädchen

Digitized by Google

kennen gelernt und eines jener leidenschaftlichen Bündnisse begründet, die erst das endgültige Auftreten des Mannes zu erschüttern, selten aber völlig zu zerstören pflegt.

Erna war eine kleine, zarte, lebhafte Person. Ihr nahezu aschblondes Haar war zu einer Tracht aufgesteckt, wie sie Botticellis Frauenbilder zeigen. Ihre Augen waren grau und schienen meistens schwarz. In ihnen lag Schelmerei und Melancholie. Sie war die weiblichere Natur, blickte bewundernd zu Lilla empor, obwohl diese etwas jünger sein mochte. Die Feinheit und ruhige Vornehmheit des österreichischen Wesens nahm ihre Phantasie gefangen. Das Bild altväterischen Schloßlebens, das ihr Lillas Briefe gewährt, füllte sich nun mit den satten Farben der Wirklichkeit.

Sie schwärmten, sie schwatzten, sie erzählten einander von wirklichen und möglichen Verehrern. Lilla war so gut wie gar nicht vom Männlichen berührt. Ihr Mannsideal war der Vater. Aber der hatte nicht seinesgleichen auf der Welt. Einmal würde sie heiraten, standesgemäß natürlich, doch damit hatte es noch Zeit. Erna dagegen hatte schon geflirtet. Ein junger Gelehrter war ihrem Herzen recht nahe getreten. Man tauschte Anschauungen und Wünsche aus; Lilla hörte mit Spannung von den Erlebnissen ihrer kleinen Freundin. Dabei waren die Mädchen stets auf der Wanderschaft. Bald wurden die Ställe besichtigt, bald ging's auf den Hof, wo gerade ein Dutzend kleiner Enten, häßliche goldgelbgraue Schnattergeschöpfe, die ersten Schritte versuchten. Dann ärgerte man Scipio, den kornelianischen Keifer, oder auch Didi, Großtante Isas dummes Möpschen. Kornelia nahm es sehr übel, Tante Isa lächelte nur wehmütig, wenn ihr Auge die schäkernden Mädchen streifte. Husch, rauschten sie durch den Garten, dann polterten sie wieder durch die endlosen Bodenräume des Herrenhauses.

In diesen weiträumigen Gemächern unter dem Dache, in deren dämmernden Tiefen seltsames Gerümpel aus allerhand Zeiten sich häufte und formlos türmte, verstummte bald Ernas Gezatter; sie ging sittig an Lillas Hand und ließ sich von den Überlieferungen des Hauses, namentlich vom Mann im Mantel und von der grünen Gräfin, berichten; ein angenehmes Grauen durchfröstelte dabei ihren zarten Körper.

Eines Tags aber gab's eine Hauptschlacht mit Tante Kornelia, und das war so gekommen: jungfräulicher Übermut bewegte Lilla, einmal selbst die grüne Gräfin zu spielen.

Sie zog das giftig-apfelgrüne Kleid an, das ihr Großtante Ulla aufgedrängt hatte. Um die Schultern legte sie einen gelblichen Spitzenkragen, und auf den Kopf stülpte sie einen breitkrempigen Hut, den sie auf dem Boden gefunden und mit ein paar mächtigen Pfauenfedern besteckt hatte. So glich sie fast dem Bilde der Unheimlichen, das drüben in Luckau in einem kühlen, selten erschlossenen, nie gelüfteten Zimmer hing.

Es war nach dem Gabelfrühstück, Kornelia schlummerte ein wenig unter der großen Tanne. Die Tante Isa war auf ihrem Zimmer. Lilla schlüpfte in ihrem Ahnfrauenkostüm durch eine Seitentür in den dunkleren Teil des Gartens und erschreckte zuerst Erna Siebenlehn, die auf der Bank am Ölbaum saß und das ferne Profil einer blauen Ruine in ihr Skizzenbuch zu bannen suchte. Zuerst fuhr die zarte Erna zusammen, dann aber klatschte sie vergnügt in ihre kleinen Hände: „Herrlich! Großartig, Lilla! Ein Mittagsgespenst! Die grüne Dame, wie sie sich kein Maler lebendiger schaffen könnte! Bleib stille stehen und laß mich eine Skizze davon machen, ich bitte dich ... für meinen Bruder Rudolf, der sich so gern in gespenstige romantische Burgfrauen verliebt."

Lilla errötete leicht und blieb in feierlicher Haltung auf dem Kieswege stehen.

Ein wahnwitzig wütendes Gebell Scipios unterbrach bald die hübsche Szene. Der Anblick Lillas in diesem Aufzuge versetzte das Tier in solchen Zorn, daß man wirklich glauben mochte, er sehe diese sonderbare Frauengestalt nicht zum erstenmal.

Unter der Tanne erwachte Kornelia aus ihrer mittäglichen Ruhe. Sie schleppte sich ächzend dem Ölbaum zu, stand entsetzt, in ihrem mausegrauen Talarkleid selbst altweltlich genug aussehend, der Nichte gegenüber, die seitwärts im Jasminlaubgang als grüne Gräfin posierte.

Ihr Erschrecken wich rasch tiefer Entrüstung. „Lilla! bist du verrückt? Wie kann es dir nur einfallen, jenes Unglücksbild hier zu verkörpern? Willst du denn wirklich den Fluch auf euer Haus herabrufen? Die Geister lassen nicht mit sich spotten, Lilla!"

Digitized by Google

Die grüne Gräfin machte eine verächtliche Bewegung mit der Reitgerte und erwiderte: „Du bist eine Roeren, was geht dich der Fluch im Hause der Emmens an? Liebe Tante, studiere deinen du Prel weiter, uns junge Leute aber laß ungeschoren!"

„Ich bitt' dich, Lilla!" hauchte die zierliche Thüringerin beklommen.

„Eine Roeren, jawohl. Deine Mutter ist auch eine Roeren, Kind, das scheinst du vergessen zu haben. Doch Gott vergebe dir, du weißt nicht, was du tust. Deinem Vater, Mädel, deinem guten Vater wirst du schaden durch den Frevel, den du an der Vergangenheit begehst!"

Diese Worte Kornelias begleitete das Rollen eines Wagens, der vor dem weißen Gittertor anhielt. Man vernahm abermals Scipios Gebelfer und dazu des Barons Wenzel vergnügt fettige Stimme: „Kusch, Hunderl, kusch!" Gleich darauf trat er auf den Kiesweg heraus, und der Spazierstock entglitt seiner Hand, als er die in ein vorzeitliches Giftgrün gekleidete Gestalt zwischen den dunklen Jasminbüschen erblickte.

Doch er faßte sich rasch und gründlich. Eine helle, urgemütliche Lache ging von ihm aus; er hob den Stock rüstig auf und gab dadurch seinem Gesicht die volle Röte zurück. Nun machte er der Nichte die artigsten Komplimente über ihre gelungene Verkleidung. Die kleine Erna hatte er mit seiner edelmännischen Ungezwungenheit in zwei Minuten bezaubert.

Nur Kornelia und ihr Pinscher widerstanden dem behäbigen Scharmeur. Unermüdlich kläffte Scipio weiter, so daß Baron Wenzel sich schließlich an die Herrin des unangenehmen Gesellen wandte: „Liebe Kornelia, diesem jungen Römer sollten Sie bessere Sitten beizubringen bestrebt sein. Sein Benehmen ist schon contra bonos mores — sehen's, so viel Latein hab' ich noch im Schädel! Hüten Sie den Jüngling sorgsam und lassen Sie ihn ja nicht ins Weite bummeln; denn, daß ich's nur sage, der Heger hat heut' Kindstauf', und da wäre ihm ein Festbraten eben recht."

„Was meint dein Onkel?" wisperte die kleine Siebenlehn.

„Unser Heger hier am Berge pflegt vagierenden Hunden Fallen zu stellen. Erwischt er solch Unglückstvieh, so schlachtet er's nach allen Regeln der Kunst und brät es sich zum Abendschmaus — so erzählt man im Dorfe."

„Nein, wie interessant! welch ein entzückender Rest von Barbarei!" zirpte die aschblonde Erna.

„Sie müssen uns trotzdem als ein zivilisiertes Volk betrachten," scherzte Wenzel mit erhobenem Finger. „Weißt, Lilla, dein guter Papa pflegt immer zu sagen: Viele Reichsdeutsche erwarten schon hinter Bodenbach die Bären wild herumlaufen zu sehen ... Und jetzt, schöne Nichte, leg' den alten spinatgrünen Plunder ab, wir wollen mitsammen durch die Felder streifen. Ich unterhalte mich inzwischen mit Fräulein Erna." Er gebrauchte diese vertrauliche Benennung, als verstünde es sich so von selbst. „Adieu, Kornelia! Adieu, Scipio, du künftiges Hauptstück auf des Hegers Abendtafel!"

Damit waren Scipio und Kornelia entlassen.

Knurrend folgte jener der Gebieterin, die aber dachte also bei sich: Man soll den Satan nicht an die Wand malen. Kaum hat dieser Fratz die grüne Gräfin travestiert, so steht schon der Feind wie aus dem Boden gewachsen mitten im Lager. Hans, Hans, hüte dich vor deinem Bruder Wenzel! Aber wie ihn warnen, ohne ihm seine kurze Erholungszeit zu vergällen?!

Inzwischen unterhielt sich Wenzel in wahrhaft königlicher Laune mit der kleinen Siebenlehn. „Da leben Sie gewiß in einem höchst gebildeten Milieu, wenn wir Böhmen Ihnen als solche Bärenhäuter und Hundefresser erscheinen."

„O bitte, bitte, Baron" (Lilla hatte ihr gleich beigebracht, daß die Anrede „Herr Baron" vom Übel sei), „so etwas fällt mir gar nicht ein, im Gegenteil, die großartigere Lebensführung Ihrer Landsleute imponiert mir gewaltig. In unsrer kleinen Stadt ist Papa so ziemlich der erste, wir bewohnen ein hübsches Haus, und doch haben wir nur zwei Mädchen, Mama kocht selbst: so einfach lebt man bei uns. Und was die Bildung anbetrifft, so pflegt mein Bruder zu sagen ..."

„Ach, Sie haben einen Bruder?"

„Rudolf ist Doktor der Philosophie, sein Hauptfach ist Altertumskunde. Also, Rudolf pflegt zu sagen: In Österreich sei zwar die Kluft zwischen vornehm und gering größer als im Reiche, aber die natürliche Anmut der Lebensformen gleiche das wieder aus;

Digitized by Google

bei uns dagegen lasse eben diese äußere Umgangskultur noch manches zu wünschen übrig."

„Sie reden ja wie ein Buch." Wenzel saß auf der Bank unter dem silbergrauen Ölbaum, die kleine Aschblonde neben ihm. Erna gefiel ihm recht gut; schade, dachte er, daß ich sie nicht in meine Sammlung einreihen kann. Und er hatte mit einem Male den Gedanken: Wenn du Luckau erben solltest, dann müßtest du dir einen Harem anschaffen, Wenzeslaus von Emmen; wer möchte dir's wehren.

Lilla hatte sich umgezogen, sie kam in Weiß, ihr aristokratisches Gesichtchen, von freier Luft gerötet, hatte einen bräunlichen Schimmer. Wenzels Ungezogenheit gegenüber der Tante Kornelia hatte jenen in den Augen seiner jungen Nichte erhöht. Alles Ungehörige, das dieser Mann beging, schlug ihm zum Glück aus. Lilla fragte, ob er nicht nachher mit ihnen speisen wollte. Wenzel jedoch lehnte ab, denn er stand noch nicht fest genug in Tante Ullas Gunst, um ohne vorherige Entschuldigung bei der Hauptmahlzeit fehlen zu dürfen.

So gingen sie denn durch die Felder, Lilla in Weiß, Erna in Graublau, dazwischen der liebenswürdige Onkel in einem auffällig karierten Sommeranzug. Er spielte sich mit hübschem Erfolge als stellvertretenden Gebieter auf. Vom Schaffer ließ er sich über den Stand der Ernte, über die Obstpachtungen Bericht erstatten. Bei den slowakischen Arbeiterinnen, die den Frühweizen schnitten, ging er eine ganze Weile auf und ab wie ein Sklavenvogt, sagte ihnen aber in ihrer Sprache, die seine Begleiterinnen nicht verstehen konnten, allerhand Anzügliches. Dann zog er mit den Mädchen weiter, in die Obstwälder hinauf, und erkundigte sich bei Lilla, ob denn ihr Vater nicht bald wiederkommen würde.

„Was denkst du, Onkel," rief Lilla entrüstet, „er ist ja kaum vierzehn Tage fort, der arme Vater!"

„Hm ja, die Tant' Ulla fragt immer," erwiderte Wenzel. „Und was schreibt er denn, der Papa? Mir schreibt er gar nicht und auch der Ulla nicht; letzteres ist nicht klug von ihm."

Dadurch verlor er wieder Lillas Gunst. Ihrem guten Vater nach seinem Unfall das bißchen Erholung nicht zu gönnen! Und die Großtante Ulla, diese unsterbliche Reisebriefperson, erwartete von dem Armen noch lange Briefe und Berichte!

Sie waren auf eine Feldterrasse gekommen, die hier die Kirschbaumgärten überragte. Lilla zeigte der Freundin mit Stolz das leuchtende Bild, das durch den Dobschitzer Berg in zwei Hälften geteilt war; dieser selbst erschien hier äußerst stattlich, vollkommen kegelförmig; seine sonnverbrannten Grasgehänge verliehen ihm einen rötlichbraunen Ton, rechts von ihm sah man über die Flußebene bis zu fernen lockenden Forsten, zu grauenden Hochgeländen hin; links in tiefeingesenktem Getreidetal, burgruinenbewacht, die Kreisstadt, hell mit roten Dächern winkend; am Horizont aber, tief drinnen gegen Prag zu, schwebte wie eine blaue Glocke ein ganz vereinsamter Berg, mit einer kleinen Rundkapelle auf seinem Gipfel.

„Ach, wie wird Rudolf entzückt sein, wenn er das hier zu sehen bekommt!"

„Ihr Bruder will hierherkommen?" fragte Wenzel, dem die Landschaft nichts zu sagen hatte, mit unbefangener Neugier.

„Baron Emmen war so freundlich, zu erlauben, daß er mich hier abholt, falls er seine Reise bis dahin beendet hat."

Wenzel dachte bei sich: Was wird die Alte in Luckau dazu sagen, wenn dieser junge Mann, ein Protestant, ein Bürgerlicher, vielleicht ein Freidenker und jedenfalls nicht zu „uns" gehörig, als Gast meines Bruders hier erscheint ... und am Ende gar ...?! Vielleicht ließe sich auch das irgendwie verwenden.

Wenzel fing nunmehr an sich zu langweilen. Die Mädchen wollten noch die basaltne Treppe ersteigen, die zu einer neuen überraschenden Ansicht des Gebirges führte. Wenzel aber entsann sich seines kranken Beines und bat um Urlaub. Natürlich gaben die Damen ihre Kletterei auf und brachten den Kavalier durch ein Paradies von Kirsch-, Apfel-, Birn- und Nußbäumen zum Schloß zurück.

Gerade als Wenzel im Begriff stand, sich der Lenkerkunst des mumienhaften Kutschers anzuvertrauen, brachte der Postbote, der nur einmal im Tage, knapp vor dem Diner, seinen Sack in Libnitz leerte, einen Brief für Lilla. Sie erkannte ihres Vaters Schrift, der Stempel lautete: Baden-Baden. Wenzel wartete noch, er meinte, seine Nichte werde das Schreiben vorlesen. Sie jedoch tat nichts dergleichen; vielmehr steckte sie den Brief ruhig in ihre Tasche.

Digitized by Google

„Fahren's zu, Euler!" rief Wenzel ärgerlich.

Die Pharaonenmumie setzte die Pferde in Trab. Erna und Lilla winkten mit ihren Taschentüchern, solange der Wagen noch in Sicht war.

* * *

Baden-Baden, den ... Juli ...

Mein gutes Kind!

Dein Vater ist nicht mehr sechzig Jahre alt, er ist ein Vierziger, ein Dreißiger, ist ein junger Mann geworden. Ach, wochenlang zusammen mit Deiner herrlichen Mutter, ohne Kornelia, ohne die lieben Tanten, ohne Libnitzer Verwaltungsärger! Es ist ein Jungbrunnen, das sag' ich Dir. Und ringsherum dieser heimliche Schwarzwald, der hold betörende Kindheitserinnerungen wachruft; denn wie oft waren wir damals im Sommer bei den Vettern Ortenburg auf ihrem Schloß Fantaisie bei Rastatt. Und von dort aus haben Wenzel und ich als Buben froh und frei und wie ein paar gute Gesellen den ganzen untern Schwarzwald durchwandert. Oh, wie schön war's, wenn hinter Gernsbach die Eberblutberge des Murgtals anstiegen, aus den Edelkastanien die roten Sandsteinkirchen lugten, und wenn der ungeheure Wald seine uralten Geheimnisse in unsre jungen Ohren raunte! Oder wenn wir im Ortenburgschen Wagen auf der Bergstraße hierher nach Baden-Baden fuhren. Einmal mußte der Wagen hoch oben im einsamen Forste anhalten. Wir sprangen heraus und liefen in den Wald hinein. Ich vorauf. Ein feuerroter Schmetterling torkelte vor mir her. Ich sprang ihm nach und fand mich bald allein zwischen den Riesenstämmen der Fichten. Da knackt es im Holze ... ich fuhr herum: ein sonderbares Weiblein, klein wie ein achtjähriges Mädchen, aber ganz verhutzelt und weißhaarig, licherte mich aus dem Halbdunkel an. Ich entfloh ... Die andern haben mich ausgelacht; ich hätte geträumt, sagten sie, als ich im Weiterfahren, dort wo die Straße sich ins Dostal senkt, atemlos mein Erlebnis berichtete. Aber ich schwöre Dir noch heute einen heiligen Eid, daß ich das Holzweiblein wirklich gesehen habe. Gewiß war's eine Art Kretin, eine Zwergin oder Mißgeburt, wie sie im Gebirge gar nicht so selten sein mögen. Wenzel, der am Waldrande zurückgeblieben war, um Himbeeren zu pflücken, verhöhnte mich am lautesten um meiner Einbildung willen. Und damals haben wir uns, soweit ich mich zurückentsinnen kann, zum erstenmal gezankt.

Alle diese Jugendstätten will ich wieder besuchen, habe sie zum Teil schon wiedergesehen. Auf dem Staufenturm standen wir und sahen nach dem Wasgau hinüber. Deine Mutter und ich. Daß ich ihr das zeigen durfte — dort unten in der Rheinebene die rötliche Turmpyramide des Münsters zu Straßburg und die lange lila Kette der Alpen fern im Süden ... 's ist der Mühe wert, daß man alt wurde und sich viel geärgert hat, darf man solchen Augenblick noch erleben.

Wie fern ist mir Böhmen geworden! Verzeih, mein Kind! Die Basaltkegelberge, die ich so sehr liebte und wieder liebgewinnen werde, hier sind sie mir gegenwärtig wie etwas, das man einmal im Bilderbuch gesehen. Wir Emmens sind halt keine rechten Österreicher. Sind Alemannen, mit einem starken norddeutschen Einschlag. Aber diejenigen empfinden das Tragische des Österreichertums am tiefsten, die nicht von alters her ihre Wurzeln da drüben im Osten hatten.

Wir sind nicht etwa ungesellig. Du weißt, Mama duldet so etwas nicht. Das ist das Schöne hier in Baden-Baden: Du kannst Dich mit interessanten Menschen aus allen Zonen des Erdballs unterhalten und gleich darauf der tannendunkelsten Einsamkeit genießen.

Neulich ließ uns der Großherzog, der einen kurzen Aufenthalt im Eberstein'schloß genommen, zu sich befehlen, denn er kannte, durch die Ortenburgs, schon meine Eltern und war äußerst liebenswürdig und gnädig zu uns. Dennoch gab's mir einen Stich ins Herz, als ich bemerkte, daß der gütige alte Herr sich über meine Stellung hier im Böhmerlande eine ganz falsche Vorstellung macht. Er hält mich für einen der großen böhmischen Kavaliere — mich, den armen Verwalter der Gräfin Haidenfeld! Die Tante Ulla glaubt er längst zu ihrem Jean Paul versammelt und beglückwünscht mich als ihren lachenden Erben. Wie sehr widerstreben mir solche Täuschungen; aber ehe ich den Irrtum irgendwie aufklären konnte, war die Audienz zu Ende.

Denke nicht etwa, Dein Vater sei ein eitler alter Narr, der sich darüber ärgert,

Digitized by Google

daß er keinen Schwarzenberg oder Schönborn abgeben kann. Aber diese Begegnung zeigte mir auf einmal so recht, wer ich eigentlich bin — ein Mann, der nicht an seinem Flecke steht, ein zur Seite geschobener. Und hätt' ich ein großes Vermögen, da wär' alles anders. An solchen Dingen hängt das Schicksal der Menschen. So alt ich bin — niemals konnt' ich so recht den Gedanken mir zu eigen machen, daß das Geld das Um und Auf der Weltgeschichte ausmacht.

Es gibt neben der Historie noch eine andre Geschichte, die niemals ins Bewußtsein der Gesamtheit übergeht. Es gibt neben der Literatur, die von Professoren in dicken Bänden behandelt und klassifiziert wird, noch eine andre, die nur wenige kennen. Es gibt gute Bücher, die nie geschrieben worden sind. Es gibt große Dichter, deren Schöpfungen niemals gedruckt werden. Nichts ist wahr, alles gemacht. Die vertrautesten Gestalten der Welthistorie — ein Friedrich der Große, Napoleon und wie sie alle heißen mögen — sind allmählich zu etwas ganz anderm umgelogen worden, als sie in Wirklichkeit waren. Die wahre Geschichte kennt niemand. Vielleicht ist's gut so.

Es küßt Dich
Dein skeptischer alter Vater.

Deine süße Mutter bringt mir eine Rose. Hier hast Du ein paar Blätter davon. Wir wollen jetzt nach der Kolonnade gehen, das Orchester spielt eben die Fledermaus-Ouvertüre.

* * *

Hochfreiherrliche Gnaden!

Morgen ist Ihres ergebenen Dieners fünfzigster Geburtstag. In Anbetracht dieses nichtigen Ereignisses wagt es der dienstfertigst Unterzeichnete, Hochfreiherrliche Gnaden zu einer ganz bescheidenen Jause im idyllischen Gartenhaus zu Oberluckau allerdevotest einzuladen. Von fünf Uhr an werd' ich Eure Gnaden erwarten. Zdenka macht die Honneurs.

Euer Hochfreiherrliche Gnaden
stets ganz und gar ergebener
Katzowky.

Wenzel von Emmen, der hohe Empfänger dieses Briefes, beschloß, da er eben nichts Besseres zu tun hatte, der Einladung des Verwalters zu folgen.

Jaroslaw Katzowky wohnte im „Gelben Hause", am Ende des Dorfes Oberluckau. Als dieser Ort noch einen Pfarrer besessen, war der breithingelagerte großfenstrige Bau das Pfarrhaus. Es hob sich über dem angestauten Dorfteich neben der zwiebeltürmigen Wallfahrtskirche lustig auf und streckte nach dem dreibuckligen Langenberg einen stattlichen Garten aus, an dessen östlicher Ecke ein behagliches Sommerhaus über der hohlen Gasse des Gebirgsweges hing. In diesem Rundbau war eine üppige Tafel gedeckt. Das Mahl war völlig im Pfarrerstil gehalten, als schwebe der Geist jener Vorbewohner in seiner ganzen frommen Weltlichkeit heiter segnend über den Genüssen des Nachmittags.

Zwischen den Stachelbeerpflanzungen schritt auf buchsgesäumtem Kieswege die schöne Zdenka auf und nieder. Sie war ungemein festlich angetan, mit einer sehr durchsichtigen Sommertoilette; sie atmete Begehren und strich mit der vollen Hand zuweilen über die starke eigenwillige Stirn.

„Vaterl, kommt er noch nicht?"

Katzowky überhörte die Frage. Er blickte bewundernd an seiner hochgewachsenen Tochter empor. „Zdenka, du bist ein Prachtweib. Deine Mutter — armes Ding, sie hatte nie ein rechtes Verständnis fürs Leben — war nicht halb so schön wie du. Schad', daß ich dein Vater bin. Gib mir ein Busserl." Er schob sein von Wein und Sonne rotes Gesicht zu ihrem Mund empor. Sie gab ihm nur je einen kleinen Klaps mit der flachen Hand auf die plustrigen Backen. „Still, Vaterl, ich glaub', ich hör' einen Wagen."

„Also wir verstehen uns, Zdenka? Den läßt du nimmer aus. Das ist ein Mensch, der das Leben versteht. Wer weiß, was noch alles geschehen kann?"

„Red' kein' Unsinn, Vaterl. Der Herr Baron wird gleich vorfahren. Geh, hilf ihm heraus."

Wäre das Wort „jovial" noch nicht vorhanden gewesen, man hätt' es erfinden müssen, um Wenzels Gehaben an jenem Nachmittag zu schildern. Diese drei Menschen gehörten alle zu einer Gattung, einem Schlag: der Rasse der rücksichtslosen Lebenseroberer. Daß ein jeder von den Dreien vor den beiden andern auf der Hut war, daß ein jeder seine Tischgenossen heimlich beobachtete und einen versteckten Sinn in ihren Reden zu

Digitized by Google

finden vermeinte — dieſe Vorſicht, dieſes Mißtrauen hinderte die kleine Geſellſchaft nicht im geringſten daran, ſich ausnehmend wohl zu fühlen. Bald quoll ein Geſchrei und Lachen und Hallo und Gläſerklingen aus dem kühlen Gartenhäuschen, daß man im Dorfe weithin aufhorchte.

„Ja, der Herr Katzowky, der hat ein Anſehn bei der Herrſchaft. Wie mit ſeinesgleichen geht der Herr Baron mit ihm um.“ So hieß es in den Höfen und auf den Feldern. Und man zog in den nächſten Tagen die Mütze noch einmal ſo untertänig, wenn der braune Biedermeierrock des Herrn Verwalters in Sicht kam.

Katzowky erhob ſein überfließendes Champagnerglas. Man hatte eben auf das Wohl des Geburtstagskindes angeſtoßen. Dieſes trank nun feierlich auf ein langes Leben der Gutsherrin. „Die gnädige Frau Baronin!“ ſtammelte der Verwalter gerührt. „Sie iſt zwar ſchon ſehr alt — möge ſie uns aber trotzdem noch recht lange erhalten bleiben. Hoch! hoch! hoch!“

„Vorläufig wär's noch ganz gut,“ entfuhr es Wenzel, „denn man kann noch nicht wiſſen, was nachher kommt.“

„Werd' immerhin die Pacht auf den Berghöfen erhöhen — was natürlich unter uns bleiben ſoll, Herr Baron.“

Wenzel ſtieß mit dem Verwalter noch einmal an, und zwar beſonders herzlich.

Der Cliquot lockerte die Zungen, die Stimmung wurde immer vertraulicher.

„Ja, mein Freund Ratzki, der hat's gut,“ ſchwatzte der Verwalter, „der iſt jetzt Schloßherr. Hat ſich Neuklepnitz gekauft, der Herr Baron werden's ja gehört haben. Alles vom Ertrag ehrlicher Arbeit.“

Wenzel platzte ſo heftig mit ſeiner Lache heraus, daß ihm der Sekt aus den Zähnen ſpritzte. „Mir machen Sie nichts vor, Katzowky. Ein Gauner, der Ratzki; denn kein Menſch wird durch ehrliche Arbeit aus einem ſimplen Verwalter ein Großgrundbeſitzer. Ihr ſeid alle miteinander Räuber und Schwindler. Aber mir ſoll's recht ſein, Freunderl. Ihr wißt's ſchon, ich bin fürs Leben-und-leben-laſſen.“

„Das wär' vielleicht eine Partie für dich, Mäderl,“ wandte ſich der Weingott an ſeine Tochter. „Schloßfrau zu Neuklepnitz wär' nicht ſo übel, was? Einen Grafen oder Freiherrn kriegſt du doch nicht ...“

Oh, bitt' ſchön, wenn ich wollt'! hätte Zdenka beinahe ausgerufen. Aber ſie begnügte ſich damit ihren Vater anzupruſten: „Sind mir auch alleſamt zu dumm! Zum Heiraten will ich einen ordentlichen Menſchen, keinen Modegigerl! Einen richtigen Mann!“

„Wirſt ſchon einen kriegen, du Tauſendſaſſa! Sie werden's kaum glauben, gnädiger Herr Baron, aber lauter Graferln hat's gehabt, die Zdenka, lauter Graferln!“ Und er klopfte ihr bewundernd den Rücken.

Wenzel grinſte dazu wie ein Faun. „No, und der dicke Kaufmann Birnſohn in Trembowla, war das auch ein Graf?“

Katzowky überhörte dieſe Bemerkung, die von Wenzel zu Zdenka hinüberflog.

„Du biſt ja mein einziges Barontſcherl,“ flüſterte die Verwalterstochter zurück, um Wenzel an weiteren Offenherzigkeiten zu hindern.

„Den Steyregg hätte ſie auch haben können — ja, der hätt' ſie geheiratet und zur Gräfin gemacht.“ Alſo der zärtliche Vater.

„Dumm genug iſt er dazu,“ äußerte Wenzel grob.

„Hab' was gehört von einem Plan, daß er die Baroneß Lilla heiraten ſoll.“

„Sie haben recht, Katzowky, die Tante Ulla wollte dieſe Partie zuſtande bringen. Freilich findet auch ſie den Kerl viel zu ungebildet und dumm. Aber man nennt ihn einen braven Menſchen. Na, wenn man mir das von einem ſagt, da iſt er in meinen Augen ſchon gerichtet.“

„Da möchten der Herr Baron auch den Herrn Baron Bruder auf Libnitz verurteilen?“ lachte der Verwalter frech.

„Ich muß Sie ſchon bitten, Katzowky, ſich jeder Bemerkung über meine Verwandten zu enthalten,“ ſtieß Wenzel halb ernüchtert heraus. „Ihr werdet mir zu üppig, ihr Verwalteriſchen, euch geht's alleſamt zu gut.“

„Für Ihren Herrn Bruder hab' ich als ganz kleines Mäderl ſchon geſchwärmt, Barontſcherl! Ganz ſo müſſen die alten Ritter immer ausgeſehen haben, dachte ich mir; die wirklich edlen, mein' ich, an die man denkt, wenn man ſagt: ritterlich. Ach, wie oft hab' ich mir gedacht: dem möcht' ich zu Füßen fallen und ausrufen: ſiehe da, deine Magd! Und heute, wo er alt iſt, da ſcheint er noch viel ſchöner geworden zu ſein! Dieſer weiße Bart! Ja, Barontſcherl, an den reichſt du

Digitized by Google

nicht hinauf; dich möcht' keiner für dem seinen Bruder halten, wenn er's nicht wüßt'!"

Die beiden Männer wandten sich wie auf Befehl gegen die Schwärmende.

Wenzel war aufs tiefste in seiner Eitelkeit beleidigt, und der Verwalter polterte: „Mit dem Manne möchtst du halten, der deinen guten Vater bei der Frau Baronin verdächtigt hat? Du schlechtes, undankbares, ungeratenes Kind!"

„No, wenn ich nicht geraten bin, liegt's an dir, Papa. Hätt'st mich ja erziehen können nach deinen Prinzipien! Kommt übrigens auf eins heraus: ich hab' die Mannsbilder ausgeplündert, und du saugst deine Leut' aus und betrügst deine Herrschaft, du Mann der ehrlichen Arbeit!"

Katzowsky beherrschte sich mit einem Male so sehr, daß man ihn eigentlich hätte bewundern müssen. „Kinder, wir haben alle heiße Köpfe bekommen. Gehen wir ein bisserl raus, der Abend ist schön; ich mach' halt den Anfang." Er knirschte schwerfällig auf den Kiesweg hinaus und schritt schwankend zwischen den Buchswänden nach dem Hause hin. Auf dem Turme der Kirche läutete man den Abend ein.

„Ave-Maria," sprach Zdenka mechanisch und bekreuzte sich dann ein paarmal. Sie war von Zorn, Wein und Schwärmerei gerötet; sie erschien höchst begehrenswert. „Bist noch bös, Wenzlitschku?"

Man hörte die Tür des gelben Hauses krachend ins Schloß fallen. Sie waren allein.

„Zdenka, du bist das prachtvollste Weib, das ich je gekannt habe! Wollen wir wieder die Alten sein?"

Zdenka nickte.

* * *

„Bin begierig, was das für ein Mensch sein wird, der Doktor Rudolf Siebenlehn," sagte Baronin Emmen eines Morgens zu ihrem Gatten. „Am Ende gar ein Monsieur ohne Manieren oder einer mit dem prononzierten Reserveleutnantsstempel."

„Ach, du meinst so einen, der immer die Hacken zusammenschlägt?" lachte der Baron. „Ich erwarte eher einen zerstreuten Gelehrten mit der ganzen Eingenommenheit des fin de siècle, einen Norddeutschen, dessen Traditionen nicht weiter zurückgehen als 1870. Nun, wir werden ja sehen."

„Lilla schreibt aber, daß er ein Freund und Studiengenosse des Fürsten von Schwarzenbach-Nordland sei und nächstens wieder an den Hof dieses Kunstfreundes reise. Etwas Lebensart wird er dann wohl haben."

„Gar kein Beweis, mein Engel! Ein wenig Formlosigkeit ist sogar unter Umständen in Hofkreisen recht willkommen — als Folie. Man drapiert sich dann mit Vorurteilsfreiheit. Nun, wenn er nicht gentlemanlike ist, dann können wir ihn ja wieder abschütteln."

Sie waren noch in Baden-Baden. Lilla hatte geschrieben, daß der Bruder ihrer Freundin Erna auf seiner Rückreise von Italien durch Baden-Baden kommen werde und den Wunsch habe, Baron Hans Emmen und seine Gemahlin kennen zu lernen.

Rudolf Siebenlehn erschien denn auch, und das Ehepaar war aufs angenehmste enttäuscht.

Der Baron mußte sich sagen, daß es ihm schwerfallen würde, unter dem jüngeren Geschlecht seiner heimischen Standesgenossen einen Mann zu finden, der diesem jungen Altertumsforscher an die Seite zu stellen wäre. Bei Rudolf Siebenlehn war die gefällige Sicherheit des Benehmens und des Ausdrucks nicht allein das Ergebnis von Erziehung und Umwelt. Es schien bei ihm alles selbstverständlich zu sein, und jede Bewegung und jedes Wort entwuchs dem Wesen des ganzen Mannes. Reisen und mannigfaltiger Verkehr hatten gewiß zur Ausbildung dieser in der besten Bedeutung weltmännischen Persönlichkeit viel beigetragen, und vielleicht hatte der Umgang mit den Wundern der Antike auch auf geheime Art im stillen mitgewirkt.

Dieser schlanke, elegante Mensch mit dem gut geschnittenen schwarzen Bart und den freundlichen klaren Grauaugen war auch der Baronin auf den ersten Blick sympathisch. So wurde die Bekanntschaft freudig befestigt und heiter ausgebaut.

Auf gemeinsamen Wanderungen und Fahrten im Schwarzwald rückte Rudolf bei dem Ehepaar mit größerer Raschheit, als es anderswo in Jahren der Fall gewesen wäre, in die Stellung eines vertrauten Bekannten, eines vertrauenswürdigen Freundes ein.

Der Baron gewann ihn bald so herzlich lieb, wie er das in seiner reifen Herbstkühle nicht mehr für möglich gehalten hätte. Wie er selbst einer aus Hunderttausenden war, so erkannte er auch in Rudolf einen wahr-

Digitized by Google

haft Auserwählten. Nur daß dem jüngeren Manne ein Göttergeschenk eignete, das dem Baron sein Leben lang vorenthalten worden war: ein unerschütterliches Gefühl der Unabhängigkeit, ein eiserner Wille, ein unverrückbares Festhalten am einmal erwählten Ziele.

Einmal gingen sie zusammen nach dem Merkur; die Baronin scheute den Aufstieg zum Turm und blieb mit einem Tauchnitzband im Wagen sitzen. Stundenlang konnte sie lesen, wenn ein Autor sich einmal ihrer Phantasie bemächtigt hatte; ein gutes Buch, eine russische Zigarette waren ihr Labsal, wenn Hans nicht bei ihr sein konnte. Das Malen hatte sie hier, trotz der vielen hinreißenden Motive, vorläufig aufgegeben. Es war eine wohltuende Trägheit über ihr Gemüt gekommen.

Dort war es nun, in den hochstämmigen Forsten zwischen dem Staufen und der Ebersteinburg, daß dem älteren von den beiden Männern so recht das Herz aufging; daß er dem aufhorchenden Gefährten ein klares und anschauliches Bild gab von den Verhältnissen, deren Opfer er zeitlebens gewesen. Mit maßlosem Staunen hörte der junge Archäolog, daß Hans von Emmen, einst ein glänzender und kühner Offizier, gewissermaßen unter dem Pantoffel zweier Tanten ein Verwalter- und Thronfolgerdasein führte.

„Es will mir scheinen," äußerte der Archäolog, „als ob dies alles, was Sie mir da erzählt haben, Baron, eng mit den österreichischen Verhältnissen zusammenhinge. Österreich ist im wesentlichen noch ein patriarchalisches Land. Während bei uns im Reich an dreißig Vaterländer sich drängten, während die Monarchen im Westen für ihre Throne zittern mußten, galt in Öst rreich durch Jahrhunderte der Kaiser gewissermaßen als der Vater aller. Und dann ist Österreich, wie schon der Name besagt, der Übergang zum Orient. Dort aber wächst die Gewalt der Älteren — im weitesten Sinn —, je weiter man nach Osten kommt, ja, im fernen Japan ist oder war der Mutterbruder der größte und furchtbarste Familientyrann. Bei Ihnen sitzt naturgemäß die Ehrfurcht vor den bestehenden Gewalten, seien es nun Herrscher, Verwandte, Dienstherren oder Vorgesetzte, tiefer im Blut als bei uns Reichsdeutschen. Und den Einwirkungen seiner angeborenen Umwelt kann auch der Stärkste nicht standhalten."

„Wie kommt es dann," fragte der Baron mit einem Lächeln, „daß Sie, lieber Doktor, so ein unabhängiger und freier Mensch geworden sind? Wie Sie mir sagen, waren alle Ihre Vorfahren durch lange Zeit Beamte, und zwar in den engen Grenzen eines kleinen Staates. Dennoch widerstanden Sie dem Wunsche Ihrer Eltern, eroberten sich Ihr Lieblingsstudium, schufen sich eine Stellung und einen Namen "

„Es muß," erwiderte der junge Gelehrte mit Überzeugung, „in dem gesamten jüngeren Geschlecht von heute ein Drang vorhanden sein, sich auszuleben, sich gegen die hergebrachten Satzungen aufzulehnen, das Recht auf ein eignes Dasein stark und freudig zu behaupten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eines Tags erkannte ich's: Ein jeder lebt sein eignes Leben, und es nach eignem Bedünken auszubauen, ist sein gutes Recht. Wäre ich meinen Eltern gefolgt, ich säße heute als Assessor in irgendeiner Mittelstadt. Freilich stand mir das Glück in seltenem Maße bei. Die Freundschaft des Fürsten von Schwarzenbach-Nordland war mir gewiß von Nutzen, und außerdem wollten es die Götter, daß ich von einer Tante ein Vermögen erbte, so daß ich von meinen guten Alten materiell nicht mehr abhängig war. Die Hauptsache aber war und blieb: ich hatte eingesehen, daß Ehrfurcht, Liebe, Mitleid zu bedrohlichen Gegnern werden können, läßt man ihnen zuungunsten eigner Lebenspläne das große Wort. Ich sah das Treiben in andern Familien mit an, sah, wie immer die Besten, Treusten, Pietätvollsten zurückgesetzt oder unterdrückt wurden, während man den Sündern verzieh, den Ungebärdigen ihren Willen ließ. Meine kleine Schwester Erna ist ein liebes süßes Ding, aber ein Durchschnittsmensch wie nur einer; sie pflegt zu erschrecken, wenn ich derartige Äußerungen von mir gebe. Sie wird denn auch immer hübsch tun, was die Konvention von ihr verlangt. Ich aber ..."

Hans von Emmen hatte die letzten Worte nicht mehr so recht angehört. Die Ausführungen dieses jungen siegesbewußten Mannes rissen einen Abgrund in seinen Erinnerungen auf. Ja, das war es: die Pietätvollsten, die Treusten wurden zurückgesetzt, die Sünder ... Und da mußte er plötzlich an seinen Bruder Wenzel denken. Ihn fröstelte. Dann wandte er sich an den sorglos ausschreitenden Gefährten: „Glauben Sie, mein lieber

Digitized by Google

junger Freund, daß es für mich schon zu spät ist? Zu spät zum Betätigen, zur Auflehnung? Sehen Sie, daheim in Libnitz leidet meine arme Frau stets so entsetzlich unter den Zuständen, die ich Ihnen beschrieben habe. Und meine Tochter, die etwas nach mir geartet ist, nur daß sie, wie Ihr Heutigen alle, weniger Achtung vor geheiligten Autoritäten besitzt — sie ist gar nicht dazu angetan, unter der Aufsicht von Tanten und Großtanten auf dem Lande zu versauern. Es ist ja scheußlich, einem Menschen nicht das Leben zu gönnen; aber ich gestehe es Ihnen offen: wenn meine Tante Ulla ... Nun, Sie kennen die Verhältnisse aus meiner Schilderung —"

„Darf ich Ihnen, dem verehrten älteren Manne, frei meine Ansicht heraussagen? Nun, ich glaube dies: die Tragik Ihres bisherigen Daseins, lieber Herr Baron, liegt in dem Erwarten jenes Ereignisses, das Sie zum Herrn auf Luckau machen soll. In stetem Erwarten dessen, was Ihnen ja auch von Rechts wegen zukommt, ließen Sie die Zeit ungenutzt verstreichen. Würden Sie sich einmal sagen: ich rechne nicht mehr auf Luckau; bekomm' ich's, desto besser! aber inzwischen will ich mal auf eigne Faust mein Alter fruchtbar und bedeutend machen! dann wären Sie mit einem Male ein freier Mann!"

„Sie mögen ja recht haben, Doktor," seufzte der Baron, „aber Sie rechnen nicht mit den Verhältnissen meiner Heimat. Will ich als ein Vorkämpfer deutscher Großgrundbesitzer die Rolle durchführen, die mir seit Jahrzehnten als mein Ideal vorschwebt, so muß ich einen stärkeren, glänzenderen Hintergrund haben als Libnitz, das mir ja auch noch nicht gehört, wenngleich Tante Isa es mir sicher vermacht hat. Und wie könnte ich, durch kleinliche Verwaltungssorgen gepeinigt, meiner politischen Aufgabe gerecht werden?"

Da wußte der Jüngere nun wirklich keinen Rat. Er konnte nur schweigen. Der alternde Edelmann an seiner Seite tat ihm herzlich leid; aber war ihm noch zu helfen?

„Sehen Sie!" lachte Emmen wehmütig.

Und sie sprachen vom Merkurtempel, der einmal hier gestanden haben sollte, und von den neusten Ausgrabungen auf Ägina. Der erste tiefe Gegenstand ihrer Aussprache wurde nicht mehr berührt.

* * *

Immer wieder hatte Kornelia ihrem Schwager schreiben wollen. Sie wünschte Lilla bei ihm zu verklagen, ihn vor Wenzel zu warnen. Aber auf Ahnungen und Gefühle läßt sich keine Beschuldigung gründen; und was den Übermut ihrer Nichte betraf, so hätte sie bei Hans trotz aller seiner Ritterlichkeit wenig Gehör gefunden. So ließ sie's denn und schrieb nur hin und wieder ihrer Schwester ein paar nichtssagende Zeilen.

Ende August kehrten Emmens zurück. Mehrere Tage vorher war man schon in Libnitz mit Vorbereitungen zum Empfang beschäftigt. Die Mädchen nahmen alles in ihre zarten Hände. Tante Isa freute sich ja auch der Rückkehr ihres Neffen, aber der kleine Mops Didi hatte sich eine schwere Verdauungsstörung zugezogen, und was in der alten Dame noch an Erregbarkeit lebendig war, das wurde von diesem bedauerlichen Vorkommnis in Anspruch genommen. Kornelia und Scipio hielten sich zurück, wo Lilla samt Erna die Zügel führten.

Wenzel kam von Luckau herüber und nahm an den Festvorbereitungen vergnügten Anteil, was ihn nicht hinderte, gelegentlich der Tante Ulla gegenüber zu äußern: „Weißt du, verehrteste Tante" (er mußte es ziemlich laut sagen, denn Ullas Gehör war durch eine Erkältung beschädigt, jedoch wandelten sie gerade in einem entlegenen Teil des Gartens), „ich find' es doch ein bissel komisch vom guten Hans, daß er so ohne weiteres, ohne die Tant' Isa zu fragen, sich diesen jungen Doktor aus Deutschland mitbringen will. Überhaupt: daß man ihn da wie einen Herrn empfängt, scheint mir nicht ganz in der Ordnung; er ist ja noch gar nicht der Schloßbesitzer. Na, dem guten Kerl ist es ja schließlich zu gönnen ... wenn's ihm Freude macht ... Übrigens, schwarzrotgoldne Fahnen ..."

„Was sagst du von Ahnen?" fragte die alte Dame, die in der Tat seit einigen Wochen nicht mehr so gut hörte wie früher. „Das letzte hab' ich nicht recht verstanden. Goldne Ahnen?"

„Schwarzrotgoldne Fahnen!" brüllte Wenzel und vergaß dabei fast, die Rolle eines devoten Neffen fortzuspielen. „Mein Gott, wir sind ja schließlich Deutsche, aber es ist nicht gerade nötig, daß die Lilla solche Lappen aufstecken läßt. Fehlen nur noch schwarzweißrote zur Begrüßung des preußischen

Digitized by Google

Herrn Doktors. Und der Hans ist kaiserlicher Offizier ... kurzum, die Sache will mir gar nicht gefallen!"

— — — — — — — — — — —

Als nun der große Empfang vorüber war und Baron Hans von Emmen, nachdem er einen Tag dem Ausruhen gewidmet, sich verpflichtet fühlte, nach Luckau zu fahren und Tante Ulla die Hand zu küssen, wurde der Lieblingsneffe nicht so herzlich begrüßt, wie er es wohl erwartet hatte.

Hans war peinlich berührt: seine Tante war in diesen Wochen stark gealtert, sie hörte nicht mehr so gut wie zuvor, ihre Stimme hatte einen rauhen und zugleich zitternden Klang.

„Aber du bist lange fortgeblieben!" das waren ihre ersten Worte. „In deinen Jahren, mein guter Hans, macht man doch nicht mehr solche Sprünge! Und was für Geld euch die Sache gekostet haben muß! Ist es wahr, daß ihr jetzt noch ein großes Gartenfest abhalten wollt?"

„Lilla wünscht es sehr, und meine Frau ..."

„Was sagt meine Schwester dazu?"

„Liebe Tante, du weißt doch, daß Tante Isa uns in solchen Dingen Carte blanche läßt. Übrigens ist der Mops unwohl ..."

„Einerlei, die Tante Isa muß gefragt werden. Das gehört sich nun einmal!"

„Na, erlaube, verehrte Tante, ich bin doch auch kein Kind mehr!"

„Wenn ihr den Unsinn durchaus machen wollt, so ladet doch wenigstens auch den Niki Steyregg dazu ein. Er ist jetzt bei den Schwammersteins auf Guckhausen. Du weißt, ich säh' es gern, daß Lilla ihn nähme. Er ist eine gute Partie und ein sehr braver Mensch."

„Mag sein, liebe Tante, aber daß er ein Bauer ist, trotz seiner Grafenkrone, das wirst du doch nicht ableugnen wollen."

„Wenn du einmal nicht mehr lebst und du bist auch der jüngste nicht mehr —, dann möchte ich Lilla gern ordentlich etabliert sehen. Deine Frau ist nicht geeignet, Lilla zu behüten und fertig zu erziehen, wenn du einmal tot bist!"

Wirklich, die Tante war heute sehr schwer zu behandeln. Hans erhob sich gemessen: er wollte der alten Frau zeigen, daß ihn die Bemerkung über seine Linda arg gekränkt habe. Aber Ulla merkte gar nichts von der Stimmung des Neffen. Sie war, wie so viele sehr alte Leute, für die Mienen und Empfindungen ihrer Umgebung blind. Als wäre gar nichts vorgefallen, entließ sie den Baron mit freundlichem Kopfnicken: „Also, Hans, überlege dir die Sache mit dem Niki und der Lilla."

Sehr ärgerlich fuhr der Freiherr nach Libnitz zurück.

Schwarzweiße Elstern flogen zwischen den Birnbäumen hin und her, deren Zweige fruchtschwer den Acker streiften.

Unter der großen alten Linde, dort, wo der Fußpfad vom Schloß Libnitz her mündet, an jener kühlen und dunklen Stelle, von der die Bauern sagen: Dort ist nachts nicht gut vorübergehen, dort betört es! saß im Schutz des schwarzbraunen Muttergottesbildes auf der tiefeingesunkenen Bank ein junges Menschenpaar. Sie blickten erst auf, als der Wagen des Barons vorüberrollte. Er erkannte Rudolf Siebenlehn und Lilla. Er las aus ihren Gesichtern in diesem flüchtigen Augenblick mehr, als ihnen selbst noch bewußt war.

Sei's denn! dachte er vor sich hin. Und als er im Schloß angekommen war, ging er sogleich in den Salon seiner Frau. Die Baronin malte an einem Strauß hellblauen Enzians. Hans sprach ihr seine Gedanken aus.

„Er ist ja ein scharmanter Mensch," sagte die Baronin zögernd, „ein wirklicher Gentleman; aber schließlich, Hansel, stammt er doch nicht aus unsern Kreisen."

„Eben darum, Donna Linda!" meinte Hans mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Eben darum! Schau' dir mal unsre Rudis und Nikis und Pepis an. Es gibt ja prächtige Menschen darunter, gewiß. Aber es sind Menschen der Vergangenheit. Was an ihnen anspricht und einnimmt, ist eine übermittelte Kultur, an der sie persönlich kein Verdienst haben. Dagegen Rudolf! Erlaube, daß ich ihn so nenne! Er ist mir sehr ans Herz gewachsen."

„Wenn du ihn so gern hast, Hans, dann habe ich weiter nichts zu sagen. Die Tante Ulla freilich wird nicht entzückt sein."

„Wir können doch nicht Sklaven bleiben bis an unser Lebensende, Linda."

Und die Baronin seufzte.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgslandschaft. Von Hsia Kuei. Um 1200. (Aus Kokka, Heft 34.)

Chinesische Landschaftsmalerei

Von Dr. Oskar Münsterberg

Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh'" und Heines Lied vom Fichtenbaum und der Palme entsprechen jener lyrischen Stimmung, die fast dreitausend Jahre vorher in China begonnen und etwa in der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. ihre Blütezeit erlebt hat. Goethe hat in seinen Schriften wiederholt seine chinesischen Studien erwähnt und in dem Titel „Westöstlicher Diwan" den Einfluß Ostasiens auf seine Dichtungen anerkannt. Confucius hatte 483 v. Chr. zum erstenmal in einer Anthologie (Shi-King) alte Gedichte, angeblich aus dem zwölften bis siebenten Jahrhundert v. Chr., gesammelt, und Rückert übertrug 1833, Viktor von Strauß 1880 das kanonische Liederbuch des Konfucius in deutsche Verse. Trotz der vielen [illegible] Eigenarten, besonders in bezug auf die soziale und religiöse Empfindungswelt, berühren uns diese alten Lieder in ihren gleichsam stenographierten Naturschilderungen und Gefühlsgleichnissen durchaus sympathisch.

Diese Art der Lyrik ist hervorgegangen aus einem innigen Zusammenleben mit der Natur. Es ist jene anschauliche Art, Seelenstimmungen mit den sorgfältig beobachteten Vorgängen in der Natur zu vergleichen. Die große Landschaft, das kleine Insekt, der einzelne Raum und vor allem die Stimmung der Atmosphäre in jeder Tagesstunde wird mit gleich sorgfältiger Liebe beobachtet und geschildert. Es sind poetische Niederschriften des Naturbildes, und es ist daher nur die natürliche Weiterentwicklung, wenn in der Blütezeit der Lyrik unter den Herrschern der Tang-Dynastie (618—907) die Malerei der Illustrierung der Verse dienstbar gemacht wurde.

Digitized by Google

Die bildnerische Kunst war durch die Ausschmückung der Tempelwände zur Ehre buddhistischer Götter und durch die Illustrierung der historischen Begebenheiten zu einer gewissen Höhe gediehen. Dem Zweck entsprechend ward zunächst eine erzählende realistische Malerei der sachlichen Einzelheiten geübt, und erst unter dem lyrischen Einfluß begann man die Stimmung des Gesehenen wiederzugeben. Die Malerei entsprach der Dichtkunst.

Waren früher neben den lyrischen Gedichten besonders Balladen beliebt, die in epischer Breite zwar auch von Liebe, aber noch mehr von Kriegen und Jagden, Trinken und Spielen erzählten, so wurden in der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. die kurzen Stimmungslieder bevorzugt. Nicht mehr sollte die Landschaft zur Erinnerung an eine Tat, als Folie der Handlung dienen, sondern die Seele der Landschaft wurde als Symbol der menschlichen Stimmung gefaßt.

Einige Verse des Shi King nach Rückerts Übersetzung mögen das Gesagte illustrieren:

Vor dem Tore steht die Eiche,
Und die Ulme wächst am See.
Drunter sitzt der ihnen gleiche
Sorgenfreie Sohn von Tsee

oder:

Vorm Osttor stehen die Weiden
Mit Zweigen hoch und dicht.
Dahin laß dich bescheiden,
Ich komm' im Abendlicht

oder:

Die Wasserlilie wächst am See,
Sie steht in Blüte.
Um einen schönen Mann ist Weh
Mir im Gemüte

oder:

Der Quell strömt kalte Fluren und begießet
Das Unkraut, das empor im Acker schießet.
Weh mir, im Schlafe bin ich wach
Und denke still mit Seufzen nach
Dem Ungemach,
Dem Ungemach,
Das rings dem Herrscherhaus von Tschu
entsprießet.

Wir sehen aus diesen wenigen Beispielen, die sich um viele Dutzende vermehren ließen, wie der Chinese Pflanzen und Tiere, Wasser und Luft als Gleichnisse seiner Seelenstimmung empfindet.

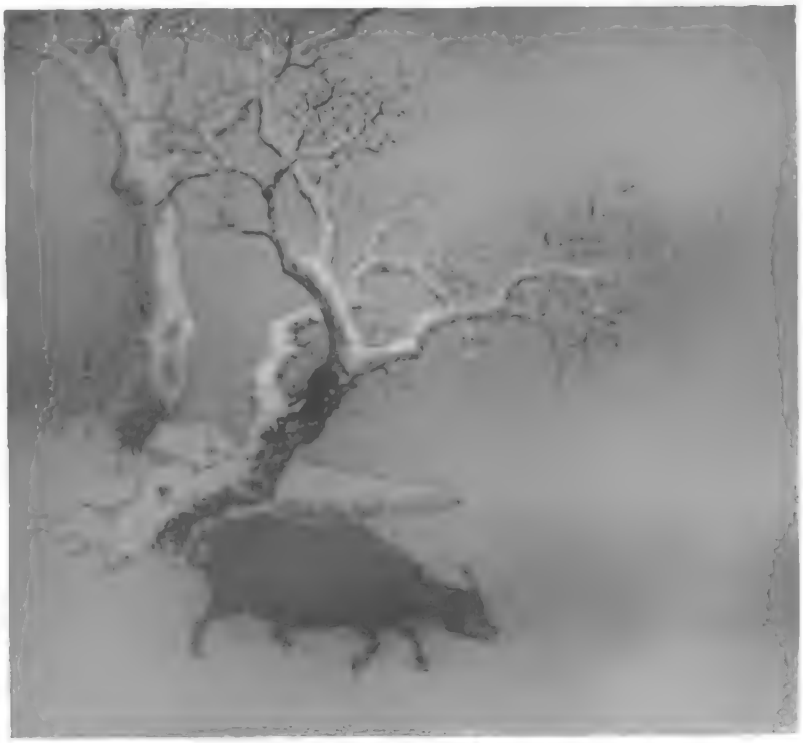
Wir Modernen haben kaum mehr ein so inniges Verständnis für das Weben und Leben in der Natur, wie es in der alten Zeit des Naturkultus lebendig war. Im besten Falle empfinden wir das Werden und Vergehen oder den Kampf ums Dasein oder den Wechsel von Licht und Schatten, von Erde und Wasser, von Kälte und Wärme. Wir erfreuen uns an den schönen Farben

Frau unter Baum, farbige Malerei; Haarbeutel und Kleider aus aufgeklebten Federn, die abgefallen; vor 752. (Aus Tajima, Band XV.)

der blühenden Blumen oder dem leuchtenden Glanze der sinkenden Sonne, aber im Altertum galten noch symbolische Nebenbegriffe, die im Zeitalter der mikroskopischen Untersuchungen nicht mehr lebendig sind. Für uns ist der Vogel ein fliegendes, zwitscherndes Tier, aber der Chinese unterscheidet die Sommer- und Winterfedern, den Ort des Nestes und des Aufenthalts, das Familienleben und das Alter, und alles bekommt für ihn beachtenswerte Bedeutung. So ist das Entenpaar das Symbol der ehelichen Treue, da Ente und Enterich stets zusammen schwimmen, während der Tiger das Symbol der Kraft und Geschmeidigkeit, der irdischen Kraft ist, im Gegensatz zu dem Drachen, dem Bewohner der Luft und des Wassers.

In China ist bis heute die europäische Zivilisation der Technik und der exakten Wissenschaften nur oberflächlich bekannt, daher nennt der abendländische Beobachter die Ostasiaten unkultiviert und sieht auf sie herab. In Wirklichkeit haben diese „rückständigen Barbaren" jene hohe Kultur bewahrt, die wir in Rembrandt und Goethe, in Giorgone und Heine bewundern. Zu ihrem wirtschaftlichen und politischen Nachteil, aber vielleicht zu ihrem seelischen Vorteil haben sie die Segnungen der technischen Entwicklung Europas noch nicht angenommen.

Der Chinesengeist ist noch nicht abgelenkt durch das Auswendiglernen von Sprachen und Geschichten fremder Völker, von technischen Einzelheiten und dem vielen Übrigen, was zur Befriedigung der gesteigerten Bedürfnisse in Europa notwendig geworden ist, aber dessen Kenntnisse den innern Wert des Menschen kaum steigern. Der Asiat lebt noch in jener Welt der Empfindungen und



[illegible] im Schnee. Schwarzweiß Malerei von [illegible]. Zwölftes Jahrhundert.
(Aus [illegible])

traditionellen Vorſtellungen, die ſchließlich doch das Endziel der Menſchheit, das letzte Streben auch der wirtſchaftlich Erfolgreichen bilden, immer gebildet haben und wahrſcheinlich auch immer bilden werden.

Auch der Chineſe hat wiederholt in verſchiedenen Jahrhunderten im Kampf um ſeine Exiſtenz und Macht das Handwerk des Krieges und der Schiffahrt, die Techniken der Bauten und des Gewerbes pflegen müſſen, aber ſtets war dann mit dem materiellen Aufſchwung ein vorübergehender Rückgang der kulturellen Betätigung verbunden. Und jedesmal begann der Sieger, ob Mongole oder Mandſchu, in den Zeiten eines glorreichen Friedens die alten Kulturen von neuem zu pflegen und auszubauen, unter gleichzeitiger Vernachläſſigung der ziviliſatoriſchen Errungenſchaften, da ſie nur das Mittel zum Zweck, nicht den Endzweck ſelbſt bedeuten. Das gleiche Geſetz ſcheint das Werden und Vergehen aller Volkerſchaften der Welt in Europa wie in Aſien zu beherrſchen.

Inſel. Leicht getönte Malerei von Hſia Kuei. Um 1200. (Aus Tajima, Bd. XV.)

Wir ſollten daher den Aſiaten gegenüber nicht zu übermütig ſein. Gewiß, wir ſind augenblicklich mit Kanonen und Schiffen, mit Mikroſkop und Telegraph den Chineſen überlegen, aber die Japaner haben gezeigt, wie ſchnell dieſe Dinge und Handgriffe erlernt werden können. Die Chineſen haben in ihren Annalen der Dynaſtien die geſchichtliche Erinnerung von faſt viertauſend Jahren in lückenloſer Folge bewahrt. Sie wiſſen, daß ſchon die Mongolen ſie bekämpft und militäriſch beherrſcht haben, und daß die ſiegreichen Mandſchu noch heute regieren, aber ſie wiſſen auch, daß Confucius' philoſophiſche Lehren, die klaſſiſchen Gedichte und Bilder und die buddhiſtiſche Religion trotz aller äußern Schickſale doch ſtets die wahren Sieger geblieben ſind. In der Welt herrſchen in letzter Linie nicht die Kanonen, ſondern die Gedanken: auch Roms militäriſche und techniſche Macht ſank dahin vor dem Gedanken der chriſtlichen Liebe.

Der Chineſe lebt in dieſen philoſophiſchen Gedankengängen. Für ihn iſt die Philoſophie und die Lyrik nicht nur ein berauſchendes Naſchwerk in trauten Stunden, ſondern der eigentliche Lebensinhalt. Sich zurückziehen in die einſame Hütte, die alten Schriften ſtudieren, die Natur pflegen und bewundern, Verſe dichten und Bilder malen iſt ſein ſeit Jahrtauſenden gepflegtes Ideal.

Auf den älteſten Bildern ſehen wir die Götter und Menſchen tanzen und Flöte und Gitarre ſpielen; viele alte Gedichte und Romane erzählen von den Muſik pflegenden Liebhabern. In der ſpäteren Zeit trat die Malerei in den Vordergrund des Intereſſes. Dieſe Entwicklung wurde unterſtützt durch den Zuſammenhang mit der maleriſchen Schreibweiſe der Schrift, die als wichtiges Element der allgemeinen Bildung von jedem Literaten erlernt werden mußte.

In Europa haben ſich in den letzten Jahrhunderten die Verhältniſſe genau um-

gekehrt entwickelt. Die ästhetische Wertschätzung der bildenden Kunst in der Renaissancezeit ist durch die Freude an der Musik abgelöst.

Jene innere Erhebung, die bei uns durch das Tonmeer des Orgel- und Orchesterspiels erreicht wird, ist in Asien unbekannt. In den schlichtesten Volkskreisen Europas ist das musikalische Gehör und Verständnis, vielleicht auf Kosten des Sehens, entwickelt. Selbst in unsern gebildeteren Kreisen bleibt im allgemeinen das Auge für ästhetische Eindrücke auffallend stumpf. Das Lied ist uns der natürliche Ausdruck einer jeden Empfindung, nicht das Bild. Bei der friedlichen Arbeit und im heißen Kampfe, in ernster und fröhlicher Laune löst das Lied unsre Stimmung aus. Dementsprechend lernt fast jeder gebildete Europäer selbst Musik ausüben oder bemüht sich, in Konzerten und im Theater verständnisvoll zuzuhören.

Wenn wir an Stelle der Musik in ähnlichem Sinne die Malerei setzen, so bekommen wir eine ungefähre Vorstellung davon, was dem Ostasiaten die darstellende Kunst bedeutet. Jeder Gebildete dort ist Kunstkenner oder wenigstens Kunstliebhaber. Das gedruckte Wort verbreitet wie bei uns die Gedanken, aber an Stelle der stimmungsvollen Dome mit ihrem Kerzenlicht und rauschenden Orgelspiel stehen in China unzählige schmucklose Hallen, in denen als Symbole in vielgestaltiger Form geschnitzte oder gemalte Bildwerke verehrt werden. Jedes Privathaus hat seine Ahnentafel, seinen kleinen Altar mit Bildern, die für das Volk industriemäßig hergestellt werden. Die Handbewegung und die Stellung sowie die uns unbedeutend erscheinenden Nebendinge, wie Schmuck oder Blumenbeiwerk, beachtet der Asiat, und sie sind für ihn wesentliche Symbole.

Die philosophische Richtung einer Zeit findet bei uns auf der Bühne ihren markantesten Ausdruck; in China ist das Theater stets minderwertig gewesen. Es fehlt in der jahrtausendelangen Entwicklung der Literatur jedes klassische Drama und erst recht eine Oper. So sind in Asien neben den Büchern vor allem die Bilder die Träger der Geisteswelt gewesen und geblieben.

Ist einem großen Künstler ein Bild besonders gelungen, so wird es für Freunde und Sammler kopiert und dann von ganzen Schulen immer und immer wiederholt, teils möglichst getreu, teils mit der jeder Zeit und dem Können des Verfertigers entsprechenden Abweichung. Aber die Komposition und Auffassung bleibt als klassische Tradition beibehalten, nur an der technischen Aus- und Durchführung können wir Meisterwerke von Nachahmungen unterscheiden und den Zeitstil erkennen. Einzelne Vorwürfe, wie gewisse Landschaften oder die Schüler Buddhas, wie der Pflaumenbaum oder der Kranich, sind über tausend Jahre immer und immer wieder abgemalt.

Im Britischen Museum zu London befindet sich eine berühmte chinesische Malerei von Ku K'aichi aus dem vierten Jahrhundert. Am Ende der Bildrolle ist neben vielen Zweigen und Inschriften der früheren Besitzer und Bewunderer ein Tempel in der

kaiserlichen gelben Farbe befestigt mit einer Blumenskizze, unter der folgende Worte stehen: „In einer feierlichen Stunde im Sommer kam mir Ku K'aichihs Bild in die Hände, und unter seinem Einfluß malte ich in schwarzer Tusche den Zweig von Epidendrum, als Ausdruck der Bewunderung für den tief empfundenen und geheimnisvollen Sinn des Bildes. Geschrieben vom Kaiser (Kienlong) in dem Lai-ch'ing Pavillon."

Diese Ergriffenheit bei Betrachtung einer für unser Gefühl schönen, aber doch einfachen Bildrolle und der Ausdruck der Bewunderung in Gestalt einer Blume können von uns nur schwer nachempfunden werden. Auch die Angabe des Pavillons hat seine Bedeutung, es wird die weihevolle Stimmung schon durch die Wahl des Ortes angedeutet. Eine Wagnersche Oper kann uns vielleicht so tief packen, wie es hier die einfache Bildrolle getan hat. Unser Gemüt wird durch das Ohr, das des Asiaten durch das Auge am stärksten erregt.

Ein Volk, dessen Augen und Verstand für die Malerei derartig durch Jahrtausende geschult sind, wird natürlich Nuancen und Zwischentöne wahrnehmen können, die wir nicht erkennen können. Wie das Auge des Helgoländers weiter und schärfer sieht und am Himmel Erscheinungen wahrnimmt, die der größte Wettergelehrte nicht entdecken kann, so ist das Auge des Asiaten besser vorbereitet, um letzte Feinheiten auf seinen Bildern zu erkennen, die unserm weniger geschulten Auge wohl immer verborgen bleiben werden. Besonders bei den Schwarzweißskizzen sollen auf den Originalen Zwischentöne mitklingen, die uns um so mehr entgehen, weil wir nur Reproduktionen und keine echten Originale der großen Meister kennen.

Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß ein Volk, dessen poetische Kunst von der Welt anerkannt und bewundert wird, auch die Schwesterkunst, die Malerei, zu einer gleich hohen Stufe entwickelt hat. Trotzdem ist in Europa über asiatische Malerei ein ungünstiges Urteil verbreitet. Ist diese absällige Kritik ein Vorurteil oder erscheint sie durch die Qualität der Werte gerechtfertigt?

Bisher sind nach Europa und Amerika sowohl aus China als auch aus Japan, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, allerdings nur ordinäre Exportarbeiten oder „Handwerks-

Tempel auf Felsen. Von Sun Chuntie. Dreizehntes oder vierzehntes Jahrhundert. (Aus Tajima, Band XII.)

fabrikate aus Zeiten des Verfalls oder im besten Falle Nachahmungen älterer Bilder gelangt. Es ist nur natürlich, daß in Ländern, in denen die Malereien über alles geschätzt werden, die Originale als kostbare Familienschätze bewahrt und mit Preisen bezahlt werden, die kein Ausländer anzulegen gewillt ist. Also alle bisherigen europäischen Urteile gründen sich im wesentlichen auf ganz unzulängliches Material und sind daher nicht maßgebend.

Digitized by Google

Ob in chinesischem Privatbesitz noch alte Meisterwerke erhalten sind, wissen wir nicht. Die vortrefflichen Veröffentlichungen von der Japanischen Rokka-Gesellschaft und von Tajima setzen uns in den Stand, wenigstens in guten Reproduktionen einige Bilder chinesischer Meister kennen zu lernen, die seit Jahrhunderten in Japan aufbewahrt und geschätzt worden sind.

Chinesische Künstler wanderten, besonders vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, als Lehrer und Maler nach Japan aus, während japanische Künstler nach China zum Studium reisten und viele Schätze mit heimbrachten. Allerdings sind die in Japan gefeierten chinesischen Künstler in China meist unbekannt, und von den großen Meistern, den Rembrandts und Raffaels Chinas, scheint kein nachweisliches Original sich in Japan zu befinden. Viele Bilder werden den berühmten Malern zugeschrieben, aber die modernen Kunstforscher in Japan sind ehrlich genug, die Echtheit meistens in Zweifel zu ziehen.

Ob die einst mit Gold bezahlten Werke der gefeierten Maler überhaupt noch in China erhalten sind, ist durchaus fraglich. Die vielen Revolutionen und Eroberungskriege, Feuer und Zufall, nicht zuletzt die Sitte der besiegten Kaiser, sich mit all ihrem Besitz im Palast zu verbrennen, haben unersetzbare Schätze zerstört, und nur durch Zufall können einzelne Werke ein verborgenes Dasein in den Schatzkammern chinesischer Großer führen. Bisher ist uns an Originalen aus der älteren Zeit nur das erwähnte Bild von Ku K'aichih im Britischen Museum zu London bekannt geworden, das noch aus einer Zeit stammen soll, aus der auch in Japan nichts erhalten ist.

Zwischen China und Japan war ein ähnliches Verhältnis wie im letzten Jahrhundert zwischen Europa und Amerika. Auch die Fälschungen und die in ihrer Heimat unbekannten Maler fehlen nicht jenseits des Ozeans. Falls europäische Kriege alle Museen und Paläste zerstören sollten, so würden künftige Forscher in Amerika Reste europäischer Kunst finden, die denen entsprechen, die wir in Japan kennen lernen.

Dazu kommt, daß schon in alter Zeit und dann stets wieder sowohl in China als auch in Japan die Werke berühmter Meister kopiert, [illegible] gesucht und schulenweise nachgeahmt wurden — ganz wie bei uns. Dazu kommt, daß Bilder ungefähr wie unsre heutigen Orden vom Kaiser verliehen wurden. So hat z. B. der Kaiser Huitsung im zwölften Jahrhundert Falkenbilder massenweise herstellen lassen.

Deshalb können wir über die technischen Qualitäten des einzelnen Künstlers auf Grund des — außerdem nur in Reproduktion vorliegenden Materials wenig sagen, wohl aber können wir den Stil der Schulen deutlich erkennen und den Inhalt des Dargestellten sowie die Ausdrucksformen für die einzelnen Zeiten festlegen. Wir empfangen einen guten Anhalt für die Erkenntnis, was der chinesische Künstler angestrebt und welche Änderungen die chinesische Kunst im Laufe der Jahrhunderte durchlebt hat.

So zahlreich wie die Vorwürfe der Verse sind auch die der Malereien. Ich greife eine Reihe von Landschaftsbildern heraus, um die Entwicklung dieses Kunstzweiges im Laufe von tausend Jahren in großen Zügen zu verfolgen.

Bisher haben europäische Forscher meistens nur das beachtet, was die asiatische Kunst von der europäischen trennt, also: das Fehlen von Schatten, das mongolische Modell, die eigenartige Naturformation, die abweichende Perspektive, das asiatische Milieu usw. Erst durch die Zusammenstellung mehrerer Bilder aus verschiedenen Zeiten können wir eine Entwicklung innerhalb der asiatischen Eigentümlichkeiten erkennen. Nicht das allen Bildern Gemeinsame, sondern das Unterschiedliche zeigt uns den chinesischen Stil der verschiedenen Zeiten.

In der Zeit der Tang-Dynastie (siebentes bis zehntes Jahrhundert) war das erzählende Element, die Schilderung des Tages oder der kirchlichen Tradition, der wesentliche Inhalt des Kunstwerks. Nur andeutungsweise werden den Figuren Bäume und Felsen beigesellt (Abbild. S. 239). Zwar sind Einzelheiten realistisch erfaßt, aber im wesentlichen ist es eine geschmackvolle Umrahmung nach dekorativen Regeln zur besseren Schilderung der Handlung.

In der folgenden Epoche der Sung-Zeit (zehntes bis dreizehntes Jahrhundert) wurde statt einer isolierten Wiedergabe der Einzelheiten eine Impression, gleichsam die Seele der Natur, als einheitliches Stimmungsbild angestrebt. Die Malerei wurde der Poesie

angepaßt. Zwar wurde der Aufbau der Komposition und die Schönheit des Liniengefüges, die bisher vorwiegend gepflegt waren, nicht vernachlässigt, aber als oberstes Gesetz galt die malerische Tönung. Die Malerei der Atmosphäre fügte die einzelnen Teile des Bildes zu einem einheitlichen Akkord zusammen.

Die mystische Wirkung von Morgennebeln oder Mondscheinnächten, Frühlingserwachen oder Winterschlaf (Tafel I) interessierte die an der lyrischen Dichtung gebildeten Literatenkreise. Da keine Taten von Menschen oder Göttern, sondern nur symbolische Gleichnisse aus dem Naturleben verewigt werden sollten, so wurde das naiv komponierte Genrebild abgelöst durch impressionistische Einzeldarstellungen von Menschen und Tieren und besonders von Landschaften. Wurden Menschen in der Landschaft dargestellt, so ordneten sie sich malerisch und inhaltlich der Landschaft ein und wirkten mit zur Verstärkung der Stimmung (Abbild. S. 240 und Tafel I oben). Erst in der späteren Zeit traten die handelnden Personen so stark hervor, daß die Landschaft zu einem Beiwerk herabgedrückt wurde.

Japanische Gelehrte stellen zwei Gesetze als Grundregeln für die chinesische Malerei der südlichen Sung- oder Literatenschule auf: „Gemälde sollen die Empfindungen eines poetischen Temperaments in gleichem Maße zeigen, wie die Poesie die Seelenstimmung eines Künstlers erkennen läßt", und „Der Hauptpunkt in der Kunst liegt in den erzählenden Linien und der Einfachheit der Töne".

Wir begegnen hier einer Auffassung, die mancherlei Ähnlichkeit mit der Kunst unsrer Modernen in den letzten Jahrzehnten aufweist. Die lineare, erzählende Malerei eines Cornelius, Kaulbach und Werner ist abgelöst durch die getönte Stimmungsmalerei eines Whistler, Cezanne und Monet. Die Modernen haben ihre Beeinflussung von Ostasien niemals bestritten. Nur wußten sie nichts von einer chinesischen Malerei aus der Sung-Zeit von vor fast tausend Jahren, sondern sie empfingen die Anregung von einem geistlosen, aber technisch raffinierten Ausklang dieser Kunst in den japanischen Farbendrucken des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die [illegible] Bilder betrachten, so werden wir bei allen Bildern aus der Sung-Zeit auf den ersten Blick das Vorwiegen der oben geschilderten Stimmungsmalerei erkennen (Abbild. S. 238 u. 241). Die Bilder sind einfach und groß komponiert und stets einheitlich in der Tönung und im Aufbau; es ist die Kunst der „Primitiven". Es sind nicht komponierte Bilder im Sinne des schönen Linienaufbaues und des erzählenden Inhalts, sondern zufällige Ausschnitte aus der Natur, die durch die Lufttönung ihre Geschlossenheit erhalten. Diese Einheit des Bildes ist so groß, daß kein Teilchen aus dem Bilde fehlen darf, wenn nicht die innere Harmonie zerstört werden soll. Es ist dies charakteristisch, da in den späteren Jahrhunderten zu der Zeit einer Erstarrung der Kunsttradition gerade diese Geschlossenheit völlig verloren geht.

Die harten Konturen wurden von den Meistern der südlichen Sung-Schule bei Landschaften gemieden, ja es wurde durch zarte Abstufungen der Farbtöne eine duftige Fernwirkung der Bäume und Berge, Wasser und Wolken erzielt (Tafel I). Infolgedessen wurde die kalligraphische Linie besonders bei den Landschaften weniger beachtet. Wenn wir die Bilder unter Nichtachtung der Töne nur auf die Linienführung hin studieren, so werden wir nirgends ein unnatürliches Abweichen zugunsten einer gefälligen Linienkonstruktion finden.

Die Darstellung ist stets bestrebt, das Wesentliche klar und einfach zum Ausdruck zu bringen. Gebüsche und Wälder werden in einzelne Bäume aufgelöst und die oft verschwommenen Konturen von Inseln und Bergen in traditioneller Weise betont. Das Bestreben, die Erscheinungsformen der Natur, nicht ihre Wirklichkeit abzubilden, führte zu dieser Stilisierung des Wesentlichen. Es wurde nicht die Natur gemalt, wie sie ist, sondern wie sie dem Künstler erschien. Um gewisse tiefe Wirkungen zu erzielen, wurden willkürlich Hintergründe hinzugefügt.

Die Techniken waren sehr verschiedenartig. Bald sind die Umrisse stark betont (Abbild. S. 241), bald verläuft alles in weichen Tönen (Tafel I), bald ist mit spitzem Pinsel gezeichnet (Abbild. S. 242) und bald mit breitem Pinsel durch Farbflecken die Wirkung erzielt (Abbild. S. 238). Immer werden im Gegensatz zu den Malereien der [illegible] die bunten, grellen

Farben gemieden. Auch in bezug auf die Farbe wurde nicht eine Wiedergabe der Wirklichkeit angestrebt, sondern durch zarte Nuancen die Stimmung unterstützt.

Dem Zeitstil entsprechend wurden gewisse Sujets besonders bevorzugt. Wir finden z. B. häufig den angelnden Fischer in seinem Boote (Tafel I oben) oder den heimkehrenden Hirten (Abbild. S. 240). Stets sind es Handlungen der beschaulichen Muße, des idyllischen Friedens.

Gegen das Ende der Sung-Dynastie sowie während der Fremdherrschaft der Mongolen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden die Vorwürfe komplizierter und von einer tieferen Mystik beherrscht, die der philosophischen Zeitströmung angepaßt war.

An Stelle der einfachen Komposition sind die Berge in eigenartig massigen Formen aufgebaut und durch Wolkenpartien gegliedert (Abbild. S. 242). Die Bilder werden zu Hause zusammenkomponiert, um eine schöne Flächendekoration, verbunden mit symbolischer Bedeutung, zu erlangen. Die Einheitlichkeit und Einfachheit wird häufig vernachlässigt und dadurch der Grund gelegt zu jener Dekorationsmalerei, die, unter Erstarrung der klassischen Kunstregeln, die folgende Ming-Zeit charakterisiert.

Ruhe im Wald. Farbige Malerei von Jen Yeuhshan. Vierzehntes Jahrhundert. (Aus Kokka, Heft 53.)

Noch war das Vorbild der Natur in der Erinnerung lebendig und das Streben nach einem stimmungsvollen Eindruck vorherrschend. Eigentümlich ist, daß gern nicht nur die Landschaft gemalt wird, die der Künstler sieht, sondern daß die Beschauer, meist sinnende Gelehrte oder Priester auf Felsenhöhen oder Terrassen (Abbild. S. 243),

mitabgebildet wurden. Wir sehen auf den ersten Blick den Menschen, und dann erst folgt das Auge der Richtung des Sehenden in die Ferne.

Hierbei lernen wir ein für chinesische Bilder grundlegendes Gesetz kennen. Das Bild wird nicht wie in Europa in Vorder-, Mittel- und Hintergrund in abgestufter Perspektive zerlegt, sondern die chinesischen Malereien lassen stets das Wesentliche als malerischen Mittelpunkt erscheinen. So kommt es, daß z. B. die im Mittelgrunde liegende Terrasse sorgfältiger und effektvoller ausgeführt ist als der ganz unerhebliche Vordergrund. Das gleiche gilt für die obern, in weiter Ferne stehenden Felsen und die Baumspitzen. Es ist eine völlig logische Folge der Problemstellung, wenn nicht die uns geläufige naturalistische Abstufung nach Entfernung, sondern eine rein subjektive nach der Beobachtung gewählt wird.

Noch reicher und komplizierter werden in der Ming-Zeit (vierzehntes bis siebzehntes Jahrhundert) die Bilder komponiert. Viele Bilder stellen eigentlich eine durch Wolkenverbindung hergestellte Übereinanderreihung von mehreren Bildern dar, die zu einer dekorativen Raumfüllung komponiert sind (Abbild. S. 245). Die Malerei war in traditionellem Herkommen erstarrt. Man kopierte die Einzelstudien nach Vorlagen berühmter Meister und fügte in geschickter Dekorationskunst die Teile zusammen. Phantasielandschaften mit überladenen, unnatürlichen Motiven entstanden, die in routinierter Geschicklichkeit durchgeführt wurden.

Das technische Können konnte aber nicht die Größe und Tiefe der Bilder aus der Sung-Zeit ersetzen. Diese Kunst wurde nicht aus dem Geiste einer hohen Kultur geboren, sondern durch die Laune der prachtliebenden Kaiser und ihrer Beamten geschaffen. Es war eine üppige Luxuskunst, getragen von dem Wunsche nach Pracht, aber keine Verfeinerung des geistigen Lebens. So zehrte die Kunst der Ming-Zeit von den Überlieferungen aus der klassischen Sung-Zeit, ohne das feine Verständnis und die innere Kraft für neue, kraftvolle Wirkungen wiederzugewinnen.

Dem modernen Geiste genügte nicht mehr der symbolische Naturausschnitt, sondern handelnde Personen mußten die immer räumlich groß wirkenden Landschaften beleben (Abbild. S. 247).

An Stelle des zarten Duftes verlaufender Töne ist die Betonung der Konturlinie getreten (Tafel II). Der Baumschlag wird nach auswendig gelernten Schulregeln stets in gleicher Art wiedergegeben. Nicht mehr ist das Bild nach den Formen der Natur zusammenkomponiert, sondern der Baumschlag oder die Pflanze, selbst die Gebirge und die Bäche werden willkürlich dem Bilde als Füllmotive angepaßt.

Digitized by Google

Börse, Börsen- und Spekulationsgeschäfte

Von Paul Rettig

Das Wort Spekulation übt oft einen erschreckenden Eindruck auf zage Gemüter aus: sie meinen, ein richtiger geschäftlicher Verkehr könnte sich nur auf dem Wege des tatsächlichen Kaufes und gleichzeitigen Verkaufes abspielen. Es ist ja selbstverständlich, daß kaufmännisches Leben mehr oder weniger auf Spekulation beruht, und so ist es natürlich unmöglich, diese aus dem wirtschaftlichen Leben zu streichen; und Gesetze, die wie das alte Börsengesetz die Spekulation unterbinden wollten, werden sich für alle Teile des Handels, der spekulativ kauft oder verkauft, von gefährlichster Konsequenz zeigen. In unsrer im Geld- und Kreditverkehr außerordentlich entwickelten Zeit ist die Börse der Ort, an dem die flüssigen Kapitalien zusammenkommen und nutzbringende Verwendung erwarten. Es ist die volkswirtschaftliche Aufgabe der Spekulation, diese flüssigen Gelder ausfindig zu machen und sie den Stellen zuzuführen, die sie bedürfen. Es kommen z. B. täglich große Summen von Wertpapieren zum Verkauf, für die sich nicht immer gleich ein Käufer findet. Hier muß die Börse eingreifen, indem sie die Stücke übernimmt, damit spekuliert, um sie bei passender Gelegenheit mit Nutzen zu veräußern.

Ganz selbstverständlich werden sich unter den vielen für den Ausgleich des Geld- und Kreditverkehrs volkswirtschaftlich wichtigen Geschäften auch solche befinden, die rein spekulativ abgeschlossen werden, d. h. lediglich in der Absicht, durch Kauf und Verkauf von Wertpapieren eine Gewinndifferenz zu erzielen. Doch darf man um solcher Geschäfte willen die Spekulation nicht überhaupt verdammen, es ist nur die Pflicht eines jeden, der solche Geschäfte eingeht, sich nicht über seine eigne Kapitalkräftigkeit hinaus zu engagieren. Der Spekulant darf nicht mit fremdem Gelde arbeiten, darf nicht nur Gewinndifferenzen einstreichen, sondern muß sein Engagement so eingerichtet haben, daß er auch eine Verlustdifferenz zahlen kann. Tut er dies nicht, so verstößt er mit einer solchen geschäftlichen Tätigkeit gegen Treu und Glauben im kaufmännischen Leben.

Doch was ist denn nun eigentlich die Börse, und worin bestehen ihre Funktionen? Die Börse ist derjenige Ort, an dem die Leute zusammenkommen, die Waren, Wertpapiere oder Wechsel kaufen oder verkaufen wollen. Aus dem Bedürfnis [illegible] auch im 15. Jahrhundert zuerst der Name Börse auf. Er soll seinen Ursprung haben von der alten Familie van der Beurse, in deren Hause die Zusammenkünfte stattfanden. Doch war die Börse von Brügge noch lange keine eigentliche Börse im heutigen Sinn des Wortes, da die Lombarden einen gesonderten Börsenplatz hatten. Erst später in Antwerpen hat die Trennung der verschiedenen Nationalitäten aufgehört und die erste wirkliche Börse stattgefunden. 1531 wurde in Antwerpen der große Börsenbau errichtet, der noch heute in seiner Anlage vorbildlich ist. In Lyon und Toulouse finden wir 1549 eine Börse, später in Hamburg und London und 1608 in Amsterdam. In Berlin begann der eigentliche Börsenverkehr in Wertpapieren erst nach dem Jahre 1805/06; 1805 wurde das neue Börsengebäude am Lustgarten eingeweiht. Die ersten Nachrichten von einem Börsenverkehr in Berlin stammen aus dem Jahre 1716. Friedrich Wilhelm I. wies 1738 ein Haus in der Nähe des Kgl. Schlosses für diese Versammlungen an. Seit 1761 kamen Mäkler und Kaufleute zu einem Wechselhandel — Wertpapiere gab es noch nicht —, zur sogenannten „Morgensprache" an der Stechbahn unter der Bogenlaube zusammen.

Auf den Märkten wurden die Waren in natura mitgebracht und das Geschäft gleich gegen bar erledigt, ohne gesetzlich geregelte Bestimmung über den Abschluß und die Lieferung. Nun war aber bei vielen Waren das Mitbringen unnötig, da es sich wie bei den Wertpapieren um eine festliegende Gattung handelte. Es genügte eine Qualitätsprobe wie bei Weizen, Spiritus usw. Hier mußten natürlich bestimmte Vereinbarungen getroffen werden, die staatlich gesichert waren, um bei etwaigen Streitigkeiten auch ein staatliches Verfahren einleiten zu können. So erhielt die Börse ihre Organisation und ihre Bräuche, die vom Staat rechtlich anerkannt wurden. In Salings Buch „Die Börse und die Börsengeschäfte" findet sich folgende Erklärung des Begriffs Börse:

„Eine Börse ist eine organisierte Versammlung von [illegible] zu bestimmten Tagesstunden an dem [illegible] zusammentreffen, um [illegible] Die Organisation [illegible] Preise, Er[illegible] usw., so[illegible] dem Verkehr dieser [illegible] unterliegt der [illegible] die Aufsicht [illegible] Staat ist be[illegible] nach den [illegible] werden, zu [illegible] zuheben."

Digitized by Google

Die Börse steht nur den Kaufleuten offen; dem großen Publikum ist es nicht gestattet, an den Börsengeschäften direkt teilzunehmen, dazu fehlt ihm ja auch die Kenntnis von Personen und Dingen. Infolgedessen wickelt sich das Börsengeschäft so ab, daß für das kaufende oder verkaufende Publikum der Bankier als Kommissionär eintritt, der seinerseits an der Börse für die Ausführung des Geschäfts Sorge trägt. Man unterscheidet zwei Hauptarten von Börsen, die Warenbörse (Produktenbörse) für Getreide, Spiritus usw. und die Fondsbörsen (Effektenbörsen). Die Bedeutung der Fondsbörse liegt darin, daß an ihr die Kapitalien zusammenströmen und nutzbringende und zweckdienliche Verwendung finden. Die Spekulation übernimmt die Vermittlung in der Effektenproduktion. Der Geldbedarf der Staaten, Kommunen usw., der zeitweise vorliegt, wird durch die Spekulation gedeckt, die es ihrerseits nun wieder in der Hoffnung auf einen Gewinn versucht, die Papiere nach und nach abzustoßen. Der Geldmarkt soll die Geldmittel des ganzen Landes sammeln und für die gesamte Volkswirtschaft Gebrauch davon machen.

Die Abwicklung der Geschäfte an der Börse geschieht entweder durch den Makler oder durch Selbsteintritt des Kommissionärs. Der Makler ist die Mittelsperson zwischen dem Käufer und dem Verkäufer. Es ist bei der großen Ausdehnung der geschäftlichen Tätigkeit nicht immer möglich, Interessenten für seine Papiere zu finden, und so gibt der Börsenbesucher seinen Auftrag dem Makler, bei dem sich auch der Gegenkontrahent einfindet. Jeder Makler handelt nur bestimmte Sorten von Effekten. Man unterscheidet zwei Arten von Maklern, unvereidigte Makler und Kursmakler (vereidigte Makler). Unvereidigter Makler kann jeder werden, der nicht vom Börsenbesuch überhaupt ausgeschlossen ist; die vereidigten Kursmakler werden vom Regierungspräsidenten ernannt.

Der Selbsteintritt des Kommissionärs geschieht in der Weise, daß er für zum Kauf oder Verkauf gegebene Effekten aus seiner Kundschaft selbst als Käufer oder Verkäufer eintritt. Es ist im Börsenverkehr wesentlich, durch Schnelligkeit den günstigsten Kurs auszunutzen. Anderseits haben die Emissionshäuser von ihren Emissionen oft größere Bestände, aus denen sie dann bei Nachfrage aus der eignen Kundschaft direkt, ohne die Börse in Anspruch zu nehmen, abgeben. Sie werden auch Aktien direkt kaufen, wenn sie im Interesse der Gesellschaft beauftragt sind, den Kurs auf einer möglichst festen Höhe zu erhalten. Es könnte nun sehr gut der Fall eintreten, daß der durch Selbsteintritt tätige Kommissionär in eine Interessenkollision kommt dadurch, daß er nicht nur das Interesse seiner Kunden, sondern auch sein eignes wahren will. Um das zu vermeiden, bestimmt das Handelsgesetzbuch, daß der Selbsteintritt davon abhängig ist, daß die betreffenden Waren, Wechsel oder Wertpapiere einen Börsenpreis oder Marktpreis haben, und daß bei Berechnung der betreffende Börsen- und Marktpreis, der zur Zeit der Ausführung galt, zugrunde gelegt wird. Besonders an der Warenbörse im Produktenhandel ist der Selbsteintritt des Kommissionärs sehr üblich.

Die Börsengeschäfte zerfallen nach der Lieferungsfrist in Kassageschäfte und Zeit- oder Termingeschäfte. Kassageschäfte sind alle Geschäfte, die per Kassa abgeschlossen werden oder bei denen eine Erfüllungszeit nicht angegeben ist. Fälligkeitstag bei Kassageschäften ist der Tag des Vertragsabschlusses, bis zu dem auch nur Zinsen gerechnet werden. Natürlich kann und darf sich die Lieferung um einige Tage verzögern; über die Art, wie bei solcher Verzögerung eingeschritten werden kann, ist der Geschäftsbrauch der einzelnen Börsen verschieden.

Im Unterschied zum Kassageschäft werden die Zeitgeschäfte auf Ultimo des Monats, dem Stichtage, abgeschlossen. Nicht in allen Wertpapieren und auch nicht in jedem beliebigen Betrage ist der Zeithandel an der Börse erlaubt. Die Börsenorgane bestimmen gemäß der Börsenordnung diejenigen Sorten von Wertpapieren, in denen ein Terminhandel zulässig ist; in jeder andern Wertpapiersorte kann ein solcher Handel untersagt werden. Es ist so möglich, Effekten oder Waren im Laufe des Monats zu kaufen, ohne sie gleich bar bezahlen zu müssen. Die Regulierung findet ja erst Ultimo statt. Wer nun auf Ultimo kauft, in der Hoffnung, die Stücke zu einem höheren Kurse wieder zu verkaufen, heißt Haussier. Wer verkauft, um billiger wieder einzukaufen, heißt Baissier oder Fixer. In diesem Fall wird das Geschäft zum reinen Differenzgeschäft, das heißt, es liegt nicht in der Absicht der Kontrahenten, die Stücke zu liefern oder abzunehmen, sie wollen nur die Kursdifferenz verdienen. Geht nun der Wunsch auf Steigen der Kurse nicht in Erfüllung, wie sich das der Haussier gedacht hat, so kann das Engagement auf den Ultimo des nächsten Monats verlängert (prolongiert) werden. Dies geschieht in der Weise, daß der Haussier die Stücke, die er eigentlich abzunehmen hätte, an einen Dritten, einen Geldmann, gegen Erstattung des Geldgegenwertes auf einen Monat verkauft. Für den gewissermaßen geliehenen Geldbetrag muß er natürlich Geldzinsen zahlen, die sich dadurch realisieren, daß die Stücke am Ultimo des nächsten Monats mit einem Aufschlag (Report oder einem Abschlag (Deport) wieder zurückgenommen werden. Der Kursaufschlag, Report, ist gleich der Differenz zwischen den laufenden Zinsen (Stückzinsen) und den Geldzinsen, falls diese höher sind als die Stückzinsen. Werden die Geldzinsen von den Stückzinsen überdeckt, so tritt ein Kursabschlag, der Deport, ein. Wenn z. B.

Digitized by Google

15000 M. Dresdner Bank-Aktien zu einem Kurse von 160 Prozent prolongiert werden sollen, wie würde sich der Report stellen bei einem Geldzinssatz von 4 Prozent? 15000 M. bedingen für einen Monat 50 M. Stückzinsen. 15000 M. zu 160 Prozent = 24000 M. bedingen zu 4 Prozent 80 M. Geldzinsen für die gleiche Zeit. Das heißt, der Käufer muß 30 M. bei Rücknahme der Stücke mehr zahlen oder, in Prozent ausgedrückt, 0,20 Report. Der Kurs würde sich also auf 160,20 Prozent stellen.

Umgekehrt nimmt der Baissier die Stücke von seinem Gegenkontrahenten herein. Es gibt jemand 15000 M. vierprozentige Russenanleihe zum Kurse von 80 Prozent herein. Geldzinssatz ist 2 Prozent. So erhält er für einen Monat 50 M. Stückzinsen. Für 15000 M. a 80 Prozent = 12000 M. muß er 2 Prozent = 30 M. Geldzinsen zahlen. Er bekommt also bei Rückkauf der Stücke die Differenz — 30 M. — 0,20 Prozent Deport vergütet und braucht nur 79,80 Prozent zu bezahlen. Ist weder Report noch Deport zu bezahlen, d. h. sind die Geldzinsen gleich den Stückzinsen, so ist das Engagement glatt und wird „glatt" prolongiert.

Eine zweite Art der Zeitgeschäfte sind die Prämiengeschäfte. Die Prämie, gewissermaßen ein Reugeld, wird vereinbart, und der Käufer oder Verkäufer kann gegen Zahlung der Prämie von dem Geschäft zurücktreten. Bei der Vorprämie hat der Käufer, bei der Rückprämie der Verkäufer das Recht, zurückzutreten. Die Erklärung, ob das Geschäft zustande kommt oder die Prämie gezahlt wird, muß am Prämientage, dem drittletzten Tage vor dem Ultimolieferungstage, erfolgen; die Vereinbarung beider Geschäfte ist die Stellage, bei der zwei Kurse verabredet werden. Der Käufer muß entweder zum niedrigeren Kurse liefern oder zum höheren abnehmen, der Verkäufer muß „stillhalten", d. h. sich dem Entschluß des Käufers fügen.

Da das alte Börsengesetz den Börsentermin handel in Anteilen von Bergwerks- und Fabrik unternehmungen, ebenso in Anteilen von solchen Gesellschaften, deren Kapital nicht zwanzig Millionen Mark beträgt, verbot, kam man zu den handelsrechtlichen Lieferungsgeschäften. Es fanden in diesen Papieren große Umsätze zu im freien Verkehr notierten verschiedenen Kursen statt, doch wurden diese nicht auf Ultimo des Monats, sondern per Tag des Geschäftsabschlusses berechnet.

Der weitaus größte Teil dieser Geschäfte sind ja Differenzgeschäfte, d. h. solche, die nur die Erzielung einer Gewinndifferenz bezwecken, die aber insofern von Bedeutung sind, als sie große Kursschwankungen [illegible] Tatsache ist, werden die [illegible] nicht bestreiten können, anderseits sind die wirklichen Termingeschäfte von großem wirtschaftlichem Nutzen. Scheint dem Landwirt der Getreidekurs günstig, während die Frucht noch auf dem Halme steht, warum soll er es nicht zu einem späteren Termin, wenn es reif ist, verkaufen? Ebenso der Müller mit dem zu erhaltenden Mehl. Um sich gegen ein zu großes Risiko zu sichern, schließen diese Leute dann an der Börse ein entsprechendes Lieferungsgeschäft ab, welches wieder glattgestellt wird, nachdem das effektive Geschäft seine Erledigung gefunden hat. Diese Möglichkeiten sind den Kaufleuten durch die neue Börsengesetznovelle genommen; die Folge ist, daß die Kurse für Getreide und Mehl die Bestrebung haben, mehr zu springen, je nach Angebot und Nachfrage. An der Fondsbörse gibt der Terminhandel die Möglichkeit, Gelder, die zum Ultimo fällig werden, zu günstigen Kursen anzulegen oder sich Gelder zu günstigen Kursen zum Ultimo flüssig zu machen. Selbstverständlich wird auch von Leuten mit mangelnder Sachkenntnis Unfug mit solchen Geschäften getrieben; man kann aber deshalb die Spekulation im Terminhandel nicht einfach lahmlegen. Die Spekulation ist durch Gesetze nicht zu unterbinden, sie wird sich dem Auslande zuwenden, wie das bei der starken Minenspekulation in London der Fall ist, und das Geld geht der deutschen Volkswirtschaft verloren.

Des weiteren finden an der Börse noch Umsätze und Notierungen in fremden Schecks, Wechseln und ausländischen Noten und Münzen statt.

Der Börsenpreis oder Börsenkurs wird von den vereidigten Kursmaklern festgestellt, und zwar auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage. Es wird für die per Kassa gehandelten Effekten nur ein Kurs täglich notiert. Hinter den Kursen befinden sich auf dem Kurszettel noch Notizen, die das regere Angebot oder die regere Nachfrage bezeichnen sollen, und zwar bedeutet: G. = Geld, zu diesem Kurse waren mehr Käufer da als Verkäufer, also regere Nachfrage; B. = Brief, zu diesem Kurse waren mehr Verkäufer am Platze als Käufer, also regeres Angebot; b. G. = bezahlt Geld, bei den Umsätzen konnte die Nachfrage nicht ganz befriedigt werden; b. B. = bezahlt Brief, die angebotene Ware findet nicht zum ganzen Teil Käufer; b. = bezahlt, die Umsätze gleichen sich aus; — gestrichen, d. h. umsatzlos. Die ersten Ultimokurse werden ebenso wie die Kassakurse aus dem bis zwölf Uhr an der Berliner Börse vorliegenden Material festgestellt, die weiteren ergeben sich aus Angebot oder Nachfrage.

Es wäre erfreulich, wenn diese Zeilen auch in weiteren, noch nicht informierten Kreisen Verständnis für die allgemeinen Begriffe der Börse und der Börsenspekulationsgeschäfte erweckten.

Digitized by Google

Die moderne Kriegschirurgie

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns (Leipzig)

Die moderne Chirurgie wurde bekanntlich von Grund aus reformiert durch die antiseptische Operations- und Wundbehandlungsmethode und durch ihren wissenschaftlichen Aufbau im innigsten Anschluß an die übrigen Zweige der gesamten Medizin. Die Fortschritte der Chirurgie in den letzten drei Jahrzehnten stellen sich den großartigen Errungenschaften auf andern Gebieten unsers geistigen und öffentlichen Lebens ebenbürtig zur Seite. Durch die schmerzlose Ausführung der Operationen in Narkose seit dem Jahre 1846 hatte die operative Chirurgie eine ungeahnte Erweiterung erfahren, aber es fehlte besonders noch eins: die Sicherheit des Erfolges; man war noch machtlos gegen die so häufig auftretenden todbringenden Wundinfektionskrankheiten bei Operierten und Verletzten.

Lord Lister, jetzt in London, früher Professor der Chirurgie in Glasgow, dann in Edinburg, gebührt das Verdienst, zuerst etwa 1865 die „antiseptische Behandlung der Wunden" zielbewußt und methodisch begonnen zu haben. Er ging schon damals von der gegenwärtig als richtig bewiesenen Anschauung aus, daß alle Störungen, alle Gefahren, welche die Wunden und das Leben unsrer Operierten und Verletzten bedrohen, bedingt sind durch die verderbliche Tätigkeit niederer Organismen, besonders der Bakterien, welche bekanntlich kleinste, einfache, den Algen verwandte Pflanzenzellen darstellen. Lister nannte seine Methode „antiseptisch", weil sie vor allem gegen die Entstehung von Sepsis, d. h. gegen die Entstehung jeder Infektion der Wunden und des Blutes, gerichtet war. Zielbewußt suchte daher Lister bei Operationen und bei Verletzungen das Eindringen von Bakterien in die Wunden zu verhindern und die weitere Entwicklung der in den Wunden bereits vorhandenen Bakterien durch Desinfektion der Wunden und durch seine antiseptischen Verbände zu verhüten. Als desinfizierendes Mittel benutzte Lister die Karbolsäure. In Deutschland beginnen etwa 1872/73 die ersten Versuche mit der Listerschen Methode, 1874/75 wurde sie allgemein eingeführt, und sie machte dann rasch ihren Siegeslauf über die ganze Erde. Die Listersche Methode ist dann besonders von deutschen Chirurgen sehr wesentlich verbessert worden, worauf wir aber hier nicht näher eingehen können. Ohnegleichen in der Geschichte der Medizin ist die gewaltige Umwälzung, welche die Chirurgie in den letzten drei Jahrzehnten erfahren hat im Anschluß an die Listerschen Bestrebungen und infolge der großen Fortschritte des jüngsten Zweiges der wissenschaftlichen Medizin, der Bakteriologie, der Lehre von den Bakterien und den sonstigen Mikroorganismen, besonders durch Pasteur, Robert Koch und ihre Schüler. Infolge unsrer zunehmenden Kenntnisse bezüglich der Entstehung der Infektionskrankheiten der Wunden und des Blutes lernten wir sie auch immer mehr vermeiden. So hat die moderne chirurgische Technik eine früher nie gekannte Sicherheit des Erfolges erreicht, und alle Organe des Körpers in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen. Gleichzeitig hat auch die konservative Richtung der Chirurgie erheblich an Bedeutung gewonnen: wir erhalten Organe oder Körperteile, wo es früher nicht möglich war. Wie viele Menschenleben sind durch die moderne Chirurgie bereits erhalten worden, und Millionen wird diese Wohltat noch zuteil werden, denn die Grundsätze der modernen Chirurgie werden bestehen bleiben, solange unsre gesamte Kultur dauert.

Ein Vorläufer Listers war übrigens der ungarische Frauenarzt Philipp Ignaz Semmelweis, er hat zuerst das Wesen der Wund- und Blutinfektion erkannt, aber es gelang ihm nicht, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen. Die Tragik seines Schicksals hat es so gefügt, daß er, viel angefeindet, allzufrüh am 13. August 1865 an den Folgen einer Blutvergiftung in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien starb. Seine Vaterstadt Budapest hat Pfingsten 1906 das Standbild von Semmelweis enthüllt; nach seinem Tode hat der während seines Lebens so verkannte Mann nicht nur in den Herzen seiner Landsleute, sondern auch bei den Ärzten aller Nationen die ihm gebührende Anerkennung gefunden.

Auch im Kriege werden wir natürlich unsre Operierten und Verwundeten nach denselben Grundsätzen behandeln, wie wir es im Frieden zu tun gewohnt sind, aber im Kriege ist die regelrechte Ausübung der modernen chirurgischen Technik mit besondern Schwierigkeiten verbunden. Auch die moderne Kriegschirurgie und das gesamte Kriegssanitätswesen haben einen hohen Grad von Entwicklung erreicht. Welch ein Unterschied im Vergleich zu der Kriegschirurgie und dem Kriegssanitätswesen früherer Zeiten, wo die Verwundeten und Kranken nicht zu ihrem Recht kamen, nicht die ihnen gebührende Hilfe fanden. Lehrreich sind in dieser Beziehung die älteren ärztlichen und nichtärztlichen Mitteilungen aus früheren Kriegen. Die älteren kriegschirurgischen Mitteilungen haben für uns nur noch einen

Digitized by Google

Lord Joseph Lister.

hiſtoriſchen Wert, aber die Memoiren eines Larrey, des berühmten Feldarztes Napoleons I., die kriegschirurgiſchen Schriften des hervorragenden ruſſiſchen Chirurgen Pirogoff, The medical and surgical history of the war of the rebellion von den Amerikanern Barnes und Otis und andre werden wir ſtets mit Intereſſe leſen und die gewaltigen Schwierigkeiten würdigen, mit welchen die Ärzte in früheren Kriegen zu kämpfen hatten. Die Literatur der Kriegschirurgie und des Kriegsſanitätsweſens iſt gegenwärtig ſehr umfangreich. Die letzten Kriege haben bereits gelehrt, daß die moderne Kriegschirurgie eine ganz andre geworden iſt, ſie iſt gleichſam vereinfacht, und ihre ſo klaren Grundſätze ſind ein Gemeingut der Ärzte aller Kulturſtaaten geworden. Gründlich verbeſſert iſt unſer Wiſſen und Können bezüglich der Vermeidung der Wundinfektionskrankheiten. Wir beſitzen eine genaue Kenntnis bezüglich des Mechanismus und der Anatomie der Schußwunden, teils infolge von zahlreichen Schießverſuchen, teils auf Grund der Erfahrungen der jüngſten Kriege. Unſern jungen Militärärzten ſteht eine große Zahl von Schußverletzungspräparaten in der Sammlung der Kaiſer Wilhelm Akademie für das Studium zur Verfügung. Von großem Wert für die Beurteilung der Schußwunden ſind die Röntgenbilder, die uns ein ſo ausgezeichnetes Bild bei [illegible] und uns [illegible]. Ebenſo wertvoll für unſre Verwundeten iſt die im Gegenſatz zu früher ſo erfreuliche einheitliche Auffaſſung der Militärärzte aller Nationen bezüglich der Wundbehandlung und der Anlegung des erſten Verbandes. Einheitlich iſt endlich auch die Bewaffnung, die Art der Geſchoſſe bei den verſchiedenen Armeen, ein Umſtand, durch welchen eine gleichmäßige Wundbehandlung bei Freund und Feind erleichtert wird.

Die letzten Kriege haben beſonders zwei Tatſachen ergeben: erſtens die ſeltenere Infektion der Schußwunden der modernen kleinkalibrigen Vollmantelgeſchoſſe und zweitens die zweckmäßigere moderne Behandlung der Schußwunden und daher der günſtigere Verlauf.

Die kleinkalibrigen Geſchoſſe der Handfeuerwaffen ſind bekanntlich zylindriſche längere Geſchoſſe von 7 bis 8 Millimetern Durchmeſſer, ſie beſtehen aus einem Bleikern mit Stahl- oder Nickelmantel (ſ. Abbild. S. 256, a bis c) im Gegenſatz zu den früheren einfachen Bleikugeln. Das neuſte franzöſiſche Militärgeſchoß (ſ. ebenda d) iſt 40 Millimeter lang, 14 Gramm ſchwer, die Spitze iſt etwas abgeſtumpft, es beſteht ausſchließlich aus hartem Meſſing und hat keinen Mantel; ſeine Tragweite beträgt 4400 Meter, und es hat eine Anfangsgeſchwindigkeit von 705 Metern.

Man glaubte eine kurze Zeit, daß dieſe modernen kleinkalibrigen Geſchoſſe infolge ihres geringen Gewichtes, ihres kleinen Durchmeſſers und ihrer durch den feſten Mantel bedingten unveränderlichen Form im Vergleich zum früheren Bleigeſchoß ſehr humane Geſchoſſe ſeien, d. h. daß ſie ſowohl an den Knochen, wie an den Weichteilen für die Heilung ſehr günſtige glatte Schußkanäle erzeugten. Bald aber zeigte ſich, daß dieſe Vorſtellung falſch war. Sowohl durch zahlreiche Schießverſuche, beſonders von ſeiten der Medizinalabteilung des preußiſchen Kriegsminiſteriums, als auch durch die Erfahrungen der jüngſten Kriege ergab ſich, daß die kleinkalibrigen Geſchoſſe eine enorm geſteigerte Anfangsgeſchwindigkeit und eine gewaltige Durchſchlagskraft beſitzen, welche durch das rauchfreie Pulver noch geſteigert werden iſt. Nur die reinen Weichteilſchüſſe ſtellen in der Tat enge, glatte Schußkanäle dar, welche für die Heilung ſehr günſtig ſind, ſo daß z. B. Schüſſe durch die Lunge, den Magen und Darm unter Umſtänden von ſelbſt ohne Kunſthilfe geheilt ſind. Beim Aufſchlagen der Geſchoſſe dagegen auf den Knochen wird dieſer beſonders bei Nahſchüſſen, z. B. aus einer Entfernung von etwa 300 bis 800 Metern, in zahlreiche Splitter zertrümmert (ſ. Abbild. S. 256). Der Einſchuß iſt ſtets klein, der Ausſchuß dagegen iſt bei Nahſchüſſen groß, weil die zahlreichen Knochenſplitter die hinter dem Knochen gelegenen Weichteile und die Haut ſtark zerſtümmern. Sie erhalten dadurch eine lebendige, [illegible] Kraft, ſo daß man hin-

Digitized by Google

ter den getroffenen Knochen eine von Knochensplittern und Weichteiltrümmern erfüllte Höhle findet. Etwa von 1000 Metern Entfernung an hören die großen Ausschußöffnungen auf, die mit Gewebstrümmern erfüllten Höhlen hinter dem durchschossenen Knochen werden kleiner, die Zahl der Knochensplitter nimmt ab, aber noch bei 2000 Meter Entfernung wird der Knochen in mehrere größere Splitter in der Form eines sogenannten Schmetterlingsbruches zertrümmert (s. Abbild. S. 256). Reine Lochschüsse der Knochen beobachtet man nur an den aus weicher, spongiöser Knochensubstanz bestehenden Enden der langen Extremitätenknochen, an den sogenannten Epiphysen in der Nähe der Gelenke. Die Durchschlagskraft der kleinkalibrigen Mantelgeschosse ist so groß, daß z. B. drei in Abständen von 50 Zentimeter hintereinanderstehende menschliche Körper bei 600 Meter Entfernung von den Geschossen durchbohrt werden. Nur selten bleiben daher die kleinkalibrigen Geschosse im Körper stecken, relativ am häufigsten bei Körperlängsschüssen, wenn z. B. jemand in liegender Stellung getroffen wird. Bei Schüssen bis auf 1200 Meter Entfernung, ja bis zu 1500 bis 2000 Meter durchdringt das kleinkalibrige Geschoß in der Regel den menschlichen Körper vollständig mit Ein- und Ausschuß. Erst bei einer Entfernung von etwa 2700 Metern bleibt das kleinkalibrige Geschoß z. B. am Schädel im Knochen oder im Gehirn stecken, nachdem es die Schädelknochen, z. B. am Scheitel, durch Keilwirkung auseinandergetrieben hat (s. Abbild. S. 257).

Die große Durchschlagskraft der kleinkalibrigen Geschosse hat aber auch insofern eine günstige Wirkung, als fast nie beim Schuß Kleidungsfetzen des Getroffenen mit in die Wunde gerissen werden, wie es früher durch die mattere und in ihrer Form veränderliche Bleikugel so oft geschah, so daß dann durch diese Fremdkörper schwere Infektionen entstanden.

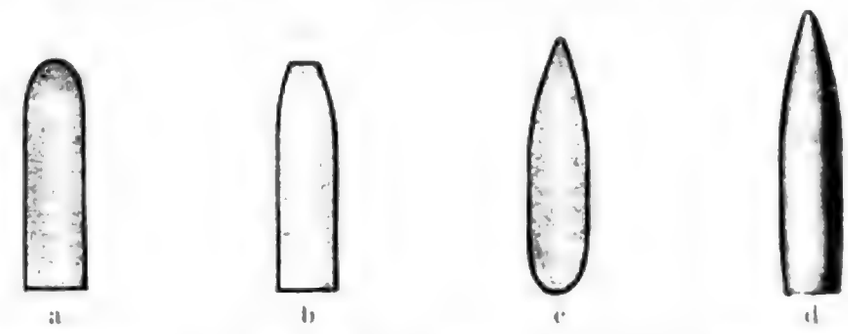
Von Bedeutung ist, daß relativ oft der Mantel des Geschosses, z. B. durch vorheriges Aufschlagen auf Steine, auf Mauerkanten, auf Montierungsstücke, auf vom Getroffenen in den Taschen getragene Gegenstände, aber auch beim Aufschlagen auf den Knochen, zerspringt. So erklärt es sich, daß die Durchleuchtungen und Photographien mittels der Röntgenstrahlen häufiger das Vorhandensein von Geschoßteilen in den Schußwunden ergeben haben, als man erwartet hat. Solche Prellgeschosse, solche von Mauerkanten, Steinen usw. abgeprallte Geschosse können nach den neueren Erfahrungen noch 500 bis 2200 Meter weit fliegen und Verwundungen verursachen.

Zuweilen ändert das Geschoß seine Flugbahn oder seine Stellung; so entstehen die sogenannten Querschläger, wenn das Geschoß statt mit seinem Querdurchmesser mit seinem Längsdurch-

Nikolaus Pirogoff.

messer aufschlägt. Hierher gehören auch die sogenannten Konturschüsse, wenn eine mattere Kugel durch Knochen, feste Gewebsteile, durch in den Taschen getragene Gegenstände usw. abgelenkt wird, so daß z. B. eine in die Brust eindringende Kugel an den Rippen entlang läuft, ohne die Lunge oder das Herz zu verletzen.

Inhumane Kriegsgeschosse sind die von den Engländern im indischen Grenzkriege im Tschitral benutzten unvollständigen Mantelgeschosse (Teilmantelgeschosse), die sogenannten Bleispitzengeschosse oder Dum-Dum-Geschosse (s. Abbild. S. 257 a) — nach ihrem Herstellungsorte Dum Dum bei Kalkutta so genannt — und die im Sudanfeldzuge von den Engländern angewandten Hohlspitzengeschosse. Da die englischen Soldaten im indischen Grenzkriege die Erfahrung machten, daß die durch ihr Vollmantelgeschoß getroffenen Feinde nicht genügend kampfunfähig wurden, sondern noch weiter tapfer vorwärts stürmten, so suchten sie die Wirkung ihrer Geschosse dadurch zu erhöhen, daß sie die Spitze des Nickelmantels mit scharfen Steinen abfeilten, daß sie sich sogenannte „Weichnasen" oder „Bleispitzengeschosse" herstellten, wie man sie auf der Jagd gegen wilde Tiere benutzt. Die im Sudan verwandten „Hohlspitzengeschosse" (s. Abbild. S. 257 b) enthalten, wie ihr Name besagt, an ihrer Spitze einen zylindrischen Hohlraum von zwei Millimetern Weite und neun Millimetern Länge, im übrigen gleichen sie in jeder Beziehung dem Bleispitzengeschoß. Gegen die Anwendung dieser beiden Geschoßarten im Kriege muß aus Humanitätsrücksichten Verwahrung eingelegt werden, denn sie verursachen ganz gräuliche, explosionsartige Verletzungen wie durch grobes Geschütz, beson-

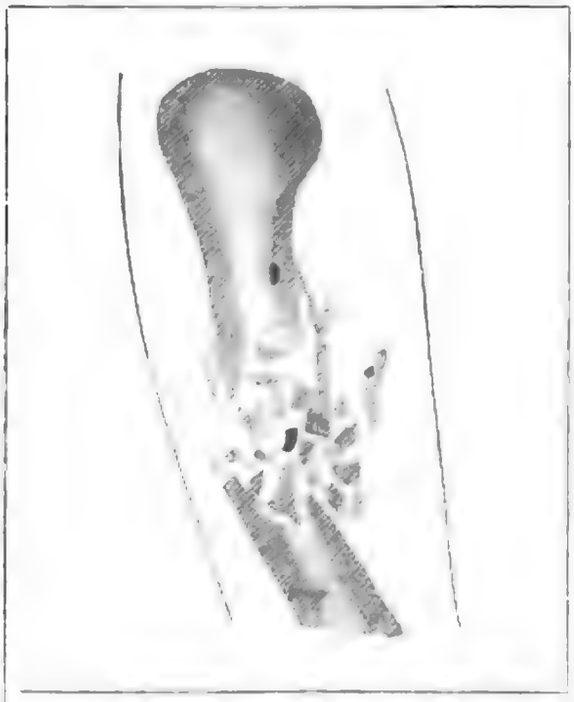


Die modernen kleinkalibrigen Mantelgeschosse (a—c): a das frühere deutsche Geschoß, b das frühere französische Geschoß, c das jetzige deutsche Geschoß (Modell 1888 S). — d das jetzige französische Geschoß ohne Mantel (Modell 1886 D). (Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

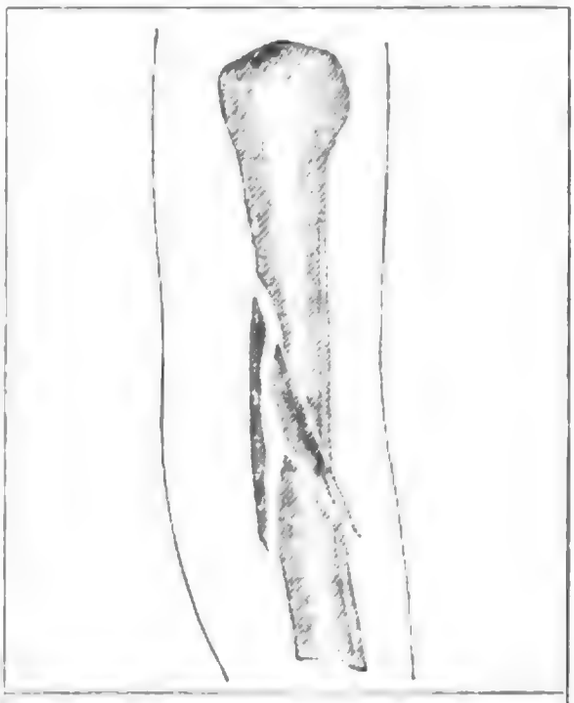
ders natürlich bei Nahschüssen, weil der an der Spitze des Geschosses freiliegende Bleikern beim Aufschlagen auf den Knochen seine Form ändert, aufgestaucht wird, so daß infolgedessen der Mantel des Geschosses in kleinere Stücke zertrümmert wird.

Die Verwundungen durch grobes Geschütz (Granaten, Schrapnelle) sind nicht so typisch wie die Schußwunden der kleinkalibrigen Handgewehrgeschosse (Flinten, Revolver, Pistolen); es entstehen vorwiegend unregelmäßige, zerrissene Wunden, teils gewaltige Zertrümmerungen der Weichteile und Knochen, teils Abreißungen ganzer Körperteile, zuweilen nur leichtere Verletzungen und Verbrennungen.

Die Verletzungen durch die Schrapnellkugel sind ähnlich wie die Verwundungen durch die früheren Bleikugeln. Die Feldschrapnelle enthalten bekanntlich dreihundert, die Feldhaubitzenschrapnelle fünfhundertzehn Gramm schwere Hartbleikugeln. Charakteristisch sind die mehrfachen Wunden, ferner, daß die Kugeln häufig im Kör-



Nahschuß durch den Oberarmknochen. (Nach einer Röntgenphotographie von Küttner. Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

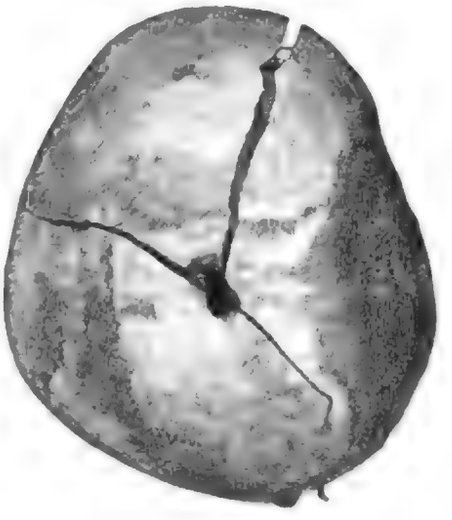


Fernschuß durch den Oberarmknochen. (Nach einer Röntgenphotographie von Küttner. — Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

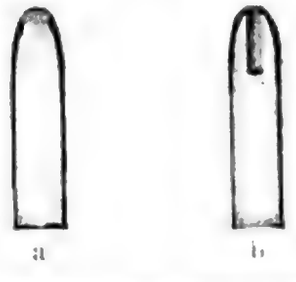
Digitized by Google

per steckenbleiben, daß Fremdkörper, Kleiderfetzen, Montierungsstücke des Verwundeten mit in die Wunde gerissen werden, die, wie schon erwähnt, so oft zu Wundinfektionskrankheiten Veranlassung geben. Die Zahl und die Art der Schrapnellverletzungen hängen ab von der Sprengweite und von der Sprenghöhe, d. h. von dem wagerechten Abstand des Sprengpunktes von dem Ziele und von der senkrechten Entfernung des Sprengpunktes von der Erdoberfläche. Besonders wirksame Verwundungen finden statt etwa bis 120 Meter Sprengweite und bis acht Meter Sprenghöhe. Bezeichnend ist, daß nach dem Schuß fast alle Kugeln ihre runde Form verloren haben, daß sie in verschiedener Weise deformiert sind.

Die Verletzungen durch die Granaten sind teils Luftstreifschüsse durch die Wirkung des Geschosses als Ganzes, teils entstehen sie durch den Luftdruck im Augenblick der Explosion, sodann durch die Giftigkeit der Sprengladung und die Rauchentwicklung ihrer Phosphorladung, vor allem aber natürlich durch die Sprengstücke ihres Mantels. Die Verwundungen durch letztere sind ganz atypisch, je nach der Form und Größe der Sprengstücke, teils harmlose Verletzungen, Quetschungen, Verbrennungen, teils hochgradige Zertrümmerungen und Abreißungen ganzer Körperteile. Granatsplitter von zwei bis sechs Gramm können noch lebensgefährliche Durchbohrungen der Brust oder des Unterleibes erzeugen, und Granatsplitter von einem Gramm und weniger von der Feldhaubitzengranate können nach Schjerning infolge ihrer enormen Endgeschwindigkeit noch Knochenbrüche sogar des Oberschenkels veranlassen. Die stärkste Wirkung der Granatsplitter beobachtet man natürlich, wenn die Granate dicht über oder vor dem Ziele krepiert. Bei den Verletzungen durch die Granatsprengstücke entstehen besonders auch Verwundungen durch sogenannte indirekte Geschosse, z. B. durch Steinsplitter, Erdmassen, Holzsplitter, durch Montierungsstücke, durch in den Taschen getragene Gegenstände usw.



Schädelfernschuß aus 2700 Meter Entfernung. Der Kopf wurde in liegender Körperstellung getroffen, die Schädelknochen sind durch Keilwirkung in der Form von drei klaffenden Fissuren auseinandergetrieben; die Kugel steckt im Gehirn. (Medizinalabteilung des Kgl. Preußischen Kriegsministeriums.)



a b

a Englisches Bleispitzengeschoß (Dum-Dum-Geschoß). b Englisches Hohlspitzengeschoß. (Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

Bezüglich der verschiedenen Arten der Schußwunden sei noch kurz folgendes hervorgehoben. Der geringste Grad einer Schußverletzung besteht in einer einfachen Quetschung der Weichteile ohne eigentliche Wunde durch matte Geschosse aus großer Entfernung oder durch Kugeln, welche auf feste Gegenstände des Getroffenen aufgeschlagen sind, z. B. auf die Uhr, auf eine Brieftasche usw. Zuweilen entstehen durch matte Kugeln Knochenbrüche ohne Hautwunden. Durch Streifschüsse werden rinnenförmige Wunden erzeugt. Die häufigste Art der Schußwunden der kleinkalibrigen Geschosse der Handfeuerwaffen sind die sogenannten röhrenförmigen Wunden, d. h. das Geschoß durchbohrt die Haut, dringt in den Körper ein und bleibt entweder hier stecken (sogenannter Blinder Schußkanal), oder die Kugel durchdringt den Körper vollständig mittels Ein- und Ausschuß (Haarseilschuß). An der Haut entstehen zuweilen Verbrennungen oder grauschwarzliche Verfärbungen infolge des Eindringens von Pulvergasen. Durch Schrotschüsse aus großer Nähe können hochgradige Zertrümmerungen besonders der Weichteile entstehen, ferner beobachtet man zuweilen schwere Ohnmachten, bedenkliche Erscheinungen von Herzschwäche, so daß die durch einen Schrotschuß Getroffenen infolge dieser Eigenwirkung unmittelbar nach der Verletzung an Herzlähmung sterben können.

Die Verwundungen durch die Artilleriegeschosse haben wir bereits kurz charakterisiert.

Im Vergleich zu den Schußwunden sind die **Hieb- und Stichwunden** durch die sogenannten blanken Waffen, durch Säbel, Degen, Bajonette, Lanzen in den letzten Kriegen immer seltener geworden, weil der Nahkampf nicht mehr so häufig vorkommt wie früher; sie betrugen im Deutsch-Französischen Kriege nur 1 Prozent aller Verwundungen, bei der preußischen Kavallerie 17,5 Prozent. In den jüngsten Kriegen sind die Verwundungen durch blanke Waffen noch seltener geworden, sie betrugen nach A. **Köhler** nur 0,2 bis 0,5 Prozent.

In Kolonialkriegen gegen wilde Völkerschaften, z. B. gegen Indianer und die Neger Afrikas, kommen noch Wunden durch **vergiftete Pfeile** vor. Die Indianer haben besonders früher ihre Pfeilspitzen mit teuflischem Raffinement vergiftet, und sie bewahren es heute noch vielfach als Geheimnis. Sie benutzen besondere Pflanzengifte (Curare oder Urari) oder faulende Stoffe (faules Fleisch und Blut), Schlangengifte, z. B. zermalmte Schlangenköpfe. Mit Vorliebe wird die Schlangenleber, mit Pfeilen gespickt, in der Sonne zum Faulen gebracht. Die Neger in Afrika vergiften ihre Pfeile ebenfalls mit einem Gift, dessen Natur sie verheimlichen. Die Sudanesen sollen ein Herzgift (Strophanthus) anwenden. Die Wirkung der einzelnen Pfeilgifte ist sehr verschieden, der Tod erfolgt zuweilen sofort. Durch Curare, das eigentliche Pfeilgift der Indianer, werden die willkürlichen Muskeln gelähmt, so daß der getroffene Feind wie gelähmt daliegt, Arme und Beine nicht bewegen kann. Tod durch Lähmung des Herzens oder der Lunge erfolgt erst nach der Einwirkung größerer Giftmengen oder eine gewisse Zeit nach der Verwundung.

Der **Verlauf** jeder Verwundung im Kriege hängt besonders ab von ihrem Sitz und von der Art des verletzten Organs. Eine Schußwunde des Gehirns, des Herzens, der großen Schlagadern in der Nähe des Herzens und im Unterleib sind meist entweder sofort oder nach kurzer Zeit tödlich, Ausnahmen kommen natürlich vor. Ein Nahschuß ist, wie wir gesehen haben, immer gefährlicher als ein Fernschuß, eine Verletzung durch grobes Artilleriegeschütz in der Regel bedenklicher als eine Schußwunde durch ein kleinkaliberiges Geschoß der Handfeuerwaffen. Sehen wir vom Sitz und von dem Grad der Verwundung ab, dann hängt der weitere Verlauf, die Möglichkeit der Heilung vor allem davon ab, ob der Verletzte baldigst in sachkundige ärztliche Behandlung kommt oder nicht. Vergleichen wir die Sterblichkeit durch Schußwunden in den letzten Kriegen mit der Statistik aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 oder mit früheren Kriegen, z. B. 1866 oder in Italien, in der Krim, dann ergibt sich etwa folgendes: die Sterblichkeit der Kopfverletzungen, besonders der Gehirnverletzungen, der Verletzungen der Brust und des Unterleibes ist so ziemlich dieselbe geblieben, weil diese Schwerverletzten teils sofort oder bald nach der Verletzung sterben, oder weil sie nicht rechtzeitig in sachgemäße Behandlung kommen. Im Kriege ist es bei der großen Zahl der Verwundeten kaum möglich, an allen Schwerverletzten die entsprechenden, zum Teil sehr zeitraubenden Operationen, z. B. am Magen, Darm, am Herzen, Gehirn usw., rechtzeitig auszuführen. Die Tödlichkeit der Halsverletzungen durch das kleinkalibrige Geschoß der Handfeuerwaffen ist sogar in den letzten Kriegen eine größere geworden, weil die großen Blutgefäße am Halse, besonders die Schlagadern, dem modernen kleinkalibrigen Geschoß nicht ausweichen, wie es früher bei der Bleikugel mit ihrer geringeren Durchschlagskraft der Fall war. Dagegen ist die Sterblichkeit der Schußwunden der Arme und Beine infolge der zweckmäßigeren Behandlung viel geringer geworden, und da sie etwa zwei Drittel der zur Behandlung kommenden Verwundungen ausmachen, so ist natürlich infolgedessen auch die Gesamtsterblichkeit aller Verwundungen im Kriege entsprechend geringer geworden.

Röntgenphotographie einer Schußverletzung des rechten Fußes vom Fußrücken her; Kugel in der Fußsohle. Nach operativer Entfernung der Kugel Heilung ohne jede Funktionsstörung, obgleich die Kugel durch die Sammelröhrenknochen ging. (Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1907.)

Die Behandlung und besonders die erste Hilfe bei Verwundungen im Kriege geschieht gegenwärtig bei den Armeen aller Kulturvölker nach denselben Grundsätzen, d. h. wo [illegible] die frischen

Wunden, besonders die Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geschosse, für nicht infiziert, wir sehen daher von jeder Desinfektion derselben ab, bedecken sie sofort mit einem antiseptischen Pulver, z. B. mit Airol, dann mit einem trocknen, die Wundsekrete gut aufsaugenden Verband aus sterilem (bakterienfreiem) Mull und Watte. Wir lassen also die frischen Wunden in Ruhe, untersuchen nicht mit Sonden oder den Fingern. Von dieser abwartenden Wundbehandlung wird nur dann abgesehen, wenn wegen Lebensgefahr sofort eine Operation vorgenommen werden muß, wenn z. B. eine lebensgefährliche oder überhaupt stärkere Blutung gestillt werden muß. Unsre Militärärzte werden mit Rücksicht auf die Wundbehandlung gleichsam mit gebundener Marschroute in den Zukunftskrieg ziehen, an die Stelle des früheren Individualisierens ist ein strenger Schematismus der Wundbehandlung getreten.

Röntgenphotographie der linken Hand eines fünfzig Jahre alten Mannes mit zahlreichen Bleimolekülen infolge einer im Deutsch-Französischen Kriege 1870 bei Dijon erlittenen Schußverletzung. Die Bleikugel war durch Aufschlagen auf das Gewehr des Soldaten zersprungen, und die einzelnen Bleisplitter hatten dann die linke Hand verletzt. (Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

Das war früher anders, man hielt die Schußwunden lange Zeit für vergiftete Wunden, ängstlich suchte man nach der bösen Kugel. Mit Schaudern gedenken wir jener Zeiten im Mittelalter, wo sogar die Schußwunden mit siedendem Öl ausgebrannt wurden, um das „Pulvergift" zu zerstören. Der berühmte französische Chirurg Ambroise Paré und der Italiener Maggi sind zuerst etwa in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gegen diese grausame Behandlung erfolgreich aufgetreten. Als die Armee des Königs Franz von Frankreich 1536 die kleine Bergfeste Villane bei Susa erstürmte, hatte der junge Militärarzt Paré — so erzählt er selbst — nicht genügend kochendes Öl zur Hand, um alle Schußwunden entsprechend der damals allgemein üblichen Behandlung auszubrennen. In großer Sorge um die nicht mit kochendem Öl ausgebrannten Schußwunden verbrachte A. Paré eine schlaflose Nacht. Aber nicht genug war sein Erstaunen, als am nächsten Morgen alle nicht mit kochendem Öl ausgebrannten Schußverletzten sich sehr wohl befanden, während die mit heißem Öl Behandelten Fieber, heftigere Schmerzen und bedenkliche Entzündungen hatten. Seit dieser Zeit gelobte sich A. Paré, als entschiedener Gegner gegen das grausame Ausbrennen der Schußwunden aufzutreten.

Die erste Hilfe wird bekanntlich den Verwundeten auf dem Schlachtfelde und auf den Verbandplätzen teils von Ärzten, teils von Sanitätssoldaten zuteil. Das untere Sanitätspersonal muß mit der Anlegung von Verbänden und besonders auch mit der provisorischen Stillung der Blutungen vertraut sein. Auf dem Verbandplatz muß die ärztliche Tätigkeit übersichtlich und zweckmäßig organisiert sein, die zugetragenen oder zugeführten Verwundeten werden entsprechend sortiert, die Schwerverletzten, bei starken Blutungen usw., soll zuerst geholfen werden, die Leichtverletzten sind rasch abzufertigen, sie können sich

Digitized by Google

oft selbst den ersten Verband anlegen mit dem Verbandpäckchen, welches jeder Soldat im Kriege mit sich führt. Dieses Verbandpäckchen für den ersten Verband besteht bei der deutschen Armee aus einer sechs Zentimeter breiten sterilisierten Mullbinde mit aufgenähter Mullkompresse in wasserdichtem Umschlag; an der Innenfläche des letzteren findet sich eine gedruckte Gebrauchsanweisung. Die Hauptaufgabe des Verbandplatzes ist die Verhütung einer nachträglichen Infektion der Wunden durch sachgemäße Anlegung des ersten Verbandes und in sofortigem operativem Einschreiten bei lebensgefährlichen Verletzungen, besonders bei starken Blutungen infolge Verletzung großer Blutgefäße. Bei Knochenschüssen an den Extremitäten wird man alle Schußwunden mit kleinem Ausschuß — also alle Fernschüsse — konservativ behandeln, d. h. die davon Betroffenen nach Anlegung des Wundverbandes noch mit einem Gipsverband versehen und sie dann in ein nahegelegenes Feldlazarett oder Etappenlazarett transportieren lassen. Bei allen Nahschüssen der Extremitäten mit großem Ausschuß, mit hochgradiger Zertrümmerung der Knochen und der Weichteile wird die Erhaltung des betreffenden Armes oder Beines in der Regel aussichtslos sein, hier empfiehlt sich die operative Abnahme der betreffenden Extremität durch Amputation oder durch Auslösung im nächsten Gelenk (Exartikulation) so bald als möglich auf dem Verbandplatz.

In den Feldlazaretten findet nach der Schlacht die eigentliche Behandlung der Verletzten und Kranken statt, hier werden die auf den Verbandplätzen provisorisch Verbundenen sowie die Operierten nachuntersucht und dann möglichst bald weiter rückwärts in ein Etappenlazarett und schließlich, wenn es notwendig erscheint, in die Heimat gesandt. In den Lazaretten wird man alle noch notwendig werdenden Nachoperationen ausführen, z. B. auch die Geschosse aus dem Körper entfernen, nachdem deren Sitz und gefahrlose Entfernung durch die Röntgenstrahlen nachgewiesen ist. Die Abbildungen S. 258 und S. 259 lehren, wie gut man durch die Röntgenstrahlen Kugeln und Kugelteile im Körper nachweisen kann. Kugeln können bekanntlich dauernd ohne Schaden einheilen, man wird daher nur dann die Kugeln durch Operation entfernen, wenn es ohne Gefahr für den Kranken möglich ist. Die Kugeln wechseln im Körper zuweilen ihre ursprüngliche Stelle, sie senken sich ihrer Schwere nach, sie wandern und können schließlich an einer [illegible] unter der Haut zum Vorschein kommen, so daß sie mit Leichtigkeit durch Einschnitt entfernt werden können. Schließlich bei [illegible] eingeheilten Bleikugeln sah man in Ausnahmefällen Erscheinungen von Bleivergiftung.

Die Kriegslazarette werden in größeren Gebäuden, in Kirchen, Schulen, ferner in leicht transportabeln Krankenzelten, in Töckerschen Filzbaracken oder in Holzbaracken eingerichtet. Auch die freiwillige Krankenpflege muß schon im Frieden solche transportabeln Krankenzelte und Baracken in größerer Zahl bereithalten. Nach Haase bedarf eine Armee von 100000 Mann etwa 601 bewegliche und 167 unbewegliche Baracken, welche für etwa 15000 bis 18000 Patienten Platz gewähren.

Gewaltige Heeresmassen werden sich in den Zukunftsschlachten gegenüberstehen, und man hat der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß eine genügende ärztliche Hilfe kaum möglich sei. Aber diese Befürchtung ist, wie ich glaube, grundlos, unser Militärsanitätswesen ist besonders durch den früheren preußischen Generalstabsarzt von Coler vorzüglich organisiert, es verfügt für den Krieg über eine große Zahl von Ärzten und von gut ausgebildeten Sanitätsmannschaften. Leicht wird die unserm Sanitätswesen in einem Zukunftskriege gestellte Aufgabe gewiß nicht sein. Von großem Werte wird auch die Mithilfe der freiwilligen Krankenpfleger sein, besonders auch aus den Reihen der Studierenden aller Fakultäten, welche schon im Frieden die Anlegung von Verbänden und die Grundregeln der Krankenpflege bis zu einem gewissen Grade erlernt haben. Von Interesse ist übrigens die Tatsache, daß trotz der Vervollkommnung unsrer Schußwaffen die relative Zahl der Verwundeten in den Schlachten der Neuzeit geringer geworden ist, weil der Nahkampf seltener geworden und die Soldaten den Schutz des Geländes besser auszunutzen verstehen als früher. Die absolut blutigste Schlacht des neunzehnten Jahrhunderts war nach Hauptmann Berndt die Schlacht bei Leipzig mit 90000 Toten und Verwundeten der Verbündeten und Franzosen zusammen, dann folgt die Schlacht bei Aspern mit einem Gesamtverlust von 66000, Borodino mit 62000 Mann. Die relativ blutigste Schlacht mit der höchsten Prozentzahl an Toten und Verwundeten war Aspern mit einem Verlust von 38 Prozent der Gesamtstreiterzahl, dann folgen Borodino mit 25 Prozent, Eylau und Waterloo mit 24 Prozent und Leipzig und Inkerman mit 21 Prozent. Dagegen betrug der durchschnittliche Verlust an Toten und Verwundeten für beide Gegner zusammen bei Königgrätz nur 7½ Prozent, bei Gravelotte St. Privat 8 Prozent, bei Sedan 12 Prozent, bei Wörth 13½ Prozent, bei Mars-la-Tour 16 Prozent und bei Plewna 14 Prozent. Die Deutschen verloren in [illegible] Schlacht des Krieges 1870/71 bei Mars-la-Tour 22 Prozent, die Franzosen [illegible] 16 Prozent, bei Sedan 19 Prozent, [illegible] 11 Prozent,

die Russen bei Plewna 17 Prozent.

Aber im Kriege gibt es nicht nur Verwundete, sondern auch Kranke, deren Zahl größer ist als die der ersteren. Nach von Linstow und Volquardsen wurden in den Kriegen von 1793 bis 1865 etwa 1½ Millionen Menschen durch Feindeswaffen getötet und 6½ Millionen starben durch Krankheit, besonders durch Typhus, Ruhr, Pocken, Cholera, Malaria, Pest, Hitzschlag u. a. Die Kreuzfahrer verloren im Juli 1099 auf dem Marsche durch Bithynien und Phrygien oft an einem Tage 500 Mann an Hitzschlag. Im Jahre 1528 hat der Flecktyphus von einem französischen Heere vor Neapel 30000 Mann hinweggerafft. In Rußland wurde das Heer Napoleons I. allein durch den Flecktyphus nach Robert Koch auf ein Fünftel seines Bestandes reduziert. Im Krimkriege verlor die französische Armee durch Ruhr, Flecktyphus, Malaria, Cholera usw. über 75000 Mann. Im Jahre 1866 verlor die preußische Armee 6127 Mann infolge der Cholera. Im Kriege 1870/71 erkrankten in der deutschen Armee an Typhus mehr als 74000 Mann, von welchen etwa 9000 Mann starben, an Ruhr erkrankten 38000 Mann mit nur 2408 Todesfällen. Die französische Armee wurde 1870/71 durch die Pocken in schwerster Weise heimgesucht, während die deutsche Armee infolge der streng durchgeführten Pockenimpfung nach Robert Koch nur 297 Mann durch die Pocken verlor, ein schlagender Beweis für den großen Wert der Pockenimpfung als wirksame Schutzmaßregel. In allen Kolonialkriegen sind die Infektionskrankheiten besonders verhängnisvoll. Im Jahre 1894 starben gelegentlich der französischen Expedition auf Madagaskar von 12850 Mann 4980 Mann an Malaria, einige Truppenteile verloren sogar 60 Prozent ihres Bestandes.

Überblicken wir die Zahl der Kriegsverluste zu den verschiedenen Zeiten, so ergibt sich die Tatsache, daß die **relativen** Verluste durch Feindeswaffen und durch Krankheiten infolge des verbesserten Kriegssanitätswesens, infolge der modernen Behandlung von Verwundeten und Kranken in den letzten Kriegen geringer geworden sind als früher. Diese Tatsache eröffnet günstige Aussichten für die Zukunft. So viel steht jedenfalls fest: ärztliche Wissenschaft und Kunst werden in einem Zukunftskriege unsern Kriegern besser als früher wirksame Hilfe leisten, das Elend des Krieges mildern und ihm einen Teil seines Schreckens nehmen. Der einzelne Arzt vermag allerdings nicht viel, so tüchtig er auch sein mag, die Basis unsrer guten Heilerfolge, die Möglichkeit einer stets genügend vorhandenen ärztlichen Hilfe beruht auf einer guten Organisation und Verwaltung des Kriegssanitätswesens, welches nie versagen darf. Und unser deutsches Kriegssanitätswesen ist — dank auch der Einsicht der gesetzgebenden Faktoren — so ausgezeichnet organisiert, daß es sich sicher im Kriege bestens bewähren wird. Sollte es das Schicksal so fügen, daß unser deutsches Vaterland wieder in einen Krieg verwickelt wird, dann darf man zu der durchgreifenden Kraft und der Organisation unsres Kriegssanitätswesens volles Vertrauen hegen.

Generalstabsarzt Alwin von Coler. Geb. 15. März 1851, gest. 26. August 1901. (Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin)

Digitized by Google

Johann Gottlieb Fichte (1762–1814). Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

Johann Gottlieb Fichte und seine Reden an die deutsche Nation vor hundert Jahren

Von Prof. Dr. Karl Sell (Bonn)

1

Ein Lieblingssatz Heinrich von Treitschkes ist der gewesen, daß wir Deutschen ein noch so junges Volk seien. Er meinte damit, daß wir so viel später als unsere Nachbarn, z. B. die Franzosen, die Engländer, es zu den Erfahrungen gebracht haben, die aus einem Volk als der Gemeinschaft der[illegible]

[illegible] seiner die jüngsten der großen Kulturnationen. Sie sind am spätesten zum politischen Nationalbewußtsein erwacht.

Und fragt man nach der eigentlichen Geburtsstunde dieses neuen deutschen Nationalbewußtseins, so ist das — das hat ebenfalls Heinrich von Treitschke gesagt in den „Historischen und politischen Aufsätzen": Fichte und die nationale Idee: 1871 — die Zeit vor hundert Jahren gewesen, da in einem [illegible] in Berlin der Philosoph Johann Gottlieb Fichte seine Reden an die [illegible]

Es waren Sonntagsvorlesungen, die am 13. Dezember 1807 begannen, am 20. März 1808 endigten.

Es ist Grunds genug, ihnen ein geräuschloses Jubiläum im Kreise der Leser dieser Zeitschrift zu feiern — auch wenn das Jubiläumsdatum nach der Rechnung des Kalenders schon vorüber ist.

Das Auszeichnende jener Zeit vor hundert Jahren, die man nun allgemein als die der beginnenden Aufrichtung eines einheitlichen preußischen Staates und damit zugleich als die direkte Vorbereitung jenes neuen Deutschlands feiert, das dann in dem zweiten großen Befreiungskrieg gegen Frankreich 1870/71 zur weltgeschichtlichen Tatsache wurde, erkennt man, wenn man hinüberblickt auf den gleichzeitigen ersten Befreiungskrieg, der in Europa unternommen wurde gegen die napoleonische Fremdherrschaft in Spanien im Jahre 1808. Der spanische Volkskrieg war, wie ein Jahr später der mächtige Aufstand des Tiroler Volkes — der sich aber im großen und ganzen dank der nordischen, im Grunde nicht leidenschaftlichen Gemütsart dieses Stammes in edleren Grenzen hielt —, das wilde Aufflammen eines oft bis zur Raserei sich steigernden Volkshasses gegen einen zugleich gewalttätigen und aufklärerischen Feind, der gerade in die heiligsten Gewohnheiten und Sitten mit rauher Hand hineingegriffen hatte. Es war ein elementarer Ausbruch aller angesammelten nationalen und politischen Leidenschaften, der edelsten wie der niedrigsten, die nur in dem einen Ziele einig waren: der Vertreibung der Ausländer von dem seit den Maurenzeiten von Fremden nicht betretenen Heimatboden. Was wir den deutschen Freiheitskrieg nennen, das vollzog sich in zwei Abschnitten: in der von einer Reihe von kleinen erfolglosen mittel- und norddeutschen Erhebungen (Törnberg in Hessen, Schill in Stralsund, der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig zur Nordsee) begleiteten Volkserhebung Österreichs von 1809, die mit dessen empfindlicher Demütigung unter härteste Bedingungen des Siegers endigte, und in dem vier Jahre später durch den Sieg des russischen Winters und der russischen Waffen über Napoleon herbeigeführten Aufstand Preußens, Österreichs und schließlich des rheinbündischen Deutschlands zur Abschüttelung der französischen Herrschaft. Diesen beiden Erhebungen aber war bereits vorangegangen ein innerer Umschwung in weiten Gebieten des deutschen Geisteslebens, eine Wiedergeburt im innersten Wesen der nur noch durch das Band der Sprache zusammengehaltenen Nation, ähnlich wie kein halbes Jahrhundert später die Begründung eines italienischen Einheitsstaates vorbereitet wurde durch eine tiefe, von den edelsten Namen der Nation ausgehende Geistesbewegung.

Ein Glied nur in der Kette von Geistestaten, die diesen innern Umschwung hervorriefen, ist auch die populär-wissenschaftliche Wirksamkeit des Philosophen Fichte gewesen. Nur ein Glied ist sie einer sehr viel weiter verzweigten Erweckung der Geister, in der sich uns eine der merkwürdigsten Anomalien unsrer Nationalgeschichte enthüllt, die zugleich zu ihren wundervollsten Geheimnissen gehört. Andre große Völker erlebten ein goldenes Zeitalter ihres Geisteslebens und ihrer Literatur, als sie im lebhaftesten nationalen und politischen Aufschwunge sich befanden: Spanien, England, Frankreich. Dagegen ist Deutschlands an Werken klassischen Dichtens und Denkens reichste Zeit die Zeit zwischen dem Basler Frieden 1795 und der Schlacht von Jena 1806,* also das Jahrzehnt gerade der vollkommensten Nichtigkeit, ja Niedertracht Deutschlands in politischen Dingen. Es ist die Zeit, da Österreich und Preußen das linke Rheinufer den Franzosen preisgaben, da Preußen, nur um Frieden zu behalten, England, Rußland und Österreich allein gegen Bonaparte kämpfen ließ, sich aber gern an der gewalttätigen Säkularisierung und Mediatisierung deutscher geistlicher und weltlicher Stände beteiligte; da an die Stelle des alten „heiligen" Reiches das neue französische Kaisertum trat, dem die Rheinbundfürsten wie Gefolgsleute huldigten.

Aber sie wurde (der Gedanke stammt von F. Meinecke) gewissermaßen zu einer Schonzeit für das nördliche und nordöstliche wie das mittlere Deutschland, in der die Wunderblüte unsrer klassischen und romantischen ideellen und künstlerischen Kultur zur Reife kommen konnte. Während der größte Eroberer neuerer Zeit, um seinen Riesenplan auszuführen, stets neue Reiche gründete und

* Goethes „Faust", erster Teil, damals bereits vollendet, erschien erst 1808 im Druck.

zusammenwarf, herrschte im Reich des deutschen Geistes Friede.

So ward für alle höherstrebenden Geister jener Zeit ohne Ausnahme die geistige Ausbildung, die philosophische Beschäftigung, die literarische, ästhetische und wissenschaftliche Betätigung das Hauptanliegen des Lebens. Scheinbar war alle andre Produktivität erloschen. Wer konnte es damals ahnen, welche Fülle von staatsmännischen und militärischen Kräften der deutsche Norden in seinem Schoße barg? Als aber dann der Sturm der Notzeit an diesem still gewachsenen Baum höchster Kultur des Geistes rüttelte, da fielen wohl die Blüten ab, aber es zeigte sich, daß ihr Same bereits über das Land hingeflogen war. Und aus ihm erwuchs jene todverachtende Begeisterung, jene stolze Siegeszuversicht, mit der sich das wiedergeborne Preußen und schließlich Deutschland erhob. Der stille, aber mächtige Einfluß der hochgespannten Geistigkeit jener Zeit ist daran schuld, daß es uns Heutigen so scheint, als ob beinahe all die führenden Männer, Staatsmänner wie Feldherren der Zeit vor hundert Jahren, die Stein und Hardenberg, W. von Humboldt, Nicolovius, Süvern, Stägemann, Niebuhr, die Gneisenau, Boyen, Grolman, Clausewitz, wie von einem Hauch idealischer Gesinnung umgeben, beseelt seien über all ihre großen Taten hinaus von einem noch höheren Streben nach einheitlicher Bildung und nach dem Ruhm vollkommener Menschlichkeit. Und das erklärt uns auch den Adel, in dem die deutsche Freiheitsdichtung sowohl des Jahres 1809 wie die noch viel reichere des Jahres 1813 erstrahlt.

Während der Welterschütterer Bonaparte, 1799 von Ägypten zurückgekehrt und im Besitz der Gewalt über Frankreich, als erster Konsul die Landkarte des südlichen Europa nach seinem Gefallen erst republikanisch, dann monarchisch umgestaltete, den deutschen Westen und Süden sich dienstbar machte, das alte heilige römische Reich zusammenstieß, herrschte, wenngleich durch eine undeutsche und verhängnisvolle Politik unter Preußens Schutz, im deutschen Norden und Nordosten Ruhe. Wie von einer sichern Warte aus sahen sich die Denker und Dichter von Königsberg bis Halle und dann von Berlin bis Weimar das ungeheure Schauspiel einer kriegerisch-politischen Weltumwälzung an, maßen sie der Kräfte und Willenskräfte, die darin wirkten, an den höchsten Idealen, die ein völlig von allen Autoritäten freies Denken und künstlerisches Schaffen ersinnen kann, übten sie jenen Flug des betrachtenden Geistes, der über allen irdischen Dingen in Adlerhöhe schwebt, und in dessen Reich die Sonne nicht untergeht. Man achte nur auf die Art, wie etwa Schiller in seinem „Lied von der Glocke" und in seinen philosophischen Gedichten die französische Revolution und andre große Weltbegebenheiten Revue passieren läßt, wie er im „Wallenstein" und in der „Braut von Messina" das Soldaten- und Kriegsleben behandelt; man bedenke, daß in einem Zeitroman wie Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre" auch nicht ein Nachhall der politischen Weltbegebenheiten zu spüren ist, während es doch im „Götz" und im „Egmont" auch von Politik gewettert und geblitzt hatte!*

Die Wirkung dieser nach innen gekehrten Geistesrichtung zeigte sich denn auch da, wo in Deutschland zuerst der Sinn für die scheinbar verlorene alte Volksart, für Volkslied, Volkssage und -märchen und für die jetzt der Verachtung anheimgegebenen Schätze und Meisterwerke altdeutscher Kunst erwachte. An der erneuten pfälzischen, jetzt badischen Universität Heidelberg hatte mit dem Rheinländer Joseph Görres aus Koblenz, der zuerst Vorlesungen über altdeutsche Literatur hielt, die „Romantik" ihren Sitz aufgeschlagen. Zu seinen Zuhörern gehörten neben J. von Eichendorff u. a. auch der Märker Achim von Arnim und der Frankfurter Clemens Brentano, die dort (1806) ihre altdeutsche Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" zustande brachten, und in deren Einsiedlerzeitung sich u. a. früheste Gedichte von Uhland und Justinus Kerner und die ersten Märchen von Grimm finden. 1807 kehrte Görres nach Koblenz zurück. Zur selben Zeit begann der Kölner Patriziersohn Sulpiz Boisserée aus Trödlerbuden und Kirchenspeichern die Gemälde der altkölnischen Schulen zu sammeln — angeregt von Vorträgen, die in Paris und Köln Friedrich Schlegel ihm gehalten hatte — und faßte den Plan, den in ein Heumagazin verwandelten, unvollendet verwitterten Kölner Dom dereinst auf- und auszubauen. Bei der Abwendung von der jammervollen Gegenwart

* Erst in der „Natürlichen Tochter" 1803 wird Goethe wieder politisch.

Digitized by Google

hatte man in der rückwärts gewandten geschichtlichen Betrachtung der Vorzeit etwas wie eine Weissagung auf eine neue herrlichere Zukunft gefunden.

So kam es, daß, als auch der letzte deutsche Staat, Preußen, vor Napoleon zusammensank, dem in der Freiheit erzogenen Geist seiner edelsten Bürger die Schwingen nicht erlahmten, sondern daß er sofort daranging, sich ein neues, ideales Reich zu gründen, das demnächst auch an das Licht des politischen Tages treten sollte.

In den beiden Mittelpunkten der Arbeit an einer neuen, höchsten deutschen Kultur, in Jena-Weimar und in Berlin, treffen wir Johann Gottlieb Fichte. Er ist einer der schärfsten, tiefsten und lautersten der deutschen Denker gewesen, vom Anfang seiner mächtigen Katheder-wirksamkeit an bestrebt, mittels ihrer eine Geisterheerschar auszubilden, mit der er sein Jahrhundert in die Schranken fordern könne.

Fichte ist am 19. Mai 1762 als armer Leute Kind in dem Dorf Rammenau in der Oberlausitz, unweit Kamenz, der Heimat Lessings, geboren. Sein Vater, ein Leinwandbandweber, soll abstammen von einem im Dreißigjährigen Krieg verwundet zurückgebliebenen schwedischen Wachtmeister. Aber er war der schwächere Teil in der Ehe. Fichtes Mutter, die Tochter eines Pulsnitzer Bürgers, vererbte dem Sohn den klaren Verstand, aber auch den stolzen, eigenwilligen Charakter. Der Knabe erhielt im Haus und in der Dorfschule nur den notdürftigsten Unterricht. Er half dem Vater am Webstuhl und hütete die Gänse. Das erste Buch, das er nächst der Bibel zu lesen bekam, war das ihm vom Vater gespendete Volksbuch vom „hörnernen Siegfried". Er vergaß überm Lesen völlig seine Hirtenpflicht, schleuderte darum den Versucher in den nahen Bach und weinte ihm dann bittere Tränen nach.

Nur sich selbst verdankte er auch den Weg zu höherer Bildung. Ein bei dem Gutsherrn zu Besuch vorsprechender Herr von Miltitz aus der bekannten Familie kam zu spät zu der Sonntagspredigt des weithin geschätzten Ortspfarrers Wagner; da sagten ihm die Leute, er solle sich den Weberjungen kommen lassen, der vermöge ihm die ganze Predigt aus dem Kopf herzusagen. Der Knabe tat das mit so viel Anstand und Feuer, daß Miltitz die Sorge für seine weitere Erziehung übernahm. So kam Fichte nach mancherlei Schulwechsel auf die berühmte Schulpforta. Dort wurde er aber von dem Stubenältesten, dem „Obergesellen", so mißhandelt, daß er heimlich entfloh. Sofort aber fiel ihm der Rat seines Pfarrers ein: „Was du tust, wende dich vorher an Gott im Gebet." Das brachte ihn zur Besinnung. Er kehrte um, beichtete alles dem Rektor und hatte es fortan besser. Von der neuen Literatur, die damals in der Schule völlig verpönt war, wurde doch manches eingeschmuggelt. Den tiefsten Eindruck machten ihm Lessings theologische Streitschriften gegen den Hauptpastor Göze. Da sein Gönner mittlerweile gestorben war und seine Eltern ihn nicht unterstützen konnten, studierte er in Jena und Leipzig unter den härtesten Entbehrungen Theologie und Philosophie. Man weiß nicht genau, wo er sich als fahrender Hauslehrer aufgehalten hat. Erst die Vermittlung einer Hauslehrerstelle in Zürich enthob ihn nach sieben Jahren der Nahrungssorgen. Dort fand er nicht nur Aufnahme in dem geistig lebendigen Kreis, der sich um den Prediger und Physiognomen Lavater, Goethes ehemaligen Freund, sammelte, sondern in einer Nichte Klopstocks, Johanna Maria Rahn, das weibliche Gemüt, das zuerst von allen ihn verstand und an ihn glaubte, zu der er aufschauen konnte wie zu seinem besten Freund. „Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm du mich hin, männlichere Seele, und fixiere meine Unbeständigkeit!" Einen eignen Hausstand zu gründen mit den Mitteln der Braut verbot ihm aber sein Stolz. So entwarf er ausschweifende Pläne zu verschiedenen Berufen, denn mit den Eltern seiner Zöglinge pflegte er sich meist zu überwerfen, da er sie zunächst selbst in Zucht nahm. Zur Predigerlaufbahn, zu der es ihn, den geborenen Redner, am meisten zog, fehlte es ihm an der in Kursachsen nötigen Rechtgläubigkeit.

So wurde er wieder in Leipzig Privatlehrer. Ein Student bat ihn zufällig um Unterricht in der Philosophie von Kant. Er studierte sie jetzt erst und schreibt darüber: „Ich fand darin eine Beschäftigung, die Kopf und Herz füllte, mein ungestümer Ausbreitungsgeist schwieg, das waren die glücklichsten Tage, die ich je verlebt habe. Von einem Tag zum andern verlegen um

Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde." Er erlebte in diesen Studien etwas wie eine Bekehrung, ja geradezu eine geistige Wiedergeburt! Der bis dahin unausgesetzt mit dem Gedanken des Determinismus, der Unfreiheit des Willens gerungen hatte, wurde nun durch Kant von der Freiheit als der Wurzel der Sittlichkeit so tief überzeugt, daß er fortan, ebenso wie Schiller, sein ganzes Denksystem und sein ganzes Leben darauf gründete. „Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dieses System gibt." Da ihm die Entschädigung für die vorzeitige Aufkündigung einer Hauslehrerstelle in einem gräflichen Haus in Warschau gestattet, ein paar Monate aus der Schnur zu zehren, reist er nach Königsberg und erzwingt Kants Respekt dadurch, daß er ihm eine in vier Wochen geschriebene Abhandlung über ein religiös-philosophisches Thema vorlegt, den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung". Kant sorgt ihm für einen Verleger; durch einen Zufall bleibt auf einem Teil der Exemplare der Name des Verfassers weg; die Schrift, ganz im Sinne von Kant geschrieben, wird in Deutschland, besonders in Jena, für ein Werk des großen Königsberger Denkers selbst gehalten, und als dieser nun den Namen des wirklichen Verfassers bekanntmachte, war dessen Ruhm begründet. Er verheiratete sich nun in Zürich, wo er u. a. auch Pestalozzis, des großen Erziehungsreformators, Bekanntschaft machte, und schrieb seine ersten politischen Schriften: „Beiträge zur Berichtigung des Urteils des Publikums über die Französische Revolution", worin er, auch nach dem Königsmord, für ihr Recht eintritt und „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten". Bereits in Zürich begründet er jenes philosophische System, mittels dessen er Kants Gedankenwelt zu ihrer höchsten Vollendung zu bringen meint: die „Wissenschaftslehre". Da wurde er unerwartet (1794) auf den Lehrstuhl für Kantische Philosophie in Jena berufen, der durch den Weggang des ersten „Kantianers" Reinhold nach Kiel frei war. „In einer Zeit," schreibt Kuno Fischer, „wo in Frankreich Robespierre, in Preußen Wöllner oder bekannte Rudbrittsmänner regierte, war es eine große Kühnheit, Fichte nach Jena zu rufen, und nur in einem Lande möglich, wo Karl August Herzog und Goethe Minister war."

Fichtes Philosophie nicht nur, sondern auch das Gepräge seiner ganzen Persönlichkeit ist verständlich nur aus der Philosophie seines Lehrers Kant. Obwohl sie nicht, wie er meinte, deren allein konsequente Fortsetzung und Anwendung war, sondern eine großartige einseitige Übertreibung, so nimmt sie doch anderseits nicht nur teil an der sittlichen Erhabenheit und praktischen Wirksamkeit von Kants Lehre, sondern sie hat deren Ideen auch wesentlich vertieft und beschwingt, und sie hat so dem Kantianismus erst die Stoßkraft verliehen, deren er bedurfte, um in der Befreiungszeit eine der geistigen Mauerbrecher gegen die Knechtschaft zu werden. So ist Fichtes Gedankenwelt nichts andres als er selbst. Sie ist sozusagen sein eigner in Lehrrede umgesetzter Charakter. Anderseits aber hat er bereits der deutschen Philosophie jene Wendung gegeben, die schließlich zu dem großen logischen Weltsystem von Hegel führen mußte.

Kants Philosophie ist von diesem selber gern verglichen worden mit der Entdeckung des Kopernikus. Man könnte sie aber nach der andern Seite auch vergleichen mit der des Sokrates. Wie Sokrates als Denker seine Schüler von der Betrachtung der äußern Weltdinge zurückrief zur Betrachtung des Menschen, so führte Kant von der Erforschung der äußern Welt zu der der moralischen Innenwelt. Aber das hing direkt zusammen mit dem völlig Neuen in seiner Lehre von der Erkenntnis überhaupt.

Bis Kopernikus hatte man gemeint, die Welt drehe sich um uns, sie sei so, wie wir sie sehen; seit Kopernikus wissen wir: wir drehen uns um einen uns gegebenen Mittelpunkt, es ist ein Unterschied zwischen dem, was wir zu sehen glauben, und dem, was ist. Das menschliche Denken bis auf Kant strebte, das All der Dinge zu erklären aus ihren eignen Voraussetzungen, aus Ursachen und Zwecken. Alle Probleme göttlicher und menschlicher Dinge meinte man lösen zu müssen, auch die Religion war daran aufs höchste beteiligt. Da kam Kant, und mit seiner Kritik des Erkenntnisvermögens zeigte er die unüberschreitbaren Grenzen, die unsrer Vernunft gesetzt sind in der Natur der Sinnes-

Digitized by Google

Erkenntnisapparats. Er zeigte, daß wir nur „Erscheinungen" erkennen, d. h. nur dasjenige von den Dingen, was in unser Wahrnehmungsvermögen hineinfällt. Damit wollte er den Menschengeist zurückrufen von allen Ikarusflügen in das Land des Übersinnlichen. Das sollte aber keineswegs bedeuten die Leugnung dieser Welt des Übersinnlichen. Davon werden wir vielmehr, das war seine zweite fundamentale Behauptung, gewiß nicht durch Schluß und Beweis, sondern auf dem Wege des Handelns. Wir tragen in uns ein gebieterisches Sittengesetz, das uns nicht minder verpflichtet, als unsre Sinne und unsre Logik tun, die unsre Wahrnehmungen regulieren. Es liegt darin die Gewißheit der Freiheit: „Du kannst, denn du sollst." Und so entwarf vom Standpunkt der Freiheit aus Kant eine neue, nicht wissenschaftliche, sondern praktische Philosophie des Übersinnlichen: Gott, Freiheit, Sittlichkeit, Unsterblichkeit, deren vollkommenste künstlerische Darstellung wir in Schillers klassischen Dichterwerken vor uns sehen. Wie hier sich alles dreht um Seelenadel, Menschenwürde, Freiheit und Weltbeglückung, das ist jedermann gegenwärtig. Alle diese Ziele aber sind unbeweisbar, unerklärlich, aber sie sind dennoch wahr. So erscheint uns Heutigen Kant als der große Retter des Glaubens an eine Geisteswelt, an eine Geisterwelt. Damals, zumal ehe Schiller unter Kants Inspiration gedichtet hatte, konnte es anders erscheinen. Auf die meisten Alten machte Kant geradezu den Eindruck des „alles Zermalmenden". So z. B. auf den biedern Wandsbecker Boten Matthias Claudius. Anderseits auf einen Teil der Jugend wirkte er wie eine Offenbarung. So geschah es mit Fichte. Ihn packte das absolut Neue in Kant, und ihn entflammte das Weltverachtende in Kant. Er machte sich sofort daran, was Kant unterlassen hatte, die neue Ansicht von den Dingen in ein System zu bringen, das sich von allen seitherigen Systemen völlig unterscheiden mußte. Alle seitherigen Philosophien, ebenso wie die positiven Religionen, waren Weltsysteme gewesen. Fichtes System konnte nur ein System des reinen Idealismus sein, d. h. ein System der menschlichen Geistestätigkeit, eine Philosophie des Bewußtseins.

Kant hatte gelehrt: Was wir erkennen, das sind nur Erscheinungen mittels unsrer Vorstellungen. Er zweifelte aber nicht daran, daß dahinter noch eine andre Wirklichkeit liegt. Fichte sagt: Wenn alles, was wir erkennen, nur unsre Vorstellung ist, wenn Zeit und Raum und Kausalität und alle Denkformen, wie Kant gezeigt hat, etwas sind, das von uns herstammt — wozu dann noch annehmen, daß etwas andres existiert als der Inbegriff des Bewußtseins aller geistigen Wesen? Wenn alles, was ist, unsre „Vorstellung" ist, so existiert eben nur das vorstellende Wesen, das „Ich". Das „Ich" auf allen Stufen seiner Existenz, als unbewußtes oder bewußtes Wesen, es produziert die Welt der Erscheinungen. Das All ist nichts andres als ein All von Geistern. Und das Wesen des Geistes ist Wille. Dieses All ist immer dagewesen, es ist nicht entstanden: die Wissenschaft hat nur zu zeigen, welche Aufgaben diesen Geistern durch ihre eigne Natur gestellt sind. Das sind lediglich Aufgaben intellektueller, sittlicher, künstlerischer, religiöser Art. Alle Philosophie ist praktisch, ist Vernunftlehre zur Unterweisung im richtigen Handeln. Die Krone des geistigen Lebens ist der Wille, das Erbteil des Willens ist die Freiheit. Mit Freiheit eine Welt der vollkommenen Güte schaffen, das ist die Aufgabe der gesamten Menschheit. Was ist demgemäß der Teil der Welt, der uns erscheint als die äußere Natur? Er ist nichts als der Schauplatz unsrer Pflichterfüllung. Was ist Gott? Er ist die sich selber in der Geisterwelt durchsetzende erhabene Ordnung, die Ordnung der Sittlichkeit, die „moralische Weltordnung".

Wenn Fichte meinte, allein den richtigen Verstand der Philosophie von Kant zu besitzen, so täuschte er sich.

Kant selbst dachte anders. Er verwarf die kühne Lehre des absoluten Idealismus, wonach die ganze Wirklichkeit nichts andres sein sollte als nur eine Schöpfung des aktiven Geistes. Diese Lehre führt zwar nicht, wie man ihr vorgeworfen hat, zum Pantheismus, wohl aber zum sogenannten Monismus.* Während Kant im Grunde doch bei den altgewohnten Vorstellungen von Gott als einem persönlichen Gott, von der un-

* Und zwar zum ethischen Monismus, wonach die letzte und höchste Wirklichkeit ein Wille ist, der sich im Wirken aller ihm untertanen Kräfte stets neu verwirklicht.

Digitized by Google

sterblichen Einzelseele und von der geschaffenen Welt, also bei den Formeln des christlichen Theismus, stehenblieb. Was Fichtes Lehre aufhob, ist der Begriff der Welt oder der Dinge als einer dem Geist selbständig gegenüberstehenden Wirklichkeit. Und damit fiel auch der Begriff eines persönlichen Schöpfers und einer Schöpfung. Was er gab, das war der geniale Versuch einer Konstruktion des menschlichen Geisteslebens und seiner Aufgaben nur aus Moralbegriffen. Es existiert in Wahrheit nach ihm nur eine Geisterwelt, die keine andre Aufgaben hat als die des sittlichen, vollkommen guten und gerechten Handelns. Das macht den Unterschied seiner Lehre aus von der so viel bekannteren, wenn auch in ihrem eigentlich metaphysischen Hintergrund nicht im geringsten leichter verständlichen Lehre Schopenhauers von der Welt als „Vorstellung und Wille". Schopenhauers erkenntnistheoretischer Grundgedanke stammt von Fichte her. Auch Schopenhauer leugnet sowenig wie Fichte die scheinbare Realität der Dinge. Nur sind ihm diese Dinge, ebenso wie Fichte, eben nur unsre „Vorstellungen". Fragt man aber, was diesen Vorstellungen zugrunde liegt, so ist es ein einziges Wesen, der „Wille". Schopenhauer verzichtet aber auf die moralische Ausdeutung dieses Willens. Er sieht als die eigentliche sittliche Aufgabe an den Verzicht auf allen Willen. Er leugnet alle praktische Freiheit und verwirft jeden Begriff von der Gottheit.

So endigt Schopenhauers Philosophie, wie bekannt, bei dem Quietismus christlicher Mystiker und indischer Brahmanen, beim Nirwana des Buddhismus; Fichtes Philosophie dagegen wird zur „Philosophie der Tat". Noch vor Kant hat er in Systemen der Sittenlehre, der Rechtslehre, der Staatslehre es unternommen, das Gesamtgebiet alles sittlichen Handelns aus Vernunftprinzipien zu begründen und zu beschreiben, um dessentwillen allein eine scheinbare materielle Welt existiert.

Nur in dem erhabensten Schwung der Dichtungen Schillers, in denen es manchmal so klingt, als sei alles irdische Leben an sich wertlos und nur dazu da, um die allerhöchsten Ideale zu verwirklichen, und in dem [illegible] Denkgebäude Ähnliches. Dabei mußte hier völlig darauf verzichtet werden, seine Einzelheiten vorzuführen. Sein erhabener Gesamtsinn wird deutlich werden aus der Anführung einer Stelle, die Fichte in einer eigens auf das Verständnis des größeren Publikums berechneten Schrift geschrieben hat (in der „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus").

Hier wollte er zeigen, wie weit der vulgäre Glaube an der Seelen Unsterblichkeit und an Gott als den Belohner der Tugend überboten werde an Ernst und Kraft und Tiefe durch seine das höchste Streben entfesselnden Lehren von einem schlechterdings ewigen Beruf und einer ewigen Dauer des eigentlich Wesentlichen im Menschen, des sittlichen Willens. Er lehnt sich dabei an die Sprache seines Lieblingsdichters Klopstock an.

„Ihr sollt euch zum Bewußtsein eures reinen sittlichen Charakters erheben, und ihr werdet finden, wer ihr selbst seid ... Und werdet finden, daß dieser Erdball mit allen den Herrlichkeiten, welche zu bedürfen ihr in kindischer Einfalt wähntet, daß diese Sonne und die tausendmaltausend Sonnen, die sie umgeben, daß alle die Erden, die ihr um jede der tausendmaltausend Sonnen ahnet, und die in keine Zahl zu fassenden Gegenstände alle, die ihr auf jedem dieser Weltkörper ahnet, daß dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt und in ihren Grundfesten erzittert — daß es nichts ist, als in sterblichen Augen ein matter Abglanz eures eignen, in euch verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins. Ihr werdet darum, als bloß selbsttätiges Prinzip und allein durch euer pflichtmäßiges Handeln bestehend, den Genuß (dieser sinnlichen Dinge) nicht entbehren, sondern vielmehr verschmähen alles, was „Ding" ist, die Herrlichkeiten eurer Erde und jener tausendmaltausend Weltkörper und des ganzen unermeßlichen All tief unter eurer eignen geistigen Natur finden und die Liebe und die Berührung damit für Befleckung und Entweihung eures höheren Hanges halten. Ihr werdet kühn eure Unendlichkeit dem unermeßlichen All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele erbebt, gegenüberstellen und sagen: Wie könnte ich deine Macht fürchten, die sich nur gegen das richtet, was dir gleich ist und nie bis zu mir reicht. Du bist wandelbar, nicht ich; alle deine Verwandlungen sind nur ein Schauspiel, und ich werde stets unversehrt über den Trümmern deiner Gestalten schweben. Daß die Kräfte schon jetzt in Wirksamkeit sind, welche die innere Sphäre meiner Tätigkeit, die ich meinen Leib nenne, zer-

Digitized by Google

stören sollen, befremdet mich nicht; dieser Leib gehört zu dir und ist vergänglich wie alles, was zu dir gehört. Aber dieser Leib ist nicht Ich. Ich selbst werde über seinen Trümmern schweben, und seine Auflösung wird mein Schauspiel sein ... Aber wenn unter den Millionen Sonnen, die über meinem Haupte leuchten, die jüngstgeborene ihren letzten Lichtfunken längst wird ausgeströmt haben, dann werde ich noch unversehrt und unverwandelt derselbe sein, der ich jetzt bin; und wenn aus euren Trümmern so vielemale neue Sonnensysteme werden zusammengeströmt sein, als euer alle sind, ihr über meinem Haupte leuchtende Sonnen, und die jüngste unter allen ihren letzten Lichtfunken längst wird ausgeströmt haben, dann werde ich noch sein, unversehrt und unverwandelt, derselbe, der ich heute bin: werde noch wollen, was ich heute will, meine Pflicht; und die Folgen meines Tuns und Leidens werden noch sein aufbehalten in der Seligkeit aller. Ihr sollt, auch in eurem mütterlichen Lande, der übersinnlichen Welt und Gott gegenüber frei und aufgerichtet dastehen. Ihr sollt nicht sein Sklaven, sondern freie Mitbürger seines Reiches. Dasselbe Gesetz, das euch verbindet, machet sein Sein aus, so wie es euren Willen ausmacht. Selbst ihm gegenüber seid ihr nicht bedürftig, denn ihr begehrt nichts, als was er ohne euer Begehr tut; selbst von ihm seid ihr nicht abhängig, denn ihr sondert euren Willen nicht ab von dem seinigen. Ihr nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt auch von ihrem Weltenthron herab."

Das ist bereits die Gott-allein-Lehre der indischen Philosophie.

Wollte man vom Standpunkt unsers heutigen natur- und seelenkundigen Denkens Fichtes „System" richtig würdigen, so wäre etwa dies zu sagen: Es war durchaus der Ausdruck eines erst durch die von Kant ausgehende Erleuchtung zur Klarheit über sich selbst gelangten sittlich enthusiastischen Charaktermenschen, ein ebenso einzigartiges und unnachahmliches Geistesgebilde wie etwa unter der gegenwärtigen Generation das von Nietzsche. Diese Persönlichkeit aber war durchglüht vom Feuer eines erhabenen Willens der Gerechtigkeit gegen alle menschlichen Wesen, von einer Stärke des Pflichtbewußtseins, das sie keinen Augenblick ruhen und rasten ließ, und von einer so stolzen Gleichgültigkeit gegen alle Äußerlichkeiten und Nichtigkeiten des Lebens, daß man ihn gleichzeitig für bestimmt hatte halten können zu einem Volkserzieher und -beglücker, zu einem Märtyrer und zu einem indischen Brahmanen. Von allem diesem etwas zu werden, hat ihm sein Schicksal vergönnt.

In Jena wurde Fichte von den Studenten mit Jubel begrüßt, ein Kreis prächtiger Kollegen, an der Spitze Schiller, hießen ihn willkommen. Die fünf Jahre seines dortigen Wirkens sind die fruchtbarsten seiner ganzen akademischen Wirksamkeit gewesen. Die Wucht seines Auftretens, die logische Strenge seiner Beweisführung, die flammende Begeisterung für die höchsten sittlichen Ideale überwältigten seine Zuhörer.

Nicht bloß lehren wollte Fichte, er wollte Jünger schaffen und sie bekehren zu einer bestimmten Welt- und Lebensansicht. Sie sollten erst gezwungen werden zum Verständnis seiner Gedanken, dann zu einem Leben nach diesem Verstande. So wurde er auf dem philosophischen Katheder Prediger und Seelenführer. Seine erste öffentliche Vorlesung behandelte „Moral für Gelehrte". Der Gelehrte aber „soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein; er soll die höchste Stufe der bis dahin möglichen sittlichen Ausbildung in sich vorstellen". Er soll sich dessen bewußt sein: „Ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werde, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, was täte ich weiter, als was ich schlechthin tun müßte?"

Wer so zu sprechen und zu leben vermochte, der hatte damals den besten Teil der Jugend für sich. Nicht die ganze. So kam Fichte, der den wüsten studentischen Unsitten streng entgegentrat, mit einem Teil der Burschen in Konflikt, man gefährdete seine Sicherheit, doch überwog der Beifall der Tüchtigen. Ein ernster Konflikt mit der jenaischen Regierung wurde durch beiderseitige Nachgiebigkeit erledigt, als Fichte, um zur ganzen Studentenschaft reden zu können, eine öffentliche Moralvorlesung auf den Sonntagvormittag zur Stunde eines Gottesdienstes anzeigte. Sie mußte auf den Nachmittag verlegt werden, aber man erkannte seine guten Absichten an. Ein zweiter Konflikt kostete ihm seine Stelle. In einer von Fichte mitherausgegebenen philosophischen Zeitschrift erschien als Begleitwort für die religionsphilosophische Arbeit eines andern ein Aufsatz von Fichte „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung". Durch eine anonyme Flugschrift dawider als wider ein Denkmal seines Unglaubens auf-

merkſam gemacht, verbot die Kurſächſiſche Regierung in Dresden die Zeitſchrift in ihrem Lande und konfiszierte die Exemplare unter gleichzeitiger Beſchwerde bei der Regierung zu Weimar wegen Verbreitung von „Atheismus“. Gern hätte die Fichte durchaus wohlgeſinnte Regierung die Sache in der Stille erledigt. Aber Fichte ſelbſt vereitelte das. Er hatte die Grundloſigkeit der Anklage dargetan, indem er als den Inbegriff ſeiner Religion den Glauben an Gott als die ſittliche Weltordnung bezeichnete, nicht ohne die ſchneidigſten Ausfälle auf den „Götzendienſt“ ſeiner Gegner. Schiller, der in die Abſichten der Regierung eingeweiht war, antwortete ihm: „Es iſt gar keine Frage, daß Sie ſich von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben ... Nur wäre zu wünſchen geweſen, ... daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die hieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte dieſer Art zu befahren. Der Herzog erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Einhalt tun würde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge nicht auf dem Katheder geſagt wünſche. Doch iſt das letztere nur ſeine Privatmeinung, und ſeine Räte würden auch nicht einmal dieſe Einſchränkung machen.“ In den weiteren Verhandlungen trat nun aber Fichte förmlich drohend auf und erklärte, auch nicht den geringſten Verweis hinnehmen zu wollen. Eher verlange er ſeine Entlaſſung. Da riß dem Herzog und ſeinen Räten die Geduld. Vergebens ſuchte Fichte nun noch einzulenken. Er wurde ohne weiteres entlaſſen. Goethe erklärte dabei: „Ich würde gegen meinen Sohn votieren, wenn er ſich eine ſolche Sprache gegen ein Gouvernement erlauben würde.“ Fichte hat dieſen Streit geführt in dem Bewußtſein, für die akademiſche Lehrfreiheit mit ſeiner Perſon einſtehen zu müſſen, die in der Tat kaum gefährdet war. Vergebens richteten die Studenten wiederholte Bitten um Rückberufung ihres geliebten Lehrers an den Herzog. Die Blüte der Univerſität Jena war, wie Goethe das ſpäter zugeſtanden hat, mit Fichtes Weggang 1799, dem ſpäter andre folgten, doch geknickt.

(Schluß folgt.)

Johann Gottlieb Fichte. Silhouette aus Goethes Beſitz

Heller Abend

Abend, goldene Laute,
Singſt du übers Land,
Wandelſt das Vertraute,
Das ſo gram und deutlich ſtand.

Und wir ſchauen Bilder,
Fühlen Harmonie;
Dunkler und doch milder
Macht ſie deine Melodie.

Eins mit ſich und wärmer
Wird ein jedes Ding,
Lieber, heitrer Schwärmer,
Sing!

Carl Meißner.

Digitized by Google

Neue künstlerische Besuchskarten

Von Ernst Warburg

Eins der kennzeichnendsten Merkmale unsrer jungen Kunstgewerbebewegung ist ihre unmittelbare Beziehung zum täglichen Leben und zu seinen praktischen Bedürfnissen. Nicht wie ein nur schmückendes Luxusgewinde wollen sich ihre Schöpfungen um die tausend Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände unsers Daseins legen, nein, von innen her soll der neue Geist, der Geist der Echtheit, Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit und ruhigen Schönheit all jene kleinen und großen uns umgebenden Dinge durchdringen. Ob es sich um die künstlerische Gestaltung einer Hausfassade oder eines Bilderrahmens handelt, gilt ihr dabei gleich: beides verdient und beansprucht die gleiche Liebe. Anfangs hat man wohl gelacht, als man die „Ästheten" gar so viel Sorgfalt und Nachdenken auf die Form, sagen wir eines Stuhlbeins, „verschwenden" sah; allmählich aber ist die Überzeugung immer mehr durchgedrungen, daß diese „Andacht zum Unbedeutenden" notwendig war, um erst mal die Fundamente einer künstlerischen Lebenskultur zu legen.

Unter den praktischen Vorkämpfern dieser heilsamen Bewegung marschierten von vornherein in den ersten Reihen die graphischen Künste. Neben dem künstlerischen Buchschmuck waren es schon vor zehn, zwölf Jahren die künstlerischen Plakate, die Bresche legten in den alten, geschmackverlassenen Schlendrian, der wie für das Buchgewerbe so auch für das Reklamewesen der achtziger und noch der ersten neunziger Jahre bezeichnend war. Aller Hohn, dem sie dabei begegneten, und den sie gewisser Auswüchse wegen zuweilen auch verdienten, entmutigte sie nicht, in ihren Bestrebungen fortzufahren, bis sie nach Überwindung der unvermeidlichen Kinderkrankheiten und Verirrungen endlich ihr Ziel, zweckmäßige Solidität in edler künstlerischer Erscheinung, erreicht hatten. Die Eroberung der einzelnen Lebensgebiete und -formen konnte freilich nur ganz allmählich und sprungweise vor sich gehen. Nicht selten kam es vor, daß ein Zweig des großen Baumes sich schon neubegrünt zeigte, während der unmittelbar benachbarte noch ganz kahl in die Luft starrte. Manchmal war der Widerstand, der den Bestrebungen des jungen Kunstgewerbes entgegengesetzt wurde, von einer geradezu grotesken Zähigkeit. Man denke nur an die zeichnerischen und koloristischen Scheußlichkeiten, mit denen uns noch heute die Herren Zigarrenfabrikanten auf dem Schutz- und Schmuckblatt der Kistchen — je teurer der Inhalt, desto scheußlicher die Hülle! — ihre aromatischen Erzeugnisse präsentieren. Erst jetzt regt sich dagegen die erste tätige Abhilfe. Wenigstens konnte man im letzten Sommer auf der Hessischen Landesausstellung in Darmstadt Drucke einer großen Offenbacher Schriftgießerei sehen, die im Geiste des modernen Kunstgewerbes gehaltene Darstellungen von schlichter kräftiger Linienführung und wohltuender Farbenzusammenstellung zeigten.

Mehr noch als das Zurückbleiben dieser ganz dem Geschmack oder Ungeschmack des Großindustriellen ausgelieferten Blätter mußte es am Ende auffallen, daß auch ein so eng mit den guten Formen und einer gewissen Eleganz der Lebensführung verknüpfter Gebrauchsgegenstand wie die Besuchskarte sich dem Betätigungsdrang des modernen Kunstgewerbes entzog. Während ich unsre namhaftesten und erfolgreichsten Künstler nicht zu vornehm dünkten, das Plakat zu neuem blühendem Leben zu erwecken, verharrte die „Visitenkarte" in ihrer hergebrachten Nüchternheit; höchstens daß hier und da auf eine gefälligere oder stilvollere Schriftwahl geachtet wurde. Ein sprechendes Zeugnis für diesen auffallenden Kontrast liegt den Lesern dieser Zeitschrift vor der Tür. Im Januarheft 1898 feierte Fritz Stahl die damals neuesten und in der Tat schon höchst anerkennenswerten Erzeugnisse der deutschen Plakatkunst; in demselben Hefte, wenige Seiten davor, führte eine Mitarbeiterin bewegliche Klage über den „platten Lakonismus der nüchternen Namenszettel", so sich Visitenkarten nennen. Und sie fragte: „Wie lange wird ihre Schmucklosigkeit noch währen in unsrer genial dekorativen Zeit, die wie keine andre das kalte Weiß des Papiers auf Neujahrs-, Menü- und Gratulationskarten durch Farbenpracht und erfinderische Einfälle zu [illegible]"

Digitized by Google

Entwurf zu einer Besuchskarte für Ihre Kais. und Kgl. Hoheit, die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen. Dritter Preis a: Walter Matthes, Leipzig.

Mit diesem schüchternen Hinweis auf die zur Besserung einzuschlagenden Reformen war die Verfasserin freilich kaum auf dem richtigen Wege. Jedenfalls nicht auf dem des modernen Kunstgewerbes. Die „Farbenpracht" und die „erfinderischen Einfälle" der Neujahrsgratulationskarten, wie sie noch vor zehn Jahren gang und gäbe waren, zum Muster für neue Besuchskarten zu nehmen, hätte allen gesunden kunstgewerblichen Grundsätzen ins Gesicht geschlagen. Nichts konnte diesen Forderungen der ruhigen Schlichtheit und der Zurückhaltung gerade in der Farbenwahl mehr zuwiderlaufen als die knallige Buntheit und die geistreich-sentimentale Motivsucht jener einstigen papiernen Herrlichkeiten der Buchbinderläden.

Dabei hätte es die Verfasserin jenes Aufsatzes doch so leicht gehabt, in der Geschichte der Besuchskarten gute Vorbilder zu finden. Sie selbst schrieb ja über historische Büstenkarten und zeigte aus einer Privatsammlung nicht weniger als sechzehn Stück, Kupferstiche des mittleren und ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die fast durchweg einen guten Geschmack, zuweilen sogar einen feinen dekorativen Sinn bewiesen. Namentlich eine im reinsten Rokokogeschmack gehaltene Karte der Starostin Bronikowska, auf der die polnische Edelfrau, im Reifrock, mit hochfrisiertem gepudertem Haar, im eleganten Galawagen

einherfährt und durch die Glasfenster hochmütig auf die Straße hinauslorgnettiert, fällt durch ihre ungesuchte Beziehung auf Stand und Neigung der Besitzerin auf. Andre Karten begnügen sich mit allgemeineren Darstellungen; beliebt scheinen namentlich, dem Zeitgeschmack entsprechend, idyllische oder französisch stilisierte Parklandschaften, Ruinen, antike Säulenschäfte, die mit frischem Grün umrankt, Grabmonumente, die von Urnen gekrönt und mit Blumengewinden umkränzt sind, Tempeltrümmer, etruskische Vasen und ähnliche Erinnerungen an Pompeji und Herkulanum. Schwierigkeiten macht fast überall die Anbringung des Namens. Meistens schneidet die Tafel, das Schild oder das Band, darauf er steht, hart in die Zeichnung hinein, wenn er nicht als ein fatales Memento mori geradeswegs auf die Stirnseite des Grabmals oder auf ein Trümmerstück gesetzt ist. Ein Engländer begeht sogar die Geschmacklosigkeit, seinen Namen in die Mundhöhle einer antiken Maske, eines Ausruiers oder Herolds,

Besuchskarte für Privatpersonen. Zweiter Preis: Walter Conz, Karlsruhe.

zu schreiben und auf dem Haarband noch handschriftlich seine augenblickliche Wohnung hinzuzufügen: Hôtel de Pologne! Am besten wird die Schwierigkeit durch Aussparung eines glatten Frieses oben oder unten gelöst, wie auf der lebensfrohen, anmutig heitern Karte des Grafen Bernstorff, Kammerherrn S. M. des Königs von Preußen, einer feinen, auch in der Zeichnung künstlerisch durchgeführten Leistung.

Deutlich zeigt sich dann, je näher wir den harten Tagen der Freiheitskriege kommen, eine zunehmende Einfachheit in den Motiven. Man hatte eben damals für Luxusartikel weder Geld noch Gedanken übrig; ein Streben nach Sparsamkeit ging durch alle Schichten und machte sich bald auch an den alltäglichsten Gebrauchsgegenständen bemerkbar. „Von den einstigen künstlerischen Kunstwerken, bei denen der Name Nebensache, die bildliche Ausschmückung Hauptsache gewesen, blieb als einziges Überbleibsel ein Kranz mit flatternden Bändern oder eine Girlande zurück." Auch selbst dieser künstliche Schmuck verlor [illegible] eine Visitenkarte wurde zum [illegible] Namenzettel. Als eine

letzte Todeszuckung im Kampf zwischen Dekorationsfreude und spartanischer Bedürfnislosigkeit muß man wohl jene eisernen, von der Königlichen Eisengießerei in Berlin hergestellten Visitenkarten ansehen, die zur Zeit der Freiheitskriege aufkamen, und von denen zum ewigen Gedächtnis einige Exemplare im Kunstgewerbemuseum zu Berlin aufbewahrt werden.

Seitdem hat die Besuchskarte — fast ein volles Jahrhundert lang — vor dem Ehrgeiz des Künstlers und Kunstgewerblers Ruhe gehabt, während sich doch die Bücherzeichen (Exlibris) längst wieder einen eignen Kunstzweig ausgebildet haben, an dessen Pflege die stolzesten unsrer Künstlernamen beteiligt sind. Jetzt erst wieder besinnt man sich auf dies Stiefkind der inzwischen so fröhlich aufgeblühten graphischen Künste, und vor kurzem hatte sogar die Königliche Akademie für graphische Künste zu Leipzig im Verein mit dem Deutschen Buchgewerbeverein einen mit insgesamt 4500 Mark dotierten Wettbewerb zur Wiederbelebung der künstlerischen Besuchskarten ausgeschrieben. Daraufhin gingen dem Preisgericht, dem unter andern die Maler Klinger, Kalkreuth, Diez und Eisarz angehörten, nicht weniger als 2043 Karten zu. Ein paar der preisgekrönten zeigen wir hier in verkleinerter Nachbildung, enthalten uns aber absichtlich jeder Kritik, um dem Urteil unsrer Leser nicht vorzugreifen.

Besuchskarte für Privatpersonen. Dritter Preis: Hans Kurth, Berlin.

Es waren zunächst zwei bestimmte, durch Bezeichnung der Persönlichkeit fixierte Aufgaben gestellt, und zwar sollten Karten für die beiden Protektorinnen des Wettbewerbs, die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen und die Frau Prinzessin Johann Georg von Sachsen, geschaffen werden. In dem Wettbewerb für die Besuchskarte der Kronprinzessin Cecilie erhielt den ersten Preis von 800 Mark Heinrich Vogeler (Worpswede), den zweiten von 100 Mark Carl Tholl (München), einen von 100 Mark Walther Matthes (Leipzig). In dem Wettbewerb für die Karte der Prinzessin Johann Georg von Sachsen trug den ersten Preis gleichfalls Heinrich

Besuchskarte für Privatpersonen. Vierter Preis b: Ernst Auffesser, München.

Vogeler davon, wie ihm auch im allgemeinen Wettbewerb für Privatpersonen noch ein vierter Preis zufiel, während den ersten hier Hans Volkert in München, den zweiten der Radierer Prof. Walter Conz in Karlsruhe, den dritten Hans Kurth in Berlin errang.

Der Durchschnitt der Arbeiten war, wie uns das Preisrichterkollegium versichert, durchaus befriedigend. 464 Stück, einschließlich der preisgekrönten und belobten Arbeiten wurden zu der Ausstellung zugelassen, die jetzt vom Deutschen Buchgewerbeverein ein Jahr lang in deutschen Städten vorgeführt werden soll, um mit Hilfe eines kunstliebenden Publikums die Sitte künstlerischer Besuchskarten wieder einzuführen. Wir wünschen dieser Bestrebung als einem neuen Zeichen des überall erwachenden Individualitätsdranges unsrer Tage guten Erfolg, wenn wir uns auch darauf gefaßt machen müssen, daß neben den guten Früchten zunächst manches Unkraut emporschießen wird. Eine gewisse Bürgschaft für eine gesunde Entwicklung wäre gegeben, wenn sich die Papierindustrie eine Weile wenigstens überwinden könnte, die Entwürfe für diese neuen „künstlerischen" Besuchskarten auch wirklich den Künstlern zu überlassen, anstatt sie ohne Verzug dem Fabrikgeschmack auszuliefern.

Besuchskarte für Privatpersonen. Vierter Preis c: Heinrich Vogeler, Worpswede.

Digitized by Google

Gertrud Freiin le Fort. (Nach einer Aufnahme von Frida Wrede in Ludwigslust.)

In hoc signo vinces

Novelle von Gertrud Freiin le Fort

Ich kannte schon längst den kleinen Friedhof mit den altmodischen Grabdenkmälern und den tiefschattenden Gehängen der Trauereschen. Ich kannte auch daneben den langgestreckten, zopfig nüchternen Bau des Invalidenhauses und das Gärtchen, in dem die alten Soldaten mittags, wenn die Sonne schien, vor der Tür saßen. Immer, wenn meine Blicke durch das große, lichte Fenster meiner Krankenstube drüben im Hospital der barmherzigen Schwestern geschweift waren, hatten sie dieses Bild erblickt, anfangs völlig teilnahmlos, aber allmählich bei wiederkehrender Gesundheit mit wachsendem Interesse. [illegible] 1870 [illegible] datenkirchhof sei, auf dem sich ein Franzosengrab und die Ruhestätten vieler alter Offiziere, darunter sogar einiger berühmter Generale, befanden. Seitdem hatte das stille Fleckchen Erde, das wie eine Oase des Friedens mitten im Getriebe der großen Stadt lag, einen eignen historischen Reiz für mich bekommen.

Darüber war der Sommer hingegangen. Der Herbst hatte seinen buntprangenden Einzug gehalten, und nun endlich war ich so weit, auf Schwester Annunziatas Arm gestützt, einen Gang nach dem alten Friedhof hinüber wagen zu können. Die Schwestern pflegten ihre Kranken, die sich in der Genesung befanden, gern dorthin zu führen, denn der Friedhof ließ sich vom Hospital aus schnell erreichen, und es war eine große, [illegible] Stille dort.

Digitized by Google

Heute schimmerte die bleiche Oktobersonne über den Kreuzen und Steinen. Sie lag auf dem vielfältig verwirrten Geäst der halbentblätterten, bräunlichen Herbstbäume wie matter Schmelz über alter Filigranarbeit. In den Wegen häufte sich das welke Laub dicht und duftend und rauschte bei jedem Schritt um unsre Füße. Dies alles gab eine so echte Friedhofsstimmung, und mir war, als ob durch die goldene Luft ein lautlos schwermütiges Singen zöge, wie eine freundliche Todesklage, die nur den ganz feinen Sinnen wahrnehmbar sei.

Schwester Annunziata hatte meine Hand in die ihre genommen. Wir waren Freunde geworden in der Zeit meiner Krankheit, und es war wohl nicht allein die Dankbarkeit gegen die treue Pflegerin, was mich zu ihr zog. Die ernste, ältere Nonne mit den streng geschnittenen herben Zügen und den weichen Träumeraugen war mir gleich anfangs unter den typischen Schwesterngestalten aufgefallen, aber ich hatte doch lange Zeit vergeblich um ihr eigentliches Wesen werben müssen. Sie besaß etwas seltsam Unpersönliches in der Art sich zu geben, und schließlich war es auch nur der kranke Mensch in mir gewesen, der den ersten Schritt der Annäherung von ihr erzwang.

Ich weiß es noch wie heut: Dämmerung war's, und ein Sonntag dazu, solch ein langer, einförmiger, farbloser Sonntag im Krankenzimmer. Ich war schon in der Besserung, reizbar, niedergeschlagen, ungeduldig bis zu Tränen. Schwester Annunziata saß an meinem Bett, und weil kein Zureden helfen wollte, begann sie, mir allerlei zu erzählen: lauter stille, schöne Geschichten, wie sie in altmodischen Büchern stehen.

„Schwester Annunziata, nun weiß ich auch, warum Sie so andre Augen haben," sagte ich, als sie endlich schwieg, weil schon der Abendstern durchs Fenster blinkte.

Sie lächelte ein klein wenig, und das sah eigentlich traurig aus.

Von jenem Tag an erzählte sie mir häufig Geschichten. Dann sagte ich dies und jenes darüber, und wir kamen uns näher, ohne daß sie es merkte, und lernten uns kennen, ohne daß sie doch je von sich selbst gesprochen hätte.

Auch jetzt, während wir langsam in den Gängen des Friedhofs auf und ab schritten, lauschte ich ihrer leisen, ein wenig monotonen Stimme, die mir von denen erzählte, die nun hier unten schliefen. Da war das sogenannte „Feldherrngrab" mit einer Widmung des Königs auf dem prächtigen Granitblock; daneben ein steinerner Wappenschild, unter dem drei Brüder schliefen: die letzten ihres Namens, die alle drei in den furchtbaren Dezemberkämpfen unter dem General von der Tann gefallen waren. Unter einem uralten Rosenstrauch, an dem die roten Äpfelchen der Hagebutten lachten, ruhte der blutjunge Fähnrich, der während des Tiroler Feldzugs 1809 über der Fahne seines Regiments tödlich getroffen zusammenbrach und sie so noch mit seinem sterbenden Leib vor den heldenmütigen Scharen der Bauern deckte. Ein Stückchen weiter hin erhob sich ein massiger, grasüberschossener Hügel, das Grab der gefangenen Franzosen, die in Feindesland ihren Wunden erlegen waren.

Über alledem aber sank es wie eine schwere Sehnsucht auf mich: sie alle, die hier ruhten, waren einst einer großen Sache gestorben, das Opfer ihres Lebens war auch sein Höhepunkt gewesen. Und gleichzeitig fiel mir ein, wie nahe ich selbst vor wenig Wochen dem Tode gestanden hatte, und mich durchrann ein Schauder.

„Schwester Annunziata," sagte ich leise, „wenn es hätte sein sollen, ich glaube, das Sterben wäre mir entsetzlich schwer gefallen."

Sie drückte mir in ihrer ein wenig unbeholfenen Innigkeit den Arm. „Sie sind noch jung," erwiderte sie, „und das Leben hat Sie noch nicht enttäuscht."

Ich aber empfand es anders als sie: „Schwester Annunziata, warum meinen die Menschen doch immer, es stürbe sich leichter, wenn einem das Leben erst etwas Großes versagt hat? Ich meine es umgekehrt: es muß einmal eine überschwengliche Fülle über uns gekommen sein, und all unsre Kräfte müssen ihr jauchzend gedient haben – dann kann man auch sterben."

Sie blickte gedankenschwer vor sich nieder. Wir standen an einem Grab, dessen weißes Marmorkreuz mit dichten, dunklen Efeugehängen überschüttet war. Schwester Annunziata bog die Ranken zurück, so daß man die Inschrift lesen konnte: „Hier ruhet die barmherzige Schwester Emmerenzia Allwig, geb. .... gest. ...." Darunter standen die Worte: In hoc signo vinces (In diesem Zeichen wirst du siegen).

Digitized by Google

Fragend blickte ich meine Begleiterin an. „Wie sonderbar, auf diesem Soldatenkirchhof das Grab einer Nonne zu finden," sagte ich.

Sie schwieg einen Augenblick, und ich sah, wie es in den großen Linien ihres herben, edlen Profils arbeitete. Endlich sagte sie: „Die hier unten schläft, hat einmal ähnliche Worte zu mir gesprochen, wie Sie eben."

„Und fand sie jene überschwengliche Fülle?" fragte ich schnell.

„Ja," erwiderte Schwester Annunziata, „sie fand sie und starb daran. Es ist eine tröstliche Geschichte."

Wir hatten, weitergehend, eine Bank erreicht, die unter einer großen alten Linde stand, durch deren kahle Zweige die Sonne warm und wohlig auf uns niederschien. Drüben vom Turm der Invalidenkirche läuteten sie mit wunderbar tiefen, vollen Glocken den Mittagssegen. Ein alter Soldat schlich, über den Krückstock gebückt, an uns vorbei, und lautlos schwebte ein letztes blasses Herbstblatt auf meine Hand nieder — —

„Es gehört alles mit dazu," sagte Schwester Annunziata, „denn so sah es damals auch aus, als ich hier noch mit der kleinen Emmerenz ging. Ihre Mutter war meine Freundin gewesen, als wir miteinander die Schule besuchten. Nachher hatte das Leben uns frühzeitig getrennt. Für mich kam eine Stunde, in der mir die Flucht aus der Welt als das einzig Begehrenswerte erschien, und ich ging ins Kloster; Zesta aber heiratete Hals über Kopf den schönen, leichtsinnigen Offizier, der ihr ganzes junges, liebefähiges Herz an sich gerissen hatte. Wenige Jahre später erhielt ich die Nachricht von ihrer schweren Erkrankung. Da zugleich die Bitte ausgesprochen wurde, ich möchte zur Pflege hinkommen, erteilte man mir im Kloster bereitwillig die Erlaubnis, zu reisen. Ich kam indessen nur noch rechtzeitig, um an der Beerdigung teilzunehmen, und als ich meine Zesta auf den weißen Kissen ihrer letzten Ruhestatt sah, erschrak ich über den Zug unsäglicher Müdigkeit, der noch im Tode um ihren süßen Mund lag, der ehemals so viel und so gern gelacht hatte. Auch ihren Mann habe ich dann gesehen, aber nicht mit ihm zu sprechen gebraucht, denn die Leidenschaft seines Schmerzes war so groß, daß sie mich fast mit [illegible] erfüllte. In die Verwirrung niemals los geworden, daß es diese ungebändigte Leidenschaft seiner Natur gewesen, die das zarte Leben meiner Zesta vor der Zeit gebrochen hatte. Er ist übrigens schon nach kurzer Zeit eine zweite Ehe eingegangen und um einer dritten willen geschieden worden — ich weiß nichts Genaues darüber. Als auch er starb, war das Kind meiner Zesta eben erwachsen. Sie hatten es seinerzeit nach der Mutter getauft, und die Verwandten der Mutter waren es auch, die sich jetzt seiner annahmen, denn die noblen Passionen des Vaters hatten das ehemals vorhandene kleine Vermögen aufgezehrt. Es mußte für eine sichere Zukunft des verwaisten Mädchens gesorgt werden, und so brachte man sie uns als Novize.

„Noch heute sehe ich sie vor mir stehen in ihrem dürftigen Trauerkleidchen, fast noch ein Kind, wie ich sie im Zimmer der Oberin zum erstenmal erblickte. Sie glich ihrer Mutter zum Verwechseln: dasselbe bewegliche Gesichtchen mit den großen hellen Augen, die für gewöhnlich so kindlich in die Welt schauten und dann plötzlich doch ganz fremd und fast schwarz werden konnten. Mir begegnete sie mit jener freundlichen Zutraulichkeit, die gutartige Kinder allen Menschen entgegenzubringen pflegen. Ich aber gelobte in dieser Stunde der Mutter Gottes, über das Kind meiner armen Zesta zu wachen, soweit die himmlische Gnade dies in meine schwache Kraft legen würde.

„Die Tante, die das Kind gebracht hatte, berichtete mit großer Zungenfertigkeit und noch viel größerer Nüchternheit von dem Tode ihres Schwagers, auch konnte sie sich nicht enthalten, einige unzarte Bemerkungen über seine frühe und übereilte Heirat fallen zu lassen. Plötzlich bemerkte ich, daß die Augen der Kleinen voll Tränen standen. Ich erhob mich schnell unter dem Vorwand, ihr und der Tante unser Hospital zeigen zu wollen, und droben auf der Kinderstation vergaß sie ihr Leid. Sie scherzte und plauderte mit den kleinen Kranken, ja, ein- oder zweimal hörte ich sie hell auflachen, während ich mit der Tante vorausging. Da mußte ich wieder an ihre Mutter denken, der auch jener schnelle Wechsel von Schmerz und Lust eigen gewesen, so daß sie in einem Atem lachen und weinen konnte.

„‚Meine Nichte ist noch ein Kind,' sagte die Tante, ‚sie wird sich hier schnell gewöhnen.'

„Ich aber mußte ihr erwidern: ‚Ja, sie ist ein Kind und weiß noch nicht, was sie tut.‘

„Es schien indessen, als solle die Tante recht behalten, denn die kleine Schwester Emmerenz — diesen Namen hatte die junge Novize im Kloster erhalten — fand sich überraschend schnell in die Ordnung des Hauses und in ihre neuen Pflichten. Sie war gesund und kräftig und besaß ein natürliches, echt weibliches Talent zur Krankenpflege. Die Schwestern, unter denen sie weitaus die jüngste war, verzogen sie alle ein wenig, und die Kranken liebten sie ihres Frohsinns halber. Vor dem Schlafengehen pflegte sie noch ein Viertelstündchen in meine Stube zu kommen, und wenn es etwas gab, was mich an ihrer blühenden Gesundheit hätte irremachen können, so war es die überschäumende Lebhaftigkeit, die dann, ungeachtet des arbeitsreichen Tages, gerade am späten Abend über sie kam. Aufgeregt und ausgelassen sprudelte sie alles heraus, was sie den Tag über erlebt hatte: ich hörte von den Kranken und ihren kleinen Eigenheiten, mit denen sie sich gutmütig von ihr necken ließen, und von den Ärzten, über die sie sich mokierte wie Kinder in der Schule über ihren Lehrer. Aber trotz alledem vermochte ich ihr kleines übermütiges Gesicht nie unter dem dunklen Schwesternschleier anzublicken, ohne daß es mir wie ein Stich durchs Herz fuhr: es geschieht doch ein Unrecht an ihr!

„Und merkwürdig! Es war, als ob alle andern ebenso empfänden, denn als der Anstaltsgeistliche einmal vorsichtig andeutete, daß es der Schwester Emmerenzia doch noch gar zu sehr an dem rechten Ernst für ihren hohen Beruf fehle, widersprach ihm sogar die wegen ihrer Strenge von den jungen Novizen gefürchtete Schwester Aloisia, und die Oberin sagte: ‚Ich meine, wir sollten unsrer kleinen Emmerenz das bißchen Jugend gönnen.‘

„Nur einmal hatte es doch einen sehr nachdrücklichen Verweis gegeben. Emmerenz, die den Kranken gern kleine Verlerbilder und Stehaufmännchen zur Erheiterung mitbrachte, hatte auf der Station ein geheimnisvolles Päckchen herumgereicht, aus dem unversehens eine riesige schwarze Wurst herausschnellte. Darüber war eine hysterische Frau vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und es hatte einen großen Aufstand im Krankensaal gegeben.

„Mich indessen beunruhigte ein ganz andrer Vorfall, der sich annähernd um dieselbe Zeit ereignete. Auf der Privatstation, der ich als leitende Schwester vorstand, war ein junger Mann gestorben. Emmerenz, die seit kurzem unter mir arbeitete, war wie zerbrochen. Ich mußte sie auf mein Zimmer führen, wo sie in krampfartiges Weinen ausbrach. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, drang ich in sie, mir zu sagen, warum der Tod dieses fremden jungen Menschen ihr so ans Herz greife.

„‚Er hätte noch jemand sehr glücklich machen können,‘ erwiderte sie.

„‚Emmerenz,‘ sagte ich ernst, ‚wir wollen lieber denken, er hätte vielleicht jemand unglücklich gemacht, und Gott war gnädig, als er ihn zu sich nahm.‘

„‚Oh, hätte er jemand unglücklich gemacht!‘ rief sie heftig, ‚das kommt doch auf eins heraus!‘ Dabei sah ich, wie ihre hellen Kinderaugen sich in Leidenschaft verdunkelten, und sie bebte an allen Gliedern. Ich legte sie auf mein Bett nieder und strich ihr beruhigend die kalten Hände, aber ich wagte sie nicht mehr zu fragen, obwohl mir ihre Worte unverständlich geblieben waren.

„Erst viel später kamen sie mir wieder in den Sinn. Emmerenz war jetzt schon mehrere Jahre Novize, und ihre Einsegnung stand kurz bevor. Es war im Hochsommer, als ich gegen Abend mit ihr nach dem Friedhof hinüberging, um Kränze auf das Grab eines dort ruhenden Wohltäters unsers Hauses zu tragen.

„‚Oh, wie dumm von mir,‘ sagte Emmerenz, als wir die Kirchhofspforte erreicht hatten, die bereits verschlossen war, ‚nun habe ich den Schlüssel vergessen! Warten Sie einen Augenblick, Schwester Annunziata, ich springe schnell zurück!‘

„In diesem Augenblick wurde die Tür von innen geöffnet, und ein Offizier trat heraus. Es war der Major von Reitritz, dessen altem Namen im unlängst verflossenen Kriege einige kleine erfolgreiche, mit außerordentlicher Kühnheit ausgeführte Expeditionen zu einem gewissen Schimmer romantischer Reiterherrlichkeit verholfen hatten. Nach einer schweren Verwundung war der eine Arm kraftlos geblieben, und man hatte den begabten Offizier, um ihn noch nicht ver-

abschieden zu müssen, trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre zum Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Ich kannte den Major persönlich, denn seine Mutter war vor Jahren im Hospital gestorben, und er hatte sie in ihrer Krankheit häufig bei uns besucht.

„Er mußte wohl die letzten Worte der kleinen Emmerenz gehört haben, denn er fragte, sich leicht verneigend: ‚Darf ich den Schwestern meinen Schlüssel anbieten? Es wird mir eine Freude sein, Ihnen einen Weg ersparen zu können.'

„Bei diesen Worten blickte er Emmerenz mit jenem liebenswürdigen Lächeln an, von dem ich wußte, daß es so viele Herzen betört hatte. Sie dankte höflich und knapp und ging dann vor mir durch das Tor, was ihr sonst einer älteren Schwester gegenüber niemals geschah.

„Unter den Bäumen des Friedhofs war es bereits dämmerig. Der Tag war heiß gewesen und der Abend schwül. Dunkle Blumen brannten im Schatten der Taxuswände, und Kreuze und Steine schimmerten bläulichweiß. Man hatte unlängst den Gedenktag einer Schlacht gefeiert, und auf verschiedenen Gräbern lagen Lorbeeren und Rosen, die mit der ganzen Süße des Verschmachtens dufteten. Es war etwas Schwermütiges und Geheimnisvolles in alledem.

„Emmerenz und ich hatten unsre Kränze niedergelegt und gingen schweigend zurück. Sie hatte sich an mich geschmiegt, und in dieser innigen Nähe empfand ich, daß etwas Müdes und zugleich Erregtes an ihr war. Ich betrachtete sie genauer, und plötzlich erkannte ich mit heißem Schreck eine Ähnlichkeit, die mir nie zuvor aufgefallen war. Diese Augen, die jetzt so dunkel in die Dämmerung hinausglänzten, verhießen die süße Hingebung meiner Gesta, aber um den Mund lag das leidenschaftliche Erbe des Vaters, nur weicher, verhaltener unter dem Schmelz des Unbewußten.

„Ich hatte über dieser plötzlichen Entdeckung des Weges nicht geachtet, und auch Emmerenz schien ganz in ihre Gedanken versunken. Wir waren in einen Seitenweg geraten und befanden uns jetzt am Ende des Friedhofs, wo man auf den Fluß hinunterblickt, der hier [illegible] Biegung macht. Auf den dunklen Wiesen [illegible] Lagerfeuer, und die große Stadt, und ihr fernes Rauschen stieg in den Abend hinauf wie das Atemholen der unendlich Vielen, die dort das allgemeine Menschenschicksal erfüllten.

„Da ward mir plötzlich zumute, als ob aus den geheimnisvollen Lebenstiefen des jungen Wesens an meiner Seite ein dunkles Sehnen aufschauerte, das meiner eignen fernen Jugend bang vertraut gewesen.

„Ich wußte aber, daß die gefährlichsten Gewalten in uns die unverstandenen sind, und ich begann leise, wie man einen schwer Träumenden weckt, mit Emmerenz über den Ernst ihres Berufs zu reden, dem sie sich nun bald endgültig angeloben sollte. Ich sprach von der Entsagung, die er fordert, nicht nur in den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens, sondern auch in dem großen Einen, das nach Gottes ursprünglichem Ratschluß des Weibes Los auf Erden sein soll.

„Plötzlich hob Emmerenz den Kopf, der immer noch wie eine welke Blume an meiner Schulter ruhte. Ein flehender Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen, lag in ihrem Gesicht, und während sie beide Hände abwehrend gegen mich ausstreckte, stammelte sie: ‚Schwester Annunziata, sprechen Sie nicht davon! Um Gottes willen, sprechen Sie nicht davon!' — —

„Drei Tage nach diesem Abend brachte man uns den Major von Nestritz ins Hospital. Das alte Reiterblut war mit ihm durchgegangen: er hatte, ungeachtet seines schwachen Armes, ein junges, feuriges Pferd zu besteigen gewagt und beim Sturz eine schwere Verletzung am Kopf erlitten.

„Es traf sich, daß wir gerade eine Operation hatten, der ich beiwohnen mußte, so daß ich mich nicht um den neuen Kranken kümmern konnte. Emmerenz, die mich inzwischen auf der Station vertrat, mußte ihn in Empfang nehmen, und als ich mich später nach ihm umsah, fand ich ihn schon auf das Lager gebettet und das Zimmer verdunkelt. Ich blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Er lag mit geschlossenen Augen da: der breite weiße Verbandstreifen, der um seine Stirn lief, hob sich leuchtend gegen das bräunlich fahle Gesicht ab, dessen Züge womöglich noch feiner und schärfer aussahen als sonst. Die Lippen unter dem dunklen Bart waren ein klein wenig geöffnet, und jetzt, wo die Ohnmacht jenen betörenden Reiz des Lächelns auslöscht

hatte, sah man deutlich den Ausdruck des Begehrens, der diesem weichen Mund eigen war. Und dieser Ausdruck gab gerade im Zustand gänzlicher Hilflosigkeit dem schönen Gesicht etwas Verführerisches und fast Rührendes.

„Beim Hinausgehen stieß ich mit dem Arzt zusammen.

„‚Es wird diese Nacht jemand bei Herrn von Nestritz wachen müssen,' sagte er. ‚Ich habe Schwester Emmerenz schon Bescheid gesagt.'

„Ich konnte, ohne aufzufallen, nichts daran ändern.

„Abends sah ich sie einen Augenblick in der Kapelle. Es waren jetzt kaum noch zwei Wochen bis zu ihrer Einsegnung, und die Oberin sprach beim Abendgebet einige Worte der Fürbitte für die jungen Schwestern, die demnächst die ewigen Gelübde ablegen sollten. Beim Hinausgehen reichte ich Emmerenz die Hand, und als sie mich anblickte, fiel mir die eigentümliche Leuchtkraft ihrer Augen auf. ‚Kind,' sagte ich beklommen, ‚Gott möge dir helfen!'

„‚Er hat mir schon geholfen,' erwiderte sie zuversichtlich. Dann gingen wir gemeinsam hinauf, denn wir mußten Herrn von Nestritz noch vor der Nacht umbetten.

„Als alles geschehen war, schlug er einen Moment die Augen auf. Sein Blick fiel gerade auf Emmerenz, die sich über ihn beugte, um die Eisblase auf seinem Kopf zu erneuern. Da erwachte mitten in der halben Betäubung, in der er sich noch immer befand, das unausrottbare Kavaliersbewußtsein seiner Natur: er sah eine Frau um sich beschäftigt und faßte unwillkürlich nach ihrer Hand, um sie zu küssen.

„Als ich den Major wiedersah, war er völlig bei Bewußtsein, doch schmerzte ihn die Wunde, und er war sehr schwach. Emmerenz mußte ihn beim Nachsehen des Verbandes stützen, während ich dem Arzt Instrumente und Gaze reichte.

„‚Ich mache Ihnen so viel Mühe, Schwester,' sagte Herr von Nestritz, als der Arzt hinausgegangen war. ‚Ich glaube, eine von Ihnen hat sogar die Nacht bei mir gewacht.'

„‚Ja, ich bin bei Ihnen geblieben,' erwiderte Emmerenz, ‚aber ich bedaure, Sie hatten es gar nicht gemerkt. Sie lagen so still da und ließen alles mit sich geschehen.'

„Er blickte sie prüfend an. ‚Arme kleine Schwester,' sagte er, ‚die ganze Nacht aufzubleiben! Wäre ich nur nicht so völlig weg gewesen, ich hätte Sie einfach zu Bett geschickt.'

„Sie lachte und schüttelte den Kopf: ‚Oh, das ist nicht so schlimm!' Aber sie blickte ihn dabei nicht an, denn in seinen Augen und in seiner Stimme lag jener sonderbare Ausdruck, der jedes Wort, das er mit einer Frau sprach, zu etwas Besonderem machte.

„Ich aber mußte plötzlich an jenen Tag denken, an dem ich der heiligen Jungfrau gelobt hatte, das Kind meiner armen Zesta zu behüten.

„Am Abend dieses Tags erbot ich mich, bei Herrn von Nestritz zu wachen, aber Emmerenz sagte: ‚Wie werde ich das erlauben, Schwester Annunziata! Der Major gehört zu meinen Kranken, und ich lasse niemand an ihn heran.' Dann, als ich ihr diesen Ton verwies, fing sie an zu schmeicheln: ‚Sie sehen so müde aus, liebe Schwester Annunziata, bitte, bitte, gehen Sie zu Bett! Ich bin ja noch jung, und es macht mir wirklich nichts aus. Ich werde auch versuchen, im Lehnstuhl zu schlafen. Nicht wahr, Sie legen sich hin?'

„Da gab ich nach, denn es war eine seltsame Unwiderstehlichkeit an ihr. Ich wußte aber, daß ich an diesem Abend meinem Orden keine treue Schwester war.

„In der Nacht hörte ich die Stunden schleichen. Endlich stand ich auf und ging hinaus. Die Türen der Krankenzimmer waren nur angelehnt, damit die Nachtwache jeden Laut vernehmen konnte. Am Anfang und Ende des langen Ganges brannte je eine Gasflamme, und durch die Fenster kam schlaftrunken die grünliche Morgenblasse. In den Zimmern aber war es noch dunkel, nur die kleinen rotlichen ÖlLampen glühten wie Leuchtkäferchen in dumpfer Nacht. Es war so lautlos still und beklommen, als ob all das kranke Leben dort hinter den Türen plötzlich ausgesetzt hätte. Ich stieß ein Fenster auf, und nun erst betrat ich leise Herrn von Nestritz' Schwelle. Da sah ich Emmerenz am Krankenbett sitzen: ihre Gestalt schien in dem großen Lehnstuhl wie verloren, auf ihren Schoß herabgeglitten lagen Rosenkranz und Gebetbuch, sie schlief. Das Glühwürmchen in der Lampe warf sein kleines rotes Licht über ihr Gesicht, das sich

Digitized by Google

rosig und in kindlicher Weichheit in die Polster der Lehne zurückschmiegte. In der matten Beleuchtung schimmerten die Laken des Bettes, und dann erkannte ich auch das blasse Gesicht unter der breiten Stirnbinde und sah, daß der Major die Augen offen hatte. Ich wollte näher treten, da machte er mir ein Zeichen, daß ich Emmerenz nicht stören möchte, und in dieser einen Bewegung lag so viel Rücksicht und Ritterlichkeit, daß ich fast beschämt war. Und als ich nun wieder über den langen Gang in meine Stube zurückkehrte, war es mir, als wäre meine flüchtige Empfindung von vorhin Wahrheit, nur daß die erbarmende Nacht nicht nur krankes Leben, sondern auch alle heißen Pulse für eine kurze Spanne Frieden aussetzen ließ. —

„‚Heute habe ich bei der kleinen Schwester gewacht,‘ sagte Herr von Nestritz am andern Morgen. ‚Wir werden uns abwechseln, denn sie soll mir nicht herunterkommen.‘

„Emmerenz erwiderte nichts, aber dann, als er sie damit neckte, daß sie geträumt und im Schlaf gesprochen habe, wurde sie wieder übermütig und meinte: das täte sie immer, denn sonst sei das Schlafen zu langweilig. Da lachte er, und sie wurde ein wenig rot und ging schnell aus dem Zimmer.

„Um diese Zeit predigte jeden Abend in der nahegelegenen Pfarrkirche ein reisender Pater, der wegen seiner seltenen Gaben allgemeine Bewunderung fand. Die Schwestern unsers Hauses pflegten abwechselnd an diesen Gottesdiensten teilzunehmen. Heute war die Reihe an Emmerenz, und ich mußte derweil ihre Kranken mit übernehmen. Als ich dem Major das Abendessen brachte, fragte er hastig: ‚Wo ist denn die Kleine?‘

„‚Schwester Emmerenzia,‘ entgegnete ich mit absichtlicher Betonung, ‚ist zur Kirche gegangen.‘

„‚Ist sie noch nicht fromm genug?‘ fragte er mit leisem Spott.

„Ich entgegnete ernst: ‚Schwester Emmerenzia steht kurz vor ihrer Einsegnung, und wir nehmen die Pflichten dieser Vorbereitungszeit nicht leicht.‘

„Indem kam Emmerenz zurück, völlig außer [illegible], als wäre sie die Treppen in einer [illegible] gelaufen. Ich blickte sie befremdet [illegible] an mir vorüber.

„[illegible]

„‚Ich wollte Ihnen so gern noch das Abendbrot bringen,‘ sagte sie, ‚aber die Predigt war nicht eher aus, und nun komme ich doch zu spät.‘

„Er erwiderte nichts, und doch senkte sie plötzlich den Kopf, und es ward lautlos still im Zimmer.

„Eine Sekunde später war es, als ob alles nur Einbildung gewesen.

„‚Sie haben ja gar nichts gegessen,‘ sagte Emmerenz in völlig unbefangenem Ton. ‚Das lasse ich Ihnen aber nicht durchgehen! Passen Sie einmal auf: hier einen Löffel für Schwester Annunziata, einen Löffel für den Doktor, einen Löffel für mich — und nun noch einen zu guter Letzt —‘

„Und er gehorchte auch wirklich, müde und liebenswürdig, dann aber lehnte er sich, wie von einem plötzlichen Schwächeanfall ergriffen, zurück.

„Auch am folgenden Tage beim Verbinden war der Arzt nicht zufrieden. Die Wunde wollte nicht heilen und sah überhaupt schlecht aus. Als die Gaze heruntergenommen wurde, biß der Major vor Schmerz die Zähne zusammen.

„‚Schwester Emmerenzia,‘ sagte der Arzt, ‚Ihre Hand zittert ja.‘

„Ich blickte auf und bemerkte, daß Emmerenz, die den Kopf des Kranken stützte, schneeweiß geworden war. Gleichzeitig sah auch der Major sie an, und durch allen körperlichen Schmerz hindurch blitzte etwas in seinen Augen auf — war es die Erkenntnis, daß sie um seinetwillen litt?

„Ich wollte, ohne ein Wort zu sprechen, ihren Platz einnehmen, aber er wehrte mir mit heftiger Handbewegung: ‚Lassen Sie es bitte so, sie tut mir gut.‘ Und als er jetzt plötzlich ganz ruhig, ja fast unempfindlich geworden schien, hatte ich durch eine völlig unnachweisbare Vermittlung das bestimmte Gefühl, als ob seine Schmerzen in dem Grade abnähmen, wie sie sich seinetwegen quälte.

„Und doch glaube ich nicht, daß dieses möglich war, weil er sie liebte, es war wohl nur die eigentümliche Empfindlichkeit seiner Nerven für alles Weibliche. Doch habe ich das eigentliche Wesen dieses Mannes nie völlig begriffen. Ich habe es wohl auch nicht zu begreifen versucht, denn mein ganzes Herz war damals angefüllt mit der Sorge um meiner armen [illegible] Kind. Es ist mir

Digitized by Google

später lange Zeit als meines Lebens dunkelstes Rätsel erschienen, daß ich nicht die einfache Kraft gefunden, das Schicksal der kleinen Emmerenz in eine Hand zu legen, die stärker war als die meine. Ein Wort an unsre Oberin hätte genügt. Aber ich fand dieses Wort nicht — ich konnte es wohl nicht finden. Jahrelang ist das Gefühl der Schuld mit mir gegangen, und weder Beichte noch Buße haben es von mir zu nehmen vermocht, bis es mir endlich klar wurde, daß auch auf mir in jenen Tagen die unergründlichen Augen der Natur mit ihrer geheimnisvoll bannenden Zaubertiefe geruht, so daß ich nicht tun konnte, was ich doch wollte. Mögen sich die Heiligen meiner erbarmen, wenn dieser Gedanke Sünde ist — ich weiß es nicht anders.

„Wenn ich mir Emmerenz zurückrufe, wie sie in dieser Zeit war! Es lag immerfort über ihr wie ein feiner, fremdartiger Schimmer, manchmal schien er von Tränen herzurühren, das war, wenn der Major litt; und dann wieder, wenn es ihm etwas besser ging, glänzte ihr das Glück aus den Augen. Und diese beiden Lichter wechselten und spielten miteinander ohne Scheu, wie Kinder spielen, und ich dachte: es ist nicht einmal ein Kampf in ihr. Die Schwestern aber sagten: ‚Die Freudigkeit zu ihrem Beruf wächst von Tag zu Tag,‘ denn sie war unermüdlicher denn je in ihrer Arbeit. Es war, als wären alle Kräfte ihres jungen Lebens über Nacht zur Blüte gekommen.

„Dabei ging es Herrn von Nestritz eher schlechter als besser, aber in dem goldenen Nebel, der über ihren Sinnen lag, sah sie es nicht oder wollte es nicht sehen.

„Und eines Tags wurde es Ernst. Auf der Station war am Nachmittag eine junge Dame erschienen, die sich als eine Verwandte des Majors vorstellte und ihn zu sprechen wünschte. Da es die Stunde war, in der die Kranken Besuch empfangen durften, hatte ich kein Recht, ihr den Eintritt zu verwehren, obwohl sie mir nicht gefiel.

„Nach einer Weile ging auch Emmerenz zu Herrn von Nestritz, um ihm die Arznei zu reichen, die der Arzt am Morgen verschrieben hatte. Ich hörte drinnen im Zimmer ein leises Klirren, und dann kam Emmerenz mit verstörten Augen heraus. An ihrer Hand sickerte Blut. Besorgt fragte ich, was geschehen sei.

„‚Das Medizinglas ist mir zerbrochen,‘ entgegnete sie tonlos, ‚sonst ist es nichts.‘

„Damit ging sie an mir vorbei auf ihr Zimmer, und ich hörte, wie sie den Schlüssel hinter sich herumdrehte. Eine dunkle Ahnung begann in mir aufzudämmern, ich öffnete Herrn von Nestritz' Tür — da saß die junge Fremde auf der Kante seines Bettes und pflückte mit ihren schlanken Fingern wie in ungeduldiger Zärtlichkeit an seiner Hand.

„‚Sag' mir's doch, Schatz,‘ schmollte sie.

„Er sah sie halb belustigt, halb zärtlich an, und ich erschrak über die Fieberröte seiner Wangen.

„‚Sie müssen jetzt gehen,‘ sagte ich, ‚Herr von Nestritz ist kränker, als Sie glauben.‘

„‚Ja, muß ich wirklich?‘ fragte sie unsicher.

„‚Ich bitte darum,‘ entgegnete ich bestimmt.

„Da beugte sie sich tiefer zu ihm nieder: ‚Schatz, eh' ich gehe, sagst du's mir doch, gelt?‘

„Er zuckte ein wenig die Achseln, war es Müdigkeit oder Ungeduld: ‚Kind, begreife doch, daß wir Männer in der einen immer die andre lieben.‘

„Da stampfte sie mit dem Fuße auf: ‚Ich will das aber nicht haben!‘ Doch ein verweisender Blick von mir traf sie. Sie wandte sich kurz zum Spiegel, rückte Hut und Schleier zurecht und ging ohne Abschied hinaus.

„Als wir allein waren, blickte mich Herr von Nestritz halb verlegen an. ‚Sie hat mir die kleine Schwester Emmerenz erschreckt,‘ sagte er, ‚und das tut mir leid.‘

„Ich hatte inzwischen das Fieberthermometer aus dem Schubfach genommen. ‚Wissen Sie auch,‘ sagte ich, während ich es unter seine Achsel schob, ‚daß schon in wenig Tagen die Einsegnung der jungen Schwestern stattfindet? Wir sind allesamt verantwortlich, daß diese jungen Seelen jetzt nicht zerstreut werden. Unser Heiland hat einst ein ernstes Wort gesprochen: Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt.‘

„Es zuckte ein wenig um seine Mundwinkel, aber die Korrektheit seiner Erziehung verbot ihm wohl eine Entgegnung.

„Ich ging, während das Thermometer lag, hinaus und pochte an Emmerenz' Tür. Sie öffnete mir noch mit demselben totenblassen Gesicht.

Digitized by Google

„‚Emmerenz,‘ entfuhr es mir in jäh ausbrechender Angst, ‚mein Gott, was soll hieraus werden?‘

„Sie starrte mich einen Moment an: derselbe flehende Ausdruck wie damals auf dem Kirchhof, als ich mit ihr über unser schwerstes Gelübde sprach, lag in ihrem armen Gesicht. Gleich darauf irrte ein krampfhaftes Lächeln darüber hin, und sie zeigte auf ihre Hand: ‚Ich habe mir den kleinen Schnitt verbunden. Es ist nicht schlimm.‘

„Ich wollte etwas sagen, um diese entsetzliche Komödie zu brechen, aber mir fiel kein Wort ein, mit dem ich hätte an sie herankommen können, und plötzlich erkannte ich mit nie empfundener Klarheit den Mangel meines eignen Lebens und das hilflose Unvermögen der nie zur Liebe Erwachten. Dann aber, während meine Gedanken noch wie flügellahme, verängstigte Vögel hierhin und dorthin schwirrten und wieder zurücktaumelten, fielen meine Augen auf das Kreuz, das über dem Eingang der Station hing. Die goldenen Anfangsbuchstaben einer lateinischen Inschrift standen darauf.

„‚Emmerenz,‘ sagte ich, einer schnellen Eingebung folgend, ‚In hoc signo vinces.‘

„‚Ja,‘ erwiderte sie gedankenlos, ‚es ist ein schöner Spruch.‘ Und immer noch lag jenes krampfhafte Lächeln über ihrem Gesicht.

„Als ich Herrn von Nestritz das Thermometer herausnahm, erschrak ich über die Höhe der Temperatur. Der junge Doktor, der gerade im Hause du jour hatte, kam und benachrichtigte sofort den Oberarzt.

„Während wir Vorbereitungen trafen, um den Verband noch am Abend nachzusehen, bemerkte ich, wie Herrn von Nestritz' fieberglänzende Augen Emmerenz nicht verließen, die, ohne aufzublicken, alles Notwendige verrichtete. Einmal fragte er mich, ob es schlecht mit ihm stehe. Ich erwiderte, er habe Fieber und müsse sich ruhig verhalten. Da blickte er wieder auf Emmerenz, aber ihr blasses Gesicht verriet keine Empfindung.

„Als sie die frischgefüllte Eisblase auf seinen Kopf legen wollte, faßte er nach ihrer Hand.

„‚Schwester Emmerenz, sind Sie mir [illegible]‘ fragte er ganz leise. Sie aber zog [illegible] Hand zurück, als habe sie etwas Unreines berührt.

[illegible] bestürzt und bat mich, ihm einen Augenblick vor die Tür zu folgen. ‚Schwester Emmerenzia, wollen Sie inzwischen bei dem Kranken bleiben,‘ sagte er. Da wußte ich: nun ist sie verloren.

„Draußen teilte mir der Arzt mit, daß ein sofortiger Eingriff notwendig sei, da der Zustand der Wunde die Gefahr einer allgemeinen Blutvergiftung befürchten lasse.

„Es schoß mir durch den Kopf: Wenn es das letzte für ihn wäre! Und Gott verzeihe mir, daß ich dachte, es wäre gut.

„Als ich ins Krankenzimmer zurückkehrte, war es bereits zu spät. Er hielt ihre beiden Hände in den seinen und hatte sie dicht an sich herangezogen. Ihr Kopf war ein wenig nach rückwärts gebogen, schon wie in halb gebrochenem Widerstand, und nun war wirklich jeder Hauch des Lebens von ihrem weißen Gesicht gewichen.

„‚Kleine Emmerenz,‘ sagte er flüsternd, ‚hast du mich denn so lieb?‘

„Da bebte es durch ihre Gestalt, und sie schluchzte laut auf: ‚Ja, so lieb, so lieb!‘ Es war aber, als kämen diese Worte wie Blutstropfen von ihren blassen Lippen.

„Ich trat unwillkürlich zurück, denn ich hatte noch nie im Leben die Sprache der Leidenschaft vernommen. Er mußte wohl das Geräusch gehört haben, denn seine Hände gaben die ihren frei, und als ich jetzt mit raschem Entschluß vollends eintrat, fragte er leichthin: ‚Was soll ich Ihnen denn zur Einsegnung schenken, Schwester Emmerenzia?‘

„Da erwachte sie und kam zur Verzweiflung. Die Tür hinter mir stand auf, und draußen an der Wand hing das Kreuz mit der goldenen Inschrift. Und plötzlich sah ich, wie es in ihrem Gesicht aufzuckte, aber es war nicht das Verständnis des Spruches, es war etwas, wovor mir graute. Mit deutlicher, aber völlig veränderter Stimme sagte sie: ‚Schenken Sie mir ein Kreuz auf mein Grab.‘

„Dann kamen die Wärter mit der Tragbahre, um den Major in den Operationssaal zu bringen. Es ging alles in verwirrend schneller Hast.

„Während ich beim Narkotisieren half, hörte ich [illegible] selbst in halber Betäubung [illegible] den Hilfsarzt mit Emmerenz reden. ‚Sie sollten hier nicht helfen, Schwester,‘ sagte er, ‚ich sehe, daß Sie eine Verletzung an der Hand haben.‘

Digitized by Google

„‚Es ist schon wieder heil,‘ entgegnete sie und riß den Verband herunter. Ich wollte sagen, daß sie sich diese Verletzung erst vor wenigen Stunden zugezogen habe, aber es blieb mir keine Zeit mehr, denn der Arzt war zur Operation bereit. —

„Zwei Tage später war Emmerenz' Arm geschwollen, und am Abend mußte sie sich legen. Das Gift, das durch den kleinen Schnitt an der Hand in ihren Körper gedrungen war, begann in allen Säften ihres Lebens zu kreisen, und die Kunst der Ärzte vermochte ihm keinen Einhalt zu gebieten.

„Da ich unter den Schwestern diejenige war, die Emmerenz am nächsten stand, hatte mich die Oberin von meinem Posten auf der Privatstation ablösen lassen, damit ich der Tochter meiner armen Zeska beistehen konnte. Es war eine trostlose Pflege!

„Sie lag meistens still und mit geschlossenen Augen da, nur manchmal verriet ein schmerzliches Zucken der Mundwinkel, daß sie bei Bewußtsein war und litt. Ich wich nicht von ihrem Lager, und während ich mit der dumpfen Verzweiflung einer Ahnung rang, raunten sie sich draußen schon von Ohr zu Ohr, was ich doch nicht glauben konnte und wollte. Wer das Gerücht zuerst aufgebracht? Ob es der junge Arzt gewesen, der damals im Operationszimmer gesehen, wie sie sich den Verband von der frischen Wunde herunterriß — ich habe nie danach getrachtet, es zu erfahren.

„Als die Todeswahrscheinlichkeit zur Gewißheit geworden, kam der Geistliche, um Emmerenz die letzte Ölung zu geben. Da hat er zuvor die schwere Frage an sie gerichtet, ob sie den Tod gesucht, den sie nun in Bälde erleiden müsse. Sie aber hat ihm kein Wort erwidert, und wie er dann mit erschütterndem Ernst weiter gefragt, ob sie die Tat jener verlassenen Stunde bereue, hat sie sich an mich gewandt und wissen wollen, wie es Herrn von Neitritz gehe.

„Ich sagte ihr, daß die Operation gelungen sei, und sie erwiderte: ‚Er wird nun bald gesund werden, denn ich nehme seine Krankheit mit.‘

„Da mußte ich an den Morgen denken, wo es mir beim Verbinden gewesen war, als ob sie seine Schmerzen auf sich genommen hätte.

„Der Geistliche hat dann angefangen, ihr die Schrecken des Fegefeuers auszumalen, und sie mit den Bildern der ewigen Qual zu erschrecken versucht, damit sie ihre Seele durch Reue erlösen möge, ehe es zu spät. Sie aber hat sich nach der Wand gedreht, und er ist im Zorn von ihr gegangen, denn er war einer von denen, die nur die finstern Seiten unsers Glaubens sehen.

„Es ist dann in den letzten Stunden außer mir niemand mehr bei Emmerenz gewesen. Eine seltsame Fügung wollte, daß es der Einsegnungstag der jungen Schwestern war, und sie hatten alle genug mit den Lebenden zu schaffen. Als in der Kapelle drunten der Gesang angestimmt wurde, öffnete sie noch einmal die Augen.

„‚Das geht mich nun nichts mehr an,‘ sagte sie.

„Ich sank an ihrem Bett in die Knie. In meiner Seele stritten altvertraute, heiliggehaltene Begriffe wider die ewige Macht einer höheren Zuversicht, und ich flehte sie an, mir zu erlauben, den Priester zurückzurufen.

„Aber sie schüttelte den Kopf: ‚Es ist schon alles gut.‘ Und dabei lächelte sie: das sah aus, als ob sie glücklich wäre, sterben zu können, und als ob ihr die Hingabe ihres jungen Lebens doch ein klein wenig wehmütig sei.

„Dann kamen die ersten Vorboten des Todeskampfes, und ich versuchte, ihr einige Tropfen Wein einzuflößen. Sie wollte zuerst nichts nehmen, wie sie überhaupt jede Arznei hartnäckig zurückgewiesen hatte, dann aber glitt über ihr Gesicht, auf dem schon die Schatten der Vernichtung lagen, ein leiser, leiser Zug von einst — es sah fast aus wie Schelmerei. ‚Zu guter Letzt, nicht wahr?‘ sagte sie und trank.

„Während drunten in der Kapelle das Benedictus gesungen wurde, tat sie den letzten Atemzug. Mir aber war zumute, als ob diese feierlich milden Klänge ihre Seele von hinnen getragen hätten, und als ob ihr Sterben, wenngleich es kein gläubiges war, dennoch ein seliges gewesen sei.

„Als ich der Oberin das Ende meldete, habe ich ihr alles bekannt, was mein Gewissen bedrückte. Es traf sich, daß man soeben für eine benachbarte Stadt, in der eine schwere Epidemie ausgebrochen war, um einige Schwestern gebeten hatte; und als ich, statt jeden Vorwurfs, von der Oberin den Befehl erhielt, noch an demselben Abend

Digitized by Google

dorthin abzureisen, da habe ich geglaubt und auch gehofft, daß ich meine kleine Emmerenz bald wiedersehen werde.

„Es ist anders gekommen. Als ich zurückkehrte, war es Herbst geworden, und die Spuren des Sommers waren verweht. Der Major von Nestritz war als geheilt entlassen, und von der kleinen Emmerenz sprach niemand mehr im Hospital.

„Eines Abends aber zog mich Schwester Aloisia in ihre Stube, und über die Wangen ihres strengen, verknöcherten Gesichts liefen zwei große Tränen, als sie mir erzählte, daß man die kleine Emmerenz, die, nachdem sie Gottes Hand vorgegriffen, unbußfertig dahingegangen sei, nicht auf dem Ruheplatz unsrer Schwesternschaft habe betten wollen. An der Kirchhofsmauer, wo die Selbstmörder liegen, sei schon ein Grab für sie bereitet gewesen, darinnen sie sang- und klanglos bestattet wäre, wenn nicht der Major von Nestritz ihr auf dem Invalidenkirchhof eine Stätte zwischen den alten Soldatengräbern verschafft hätte, so daß sie nun doch in geweihter Erde schlafe. Auch ein Kreuz habe er ihr setzen lassen, wie es ihre letzte Bitte an ihn gewesen sei.

„Da ging ich am Allerseelentag nach dem alten Friedhof hinüber, um einen Kranz auf das kleine Grab zu legen. Ich konnte es nicht sogleich finden, und beim Suchen verlor ich mich in demselben Weg, den ich zuletzt an jenem Sommerabend mit Emmerenz gegangen war. Nun hing schon der erste Frost in den Nebelschleiern, die über den Gräbern spannen, und feine Eisritzen blitzten überall in der harten Erde. Auf einigen der alten Gräber blühten stille kleine Herzen, aber die meisten lagen verlassen und dunkel da, denn die sie einst gepflegt hatten, waren wohl auch schon tot.

„Plötzlich erblickte ich dicht vor mir einen Hügel, der ganz und gar mit Blumen überschüttet war. Daneben stand ein Offizier, und nun erkannte ich, näher tretend, den Major von Nestritz. Ich wollte umkehren, aber er hatte mich schon bemerkt. Er kam mir einige Schritte entgegen und gab mir mit einfacher Herzlichkeit die Hand. Dann standen wir eine Weile schweigend nebeneinander.

„Ich betrachtete das Kreuz, das zu Häupten des Hügels stand, und fast erschrak ich über die Inschrift. Es waren die Worte: In hoc signo vinces, an denen Emmerenz' verzweifelte Augen gehangen hatten, als sie Herrn von Nestritz um ein Kreuz auf ihr Grab bat. Nun hatte sie wirklich in diesem Zeichen gesiegt, auf das ich sie damals in meiner Angst hingewiesen, aber das Heil, das sie darinnen gesucht und gefunden, war der Tod gewesen — ihr hatte das Kreuz nur ein Zeichen bedeutet, das wir auf die Gräber pflanzen.

„‚Ja, die kleine Schwester Emmeren,‘ sagte Herr von Nestritz. Es klang nicht anders als damals, da er mir so oft entgegengerufen hatte: ‚Wo ist denn die Kleine?‘ Und doch kam er mir plötzlich vor, wie um Jahre gealtert.

„Eine unendliche Traurigkeit lag über mir, während ich allein durch die nun völlig vereinsamten Gräberreihen zurückging. Von fern her klang das Rauschen der großen Stadt, und wieder, wie an jenem Sommerabend, mußte ich an das Atemholen der unendlich vielen dort drüben denken. — Lieben und Sterben — war es wirklich der letzte Sinn des Lebens?

„Und meine Seele klammerte sich ertrinkend an das schlichte Wort des Kreuzes, so wie ich es verstand: In hoc signo vinces.“

— — — — — —

Schwester Annunziata schwieg. Wir waren aufgestanden und traten jetzt noch einmal zu dem Grab der kleinen Schwester Emmerenz, über dem die Herbstsonne mild, wie die Vergangenheit selber, wob. Auch heute hörte man das ferne Klingen der Großstadt, aber meine Seele empfand keine Bangigkeit, sondern mir war zumute, als ob die dunkle Sehnsucht meines Lebens plötzlich Gestalt gewonnen hätte. Und, während ich beim Nachhausegehen das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit wohlig und warm durch meine Glieder rinnen fühlte, zuckte es heiß wie ein Traum in mir auf: einmal lieben, über sich selbst hinweg, jedem Wert oder Unwert des Geliebten zum Trotz — und dann den Tod!

Digitized by Google

Cuno von Uechtritz.

Cuno von Uechtritz

Erinnerungsworte von Adele Gerhard

Graue, schwere Wolken hingen über Berlin, als am letzten Julitage Cuno von Uechtritz auf dem Wilmersdorfer Kirchhofe in die regenfeuchte Erde gesenkt ward. Im Schwarzwald aber, wo mich die telegraphische Nachricht vom Tode des Freundes traf, hatte seit Wochen die Sonne in immer gleicher Freudigkeit gestrahlt, standen die Getreidefelder in ihrer reifen, goldenen Pracht, senkten sich die Obstbäume schwer unter der Früchte Fülle, und der blaue Duft des Sommers lag über Höhen und Tal. Und dieser blaue Sommerduft wollte mir nicht aus den Augen weichen, als ich einen Tag später in des Künstlers Atelier vor dem schweren Eichensarg kniete — an der Stätte seines Wirkens, hier, wo [illegible] Trauergrund sich [illegible] Bildwerke um ihren [illegible] Totenwache hielten ... Der blaue Sommerduft wollte mir nicht aus den Augen am Sarge des Mannes, dessen ganzes Sein ich in so manchen Momenten wie in einem heißen Sehnsuchtsruf nach Sonne und Glück, nach Leben und Jugend hatte erzittern spüren.

Denn obwohl Cuno von Uechtritz in den letzten Jahren, selbst ehe das qualvolle Leiden greifbar seine Hand auf ihn gelegt hatte, älter erschien, als er tatsächlich war — in seinem Innenleben war noch nichts von Altern, nichts von ausruhender Beschaulichkeit. Mit klammernden Organen griff er nach Leben und Jugend, und immer neue starke, aufwühlende Arbeitspläne und Ideen wuchsen in ihm empor. In seinem Streben, seinem Wollen und seinem Empfinden lag noch der Wunsch und die ungeduldige Kraft der Jugend — das Schicksal hat ihn hingefällt auf Mittagshöhe.

Neben dieser lauten Tragik aber ruht noch manche leisere und tiefere, die mit der Eigenart und dem Zauber seiner Persönlich-

keit eng verbunden ist. Unsre Zeit ist nicht reich an Naturen seiner Art. Ich hatte stets gehofft, die Hand dieses Freundes, der so manches stimmungsvolle Grabdenkmal schuf, werde auch das meine einst formen. Denn ich wußte, daß er mit spürfähigem Empfinden das Letzte in mir erfassen und zu zwingendem Ausdruck bringen werde. Das Schicksal, das blinde, grausame, hat es anders gewollt. Und ich muß dankbar sein, wenn ich nun in meiner Sprache, mit meinen armen Worten einen Hauch von dem Tiefsten seiner Persönlichkeit andern vor die Seele führen kann.

Cuno von Uechtritz-Steinkirch war am 2. Juli 1856 in Breslau geboren. Er entstammte einem alten schlesischen Adelsgeschlecht, als Sohn des damaligen Staatsanwalts, späteren Kammergerichtsrats Oswald von Uechtritz, der selbst starke ästhetische Neigungen besaß, und mit dem Cuno von Uechtritz bis zum Tode des Vaters ein ungewöhnlich inniges und nahes Verhältnis einte. Der künstlerische Trieb hat sich früh in Uechtritz geregt. Er muß ein weiches und phantasievolles Kind gewesen sein. Seine Mutter erzählt, wie er als siebenjähriger Junge täglich selbst die Dielen mit Figuren, Tieren und Häusern bemalte. Der Kleine weinte bitterlich, wenn er jeden Morgen wieder seine Kreidezeichnungen weggewischt fand. Traurig klagte er, wo er nun wohnen solle. Seine Häuser seien fort, seine Tiere.

Das Schwanken des Jünglings bei der Berufswahl ward durch keinen andern als Kaiser Wilhelm I. entschieden. Der bekannte Hofrat Schneider hatte ihm von einer Statuette des jungen Uechtritz, einer sehr charak-

Cuno von Uechtritz: Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I.

Cuno von Uechtritz: Das Chinakriegerdenkmal in Tientsin.

teristischen Bildnisfigur des schlesischen Dichters Karl von Holtei, erzählt, und nachdem Uechtritz die kleine Arbeit, die der Kaiser zu sehen wünschte, mit der Bitte um gütige Annahme übersandt hatte, ward ihm eine aufmunternde und folgenschwere Anerkennung zuteil. Der Kaiser ließ ihm sagen, er möge sein Talent ja weiterpflegen und ausbilden. Reizvoll mutet es an, daß diese Statuette dann viele Jahre ihren Platz auf dem berühmten „historischen Schreibtisch" behauptet hat.

In Dresden war Uechtritz Schüler von Echtermeyer und Hähnel, in Wien fand er vor allem in Tilgners Werkstatt Anregung. Auch Paris und Italien besuchte er zu seiner künstlerischen Ausbildung. Noch in Wien ist der einst so viel genannte, ungemein lebensvolle neapolitanische Bettelknabe, der „Pifferaro", entstanden, den, auf einer Ausstellung für polychrome Plastik, die Berliner Nationalgalerie und später das Albertinum in Dresden ankaufte. Beachtenswert ist, daß

Cuno von Uechtritz: Grabdenkmal.

es ein Brunnenmotiv war — fraglos eins der Gebiete, auf dem Uechtritz sein feinstes und tiefstes Können offenbart hat —, das Adolf Menzels lebhaftes Interesse an dem Künstler weckte. Seine Brunnenentwürfe sind weit bekannt geworden. Noch bekannter vielleicht eine Reihe seiner offiziellen Schöpfungen. Da sind die Bronzestandbilder Moltkes in Breslau und Bismarcks in Grimmen, die Marmorgruppe des Kurfürsten Georg Wilhelm in der Siegesallee und das Chinakriegerdenkmal zu Tientsin (Abbild. S. 287). Im Auftrage des Kaisers [illegible] die Statue Kaiser [illegible] I. [illegible] Stern im Tier[illegible]

denkmal in St. Louis errang er eine goldene Medaille, und noch im Februar dieses Jahres wohnte er, schon schwer krank, kurz vor der letzten schrecklichen Operation persönlich in Stolp der Enthüllung seiner Blücherstatue bei.

Wieviel aber von seinen innersten Intentionen und letzten künstlerischen Ideen bei der Ausführung eines großen Teiles gerade dieser offiziellen Darbietungen verloren ging, ist eine andre, vielleicht nicht immer ganz schmerzlose Frage. Nehmen wir z. B. das Moltkedenkmal in Breslau, so muß betont werden, daß Uechtritz unendlich viel — gerade das, worin sich seine phantasievolle Natur am stärksten zeigte — opfern mußte.

Und diese andre und schmerzliche Frage, die uns nahetritt, wenn wir eine Reihe bekannter Schöpfungen von Uechtritz streifen, führt mich wieder zu der Wesenheit seiner Persönlichkeit zurück und mit ihr zu mancher leisen und stillen Tragik, die mit dieser Persönlichkeit eng verknüpft ist. Eine reizvolle Mischung von Edelmann und Künstler war das Charakteristische in Uechtritz und gab ihm seine sympathische Prägung. Ich erwähnte schon, daß er einem alten schlesischen Adelsgeschlecht entstammte. Nicht nur in der hohen schlanken Gestalt, in jeder Bewegung und Geste der vornehmen Erscheinung erkannte man den Aristokraten. Und doch brauchen wir nur Bilder, die ihn in jüngeren Jahren darstellen, zu betrachten, um auch das phantasievolle Element in ihm zu spüren.

Träger einer alten Kultur, mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit des Weltmannes im Auftreten, verleugnete er doch nie den dunklen Untergrund von phantastischer Schwermut und heißem Lebensverlangen, der einen Hauptzug seines Wesens ausmachte. Die Hülle einer durch Generationen ererbten Haltung konnte in vielen Momenten das unruhige, aufbegehrende Arbeiten der Phantasie in ihm nicht verbergen — wie zuckende Blitze schoß es oft aus seiner gehaltenen, ruhigen Vornehmheit empor. Dann ahnte man in ihm den Schöpfer jener poetischen und phantasievollen Werke, die nach meinem Empfinden in diese seltsam gemischte Künstlernatur weit tiefer blicken lassen als die meisten seiner großen offiziellen Schöpfungen, die den [illegible] von Uechtritz so bekannt ge[illegible].

Digitized by Google

Edelmann aber im tiefsten und besten Sinne des Wortes war er nicht nur in der äußern Erscheinung, sondern im letzten geheimsten Grunde seines Wesens. Eine natürliche Noblesse, eine Zartheit und Weichheit, die ihn mir oft für unsre Zeit des rücksichtslosen Daseinskampfes als zu fein gezimmert erscheinen ließ, war ihm eigen. Je näher man ihm stand, je mehr man in die letzten Verborgenheiten blicken konnte, um so sympathischer überraschte seine schrankenlose Güte, die unantastbare Vornehmheit der Gesinnung. Das hat nicht nur seine Familie empfunden, nicht nur die Gattin, mit der ihn das tiefste und innigste Band, ein ganzes und restloses Vertrauen einte, und deren aufopfernde Pflege mir während der langen, langen Qual der letzten Monate oft als der reinste, vollkommenste Ausdruck weiblicher Hingebung erschien — das fühlten ebenso stark seine Freunde, denen er mit nie versagender Treue, mit ritterlicher Hilfsbereitschaft zur Seite stand.

Eine reizvolle Mischung von Edelmann und Künstler schien mir, ich wiederhole es, das Charakteristische in Uechtritz, sie gab ihm die sympathische Prägung. Am greifbarsten empfand ich diese Mischung, wenn ich seine Hände betrachtete — die schönsten Männerhände, die ich je sah —, große, schlanke Hände an schmalen Gelenken: das Erbe einer alten Rasse, die sehnige Kraft des Mannes, der in seiner Jugend Meister des Sports war, und doch auch wieder die nervöse Sensibilität des Künstlers verratend.

Aber was dem Manne seinen intimen Zauber gab, war das auch für die Entwicklung des Künstlers das Forderndste? Zweifellos ist er zu manchen seiner offiziellen Schöpfungen zum Teil eben infolge seiner Abstammung und seiner Stellung herangezogen worden. Und man muß bei einer psychologischen Betrachtung ihm die letzte Gerechtigkeit gewähren (sie ist ihm oft genug in unsrer von Parteikämpfen zerrissenen Zeit versagt worden), nämlich anzuerkennen, daß ihn nach seinen Instinkten, seiner Denk- und Empfindungsweise gewisse offizielle Aufträge, in denen er doch künstlerisch beengt ward, weniger zurückzustoßen brauchten, als einen in andrer Sphäre Aufgewachsenen, durch dessen Adern das Blut andrer Vorfahren fließt.

Wären aber jene Aufträge für die Entwicklung seiner künstlerischen Eigenart wohl

Cuno von Uechtritz: Grabdenkmal

tätig und fördernd? Mich will oft bedünken, als ob über ihnen viel von dem Geheimsten und Eigensten dieser reichen, phantasievollen Künstlerbeanlagung nicht zu ihrem vollen Recht gekommen sei. Es gibt robuste Talente, bis an die Zähne bewaffnet. Sie setzen sich durch und knicken, was ihren Ausdruck schwächen oder gar hemmen will. Aber wie es Blumen gibt, die im Schatten gedeihen, und wieder andre, die der vollen Sonne bedürfen, wenn sie zu unsrer Lust und Freude erblühen sollen, so ist auch nicht jedes reiche Talent fähig, äußere Hemmungen zu brechen, sein Letztes ihnen zum Trotz unverblaßt zum

Ausdruck zu bringen. Befremdet einen auf anderm Kunstgebiet Schaffenden schon der Zwang, den der „Auftrag“ schlechthin für die künstlerische Freiheit des Bildhauers bedeutet, so will mir vollends mancher Auftrag, der Uechtritz zuteil ward, als ein Danaergeschenk erscheinen. Viel zu sehr ist durch solche Gebundenheit — auch vor dem Auge der Öffentlichkeit — das reiche, phantasievolle Element, das unleugbar in Uechtritz so mächtig war, verdunkelt worden.

Ein poetischer Zauber umfließt gerade seine intimeren Schöpfungen. Es schweben Genien aus seinen Grabsteinen (Abbild. S. 288 u. S. 289) hervor, die uns in ihrem Flug auf breiten Schwingen hinübertragen in eine andre, lichtere Welt. Wir fühlen die Verheißung, und alles in uns löst sich — still und hell wird es in uns — unsre Arme sinken leis und froh hernieder, dieweil wir hinaufschweben in den weiten, unendlichen Raum. Oder da steht ein hohes Kreuz, aus Wolken zusammengewunden, aus Nebelduft gebraut. Engelsgrüße, selige, holde Engelsgesichter, die wir in dämmernden Linien fast mehr ahnen als schauen, lächeln aus dem feuchten Duft — und zwischen ihnen neigt sich von dem hohen Kreuz, in dem alles Leid

Cuno von Uechtritz: Froschkönigin.

und Weh der Menschheit Körper geworden scheint, eine schlanke Gestalt herab. Keine Madonna. Nur ein Bild des Ewig Reinen, des himmlischen Erbarmens — ein Genius, der, das Haupt leis gesenkt, sich zu uns beugt, um uns in seinen Mutterarmen emporzuheben. Tiefe Demut, ein Sich Hingeben und doch auch wieder ein Aufwärtsstreben spricht aus den Linien der Gestalt, der Hände.

Oder schauen wir auf Brunnenschöpfungen von Uechtritz, in denen so manches reizvolle Motiv lebendig geworden ist. Ein Stück Natur in erdhafter Frische, die jungen Glieder noch schwer und ungelöst, steht das „Gänseliesel" (Abbild. S. 290) vor uns, eine Brunnenarbeit, die der Künstler sich mit ihrem Hauch von Landluft und Wiesengrün mitten in einem belebten städtischen Straßen

bild doppelt wirksam gedacht hatte. Und wie von lauter alten Märchenmotiven klingt es in einer seiner letzten Brunnenkompositionen, der „Froschkönigin“ (Abbild. S. 291). Was ist das für eine kraufe und wundersame Welt, in die wir da blicken, daß es in uns zu raunen beginnt von uralten Beschwörungsformeln, als ob die Natur selbst in geheimnisvollen Lauten spräche! Wie sie da sitzt auf ihrem Binsenthron, die Froschkönigin, und die aus Schlamm und Schleim emporzüngelnde Schlange beschwört, ihrer Froschuntertanen zu schonen! Der ganze Körper zusammengekrampft, Blick und Züge und Glieder, alles zu einem einzigen Gefühl und Willen erstarrt: „Ich beschwore — ich beschwöre“, daß es uns in den Ohren zu tönen beginnt vor dieser stummen Zwiesprach und wir den Bann fühlen und spüren, den geheimnisvollen Willensbann einer in ein einziges Wollen sich lösenden Energie — wenn man so in dürre Worte pressen will, was da in künstlerischer Buntheit vor uns bebt und atmet.

„Ich beschwore — ich beschwöre —“ Cuno von Uechtritz hat nicht vermocht, mit dem heißesten Lebenswillen, mit seiner glühenden Sehnsucht nach Gesundung und Kraft die fürchterliche Krankheit, die ihn niederwarf, zu bannen. Das Schicksal hat seine Tatze auf ihn gelegt und den stolzen, vornehmen Mann in der Fülle seines Wollens geknickt. Aber neben so manchem Kummervollen, das er in der schweren Leidenszeit schuf, birgt sein Atelier noch einen letzten Gruß von ihm, ein eigenartiges und fesselndes Werk: das Modell eines Reiterbildes Friedrichs des Großen (s. die untenstehende Abbildung) — ein Antlitz mit leidvollen, weitausschauenden Augen, in das der schon vom Tode gezeichnete Künstler sein letztes Können, all sein Ringen und all sein Weh hineingegossen hat.

Hasligut an der Aare bei Bern, wo Haller seine Jugend verlebte.

Albrecht von Haller als Dichter

Ein Gedenkblatt zu seinem zweihundertsten Geburtstage (16. Oktober 1908)

Von Prof. Dr. Otto Tschirch

Wenn man auf der großen Terrasse der Bundeshäuser in der Stadt Bern, das Goethe die schönste der Welt nennt, die rauschende Aare in der Tiefe, die stattlichen Landhäuser in der Ebene, darüber die grünen Hügel des fruchtbaren Mittellandes und im Hintergrunde die Schneealpen erblickt hat, bemerkt man im Weggehen dicht neben dem Bundespalast ein stattliches, im Stil des späteren achtzehnten Jahrhunderts streng klassizistisch aufgerichtetes Haus, das eine steinerne Gedächtnistafel trägt. Sie erinnert uns daran, daß der große Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller hier seine letzten Lebenstage verlebte und den ehrenden Besuch des Kaisers Josef II. empfing. Das an der Stadtseite in der Inselgasse gelegene Vordergebäude enthält stattliche Wohnräume, an der Wasserseite auf dem Abhang hoch über dem blauen Bergstrom war eine Gartenhalle, von der aus der Greis in seltenen Erholungsstunden die Alpen, die er dereinst besungen hatte, erblicken konnte.

Der Umstand, daß Albrecht Haller, der lange Jahre an der großen deutschen Universität Göttingen eine höchst angesehene Stellung eingenommen hatte, dann nach seiner Heimat zurückkehrte, um ein verhältnismäßig untergeordnetes Amt unter der stolzen Aristokratie von Bern zu übernehmen, hat in den Bernern stets ein lebendiges Andenken an ihren größten Mitbürger erhalten, der ja unzweifelhaft als der größte deutsche Gelehrte zwischen Leibniz und Alexander von Humboldt und doch auch als ein Dichter von hohem Streben und großem Zuge nicht vergessen zu werden verdient. Man hat daher die zweihundertste Wiederkehr seines Geburtstages durch große Festlichkeiten begangen und am 16. Oktober 1908 auf der aussichtsreichen großen Schanze vor dem neuen Universitätsgebäude, das die ganze schöne Stadt Bern beherrscht, ein ehernes Standbild Hallers enthüllt, das der Schweizer Hugo Siegwart geschaffen hat. Die Einweihung, die durch die Anwesenheit zahlreicher Vertreter europäischer Akademien und Universitäten verherrlicht und von Festzügen und studentischen Feiern begleitet war, gibt den willkommenen Anlaß, in Kürze des großen Haller zu gedenken und seine Bedeutung für die Gegenwart zu würdigen.

Digitized by Google

Unabsehbar, fast unermeßlich erscheint das Arbeitsfeld, das Haller, der Gelehrte, in seinem rastlosen Leben angebaut hat. Er hat am wissenschaftlichen Himmel als ein Stern erster Größe geleuchtet, und sein Einfluß auf diesem Gebiet ist noch heute wirksam. In dem Riesenwerk seiner Elementa physiologiae findet man mit Verwunderung viele Beobachtungen, die später vergessen und erst wiedergefunden worden sind, und Fragen werden schon darin behandelt, deren Bedeutung erst unsre Zeit erkannt hat, wie seine Lehre von der unmittelbaren Erregbarkeit der Muskeln, die erst ein Jahrhundert später zur Lehre von der Reizbarkeit des Protoplasmas verallgemeinert worden ist. Seine anatomisch-physiologischen Untersuchungen über Atmung und Blutbewegung, über die Mechanik der Stimme und Sprache, über Empfindung und Bewegung zeigen, wie weit dieser Schöpfer der Physiologie über den banausischen Betrieb der älteren Arzneikunde hinausgewachsen ist. Aber wie das Gesamtgebiet der Medizin, umfaßte sein universaler Geist auch die übrigen Naturwissenschaften, besonders Geologie und Botanik, die er durch eine klassische Schweizerflora gefördert hat.

Als Rezensent auf dem gesamten Gebiet der Wissenschaften, auch der schönen Literatur unglaublich fruchtbar — er war jahrelang der Herausgeber und fast alleinige Mitarbeiter der „Göttinger Gelehrten Anzeigen" und hat für dieses Blatt zwölfhundert Besprechungen geliefert —, zeichnete er sich auf diesem Gebiete ebenso durch kritisches Urteil und strenge Sachlichkeit wie durch feinen Geschmack aus.

Aber wissenschaftliche Ergebnisse werden von der Nachwelt geerntet, ohne daß man nach ihrer Herkunft zu fragen pflegt. Vieles von den Früchten der Forschertätigkeit Hallers ist Alltagsbrot der Wissenschaft geworden. Nur ein kleiner Strauß von Gedichten hat durch all diesen Wandel hindurch etwas von ursprünglicher Frische und Schönheit bewahrt und erquickt uns noch heute durch einen kräftigen Hauch persönlichen Lebens. Zwar hat Haller nach der Unsterblichkeit des Dichters nie gegeizt. Nur wenige Jahre hat er der Dichtung gewidmet. Ihm, der ganz vom Triebe erfüllt war, zu forschen und [illegible] zu sein, galt der [illegible] ein [illegible] und [illegible]. Er hat seine Gedichte selbst wohl später als Jugendsünde bezeichnet, und er ist in der Tat kaum bis zum dreißigsten Lebensjahr poetisch tätig gewesen. Und doch hat er in dem dünnen Bande lyrisch-didaktischer Verse, die er zuerst 1732 unter dem Titel „Versuch schweizerischer Gedichte" herausgehen ließ, mit der siegreichen Energie, mit der er alles anfaßte, die deutsche Poesie ein gewaltiges Stück vorwärts gebracht.

Bescheiden setzte der Verfasser seinen Gedichten das „Schweizerisch" vor, da er als Schweizer die hochdeutsche Sprache nicht genügend beherrschte. Aber bei aller Ungefügigkeit seines nicht dialektfreien Ausdrucks, den er unermüdlich zu feilen bemüht war, gelang es ihm doch von allen Deutschen zuerst, große erhabene Gedanken mit Kraft und Schwung wiederzugeben.

So sehr er mit Gedanken und Worten rang, so vermochte seine herb-männliche Seele doch in gedrungener Form machtvoll zu sprechen, in plastischen Bildern die Träume seiner Einbildungskraft zu formen und eindrucksvolle Sprüche zu prägen.

Wie groß tönt sein Gedicht an die Ewigkeit:

... Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten, Tag und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.
Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen:
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich baue ungeheure Zahlen,
Gebirge von Millionen auf:
Ich walze Zeit auf Zeit und Welt auf Welten hin,
Und wann ich auf der Mark des Endlichen nun bin
Und von der [illegible] Höh.

Digitized by Google

Mit Schwindeln nieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Teil von dir;
Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir.

Albrecht von Haller. 1736. Nach einem Ölgemälde J. R. Hubers. (Im Besitze des Fürsprechs Feerleder in Bern.)

Was trieb den keineswegs leicht poetisch fabulierenden und nicht allzu phantasiereichen Jüngling zu so hoher Dichtung? Ein tiefes, ernstes Gefühl, das ihn erschütterte und das nach Ausdruck verlangte. Schon die trüben Eindrücke seiner Jugend, der frühe Verlust seiner Eltern und eine pedantisch strenge Erziehung nährten seine Empfindsamkeit, die Vereinsamung während des Studiums in der Fremde senkten ihm in tiefe Niedergeschlagenheit und entlockten ihm das Lied „Sehnsucht nach dem Vaterlande", in dem er des stillen Waldtals gedenkt des Hasliguts an der Aare im Bremgartenwald bei Bern), in dem er seine Jugend zugebracht hatte.

Dann trieb ihn nationaler Ehrgeiz, mit Engländern, wie Pope, um den Dichterlorbeer zu ringen. Dem Brüderfreund Stähelin zu zeigen, daß es möglich sei, auch in deutscher Sprache die ernstesten philosophischen Gegenstände zu besingen, schrieb er seine ersten didaktischen Gedichte. Denn dieser Mann, der mit der innigsten Liebe an seiner schweizerischen Heimat hing und die glänzendsten Anerbietungen, wie Rufe nach Oxford und an die Tafelrunde Friedrichs des Großen, ausschlug, um ihr treu zu bleiben, fühlte sich doch lebhaft als Glied der großen deutschen Nation, deren Mängel an vaterländischem Stolz er tief beklagte. In jener Zeit, da nach langer Mißachtung das deutsche Volk unter dem Eindruck des Sieges von Roßbach sein Haupt mit Selbstgefühl erheben konnte, schrieb Haller seine merkwürdige Vorrede zu Scheuchzers „Naturgeschichte der Frösche", in der er seiner Nation eindringlich Steigerung ihres Selbstgefühls predigt. Er geißelt jene Demut, die vom Vaterland eine niederträchtige Meinung hegt, und die unter die großen Laster gerechnet zu werden verdient. Oft beleidigt durch den geistigen Hochmut der Franzosen, die nur die Erzeugnisse ihres Landes gelten lassen, nur sich höhere Urteilsfähigkeit zuschreiben, die Deutschen aber als unfruchtbare Sammler und Grübler verachten, hat er erkannt, daß einem Volke, das einen großen Weg machen will, vor allem gesunde Eigenliebe notwendig ist. Solange eine große europäische Nation, die an Fleiß und Sinnreichtum andre übertrifft, an Erfindungsreichtum, Gelehrsamkeit, Tapferkeit den andern nicht nachsteht, sich selbst verachtet und haßt, nur das, was fremd heißt, kauft, lobt und nachahmt, so lange wird dies Volk in

Wissenschaften und Künsten nicht das Höchste erreichen. Bei Fürsten und Großen vor allem tadelt er diese nationale Gleichgültigkeit und ruft die Gelehrten auf, den Ruhm des Vaterlandes zu verkünden und zu fordern.

In jenen Tagen (1758) war es auch, wo Haller, dessen große Seele für den dämonischen Tatendrang eines politischen Machthabers volles Verständnis hatte, von des Preußenkönigs Friedrich Taten wie andre protestantische Schweizer begeistert, dem Helden einige Verse weihte:

Dann ist der Ruhm kein Dunst, wenn er den jungen Geist,
Der regen Flamme gleich, mit sich zur Höhe reißt,
Nach edler Ahnen Bild die Nachwelt reizt, zu streben,
Und größre Cäsar'n zwingt, in Friedrich auf zu leben.

In späteren Jahren hat der Dichter freilich, wohl verletzt durch Friedrichs dauernden Kaltsinn gegen die deutsche Literatur, in seinen Gedichten diese Beziehung getilgt.

Das Gedicht, an das sich Hallers Dichterruhm vor allem knüpft, sind „Die Alpen". Wer von ihnen noch spricht, denkt etwa an jene Strophe vom edlen Enzian, die Lessing in seinem „Laokoon" wegen ihrer unkünstlerischen Naturmalerei bemängelt und dadurch vor der Vergessenheit bewahrt hat. Und doch war in dem Gedicht die Naturschilderung dem Dichter nicht das Wichtigste, so liebevoll und stellenweise glücklich er sie auch ausgeführt hat. Wie Tacitus einst in seiner „Germania" den entarteten Römern strafend das Bild der noch nicht durch Sittenlosigkeit geschwächten Germanen vorhielt, so wollte Haller seinen gebildeten Zeitgenossen das glückliche Alpenvolk schildern, das seine Einfalt vor den Kulturlastern bewahrt. In horazischen Tönen klingt sein Beatus ille:

O selig, wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angeerbten Grund von eignen Äckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:
Den Zephirs leis Gezisch bei kühlen Wasserfällen
In leichten Schlaf gewiegt, auf weichen Raien streut.
... Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
Dein Glücke wird so lang als deine Einfalt währen.

So nimmt Haller Rousseaus Anklagen gegen die mit der Entwicklung der Kultur eintretende Sittenverschlechterung voraus, und in seinen stark mit Moral getränkten Schelt versen klingt doch schon die revolutionäre Naturverehrung der Sturm- und Drangzeit.

Aber noch in einer andern Richtung erscheint Hallers Gedicht als epochemachend. Das Naturgefühl für die romantische Schönheit der Alpen ist bekanntlich erst spät, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, erwacht. Auch für Haller galt ursprünglich, wie seine Tagebücher von 1723 bis 1727 in drolliger Weise zeigen, das holländische Landschaftsideal jener Zeit, der freie Blick über eine wohlbebaute flache Gegend, in der das Wasser nicht fehlen durfte. Unweit Hannover fand er das Land ungemein schön, d. h. fruchtbar und eben; aber Heidelberg beklagt er wegen seiner unangenehmen Lage zwischen hohen Hügeln, während Tübingen ihm besser gefällt, weil es zwar zwischen zwei Höhen, aber in der Öffnung von drei grünen Tälern liegt. Die Alpenreise von 1728 mit ihren großen Eindrücken rief in dem Naturgefühl des Dichters eine mächtige Wandlung hervor. Zum erstenmal verlor er den hergebrachten Schauer vor den Abgründen des Hochgebirges und empfand, als er von Lausanne über den Genfer See nach den Savoyer Schneealpen blickte, die Mischung von Schrecklichem und Angenehmem, den Gegensatz von Kultur und der wildesten Natur als unwiderstehlich reizvoll. Und sein großer Sinn fand zum erstenmal die Töne, das Erhabene der Natur nicht als schreckensvoll, sondern als beglückend zu schildern:

Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee
vergoldet
[illegible] unterdrückt,
[illegible] gebildet,
[illegible] erblickt.

Abgedruckt von Haller's Porträt im Entwurfe seines Denkmals von Victor Tonet in Bern. Gipsabguß im K. H. Museum.

Marianne Wyhr, erste Gattin Hallers (Doris). Nach einem Ölgemälde von Dälliker aus dem Jahre 1736.

Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolk,
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt ...
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzutrocknen taugen.

Und in der folgenden Ausmalung der Aussicht ist ihm das wahre und schöne Bild eines stäubenden Wasserfalles trefflich gelungen:

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit gaher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile.
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile,
Und das entfernte Tal trinkt seinen steten Tau.

Albrecht von Haller im Alter. Nach einem Stich von Dunker (1775).

Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

So erhob sich in Hallers Alpen die deutsche Muse zum erstenmal aus den Niederungen konventioneller Landschaftsschilderungen zu höherem Fluge und gewann Reichtum, Wahrheit und Größe für die Farben ihrer Palette. Seit Haller verstand der deutsche Dichter die Natur groß und seelenvoll anzuschauen, und Schillers „Wilhelm Tell" mit seinen erhabenen Landschaftsbildern und seiner begeisterten Verherrlichung des unverdorbenen Hirtenvolks ist ohne Hallers Vortritt nicht zu denken.

Ein so reflektierender Dichter wie Haller konnte nur ausnahmsweise auf dem Gebiete reiner Lyrik etwas Gelungenes schaffen, und doch gehören die seiner ersten Gattin Marianne (Doris) geweihten Lieder zu den ersten Ergüssen tiefen, unmittelbaren Gefühls vor Klopstock. Der ernste Mann neigt sich, wenn der Mond in der kühlen Nacht seine Silberhörner erhebt, im stillen Waldesgrund zu [illegible]

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Äste
Und winket dir liebkosend zu.

Und in der „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne" dringt durch alle Reflexion des ernsten, wortkargen Mannes immer wieder der warme Herzenston, der die Zeitgenossen als etwas ganz Neues ergriff:

Im dichten Wald bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildnis suchen,
Wo niemand mein Gedächtnis stört ...
Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.

Der Eindruck dieser Gedichte wirkte in der deutschen Literatur lange und fruchtbar nach. Ihre Vorzüge und ihre Schwächen förderten in gleicher Weise zunächst ihre Verbreitung: die bisher ungekannte Fähigkeit, die höchsten Gedanken in den Ausdruck sinnlicher Anschauungen zu kleiden, die markige Kürze und Präzision wie das Vorwiegen des Moralisierens und der verstandesmäßigen Reflexion. Selbst wenn Anhänger der französischen Korrektheit und platten Nüchternheit, wie Gottsched und seine Nachtreter, ihn heftig befehdeten, wenn Lamettries perfide Lästerungen seinen persönlichen Charakter in den Schmutz zu ziehen suchten, so fand der stolze Mann, der literarischen Fehden vornehm fernblieb, begeisterte Verteidiger und wuchs nur in der Verehrung der Zeitgenossen. Klopstock, der auf gleichem Gebiet Größere, hat ihn dann verdunkelt. Aber noch 1781, als der große Friedrich über die deutsche Literatur schnöde absprach, ohne Haller zu erwähnen, ertönte allenthalben lauter, gekränkter Widerspruch mit freudigem Hinweis auf ihn. Justus Möser pries ihn mit den vielsagenden Worten: „Haller war unser erster Dichter. Wir hatten vor ihm nur Versemacher." Gerade die tiefsten Geister unsrer klassischen Zeit, Kant (der ihn den „erhabensten unter den deutschen Dichtern" nannte), Herder, Schiller, liebten die gedankenschwere Speise seiner Poesie, und auch Goethe dankt ihm viel. Wenn er einmal den bekannten Spruch Hallers:

Des Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Glückselig, wem sie nur die äußre Schale weist

Digitized by Google

als Philisterweisheit gröblich abtut, so ist man geneigt, den großen besonnenen Gelehrten, der das Bedürfnis hatte, den Aufklärern seiner Zeit ein gewichtiges Ignorabimus entgegenzurufen, in Schutz zu nehmen. Spricht doch Goethe hier als Anhänger jener zuversichtlichen Naturphilosophie, die mit Hilfe der Einbildungskraft den Abgrund zwischen Glauben und Wissen leicht zu überspringen wähnte. Zuzugeben ist aber, daß Haller in späterem Alter engen religiösen Ansichten verfiel und in finsterer Angst um sein Seelenheil von fanatischem Glaubenseifer nicht freiblieb.

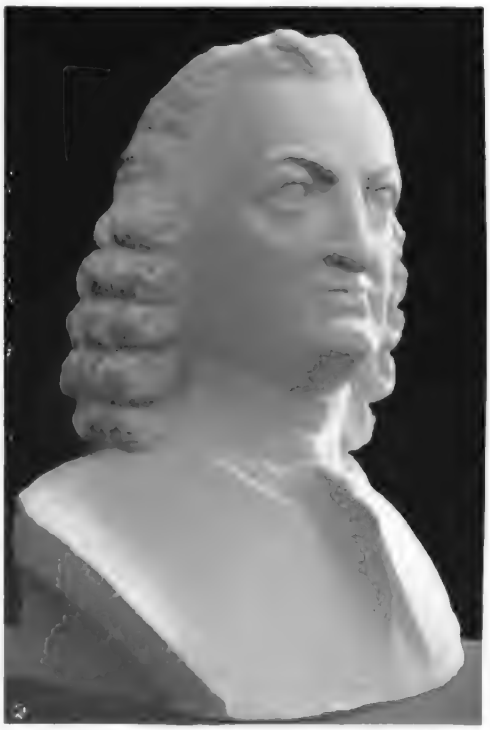
Auf dem Gebiet der Politik hat er sich dagegen auch im Alter einen großen freien Blick bewahrt. Seine politischen Romane („Usong", „Alfred", „Fabius und Cato") streifen freilich nahe an das von Voltaire allein verbotene Genre des Langweiligen; aber sie bleiben ein wertvolles Zeugnis für des Greises reifes und maßvolles politisches Denken, so stark es auch den demokratischen Anschauungen der gegenwärtigen Schweiz widerspricht. Die drei bedeutendsten Verfassungsformen seiner Zeit, den aufgeklärten Despotismus, die parlamentarische Monarchie Englands, die aristokratische Republik, wie sie sein Heimatsstaat Bern zeigte, stellt er unbefangen nebeneinander und läßt es an Reformmahnungen seinen Landsleuten gegenüber nicht fehlen. Die düstre Weisſagung, die der Jüngling einst seiner Vaterstadt zugerufen hatte:

Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats geweſen,

klingt auch in „Fabius und Cato" wider und sollte sich noch vor dem Schluß des Jahrhunderts in dem ruhmlosen Zusammenbruch der bernischen Oligarchie vor dem Sturmhauch der Französischen Revolution erfüllen.

Am 12. Dezember 1777 starb Haller nach der Vollendung eines ungeheuren Lebenswerkes, nachdem er noch wenige Monate vorher den huldigenden Besuch des Kaisers Josef empfangen hatte. —

An den großen Mann, der zugleich der treuste Bürger seiner Heimat war, wird nun dauernd ein wohlgelungenes Monument erinnern. Während über den Berner Denkmälern bisher kein gunstiger Stern gewaltet hat, ist es diesmal gelungen, einen der bedeutendsten Schweizer Bildhauer moderner Richtung für die Ausführung zu gewinnen.



Büste Albrecht von Hallers, für das Berner Hallerdenkmal entworfen von Hugo Siegwart.

Hugo Siegwart aus Luzern, ein in München lebender Künstler von ursprünglicher Kraft, der, in Paris gebildet, den romanischen Bannerträgern einer neuen Kunst, Rodin und Meunier, viel, seiner eignen wundervollen, natürlichen Leidenschaft aber das meiste verdankt, ist der Meister. Seine gewaltige, höchst dramatische Schwingergruppe, ein wahrhaft klassisches Bildwerk, wird hoffentlich trotz der Anfeindung, die ihre kraftvolle Nacktheit hier und da erfährt, doch noch in Luzern, der Heimat des Künstlers, aufgestellt werden. In Bildnisbüsten und -statuen, wie der Pestalozzis, die einen öffentlichen Platz in Zürich schmückt, ist ihm oft einfache und markige Charakteristik gelungen. Das Hallerbildwerk stellt den bedeutenden Gelehrten in seiner einfachen, ruhigen Größe sehr glücklich dar. Haller schreitet aus dem anatomischen Theater, das sich einst an der Stelle der jetzigen Universität befand, heraus und richtet den ernsten Blick auf die Schneeberge, die er einst besungen hat. So ist dem Dichter, dem Helden deutscher Wissenschaft, dem vaterländisch empfindenden Schweizer eine würdige Denkmalsstätte geschaffen worden.

Digitized by Google

Benjamin Constant.

Benjamin Constant

Von Dr. Josef Ettlinger

Vergangenen Sonntag," schreibt Börne in seinen „Briefen aus Paris" am 14. Dezember 1830, „war Benjamin Constants Begräbnis ... Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeaus Leichenbegängnis mit angesehen, der sagte, so feierlich sei jenes nicht gewesen." Und in einem andern Briefe rühmt er dem Verstorbenen nach: „Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz."

[illegible] Mann, der mit so königlichen Ehren [illegible] nach zwei Men[illegible] [illegible] zehnten ist das Interesse an seiner Persönlichkeit mehr noch als an seinen Leistungen im beständigen Zunehmen: man hat seine Briefe gesammelt und in den verschiedensten Publikationen herausgegeben, man hat sein merkwürdiges „Journal intime" und neuerdings eine autobiographische Darstellung seiner bewegten Jugendjahre veröffentlicht und steht augenblicklich im Begriff, ihm in Frankreich wie in Deutschland je ein eignes biographisches Denkmal zu errichten, in dem das problematisch anziehende Charakterbild des Menschen, Schriftstellers und Politikers Constant lebensgroß und lebenstreu festgehalten werden soll.

Sein berühmter Zeitgenosse Chateaubriand hat Benjamin Constant den geistreichsten Mann seit Voltaire genannt, Frau von Staël

Digitized by Google

ging so weit, ihn für „le premier esprit du monde“ zu erklären. So übertrieben das klingt und auch wirklich ist, es charakterisiert doch den Eindruck, den Constants Persönlichkeit auf die großen Geister seiner Zeit gemacht hat, und rechtfertigt es vollauf, daß man sich seiner erinnert und ihm den Vorderplatz in der Galerie von bedeutenden Männern des neunzehnten Jahrhunderts endlich einräumt, der ihm zukommt. Diese Ehrenpflicht hat nicht nur Frankreich, dem er der Abstammung nach und durch sein Wirken in der Öffentlichkeit angehört, auch Deutschland hat sie, in dem er mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens verbracht hat, dem seine erste wie seine zweite Gattin entstammte, und zu dessen Dichtern und Denkern er, der erste französische „Wallenstein“-Übersetzer, mannigfache, zum Teil enge Beziehungen unterhalten hat.

Seiner Abstammung, nicht aber seiner Geburt nach war er Franzose; denn seine Vorfahren gehörten zwar dem ältesten Adel der Grafschaft Artois an, hatten aber um ihres reformierten Glaubens willen zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts ihr Vaterland verlassen, um sich am Genfer See, im kalvinistischen Waadtland, anzusiedeln. Durch mehrere Generationen hindurch standen die Constants de Rebecque als hohe Offiziere in den Schweizerregimentern der holländischen Generalstaaten, doch blieb Lausanne dauernd der eigentliche Sitz der Familie. Benjamins Großvater war General, ebenso der eine seiner Onkel, ein Freund Voltaires, ein andrer quittierte als Major den Dienst, um den Wissenschaften und der Literatur zu leben, und sein Vater war bereits Oberst und zählte vierzig Jahre, als ihm das einzige Söhnchen am 25. Oktober 1767 geboren wurde, das der jungen Mutter zugleich das Leben kostete.

Oberst Juste-Arnold de Constant, ein geistig hochstehender, aber etwas kühler, verschlossener, mißtrauisch angelegter Mann, ließ den Knaben bis zum siebenten Jahre in der Obhut der Großmutter und einer Tante in Lausanne, dann nahm er ihn zu sich nach Holland, um ihn selbst zu erziehen, ein Mißgriff, unter dem Benjamins Charakterentwicklung schwer genug und fürs ganze Leben zu leiden haben sollte. Da der militärische Beruf und der häufige Wechsel seines Aufenthalts dem Vater sein Erziehungswerk erschwerte, behalf er sich mit allerhand Hofmeistern, bewies aber dabei eine so wenig glückliche Hand, daß der heimat- und mutterlose Knabe unter so vielen fremden Händen und Augen sich dank seiner raschen Fassungsgabe zu einem gefährlich frühreifen, aller kindlichen Naivität baren petit-maître entwickelte, der schon mit zwölf Jahren behauptete, daß nur noch die Frauen und das Hasardspiel ihm Emotionen zu geben vermöchten. Den Dreizehnjährigen glaubte Oberst Constant schon einer hohen Schule anvertrauen zu können und brachte ihn nach Oxford, wo er jedoch seiner Jugend wegen keine Aufnahme fand. Anderthalb Jahre später veranlaßten den Vater die in Lausanne gemachte Bekanntschaft und der Rat des letzten Markgrafen von Anspach, seinen Sohn nach Erlangen zu bringen, an dessen damals noch nicht lange bestehender Universität er studieren sollte. Hier in der kleinen fränkischen Residenz- und Musenstadt fand der im Pagenalter stehende, hoch und schlank gewachsene Benjamin zuerst sehr wohlwollende Aufnahme, besonders bei der Markgräfin, die an seinem frühgeschärften Geist und seinem Konversationstalent Gefallen fand; aber allmählich machte er sich in der Gesellschaft durch seine respektlose Spottlust immer unbeliebter, und als er die Unklugheit beging, durch eine Liaison mit einer bei Hofe anrüchigen Persönlichkeit die Fürstin selbst vor den Kopf zu stoßen, erregte dies einen solchen Sturm im kleinstädtischen Wasserglase, daß Oberst Constant sich seinen Stammhalter wieder zurückholen mußte.

Er brachte ihn jetzt nach Edinburg, und hier holte Benjamin im Verkehr mit einer Anzahl gleichaltriger talentvoller junger Leute in anderthalb Jahren alles im Studium nach, was er in der Erlanger Zeit versäumt hatte. Verderblich wurde ihm nur sein früh erwachter Hang zum Hasardspiel, der schon früher dem Vater einiges gekostet hatte, und dem er sich besonders ergab, nachdem er im Frühjahr 1785 Schottland mit Paris vertauscht hatte, um hier seine allgemeine Ausbildung zu vollenden. Schon nach einigen Monaten war Oberst Constant genötigt, ihn dem hier geführten Lebenswandel zu entziehen und zu sich nach Brüssel zu nehmen. Es folgte ein Winter in Lausanne, das um jene Zeit für sein reges geistiges und geselliges Leben bekannt war, und im Herbst 1787 ein zweiter, längerer Aufenthalt in

Digitized by Google

Paris, wo damals die von Calonne einberufenen Notabeln versammelt waren und das Wetterleuchten der nahenden Revolution schon überall am politischen Horizont zuckte. Das Haus des Publizisten Suard und seiner Gattin, in deren Salon die Enzyklopädisten und ihr Anhang verkehrten, war hier zuerst sein Quartier und brachte den zwanzigjährigen jungen Mann mit vielen führenden Persönlichkeiten der Zeit in Beziehung, mit keiner jedoch so nahe, wie mit der als Romanschriftstellerin damals eben bekannt gewordenen Madame de Charrière, die von ihrem Gatten für einige Zeit aus ihrem ständigen Wohnsitz Colombier bei Neuchâtel nach Paris gebracht worden war, um durch die Anregungen und Eindrücke der Großstadt eine tiefe seelische und nervöse Depression zu überwinden.

Isabelle de Charrière, die mit ihrem Mädchennamen van Tuyll hieß, war von Geburt Holländerin und hatte schon als junges Mädchen die feudale Gesellschaft in Utrecht und dem Haag durch ihren ungewöhnlich durchdringenden Verstand, ihre unbequeme Freimütigkeit und die satirische Menschenkritik ihrer ersten anonymen Dichtung verblüfft und entsetzt. Ohne äußerliche Reize zu besitzen, übte sie einen starken Zauber auf geistig bedeutende Männer aus. Zu denen, deren besonderes Interesse sie erregte, gehörte unter andern der längere Zeit in Holland weilende Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs des Großen Bruder. Erst mit dreißig Jahren entschloß sie sich, dem früheren Hauslehrer ihrer Brüder, Emanuel de Charrière, die Hand zu reichen, einem wenig vermögenden, aber altadligen waadtländischen Edelmann, der sie nicht so sehr durch große Geistesgaben als durch die selbstlose Zuverlässigkeit seines Charakters gewann. Sein altes Familiengut Colombier nahe bei Neuchâtel wurde fortan ihr Heim, und hier nahm sie in späteren Jahren auch ihre schriftstellerische Tätigkeit wieder auf, als deren reifste Frucht neben mehreren Briefromanen, Novellen und Dramen der kleine Roman „Caliste" eine gewisse Berühmtheit erlangte.

Nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaft mußte sich der frühreife junge Constant von einer [illegible] wie Frau von Charrière [illegible] und [illegible] fühlen wie [illegible] Gefallen der beiden an Jahren so ungleichen Menschen — sie zählte siebenundvierzig, er neunzehn — war so stark, daß sie sich in dieser ersten Pariser Zeit ihrer Bekanntschaft Monate hindurch nicht nur halbe Tage, sondern auch halbe durchwachte Nächte lang im Austausch ihrer Meinungen, Urteile und Anschauungen über Gott und Welt und alle Zeit- und Streitfragen ergehen konnten. Der überlegene Verstand, die Menschenkenntnis und Weltverachtung der vom Leben enttäuschten, allen Illusionen und allem Autoritätsglauben abholden Frau, ihr Haß gegen alle Vorurteile, Gemeinplätze, Konventionen ward nun der Wetzstein, an dem sich Constants eigner blasierter Skeptizismus, seine Neigung zur Paradoxie und sein — für den späteren Parlamentarier charakteristisches — Debattiertalent schärfen konnten, und gerade der große Altersunterschied mag das seinige dazu beigetragen haben, alle durch die Verschiedenheit des Geschlechts sonst bedingten Schranken des Vertrauens fallen zu lassen.

Sein äußerer Lebenswandel wurde durch diesen intimen geistigen Verkehr wenig genug beeinflußt: er fuhr fort zu spielen, Schulden in großem Stil zu machen, und als ein Heiratsplan, auf den er sich in dem Grade eigensinnig kaprizierte, in dem sich der Gegenstand seiner Werbung spröde zeigte, mit einem mißglückten Opiumvergiftungsversuch sein ziemlich tragikomisches Ende gefunden hatte, verlor Oberst Constant abermals die Geduld und ordnete Benjamins Rückkehr nach Holland an. Dieser aber fühlte sich jetzt nachgerade der väterlichen Diktatur entwachsen, und anstatt der Weisung zu folgen, entschloß er sich kurzerhand, mit wenig Barschaft und fast ohne Gepäck nach England zu entweichen, wo er erst in London einige Zeit seine Freiheit genoß und sich dann auf ziemlich abenteuerliche und nicht gefahrlose Weise teils zu Pferd, teils zu Fuß nach Schottland zu einigen der früheren Studienfreunde durchschlug. Die unversöhnliche Haltung seines Vaters jedoch, der ihn einfach ohne Unterstützung sich selbst überließ, zwang ihn, nach etlichen Monaten im Herbst 1787 in sehr gezähmter Verfassung zurückzukehren.

Mit diesem eigenmächtigen Ritt ins romantische Land der Stuarts sollten seine Brausejahre ihr Ende erreichen. Vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der im selben Jahre die in Holland

eingerückten preußischen Truppen befehligte, erhielt Oberst Constant die Zusicherung, daß sein Sohn zum Kammerjunker am braunschweigischen Hofe ernannt werden sollte, und im Dezember gedachte Benjamin von der Schweiz aus, wo er sich zum Besuch seiner Verwandten befand, die Reise nach der deutschen Welfenresidenz anzutreten. Vorher suchte er noch einmal von Lausanne aus seine Herzensfreundin Frau von Charrière in Colombier auf, um Abschied zu nehmen, aber gleich nach seiner Ankunft dort erkrankte er ernstlich und mußte länger als zwei Monate Gast des Hauses bleiben. Diese Zeit erst knüpfte das Freundschaftsband zwischen beiden so eng, daß es ihnen fürs Leben unzerreißbar schien und Benjamin die endliche Trennung so schwer fiel, als werde er aus einem Paradiese vertrieben. Die von Sainte-Beuve später aufgebrachte und ihm von vielen nachgeredete Behauptung, daß die Vertraulichkeit zwischen den beiden die platonische Grenze überschritten habe, hat in jüngster Zeit Philippe Godet, der gründliche und liebevolle Biograph der Frau von Charrière, mit unumstößlichen Gründen entkräftet. Tatsächlich spricht so ziemlich alles gegen eine solche Annahme. In Wahrheit war es die ungewohnt liebevolle und besorgte Pflege, von der sich der ohne Mutterliebe heimatlos aufgewachsene junge Mensch hier zum erstenmal umhegt sah, das ungekannte Gefühl des Daheimseins, das ihm im Verein mit der empfindsameren Rekonvaleszentenstimmung dies ländliche Winteridyll in Colombier verklärte und seinem Verhältnis zu Frau von Charrière die Gefühlswärme dankbarer Anhänglichkeit gab; während die vom Mutterglück gemiedene Frau ihrerseits in der geistigen Beeinflussung des ihr innerlich so verwandten jüngeren Mannes eine Art „maternité intellectuelle" genoß, der immerhin ein unbewußt erotisches Empfinden zeitweise nicht ganz fremd geblieben sein mag.

Auch in Braunschweig erwartete ihn das Glück nicht, nach dem es seine früh zerrissene Seele verlangte wie einen Schiffbrüchigen nach dem rettenden Gestade. Schon wenige Monate nachdem er sein ziemlich geräuschendes Hofamt angetreten hatte, ward er ein Opfer der ihn umgebenden kleinstädtischen Öde, d. h. er verlobte sich mit einer um neun Jahre älteren Hofdame der regierenden Herzogin, einem Fräulein Wilhelmine von Cramm, die weder Vermögen noch äußere Reize besaß, und führte sie im Frühjahr 1789 heim. Kurz vorher war sein Vater in Holland in ein kriegsgerichtliches Verfahren verwickelt worden, das ihm seine Stellung als Regimentskommandeur kostete und erst nach langjährigem Prozessieren mit seiner Rehabilitation und Ernennung zum General ein Ende finden sollte — eine Angelegenheit, die für Benjamins Sohnesliebe lange Zeit eine Quelle fortgesetzter Aufregungen und Sorgen wurde. Seine eigne Position in Braunschweig ließ sich zunächst wohl günstig an, denn der Herzog — einer der aufgeklärtesten und intelligentesten deutschen Landesfürsten im achtzehnten Jahrhundert — hielt große Stücke auf ihn und war bemüht, ihn dauernd an seinen Hof zu fesseln. Aber schon nach den ersten beiden Jahren begann die junge Ehe sich zu trüben, und die Wesensverschiedenheit der beiden Gatten machte sich bald in so unerträglichem Grade fühlbar, daß Benjamin, der unter der zunehmenden Reizbarkeit, dem kleinlichen Eigensinn und den unberechenbaren Launen Frau Wilhelmines wahre Qualen zu leiden hatte, seinerseits die Scheidung zu betreiben begann. Damit verdarb er sich wieder seine Stellung bei Hofe, wo man keinen Skandal wollte und sich mehr auf die Seite seiner Frau als auf die seinige stellte. Nur am Herzog, den freilich der militärische Beruf meist außer Landes hielt, besaß er einen Rückhalt, und als Wilhelmine anfing, sich unzweideutig mit andern Männern zu kompromittieren, setzte Constant schließlich mit seiner ehrenvollen Entlassung auch die Scheidung durch, nachdem er volle drei Jahre um die Wiedererlangung seiner Freiheit gekämpft hatte.

All dies spielte sich ab, während jenseits des Rheins die blutigste aller weltgeschichtlichen Katastrophen ihren ehernen Gang ging, während Königsmord und Schreckensherrschaft die Stunde regierten. Constant, der sich damals selbst noch nicht als Franzose fühlte, hatte die Pariser Ereignisse bis dahin nur erst mit dem Interesse des unbeteiligten Zuschauers verfolgt, was nicht hinderte, daß seine Gegner am Hofe ihn in den Verdacht zu bringen wußten, mit den Schreckensmännern zu simpathisieren. Er hatte, während sein langwieriger Scheidungsprozeß spielte, mehrfach monatelange Urlaube in der Schweiz bei seinen Verwandten und in Colombier

bei Frau von Charrière verbracht, mit der ihn trotz zeitweiliger Mißverständnisse nach wie vor innige freundschaftliche Beziehungen verbanden. Und so festgeknüpft erschien dies Band, so ganz stand Benjamin auch jetzt noch unter ihrem überlegenen geistigen Einfluß, daß es die alternde Frau wie eine Katastrophe traf, als er kurz nach seiner endgültigen Rückkehr aus Deutschland im September 1794 in Lausanne die Bekanntschaft Frau von Staëls machte und gleich vom ersten Moment an deren ungewöhnlichem Persönlichkeitszauber erlag. Nicht allein, daß sie damit den einzigen Menschen an eine andre verlor, den sie für Geist von ihrem Geist halten durfte, und an dessen Alleinbesitz sie sich gewöhnt hatte, mußte Frau von Charrières Selbstgefühl tödlich verletzen, mehr noch, daß den Sieg über sie eine Frau davontrug, deren temperamentvolles, impulsives, wortreiches Wesen ihrer kühleren, skeptischen Natur schnurstracks entgegengesetzt und schon vorher in hohem Grade unsympathisch gewesen war.

Frau von Staël, die als einzige Tochter Neckers und als Gattin des schwedischen Gesandten schon vor und während der Revolution in Paris eine bedeutende Rolle gespielt hatte, war dazu ausersehen, Constant in die große Welt einzuführen und seine bis dahin nur auf philosophische und literarische Dinge gerichteten Interessen auf das Feld der Politik zu lenken. In ihrer Begleitung erschien er im Frühjahr 1795 in der französischen Hauptstadt, die er seit acht Jahren nicht wiedergesehen hatte, und ihr Salon, in dem sich damals die halbe politische und literarische Welt ein Stelldichein gab, wurde sein politisches Seminar. Die Leidenschaft, die ihm die zweifellos geistvollste Frau seiner Zeit — an Alter ihm nahezu gleich — entgegenbrachte, erwiderte er zuerst in demselben heftigen Grade, und als Frau von Staël im Oktober 1797 ihr drittes Kind Albertine — die spätere Herzogin von Broglie — zur Welt brachte, wäre wohl auch ohne deren große Ähnlichkeit mit Benjamin Constant niemand über die Vaterschaft im Zweifel gewesen, denn die früh geschlossene Ehe mit Baron von Staël, eine reine Konvenienzehe, war [illegible] mehrere Jahre vorher tatsächlich [illegible] worden, wenn auch die formelle Scheidung [illegible] folgte. In der [illegible]

jene, etwas vornüber geneigte, hochgradig kurzsichtige Constant, der sein rotblondes Haar noch langherabfallend trug wie ein deutscher Studiosus, eine schon äußerlich auffallende und bald vielfach beachtete Persönlichkeit, denn unter dem befeuernden Einfluß seiner berühmten Freundin entfaltete sich nun erst seine ungewöhnliche Gabe des glänzenden Sprechens, der treffsicheren Schlagfertigkeit und Bereitschaft des Ausdrucks, die ihn späterhin zu einem der ersten parlamentarischen Redner seines Vaterlandes machte. Das wunderbare geistige Ergänzungsverhältnis der beiden Menschen, das noch durch den Zauber erotischer Anziehung gesteigert und beschwingt wurde, hat, wie in diesen ersten Jahren, so auch später noch, als jener Zauber längst geschwunden war, auf viele Augen- und Ohrenzeugen wie ein Phänomen gewirkt, und Frau von Staël selbst hat es öfters bezeugt, daß sie bei niemandem je diese unvergleichliche Resonanz ihres eignen Wesens gefunden, und daß niemand ihr so unfehlbar ihr Stichwort zu bringen verstanden habe wie Benjamin Constant.

Politisch stellte sich dieser von Anfang an auf den gemäßigt-republikanischen Standpunkt der Gironde: er wollte weder von einer Reaktion im monarchistischen noch von Gewalttaten im terroristischen Sinne etwas wissen und ließ mehrere stark beachtete Broschüren erscheinen, die diese Politik begründeten. Demgemäß unterstützte er die Direktorialregierung, solange sie die Kontrerevolution bekämpfte, und wandte sich von ihr ab, als sie nach dem Staatsstreich vom 18. Fruktidor eine rachsüchtige Gewalt- und Verfolgungspolitik ihren bisherigen Gegnern gegenüber begann. Den größeren Teil des Jahres pflegte er jeweils in Paris oder einem vier Stunden davon entfernten Landgut zu verbringen, das er bei dem allgemeinen Verkauf der Nationalgüter wohlfeil erstanden hatte, die Sommermonate meist in Coppet — dem seither berühmt gewordenen Besitztum des damals noch sein otium cum dignitate genießenden Necker — oder in Lausanne bei seinen Verwandten, wo er selbst ein Familienerbgut besaß. Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire und der Beginn des Konsulats sollte ihm, der inzwischen das französische Bürgerrecht auf Grund seiner Abstammung nicht ohne Schwierigkeiten wiedererlangt hatte, auch eine offi-

Digitized by Google

zielle Anteilnahme an den politischen Geschäften sichern: er wurde auf Empfehlung Joseph Bonapartes, der wiederum durch Frau von Staël dazu veranlaßt worden war, vom Ersten Konsul zum Mitglied des neugeschaffenen Tribunats ernannt. Da er aber vom ersten Sitzungstage an der Regierung Opposition machte und alle Gesetzesvorlagen rücksichtslos bekämpfte, die dazu dienten, die Alleinherrschaft Bonapartes unter Ausschaltung der parlamentarischen Faktoren zu legalisieren, waren seine Tage gezählt: der Sieger von Lodi und Marengo war nicht der Mann, den Widerstand einzelner zu dulden. Sobald er sich mit den Friedensschlüssen von Luneville und Amiens freie Hand für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen innerpolitischen Pläne geschaffen hatte, begann er mit der Opposition, die ohnehin in der Minderheit war, aufzuräumen und ließ durch einen Senatsbeschluß kurzerhand zwanzig von den hundert Mandaten des Tribunats, darunter das Benjamin Constants, kassieren. Schon allein dessen enge Beziehungen zu Frau von Staël hätten genügt, ihm die Ungnade des Ersten Konsuls zuzuziehen, denn dieser hatte bereits seit Jahren gegen Neckers Tochter eine immer schärfer werdende Antipathie gefaßt und beargwöhnte alle, die zu ihrem näheren Kreise gehörten, wie Mitglieder einer gegen seine Person gerichteten Kamorra.

Der Handstreich gegen das Tribunat fiel in den Anfang des Jahres 1802. Wenig später starb Baron von Staël-Holstein auf einer Reise nach Coppet, wohin seine ehemalige Gattin den schon zu Tode Ertrankten auf seinen Wunsch noch einmal hatte bringen wollen. Aber die allgemein mit Bestimmtheit gehegte Erwartung, daß nun das langjährige Verhältnis zwischen ihr und Benjamin in eine gültige Ehe verwandelt werden würde, erfüllte sich nicht, ohne daß der Grund dafür klar zutage läge. Man weiß nur so viel, daß Constant den Antrag stellte, zu dem er sich verpflichtet glaubte, und daß Frau von Staël ihn ausschlug, trotzdem sie mit der alten Eifersucht und Heftigkeit ihr alleiniges Besitzrecht an seine Liebe wahrte. Tatsächlich war Constant schon seit mindestens fünf Jahren des Verhältnisses überdrüssig, in dem er sich allzusehr als der abhängige Teil fühlte, und hatte mehr als einmal den Entschluß gefaßt, ein Ende zu machen und sich mit einer weniger strapaziösen, geistig und gesellschaftlich anspruchsloseren Gattin und mit seinen Büchern und Arbeiten — eine „Geschichte der Religionen, ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung", die schon in den Braunschweiger Jahren begonnen worden war, beschäftigte ihn mit Unterbrechungen bis an sein Lebensende — nach Deutschland oder auf irgendein Tusculum zurückzuziehen. Aber die Gewohnheit des geistigen Verkehrs erwies sich immer wieder stärker, und die frische Farbe der Entschließung gehörte niemals zu Constants Charakterbilde. Was ihm nicht auf den Nägeln brannte, verschob er lieber auf den nächsten Tag. Dazu kam, daß er im Grunde eine durchaus gutherzige, der Dankbarkeit und Anhänglichkeit in hohem Grade fähige Natur war — sein Verhältnis zu seinem Vater, der ihm mittlerweile in der Person seiner Haushälterin eine Stiefmutter gegeben hatte, und das zu Frau von Charrière, die er in diesen letzten Jahren nach Möglichkeit für seinen „Abfall" zu entschädigen bemüht war, beweisen es —, und daß es ihm immer wieder unmöglich erschien, das schlüssige Trennungswort zu sprechen, solange er sah und fühlte, wie tödlich Frau von Staël unter jedem derartigen Gedanken litt.

So blieb alles, wie es war, und als Ende 1803 endlich der Bannstrahl des korsischen Donnerers die ihm persönlich verhaßteste Frau wirklich traf und ihr den Aufenthalt in Paris dauernd verbot, ergab es sich wie von selbst, daß Benjamin Constant ihr Begleiter auf ihrer Reise nach Deutschland wurde. Ihr erstes und wichtigstes Ziel war Weimar, wo man im Dezember desselben Jahres eintraf und mehrere Monate blieb. Der Eindruck, den Neckers Tochter an Deutschlands klassischem Musenhofe machte, ist bekannt: sie blendete und interessierte, aber auf die Dauer fand man ihr unstillbares Konversationsbedürfnis und ihre geistige Unermüdlichkeit herzlich anstrengend und war froh, als sie ihre Reise nach Berlin fortsetzte.

Constant, der meist in ihrer Begleitung erschien, empfing und machte selbst den besten Eindruck. Goethe gedachte seiner in den „Annalen" auf das Jahr 1804 in einem längeren anerkennenden Absatz, den die Worte einleiten: „Mit Benjamin Constant wurden mir gleichfalls angenehme, belehrende Stun-

Digitized by Google

den." Er sah den „vorzüglichen Mann" mehrfach bei sich und tauschte mit ihm in eingehenden vertraulichen Unterhaltungen seine Meinungen über sittliche und politische Lebensfragen aus. Seine eignen Eindrücke aus dieser Zeit und den nächsten Jahren hat Constant dem psychologisch überaus merkwürdigen „Journal intime" anvertraut, das er just damals in Weimar — der größeren Sicherheit halber in griechischen Lettern — zu führen begann und in unregelmäßigen Zeitabständen etwa ein Dutzend Jahre hindurch fortsetzte. Seine erste Äußerung über Goethe lautete noch etwas kritisch: „Feingefühl, Eigenliebe, hochgradige physische Reizbarkeit, durchdringender Geist, ein schönes Auge und etwas verfallene Gesichtszüge." Aber von Mal zu Mal wird sein Urteil wärmer, steigert sich seine Bewunderung, was freilich nicht hindert, daß er dem „Faust" bei der ersten Lektüre keinen großen Geschmack abgewinnen konnte. Näher lag ihm die Dramatik Schillers, den er in kleinem Kreise einige Szenen aus dem eben vollendeten „Tell" vorlesen hörte. Auch Wieland lernte er kennen und schätzen, Herder fand er nicht mehr unter den Lebenden — er war wenige Wochen vorher gestorben — und mußte sich begnügen, seine Werke zu studieren, die ihm außerordentlichen Respekt abnötigten, wie er überhaupt mit den Jahren eine immer größere Sympathie für deutsche Wissenschaft und die gediegene philosophische Schulung der deutschen Intelligenz gewann und häufig die Absicht äußerte, sich selber dauernd in Deutschland niederzulassen.

Während Frau von Staël noch in der Berliner Gesellschaft Huldigungen erntete, riefen ihn selbst geschäftliche und Familienangelegenheiten wieder nach der Schweiz, wo er in dem Augenblick anlangte, als der alte Necker sich in Coppet zum Sterben niederlegte. Bei der an Abgötterei grenzenden Verehrung, mit der Frau von Staël an ihrem Vater hing, hielt es Benjamin für seine Freundespflicht, ihr in diesen schweren Tagen nahe zu sein: er reiste deshalb unverzüglich zurück, traf sie in Weimar, wohin sie auf die Trauerkunde hin aus Berlin geeilt war, und fuhr von dort die Heimreise mit ihr [illegible]. Aber dieser Akt freundschaftlichen Zartgefühls [illegible] Leidensgenossen, [illegible] Tod [illegible] Das „Journal intime" protokolliert mit schonungsloser Aufrichtigkeit die langwierige Gewissensmarter, das aufreibende Schwanken zwischen Wollen und Sollen, zwischen Entschluß und Reue, Stolz und Schwäche, die beinahe tragikomische seelische Sisyphusarbeit, unter der er stöhnte. Seit mehr als zehn Jahren lag er in Fesseln, seit sieben Jahren kämpfte er in beständigem Auf und Nieder mit dem Entschluß, sich freizumachen. Andre Herzensangelegenheiten hatten ihn wohl zeitweilig beschäftigt — besonders Julie Talma, die erste geschiedene Gattin des berühmten Tragöden, stand jahrelang, bis zu ihrem 1805 eintretenden Tode, seinem Herzen näher als sonst jemand —, auch Heiratspläne waren von ihm selbst oder seinen besorgten Verwandten immer wieder angesponnen worden, aber nie war es zur Entscheidung gekommen.

Endlich sollte eine Frau, zwischen der und ihm schon in seinem letzten Braunschweiger Jahr das erste Kapitel eines Liebesromans gespielt hatte, die Kreusa werden, die ihn der eifersüchtigen Medea von Coppet, zunächst wenigstens scheinbar, entriß. Es war Charlotte von Hardenberg, eine Tochter des hannoverschen Staatsministers, die als junge Frau eines Kammerherrn von Marenholz nach Braunschweig gekommen war, während Constant dort in Scheidung lag, und sich in ihn verliebt hatte. Mit seiner Abreise aus Deutschland fanden diese Beziehungen zunächst ein Ende. Charlotte ließ sich kurz nachher ebenfalls scheiden und heiratete ein paar Jahr später einen französischen General, Herrn von Duentre. Als dessen Gemahlin traf sie zehn Jahre nach jenem ersten Flirt mit Constant wieder in Paris zusammen, und diesmal erschien sie ihm wie ein rettender Engel. Ihre Sanftmut und gefühlvolle Art wirkte auf ihn wie Balsam, und da ihre Empfindungen für ihn die alten geblieben waren und sie bereit war, sich ihm zuliebe auch von ihrem zweiten Mann scheiden zu lassen, kam es — nach manchen Schwankungen und Rückfällen Constants — zur Heirat. Aber noch war seine Abhängigkeit von Frau von Staël oder, wenn man es in seinem Sinne gnnstiger ausdrücken will, seine Furcht, ihr den letzten Schmerz zu tun, so groß, daß er ihr die in Brevans — dem ländlichen Wohnort seines greisen Vaters im Jura — geschlossene Ehe vorerst verheimlichte und noch wiederholt als Gast

in Coppet erschien, ehe sie die volle Wahrheit erfuhr.

Coppet war in den Jahren seit Frau von Staëls Rückkehr aus Weimar der Sammelpunkt berühmter und interessanter Persönlichkeiten geworden: außer Constant gehörten August Wilhelm Schlegel, den sich die Herrin des Hauses als Erzieher ihrer Kinder aus Deutschland mitgebracht hatte, der Historiker Sismondi, der vielseitige Schriftsteller Bonstetten zu den Intimen, Chateaubriand, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Oehlenschläger, später auch Chamisso zu den länger oder kürzer verweilenden Gästen. Mitglieder deutscher Fürstenhäuser, die ihr Weg nach Genf führte, rechneten es sich zur Ehre an, in Coppet vorzusprechen: verhängnisvoll sollte sein mehrwöchiger Aufenthalt im Schlosse nur dem Prinzen August von Preußen werden — Prinz Louis Ferdinands jüngerem Bruder —, der hier die gefeierte Schönheit Europas, Madame Récamier, im Herbst 1807 kennen lernte und die hoffnungslose Leidenschaft für sie in langen Jahren nicht überwinden konnte. Für Frau von Staël und Constant selbst waren die Jahre 1806 und 1807 die kritischsten: während sie ihr dichterisches Hauptwerk „Corinne" veröffentlichte, während er seinen kleinen psychologischen Roman „Adolphe" schrieb, in dessen willenskrankem Titelhelden er ein erstaunliches Beispiel schonungsloser Selbstkritik gab, während man auf dem Schloßtheater von Coppet alle möglichen klassischen Dramen in Kostüm und Maske aufführte, spielten sich die dramatischsten Szenen unter vier Augen ab, fühlte sich Constant immer aufs neue abgestoßen und hingerissen, freigelassen und zurückerobert, wobei die arme Charlotte eine wahre Lammesgeduld bewahren mußte. Als er dann während Frau von Staëls zweiter Deutschlandreise — diesmal nach München und Wien — den entscheidenden Schritt endlich getan hatte, kam er zunächst nur aus dem Regen in die Traufe: denn da er auch jetzt noch die Beziehungen zu seiner langjährigen Egeria nicht entbehren mochte, brachte er nun seine eigne Frau in Verzweiflung, so daß sie eines Tags einen Selbstmordversuch unternahm. Das „Journal intime" läßt uns zwar während der Jahre 1808 bis 1811 im Stich, aber man weiß, daß in diesen ersten Jahren seiner zweiten Ehe Frau von Staël noch keine Anstalten machte, ihren alten Rechten zu entsagen: erst im März 1811, als Constant sich entschloß, mit seiner Frau nach Deutschland überzusiedeln, und Frau von Staël in dem jugendlichen Herrn de Rocca einen neuen Gegenstand ihrer Neigung gefunden hatte (mit dem sie eine bis zu ihrem Tod geheimgehaltene Ehe einging), nahmen sie Abschied für immer. Aber trotz aller Krisen und Stürme, an denen dieses seit siebzehn Jahren bestehende Verhältnis so reich gewesen war, trotz aller Leiden, die sie einander zugefügt hatten, hörten beide nicht auf, einander zu vermissen, und als Benjamin sechs Jahr später in Paris die Totenwacht an der Bahre seiner einstigen Freundin hielt, wußte und fühlte er es in tiefster Seele, daß sie allein der eigentliche Inhalt seines Lebens gewesen war.

Zu einer bestimmten beruflichen Tätigkeit war er seit seinem Ausschluß aus dem Tribunat nicht mehr gekommen. Seine Familien- und Vermögensverhältnisse, sein schwankender Gesundheitszustand — ein nervöses Augenleiden machte ihm besonders zu schaffen —, Prozesse aller Art, Duelle, das Hasardspiel, dessen zeitweiliger Sklave er bis an sein Lebensende blieb, eine ungemein ausgebreitete Korrespondenz, der beständige Aufenthaltswechsel im Verein mit all den angedeuteten seelischen Erlebnissen hielten sein Leben in einem beständigen Wellengang, und der einzige ruhende Pol in all dieser Erscheinungen Flucht war die Arbeit an seinem großen Werke „De la religion considérée dans ses sources, ses formes et ses développements", das ihn seit seinem zwanzigsten Jahre beschäftigte, und das er wohl ein halbes Dutzend mal neu in Angriff nahm, ehe es nach unendlich vielen Vorstudien 1824 zu erscheinen beginnen konnte. Dieses Werkes wegen ging er auch jetzt nach Deutschland, wo er die nächsten drei Jahre größtenteils in Göttingen, nahe der Heimat und Familie seiner Frau, ganz seinen Studien lebte. Erst 1814 führten ihn die politischen Ereignisse wieder nach Paris zurück, als Bernadotte die Erbschaft des gefangenen Bonaparte anzutreten hoffte und sich zu diesem Zweck unter anderm auch der publizistischen Gewandtheit Constants dabei zu bedienen suchte. Ähnliche Motive veranlaßten bald danach den um seine Krone besorgten Ehrgeiz Joachim Murat, sich durch Ver-

mittlung der ihnen nahestehenden Madame Récamier mit Constant in Verbindung zu setzen, und bei diesem Anlaß begab sich das Seltsame, daß der Siebenundvierzigjährige wie ein flaumbärtiger Jüngling für die von so vielen vor ihm angebetete Frau entbrannte, mit der er schon seit gut anderthalb Jahrzehnten persönlich nahe bekannt gewesen war, ohne von ihrem Zauber berührt zu werden. Es war die letzte, heftigste und schmerzhafteste Leidenschaft seines Lebens, heftig und schmerzhaft vor allem deshalb, weil die ewig-jungfräuliche Asbestseele Juliette Récamiers sich seinen Huldigungen ganz unzugänglich erwies und Constant von jeher durch nichts so heftig gereizt wurde wie durch das, was sich ihm versagte. In welchem Grade er von dieser Passion besessen war, zeigt der Band seiner „Lettres à Madame Récamier", den deren Pflegetochter und Erbin, Madame Lenormant, vor einigen Jahrzehnten veröffentlicht hat.

Mit diesem Herzenserlebnis in engstem Zusammenhang steht die bedeutsamste Episode in Constants politischem Leben, sein Verhalten gegenüber Napoleon während der hundert Tage. Nur um sich Madame Récamiers Dankeslächeln zu verdienen, die selbst zu den Verbannungsopfern des Kaiserreichs gehört hatte, ließ er, als der aus Elba zurückkehrende Bonaparte schon auf dem Wege nach Paris war, einen von Empörung flammenden Artikel gegen den Usurpator im „Journal des Débats" erscheinen: zehn Tage später folgte er einer Einladung des Kaisers, der, anstatt den unvorsichtigen Angreifer zur Rede zu stellen oder festnehmen zu lassen, ihn zum Staatsrat ernannte und ihm, als dem begabtesten politischen Publizisten jener Tage, die lockende Aufgabe übertrug, eine Konstitution für Frankreich auszuarbeiten.

Man hat es Constant auf gegnerischer Seite als den Gipfel der Charakterlosigkeit ausgelegt, daß er derart seine fünfzehnjährige Vergangenheit als Bekämpfer Napoleons verleugnet habe. Mit Unrecht: er hatte den Absolutismus in Bonapartes Person bekämpft: in dem Augenblick, da der Kaiser unter dem Druck der Verhältnisse dem Absolutismus [illegible] und eine liberale und konstitutionelle [illegible] versprach, hatte er als Real[illegible] [illegible] des Landes und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu gewähren. Es war sein Pech, daß die Kürze von Napoleons letzter Herrlichkeit diese liberalen Blütenträume nicht reifen ließ, und mit der Wiederkehr der Bourbonen war er gezwungen, Frankreich zu verlassen und sich einstweilen nach England zurückzuziehen.

Die hier gefundene Muße benutzte er, seinen Roman „Adolphe" im Druck erscheinen zu lassen (1816), nachdem er damit neun volle Jahre gezögert hatte. Und mit diesem kleinen Musterwerk hat er sich einen Platz in der Weltliteratur verschafft, den ihm seine übrigen Werke — am wenigsten die 1809 erschienene französische Bearbeitung von Schillers „Wallenstein", den er auf das Prokrustesbett der drei Einheiten gestreckt und in Alexandriner übertragen hatte — heute sicher nicht mehr verbürgten. Es ist ein psychologischer Roman aus der großen europäischen Romanfamilie, die in dem jungen Werther ihren Stammvater hatte, aber im Grunde ein ausgesprochenes Gegenstück zu Goethes welteroberndem Jugendwerk. In dem jungen Adolphe, dem Sohn eines kleinstaatlichen Ministers, der in Göttingen studiert und dann an einen kleinen deutschen Hof gerät, hat Constant sich selbst geschildert — wie verblüffend getreu, ist erst durch das im vorigen Jahre veröffentlichte autobiographische Fragment deutlich geworden, in dem er die Geschichte seiner ersten zwanzig Jahre aufgezeichnet hat.* Dagegen hat man in der schönen Polin Ellénore, die Adolphe als die Geliebte eines Grafen kennen lernt, stürmisch umwirbt, für sich gewinnt und, nachdem er sie gesellschaftlich sozusagen entwurzelt hat, durch allmähliche Entziehung seiner Liebe zur Verzweiflung und in den Tod treibt, mit Unrecht das Porträt von Frau von Staël vermutet. Alles in Ellénores Persönlichkeit und Schicksal spricht für andre Modelle, jedenfalls aber für mehrere; nur diejenige Periode in den Beziehungen Adolphes zu Ellénore, die ihn das Verhältnis als drückende Fessel empfinden und ihn immer wieder versuchen läßt, sich loszumachen, spiegelt merklich Erlebnisse und Stimmungen aus Coppet wieder. In Ellénore, die ein gut Teil älter ist als Adolphe, hat Constant zum erstenmal jenen Magdalenentypus, die Figur der gesellschaftlich deklassierten, aber

* Le Cahier Rouge de Benjamin Constant. Paris, Calmann Lévy, 1907.

Digitized by Google

leidenschaftlich und selbstlos liebenden Frau geschaffen, die später als Rameliendame die Bühnen und Leihbibliotheken Europas beherrschen sollte, die in Daudets „Sappho" wiederkehrt und in Fontanes „Cécile". Züge davon trugen schon die „Caliste" der Frau von Charrière und die „Delphine" der Frau von Staël, aber mit gleichem psychologischem Realismus war dieser Frauencharakter vorher noch nicht erschaffen worden. Neu war der Roman auch darin, daß er das Liebesleben einer Frau von mehr als dreißig Jahren in seiner Besonderheit darstellte: ein seelisches Klima, in das sich vorher noch kein Romanschriftsteller gewagt hatte. Vor allem aber liegt die Bedeutung des Werkes in der männlichen Hauptperson, die in ihrer Zerrissenheit, Unbefriedigung und der Differenziertheit ihrer Gefühle als ein ganz moderner Charakter erscheint und zugleich als ein erster Träger jener Zeitstimmung, jenes mal du siècle, das bald nachher unter dem Namen Weltschmerz eine Krankheit der europäischen Intellektuellen werden sollte.

Ende 1816 konnte Constant nach Paris zurückkehren, wo ihm Ludwig XVIII. seinen vorübergehenden Anschluß an Napoleon nicht lange nachgetragen hatte, und der Rest seines Lebens gehörte der Politik. Von 1819 ab war er Mitglied der Deputiertenkammer (zuletzt seit 1827 als Abgeordneter für Straßburg) und in dieser Zeit das hervorragendste Mitglied der liberalen Opposition, dessen großes Rednertalent und unermüdliches Vorkämpfertum für die großen liberalen Forderungen der Preßfreiheit und der religiösen Gewissensfreiheit — für die er als der Urenkel protestantischer Refugiés einzutreten besonders berufen war — ihm seine außerordentliche Popularität verschafften. Noch am Tage vor seinem Tode hatte er den vierten und letzten Band seines Werkes über die Religionen druckfertig gemacht, dessen erster Band 1824 endlich hatte erscheinen können. Vierzig Jahre seines Lebens hatte er im ganzen auf diese Arbeit verwendet, mit der er sich sein Monumentum aere perennius zu setzen dereinst gehofft hatte: ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß sie heute kein Mensch mehr liest oder kennt.

Dafür ist der Nachwelt die Person Constants selbst um so interessanter geworden, je mehr Authentisches man nach und nach von ihm erfahren hat. Ein halbes Jahrhundert lang beherrschte das einseitige und gehässige Urteil Sainte-Beuves, der sich in seinen zahlreichen Essays die moralische Aufspießung Constants zu einer förmlichen Lieblingsaufgabe gemacht hat, die allgemeine Meinung in einem Grade, daß kaum einer von allen, die sich mit ihm zu beschäftigen hatten — darunter auch Lady Blennerhassett in ihrer großen Biographie der Frau von Staël —, dem Glauben an diese Autorität nicht unterlag. Tatsächlich hat Benjamin Constant große Charakterschwächen gehabt, die niemand besser kannte und niemand mit mehr Selbstkritik gegeißelt hat wie er selbst in seinen Briefen und Aufzeichnungen. Aber gerade diese Selbstkritik, dieser ewige Kampf mit der eignen Schwäche, die ganze Tragödie eines jugend- und heimatlosen Lebens der Unbefriedigung, im Verein mit ungewöhnlichen Schicksalen und einer nicht unbedeutenden geschichtlichen Rolle, macht ihn zu einer studierenswerten und psychologisch höchst anziehenden Persönlichkeit besonders für unsre Zeit, die sich der Heldenverehrung mehr und mehr entwöhnt hat und im Zeitspiegel des Romans gerade dem irrenden und mit sich selber kämpfenden Menschen das größte Maß von Anteilnahme zu schenken pflegt.

Sehnsucht

O, ihr Hände, die von ferne
Alle meine Wunden kennen;
O, ihr Augen, die wie Sterne
über meinen Nächten brennen;

Lippen, die ein Rosenhauch
Heil'gen Sommertags gesegnet — :
Einem oder allen auch
Wär' ich heut so gern begegnet.

Otto Thörner

Szene aus „Sardanapal". (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Zander u. Labisch in Berlin.)

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Maßentheater und Theater der Geeigneten — Natur- und Einsamkeitsscenen — Die Sprache als dramatische Schöpferkraft — Bühnenausstattung und Ausstattungsstücke — Vom Berliner Bühnen: Otto Ludwigs „Torgauer Heide" im Kgl. Schauspielhause — „Sardanapal" im Kgl. Opernhause — „König Lear" im Deutschen Theater — Ein japanischer Abend der Kammerspiele: „Kranko" und „Terakona" — Dramatisches Schnurrnurr

Selten sind die Gegensätze in Anschauungen und praktischen Bestrebungen des Theaterlebens so hart und spitz aufeinandergestoßen wie in diesem Augenblick. Von der einen Seite ruft man nach einem von den Unterhaltungsstätten der großen Menge streng abgeschlossenen „Theater der Gebildeten", in dem nicht mehr Routinevirtuosen, sondern gebildete und begeisterte Dilettanten streng ausgewählte dramatische Dichtungen darstellen, entweder in feinerer Ausbildung der Gesellschaftstöne oder mit Hilfe von Sprechmaschinen — auf der andern Seite konstatiert man in unsern großen Erwerbstheatern einen nie Große und Weite gekannten Zug zum Theatralischen, zur volkstümlichen Massenwirkung und hofft mit [illegible] dem [illegible]

junge Generation unserer Dramatiker noch immer nicht gelernt habe, sich den realen Bedingungen der Bühne, die eine drastische, unmittelbar faßliche Handlung und Sprache verlange, anzupassen und in genügendem Maße die brennenden Probleme und Konflikte der Gegenwart für ihre Stücke auszubeuten. Viel zu lange schon habe unser Theater unter der Herrschaft des Literarischen gestanden, nun endlich — wenn es nicht zu einer Spezialität eines engen Kreises werden solle — sei es an der Zeit, wieder die bühnen- und also auch publikumswirksamen Theaterstücke zu pflegen. „Der Grund für die häufigen Schlappen, die die sogenannte literarische Richtung in den letzten Spielzeiten erlitten hat, ist aber," heißt es bei den Vertretern dieser Anschauung weiter, „weniger in einem Mangel an dramatischer Begabung zu suchen als in der übertriebenen Jagd vor theatralischen Wirkungen, die als ‚unecht' gelten. Der Dichter soll die theatralische Wirkung nicht aufsuchen, aber er soll ihr auch nicht da, wo sie sich ergibt, aus dem Wege [illegible] Er wird [illegible] von einer

skrupelloseren Konkurrenz überflügelt werden. Schon heute kann man deutlich beobachten, wie im Repertoire unsrer Bühnen und zugleich im Geschmack unsers Publikums die Lust an rein literarischen Experimenten abflaut und das Theater von neuem sein Recht auf starke Bühnenwirkungen geltend macht. Die Dichtung wird demnach beizeiten auf der Hut sein müssen, damit ihr die kaum errungene Bühnenherrschaft nicht wieder entrissen werde. Sie hat allen Grund, die psychologische Stimmungsmalerei einzuschränken und auf ein Drama in großen, markigen Linien mit einer starken Handlung und dem Gegenspiel energischer Naturen bedacht zu sein."

Es steckt viel Wahres in dieser Betrachtung, wenn sich die Wage des Kampfes auch nicht so schnell auf die eine, die theatralische Seite hinneigen wird, wie es diesem Beobachter aus der Perspektive der großen Menge scheinen will. Immerhin braucht man nur den vorjährigen Spielplan des Berliner Lessingtheaters, also einer der ersten Bühnen der Reichshauptstadt, zu prüfen, um zu dem Schluß zu kommen, daß dies kein Theaterprogramm mehr ist, sondern nur noch ein literarisches Spezialitätenprogramm, das sich einem engen Ausschnitt unsrer Dramatik dienstbar macht. Denn was hat diese Bühne im Laufe der letzten zwölf Monate gebracht? Unter den Verfassern der Neuheiten traten außer Gerhart Hauptmann („Kaiser Karls Geisel") und Hermann Bahr („Die gelbe Nachtigall") ganze drei neue Namen in den Spielplan: Felix Salten mit seiner Einakterreihe „Vom andern Ufer", Franz Molnár mit dem Spiel „Der Teufel" und Otto Hinnerk mit der Komödie „Märkische Welt". Sonst beherrschten ältere Stücke Hauptmanns, neu wiederaufgenommene Stücke Ibsens und Tolstojs („Macht der Finsternis") den Spielplan, und als verschämte Sommerkuriosität drängte sich zwischen diese Modern Literarischen Schönthans „Raub der Sabinerinnen", ein Publikumsstück, das eigentlich nur einmal zum Besten der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger aufgeführt werden sollte, dann aber auch in diesem Hause so viel Anklang fand, daß es der Kasse zuliebe in den Spielplan aufgenommen und siebenundfünfzigmal wiederholt werden mußte!

Den zweiten Zwiespalt wirft in unsern gegenwärtigen Theaterbetrieb die wachsende Neigung, die dramatisch theatralischen Genüsse, statt in den Gesellschaftstheatern der Großstadt, im Naturtheater, im Freien unter Gottes blauem Himmel oder doch an einer vorm Weltgetümmel geschützten, vom Hauch der Geschichte oder der Pietät geadelten Stätte zu suchen. Das Harzer Bergtheater auf dem Hexentanzplatz, die Schöp-

Szene aus „Sardanapal": Odaliskentanz. (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Sander u. Labisch in Berlin.)

Szene aus dem damaskenischen Knie- und Schwerttanz im „Sardanapal". (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Becker u. Maaß in Berlin.)

fung Dr. Ernst Wachlers, behauptet sich trotz der zum Teil elenden Stücke, die hier den Schauplatz beherrschen; die Volks- und Festspiele an historisch denkwürdigen Orten gewinnen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Lauchstädts Goethetheater hat im vergangenen Sommer gezeigt, daß die natürliche Weihe einer solchen aus dem Alltagsbetrieb losgelösten Stätte ausreicht, um selbst Fragmenten der antiken Komödie, wie sie dort in den neuaufgefundenen Szenen des Menander, eines neuattischen Dichters höchst bescheidenen Formats (deutsch von Karl Robert; Berlin, Weidmann), von hallischen Studenten aufgeführt wurden, zu einer überraschenden Wirkung zu verhelfen. Ein Glück nur, daß schon unser Klima eine natürliche Scheidung zwischen den Wirkungssphären dieser beiden Konkurrenten, der großstädtischen Gesellschaftstheater auf der einen und der Natur- und Einsamkeitstheater auf der andern Seite, vornimmt. Solange nicht der attische Himmel in unsern hyperboräischen Norden herüberwandert, solange unsre Wander- und Reiselust auf die kurzen Sommermonate beschränkt bleibt, [illegible] unter [illegible] wenig zu leiden haben. [illegible]

verkörpert werden muß, daß es erst durch die schauspielerische Darstellung sinnlich lebendig wird, ja, daß diese Bühnendarstellung erst den letzten Akt in der Geburt eines dramatischen Werkes bedeute; die andern behaupten nicht minder überzeugt, daß alle Sprache nur Abstraktion sei, und daß also durch die Sprache keinem Drama eine Versinnlichung zuteil werden könne. Lebe es nicht schon im Buche, so lebe es gewiß auch nicht auf der Bühne. Die Sprache sei die materiell sinnliche Gestalt des dichterischen Kunstwerks, auch des Dramas, sie sei zur Alleinherrscherin im Reiche der Dichtung aufgestiegen und auch dazu berufen. Als eine Kunst der Sprache unterscheide sich die Poesie spezifisch von allen andern Künsten; darum liegen gleich allen dichterischen auch alle dramatischen Werte allein im Sprachlichen, genauer und besser gesagt: im Sprachkünstlerischen. Das ist unter anderm die Lehre Julius Babs, die er mit viel Geist und gestützt auf selbständige dramatische Erfahrung in seinem lesenswerten Buche „Kritik der Bühne" vertritt (Berlin, Oesterheld u. Ko.), leider ohne die gestaltende Kraft, die das Wort erst zum Kunstgebilde erhebt, genügend zu bewegen. Immerhin zeigt auch diese mit leidenschaftlicher Hingabe vorgetragene Theorie eines [illegible] Dramatikers und Kritikers, wie tief auch [illegible] von Fragen der Dramatik [illegible] bewegt wird.

Digitized by Google

Es wäre mehr als auffällig, wenn in diesem Widerstreit des Alten und Neuen, des Intimen und Volkstümlichen, des Akademischen und Praktischen die Streitfragen der **Bühnengestaltung und der szenischen Ausstattung** stumm blieben. Doch keine Sorge! Die Gegensätze sind gerade hier so hart aneinandergeprallt wie selten woanders. Während man in München im neuen Künstlertheater auf der Theresienwiese allem prunkenden Ausstattungswesen den Krieg erklärt hat und mit leidenschaftlicher Überzeugungsglut auf eine möglichst schlichte Bühnengestaltung hinarbeitet, auf eine Szene, die sich mit dekorativen Andeutungen begnügt, dafür aber um so stärker die mit- und nachschaffende Phantasie der Zuschauer in Bewegung setzen will, gehen in Berlin die beiden Königlichen Bühnen, das Opernhaus wie das Schauspielhaus, gleichzeitig und mit nachdrücklicher Betonung auf den Panoramastil der siebziger Jahre, den Stil der Massenentfaltung und der lebenden Bilder wie der geschichtlichen Treue, ja mehr noch der wissenschaftlichen Exaktheit zurück. Dort „Faust" und „Was ihr wollt" als streng stilisierte Relief- und Silhouettenstücke: hier „Sardanapal" und „Die Torgauer Heide" als Triumphwerke einer bis zum Tz gedrillten Komparserie, als lehrhafte Anschauungsbilder der asiatischen Archäologie und der preußischen Uniformkunde.

Über den Versuch des Kgl. Schauspielhauses, **Otto Ludwigs „Torgauer Heide"**, dies buntbewegte Lagerbild aus dem Siebenjährigen Kriege, eigentlich nur das Vorspiel zu dem unvollendet gebliebenen Schauspiel „Friedrich II.", für die Bühne zu gewinnen, können wir schnell hinweggehen. Einige Berliner Tageszeitungen waren keck genug, zu behaupten, dieses vaterländische Stück, in dem sich wenig dramatisch, doch lebensvoll und herzbewegend unpathetisch die historischen Vorgänge während der Nacht vom 3. zum 4. November 1760 unmittelbar nach der Schlacht bei Torgau spiegeln, habe nur deshalb seinen Weg auf die Kgl. Bühne gefunden, weil darin ein Vorfahr des Generalintendanten Herrn von Hülsen ehrenvoll erwähnt werde. Das heißt denn doch die Dramaturgie des Kgl. Schauspielhauses aus gar zu privaten Gesichtspunkten betrachten! Eher wird die Theatermeister dieser Bühne das Schlußbild gereizt haben: Friedrich der Große selber auf weißem Schlachtroß in der ersterbenden Glut des Lagerfeuers, im aufblühenden Frührotschein des jungen Tages, während um ihn aus hundert Soldatenkehlen das „Nun danket alle Gott" zum Morgenhimmel emporsteigt. Ein Bild, ein prächtiges Bild, malerisch und patriotisch zugleich! In diesem effektvollen Bühnenbilde aber geht im Schauspielhause alles unter, dieser Bildergeist von Theatermeisters Gnaden hat die Darstellungskunst völlig untersucht, nicht nur in Otto Ludwigs Lagerszenen, sondern auch in Goethes „Clavigo", den man merkwürdigerweise mit der „Torgauer Heide" zu einem Theaterabend zusammenfügte und dem man in den beiden Hauptrollen nur Schauspieler dritten und vierten Grades gönnte.

Mit dem Farbenglanz und den Ausstattungsreizen der großen historischen Pantomime „**Sardanapal**", dem Sensationsstück des Kgl. Opernhauses, verglichen, ist jenes nächtlich-morgendliche Glorienbild des Torgauer Friedrich freilich nur ein Kinderspiel. Hier sind Wort und Ton, abgesehen von dem Vorspiel, völlig unterdrückt, um dem schönen Körper, dem schönen Bühnenbilde und den noch schöneren Kostümen die Herrschaft abzutreten. Freilich nur im Namen und zugunsten der Wissenschaft. Wer hätte sich das je träumen lassen, daß auf den Brettern des Kgl. Opernhauses noch mal die Assyriologie Arm in Arm mit der losen Muse des Balletts wandern würde! Daß der Tanzmeister Paul Taglioni, der Schöpfer des noch in den siebziger Jahren viel aufgeführten „**Sardanapal**"-Balletts, einen Nachfolger und Bearbeiter in dem Geh. Regierungsrat, ordentlichen Universitätsprofessor und Direk-

Frl. Kierschner als Odaliske im „Sardanapal". (Nach einer Aufnahme von Becker u. Maaß in Berlin.)

Digitized by Google

Rudolf Schildkraut als König Lear.

tor der Vorderasiatischen Abteilung der Kgl. Museen in Berlin Dr. phil. Friedrich Delitzsch finden würde. Zwar sind an der Wiedererweckung dieses Balletts noch eine Reihe andrer literarischer, dramaturgischer, musikalischer und technischer Hilfskräfte beteiligt — unter andern hat Josef Lauf den einleitenden und erläuternden Prolog, ein Zwiegespräch zwischen assyrischer Vergangenheit und der Wissenschaft verfaßt, der Kgl. Ballettmeister Graeb den choreographischen Teil besorgt, während Hertel und Schlar die musikalische Begleitung lieferten —, der Löwenanteil an diesem ersten großen Ereignis der Theaterspielzeit fällt aber doch Prof. Delitzsch zu. Die andern hätten das alte Ballettwerk allenfalls mit ein paar poetischen, choreographischen oder dekorativen Zutaten auffrischen können: es zu einer Demonstration der Altertumswissenschaft zu machen, wie es der Wunsch und Befehl des Kaisers, dazu konnte einzig und allein der Gelehrte berufen sein. Und wenn wir klug sind, gewöhnen wir uns daran, diese ganze pompöse Veranstaltung als ein in Bühnenbilder umgesetztes Hilfsmittel der Wissenschaft zu betrachten. Jeder andre Standpunkt, in den auch nur von fern der Begriff Kunst hineinspielt, würde uns in peinliche Konflikte mit unserm kritischen Gewissen bringen. Dennoch gerade das, wo [illegible] Kunst allein ihre Weihe empfängt, die [illegible]

in sie hineingesprochenen Programmbuch, genau die vorgeschriebenen Haltungen und Bewegungen ausführten, sie dienten den Absichten dieser Aufführung sicher besser als die armen Schauspieler, die man mit den gewaltigen und ach! so kostspieligen Rüstungen beladen hat, und die monatelang vorher in unzähligen Proben das „Knie durch!“ und „Fußspitzen gestreckt!“ des assyrischen Exerzierreglements haben üben müssen. Trifft das einen im volltönenden Wortdrama großgewordenen Schauspieler wie unsern braven Josef Nesper, der einst den Wallenstein spielte und lange Zeit der bedeutendste Tell Deutschlands war, jetzt aber in des Wortes wörtlichster Bedeutung den Sardanapal „pantomimen“, eben nur mimen muß, so merkt man ihm an, wie bitterschwer ihm das wortlose Sichdrehen und -wenden wird, wie seine gebannte Zunge unwillkürlich zu murmeln und zu lallen anfängt, als wollte sie sagen: Herrgott, erlöst mich doch aus dieser mumienhaften Einschnürung! Wenn der Scheiterhaufen schließlich den durch Nabopolassars siegreiches Chaldäerheer aus seinem höchsten Glanze herabgestürzten König von Niniwe mit all seinen Schätzen verzehrt, atmen wie er auch wir erlöst auf, so drückend hat der Zwang dieses toten Schweigens, dieses bloßen Schauens und Wiederschauens glänzender historischer Exaktheiten, denen doch alles innere Leben, alle dramatische Entwicklung fehlt, auf uns gelastet. Gewiß gibt es von der Tempelszene und der Opferzeremonie an, wo dem König das Verlöschen der Fackel Unheil verkündet, und wo der Oberpriester in Nabopolassar den künftigen Herrn Assyriens erkennt, bis zum Sturz Niniwes und zum Flammentod des Königs inmitten seiner Schätze, gewiß gibt es

Rudolf Schildkraut als König Lear. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

Lucie Höflich als Cordelia. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

Helene Fehdmer als Goneril. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

während dieser vier Bilder manches prachtvolle, farbenschöne und reichbewegte Bühnenbild, manche erstaunliche und auch geschmackvolle Einzelleistung, wie z. B. den Taumelreichtanz des Fräulein del l'Era im vierten Bild, den Edelsteintanz und den damaskenischen Knie- und Schwerttanz zwischen Frl. Kierschner und Herrn Mangelsdorff, vor allem auch Theatereffekte von verblüffender Technik — die dramatische Kunst aber, auch die theatralische Bühnenkunst, wie man sie heute versteht, heute, wo die Tendenz des neuen Kunstgewerbes, der Stil der Einfachheit, Sachlichkeit und Ruhe, auch das Theater erobert hat, sie geben leer aus. Noch einmal, alles ist in bester Ordnung, sobald wir aus Delitzschens Programm, wonach das Bühnenwerk „Sardanapal" nicht allein den Zielen und Aufgaben des Theaters gerecht werden, sondern zugleich auch der Wissenschaft dienen will, den Vordersatz köstlich beiseiteschieben, um den Nachsatz desto stärker zu unterstreichen.

Inwieweit dieser Anspruch wirklich erfüllt wird, ist eine Frage der Fachwissenschaft. Sie zu beantworten wir uns nicht anmaßen. Das bleibe den Assyriologen überlassen. Der Vorhof des Semitentempels ist trotz Layards und Rassams Forschungen und Rekonstruktionen gewiß noch nirgend so genau und anschaulich gezeigt worden wie jetzt von Delitzsch, und über die Ausführung der Ruinungen, Kostüme und Gerätschaften soll in der Korona der zur glanzvollen Erstaufführung eingeladenen Assyriologen nur eine Stimme der Anerkennung laut geworden sein. An der „Echtheit" der Noten wird stark gezweifelt. Die gebe es gar nicht, behauptet ein Teil der Altertumsgelehrten, und wenn es sie gäbe, vermöchten wir sie in unsre Tonsprache nicht zu übertragen. Wirklich nutzbar könnten all diese tausend Realien für die Wissenschaft erst gemacht werden, wenn sie von der Bühne, ihrem Exil, in ihre wahre Heimatstatt, ins Museum, verpflanzt sein würden, wo man sie bis ins kleinste Detail betrachten und, wenn es sein muß, kritisch prüfen [illegible]. Tatsächlich hegt Delitzsch [illegible]

danapals, diesen ganzen Abriß seines höchsten Glanzes und plötzlichen Sturzes, nur als ein Durchgangsstadium zu seinem wahren und ewigen Leben in der Vorderasiatischen Abteilung der Kgl. Museen anzusehen brauchen.

Während die Kgl. Theater Berlins ihre reichen Mittel so an bildhafte Äußerlichkeiten verschwenden, die mit dem Wesen der dramatischen Kunst wenig oder gar nichts zu schaffen haben, schreitet das Deutsche Theater, das soeben mit einer Gedenkfeier für seinen Gründer und ersten Direktor L'Arronge das fünfundzwanzigjährige Jubiläum gefeiert hat, mit erfrischter Energie und geklärter Einsicht seinem edlen künstlerischen Ziel entgegen: der Bildung eines großzügigen, aus hoher klassischer und auserlesener zeitgenössischer Dramatik geschmackvoll gemischten Spielplans. Zwei Grillparzeraufführungen („Des Meeres und der Liebe Wellen" und „Medea" mit Adele Sandrock in der Titelrolle), keine überragenden Leistungen, aber geradlinig und sauber durchgebildet, knüpfen an die tüchtigen Traditionen des Deutschen Theaters der achtziger Jahre an; die bald darauf folgende Darstellung des „König Lear", der gewaltigsten, übermenschlichsten aller Shakespeareschen Tragödien, zielt darüber hinaus auf die höchsten und schwierigsten Aufgaben, die sich auch heute noch eine literarische Bühne zu stellen vermag. Dies war die letzte Probe, die das Deutsche Theater noch zu bestehen hatte, um sich für die Führerrolle zu legitimieren, die ihm bisher mehr noch als das eigne Verdienst die strafbare Lässigkeit der andern Berliner Bühnen zuerteilt hatte. Die Probe ist bestanden, und hinfort gibt es keinen Streit mehr über die Frage, welche Bühne Berlins Zepter und Krone trägt. Diese Insignien gebühren der, die uns vor drei Jahren den „Sommernachtstraum" in neuem blühendem Werdeglanz wiedergeschenkt, und die jetzt jenen heiter entzückenden Zauberbildern einer von irdischer Schwere entfesselten Phantasie die Schicksalsschrecken furchtbarster Menschheitstragik entgegengestellt hat. Shakespere ist und bleibt der letzte Prüfstein aller schauspielerischen und dramaturgischen Leistungen; keiner sonst als er erteilt noch heute den Meisterbrief. Eine Aufführung des „Sommernachtstraumes" konnte seinen eigensten Forderungen allenfalls noch ausweichen, indem sie sich von der naturseligen Stimmung und der mitschwingenden Lyrik tragen ließ; beim „Lear" heißt es Farbe bekennen: nur von innen her, aus ihrem geistigen Kernpunkt ist diese Tragik zu fassen, die Riesengröße dieser Dichtung zu erfüllen. Und gerade diese Energie der Innerlichkeit war das entscheidende Merkmal der „Lear"-Aufführung im Deutschen Theater. Nirgend ein schwächliches oder gefälliges Abbiegen vom Steilpfade dieser tragischen Unerbittlichkeit, die weder von „Verklärung" noch von „Versöhnung" etwas wissen will: überall, im Kleinsten wie im Größten, eine unerschrockene, zum Äußersten bereite Gefolgstreue. Selbst die Blendung Glosters, die die konziliante Bühnenpraxis eines Jahrhunderts hinter die Szene verlegte, wird, wie Shakespere verlangt, vor unsern Augen vollzogen; auch vor der schwierigen, deshalb gleichfalls oft unterschlagenen Szene, wo der Geblendete in todessüchtiger Verzweiflung sich von der Doverhöhe in die mörderische Tiefe hinabzustürzen wähnt, ist man nicht zurückgeschreckt. Und die Ausstattung? Wir kennen ja Reinhardts Schoßkind und wissen, wie er es manchmal verhätschelt. Hier hat er sich bis zur Askese selbst überwunden. Wohl ist alles bis auf die Geräte herab würdig und gediegen gehalten, keine verstaubten und verschlissenen Garderobenstücke aus dem nächsten besten Trödlerladen, und zumal die heidnisch-schottische Barbarenstimmung ist, nur wenig entstellt durch einen leisen asiatischen Anflug, gut getroffen — das alles aber stellt sich in dienender Hörigkeit unter die Herrschaft der geistigen Idee des Ganzen. Nur stumpfste Verständnislosigkeit kann da anderm voraus die „effektvollen Bühnenbilder" hervorheben. Ja, es scheint mir fast, als habe einmal in der Szenengestaltung eine spartanische Nüchternheit geherrscht, die vom Übel war. Vielleicht aber war es nur die Schuld der Drehbühne, daß das berühmte sturmgepeitschte Nacht- und Heidebild, da Lears Wahnsinn ausbricht („Blast, Wind', und zerspringt die Backen!"), hinter dem erwünschten Maß sinnlicher Anschaulichkeit zurückblieb und sich dem Flachrelief des Münchner [illegible] bedenklich näherte, das so leicht dem dramatisch Bewegten Gesamtspiel gefährlich wird.

Paul Wegener als Caesar und Hans Walden als [illegible] (Nach einer Aufnahme von Sander & Lemcke in Berlin.)

Dem Lear Rudolf Schildkrauts ſahen wir trotz der vorangegangenen bemerkenswerten Shylock-Darſtellung nicht ohne Beſorgnis entgegen. Wir wußten, es war ſeine Glanz- und Paraderolle in Hamburg — aber ob das auch in Berlin genügte, an der heute unbeſtritten alle andern Theatermetropolen weit überragenden Gipfelſtätte der Schauſpielkunſt? Nun, man braucht nur Rollenbilder aus jener Hamburger und dieſer Berliner Zeit zu vergleichen (ſ. die beiden Abbild. S. 314), und man fühlt ſchon aus der Maske heraus, wie ſehr und in welcher Richtung — in der Richtung des Gewaltigen, übermenſchlich Tragiſchen — ſein Lear inzwiſchen gewachſen iſt. Zugegeben: ſeiner Erſcheinung wie namentlich ſeiner Sprache, die ſeinen Geburtsort am Bosporus nicht verleugnet, fehlt das Germaniſche, darauf der Held dieſes ganz aus der ernſten nordiſchen Weltanſchauung geborenen Kunſtwerkes ſteht. Unſer heimlichſtes und zärtlichſtes Learideal erfüllt Schildkraut alſo wohl nicht. Aber kann das von der Schauſpielkunſt, dieſer unkeuſchſten aller Künſte, überhaupt erfüllt werden? Dazu muß dieſe Geſtalt, in einem unerhörten Schickſalswechſel vom Gipfel des Glücks und der Macht in den tiefſten Abgrund des Elends gezerrt, zu viele jäh wechſelnde Regiſter ziehen. Rein als ſchauſpieleriſche Leiſtung betrachtet, iſt der Lear Schildkrauts erſten Ranges. Er bringt den kindiſchen Starrſinn und Jähzorn des launiſchen Alten ſo gut wie den verblendeten Eigenwillen und die naive Selbſtſucht des an ſeinem wundeſten Punkte gekränkten Gewaltherrn; er malt den heranſchleichenden Wahnſinn ſo echt und ſo frei von allen billigen Mätzchen, wie er aus gärendem Innern das vulkaniſche Feuer eines furchtbaren, im Wetteifer mit den empörten Elementen grollenden Pathos ſchleudert und hinſchmilzt in weicher Zärtlichkeit, wenn er endlich das alte müde Haupt in Cordelias Schoß betten kann. Auch der Ausdruck des Mächtigen und Majeſtätiſchen ſteht ihm über ſeine körperliche Größe hinaus zu Gebote. Sein fünfmaliges Tot! im vierten Akt: „Und überſchleich' ich ſo die Schwiegerſöhne, ſo ſchlagt ſie tot, tot, tot! — Tot! Tot!" klingt ſo gewaltig, wie ſein fünfmaliges Niemals! über Cordelias Leiche herzzerreißend.

Um dieſen Führer ſtellt ſich eine auserleſene Schar eigengeprägter Nebenſpieler: Paul Wegener, ein durch Blindheit und Leiden geläuterter, in Weisheit und Demut über ſein armſeliges Selbſt hinauswachſender Gloſter: Eduard von Winterſtein, ein rauh-ſchlichter Kent, das treuſte Herz unter dem gröbſten Kittel; Alexander Moiſſi, ein ſchneidend-bitterer und doch von quellender Phantaſie ſprudelnder Narr, deſſen gramdurchfurchtem Antlitz man es glaubt, daß er aus Schmerz über Lears und Cordelias Schickſal an gebrochenem Herzen ſtirbt. Die Generil

Alexander Moiſſi als Narr im „König Lear". (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labiſch in Berlin.)

gab Helene Fehdmer, prachtvoll in der Erſcheinung, mehr mit verbiſſener Tücke als mit der furienhaften Energie der Leidenſchaft, die wir an dieſer Rolle gewohnt ſind. Doch „Lear" iſt nicht nur die Tragödie der mißhandelten Pietät und des mit teufliſchem Undank gemarterten Alters; er iſt auch die Tragödie der Trägheit des Herzens, der Schamhaftigkeit des Gefühls und der gebundenen Zunge. Cordelia! Edgar! Lucie Höflich als Cordelia enttäuſchte zunächſt ein wenig in der Erſcheinung — man denkt ſich dieſes Kind, das „liebt und ſchweigt", blütenzarter, lilienſchlanker —, brachte dann aber im letzten Akt, zu Füßen des Vaters, auch die feinſten und heimlichſten Saiten dieſes ſchamhaften Seelenreichtums zum Schwingen. Ähnlich ging es Harry Walden, dem neugewonnenen Mitglied dieſer Bühne, als Edgar. Er übertrieb in der Narrenmaske wie in den Narrengebärden des tollen Troms, hinter denen ſich ſeine ver-

Digitized by Google

stoßene Liebe versteckt, fand dann aber für die elementar hervorbrechenden Gefühle angesichts seines verlassenen und geblendeten Vaters einen überraschend wahren und ergreifenden Ausdruck.

Dies: der „Lear" des Deutschen Theaters auf der einen, der „Sardanapal" des Königlichen Opernhauses auf der andern Seite, sind bisher die beiden einzigen Theaterereignisse von typischer Bedeutung. Was es sonst noch an Neuheiten gab, der Zahl nach genug und übergenug für diese Firniswochen, ist fast nirgend mehr als Futter für den Augenblick. Ein paar Worte mehr der Charakteristik als des Dankes verdient der japanische Abend der Kammerspiele. Da gab es zunächst den Einakter „Kimiko", die Tragödie einer Geescha aus dem Japan unsrer Tage, von Wolfgang von Gersdorff: ein schwächliches Großmuts- und Sentimentalitätsdramolett à la Kameliendame. Dann aber lernten wir in einer Bearbeitung desselben Verfassers dasjenige Drama kennen, das die Orientalisten und Reisenden uns zu nennen pflegen, wenn man sie fragt, was denn allenfalls vom altjapanischen Theater auch uns noch ergreifen könne: „Terakoya" oder „Die Dorfschule" von Takeda Izumo (gest. 1740). Eigentlich zwar ist diese „Dorfschule" gar kein vollständiges Drama, sondern nur der Gipfelpunkt, der letzte Akt eines historischen Trauerspiels, das den gedrechselten Titel „Spiegel der vom Kanzler Saguwara überlieferten Schönschreibekunst" führt, und das uns als Ganzes mit seiner schleppenden Schilderung eines Thron- und Ministerstreits aus dem neunten Jahrhundert gewiß recht langweilen würde. Deshalb sind auch die japanischen Theaterleiter längst so klug gewesen, aus dem Fünfakter einen Einakter zu machen, d. h. nur die im Schicksal und in der Seele eines einzelnen sich vollziehende Katastrophe daraus zu geben. Dieser Konflikt freilich, der da zum Austrag kommt, greift auch uns noch ans Herz. Ja, wie ein urverwandter Klang aus unsrer germanischen Heldensage rührt er uns an, da Hagens Mannentreue Siegfried erschlug und Berchtung, Wolfdietrichs greiser Waffenmeister, nacheinander fünf seiner Söhne im mörderischen Kampfe für seinen Herrn fallen sah, sich aber jedesmal lachenden Antlitzes nach diesem umschaute, damit er ja nicht merke, daß wiederum einer seiner Lieben und Getreuen dahingesunken. Diese auch zum letzten entschlossene Vasallentreue, gepaart mit List so gut wie in unserm deutschen Heldenepos, ist die Grundstimmung auch der „Dorfschule". Matsuo, der Kanzler des verstorbenen Fürsten, ist nur in des neuen Gewalthabers Dienste getreten, um so für seinen alten Herrn und die Erhaltung der Thronfolge bei dessen Geschlecht erst recht wachen und wirken zu können. Der unglückliche Fürst selbst weilt außer Landes, sein einziger Sohn aber wird bei einem Dorfschullehrer, dem ehemaligen, in seinem Amt nicht minder treuen Hofmeister des rechtmäßigen Fürsten, verborgen gehalten. Doch das Geheimnis wird entdeckt, und Kriegsknechte ziehen aus, das Fürstenkind zu töten. Matsuo selbst leitet die Exekution. Vorher aber hat er durch die Mutter heimlich seinen einzigen Sohn in jene Dorfschule bringen lassen, gewiß, daß Genzo, der Lehrer, diesen, den vornehm gekleideten Neuling, statt des Königssohnes töten werde. Der Betrug gelingt, und nun ist es erschütternd, mitzuerleben, wie Matsuo vor dem abgeschlagenen Kopfe seines Kindes mit seinem Schmerz und seinem Geheimnis kämpft, auch die Schmähungen Genzos, der das vermeintliche Verkennen des echten Hauptes für eine stumpfe Gleichgültigkeit des „Treulosen" hält, stumm hinunterwürgt, ehe er sich beim Erscheinen seiner Frau, der unter ihrem Mutterschmerz Erbebenden, das fürchterliche Geheimnis entschlüpfen läßt. An der Bahre des Kindes brechen die beiden dann klagend zusammen, um erst wieder emporzuschnellen, als der gerettete Thronerbe erscheint, für den sein kleiner Freund, wissend und wollend trotz seiner kindlichen Jahre, als Opfer fiel, und dem freudig zu huldigen auch dem schwersten Schmerze ziemt.

Gersdorff hat sich mit der Übertragung und Bearbeitung dieses echt japanischen Stückes (Köln, Albert Ahn) ein Verdienst erworben. Größer freilich wäre es noch, wenn er über dem erzenen Bild aus Japans rauher Heldenzeit eine herbere Strenge hätte walten lassen, wenn er das Rankenwerk der Reflexionen und lyrischen Rezitative, die das Original umspinnen — wir können wohl Geschehnisse, nicht aber Gefühlsstimmungen aus so ferner, fremder Zeit herübernehmen —, mit strenger Hand beschnitten, sich jedenfalls aller gefühlsmäßigen Zutaten enthalten hätte. Da er das nicht hat, endet das kraftvolle Geschichts- und Seelengemälde fast wie ein schmelzendes Melodrama. Und mehr erweicht als gestählt kehren wir aus diesem Stück Alt-Japan in unsre Tage zurück.

* * *

Für die Kritik alles dessen, was sonst zu erwähnen noch übrigbleibt, möchte ich bitten, die Siebenmeilenstiefel anziehen zu dürfen. Im Hebbeltheater gibt es, gleichsam zum Dank für das Zugstück der vergangenen Spielzeit, einen neuen Shaw. Ob aber diese Erkenntlichkeit dem Autor und seinem bei uns so hochgeschraubten literarischen Ansehen wirklich eine Wohltat erweist? Shaws humoristische Weltanschauung zeigt sich im „Liebhaber" erst halb entbunden; dies Jugendstück, in der Hauptsache eine Verspottung des „neuen Weibes" und seiner vorgeblichen Männerverachtung, schleppt noch deutlich die Eierschalen selbstgefälligen Witzes und billiger Satire mit sich herum, am meisten da, wo es Ibsen

Digitized by Google

und den Ibsenkultus beschnattert. Das literarische Porträt Shaws, scheint mir, als das eines geistreichen und überlegenen Lügenstrafers der oberflächlichen Mache unsrer heimischen Schwänke und Lustspiele, wäre imposanter geblieben, wenn man uns mit diesem Produkt seiner Flegeljahre verschont hätte (deutsch von Siegfr. Trebitsch; Berlin, S. Fischer).

Das Neue Theater besänftigte erst mal sein nationales und literarisches Gewissen mit ein paar Aufführungen von Erich Schlaikjers Schauspielerdrama „Außerhalb der Gesellschaft", einem peinlichen Gemisch von schwächlichem Subjektivismus und wenig wählerischer Theaterkonvention, und von Henri Lavedans „Prinz d'Aurec", einem moralisierenden Gesellschaftsdrama aus der französischen Aristokratie von 1894, dem Zeit und Entfernung all sein bißchen ursprüngliche Frische genommen haben — dann stürzte es sich in die Wasser des amerikanischen Harmlosigkeitsdramas von heutzutage und zog richtig einen Goldfisch aus der Tiefe. Clyde Fitch, der Verfasser der „Wahrheit", ist, wenn wir richtig sehen, nichts andres als einer jener Dickens-Nachahmer, mit denen sich das Mutterland an seiner abtrünnigen Tochter rächt. Diese mühsam dramatisierte Geschichte eines weiblichen Lügenmäulchens, das die Wahrheit ihrer selbst willen haßt und so lange dagegen sündigt, bis der gutmütige Dichter es zur Reue und Rettung begnadigt, erinnert in seiner kindlichen Weltanschauung lebhaft an „Klein Dorritt" und wird denn auch wohl am Schiffbauerdamm alle zarten Seelchen ebensolange rühren und ergötzen, wie einst dies holde Kindchen im Königlichen Schauspielhause es tat.

Wie Frau Becky Warden das Flausen nicht lassen kann, so steht die schöne Fernande des Arromanches auf ständigem Kriegsfuß mit dem zehnten Gebot. Was sie zur Männerjagd verführt, ist allein der liebe Neid auf das „Glück der andern". Mag sie selbst meinetwegen die delikatesten holländischen Austern auf ihrem Teller haben — wenn sie sieht, daß ihre Nachbarin auch welche ißt, hält sie die für besser und sucht sie ihr wegzustibitzen. Für „Austern" muß man natürlich, da es sich um eine Pariser Neuheit im Residenztheater handelt, „Mann der Freundin" lesen. Die Geschichte könnte „bedenklich", also für die Stammgäste des Hauses in der Blumenstraße „amüsant" werden, wenn Francis de Croisset, einer der Verfasser der „Notbrücke", nicht ein Lustspiel, streckenweise wirklich ein feinhumoristisches Lustspiel geschrieben hätte, während man im Reiche Richard Alexanders doch einen Schwank und für ihn selbst vor allem eine jener tolpatschigen Schwerenöterrollen verlangt, in denen er so unübertrefflich ist. „Der Floh im Ohr", Alexanders letztes Zug- und Bravourstück, muß also wohl noch weiter nach einem würdigen Nachfolger Umschau halten, ehe er sich die Hosen des Pensionärs anmessen lassen darf.

Man sollte manchmal in ernsterem, sittlich entrüsteterem Tone von diesen Nouveautés de Paris des Residenz- und des Trianontheaters reden, ganz gewiß! Das beste aber, was man gegen sie tun könnte, wäre, sie mit guten deutschen Schwänken aus dem Lande zu jagen. Fedor von Zobeltitz und Wolf von Metzsch-Schilbach scheinen mit ihrem „Kolonialskandal" dieses patriotische Verdienst angestrebt zu haben. Wenigstens tut sich der unberühmtere der Herren Verfasser etwas darauf zugute, daß dieser „Kolonialskandal" ein kleines Versteckspiel der harmlosesten Art — mit einer „ehrlichen Liebe anfängt und mit einer richtiggehenden Ehe aufhört", anders als in jenen Pariser Zweideutigkeiten, „die neben dem betrogenen Ehemann als wirklichen Helden den Betrüger in einem Glorienschein zeigen". Eine vortreffliche Tendenz! Ein klein Teil mehr Geist und ein groß Teil weniger Bierulk, als es hier geschieht, muß aber für die Heilkur doch wohl aufgebracht werden.

Das Berliner Theater, die ehemalige Kunstburg Ferdinand Bonns (seligen Angedenkens!), hat bisher die beste aller Berliner Premieren erwischt: es hat sich in den Herren Meinhard und Bernauer eine neue Direktion zugelegt. Dieses Duumvirat will wieder — mit heiligen Eiden versichert es das Programm — wie einst in Barnays glorreichen Zeiten, einen weiten, wechselnden Spielplan pflegen und das klassische Drama mit gleicher Liebe ins Herz schließen wie das tüchtige, handlungsstarke und geschehnisfrohe Theaterstück der Gegenwart. Freytags „Journalisten", Grillparzers „Traum ein Leben" und Balzacs „Mercadet" (eine noch heute höchst wirksame Komödie des Geschäfts- und Börsenlebens) — diese drei Eröffnungsvorstellungen sollen ungefähr den Weg der zukünftigen Taten bezeichnen. Als eine kleine Extra-Attraktion haben sich die Herren Direktoren in dem Wiener Elegant Arnold Korff einen jener Modemacher-Schauspieler engagiert, wie sie die Kaiserstadt an der blauen Donau in Sonnenthal und Girardi hat oder hatte. Wünschen wir ihnen Glück dazu! Wenn nicht die Berliner Kunst, so profitieren davon doch vielleicht die Berliner Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Digitized by Google

Von Kunst und Künstlern

Max Klein † — Hans Thoma — Philipp Franck — Heinrich Petersen-Angeln — Julius Graumann

Der Tod hält reiche Ernte unter den bildenden Künstlern. Kaum daß sich die Hügel über Olbrichs, Leistikows und Uechtritzens Gräbern gewölbt haben, ist diesen dreien ein vierter Berliner Künstler gefolgt: am 7. September ist in seiner Villa im Grunewald der Bildhauer Professor Max Klein der schweren Krankheit erlegen, die seit einem halben Jahre an seiner Gesundheit gezehrt und ihm Schaffenslust und Lebensmut gebrochen hatte. Klein war am 7. Januar 1847 in Gönez, einem ungarischen Städtchen, geboren und kam nach Vorstudien in Ofenpest Ende der siebziger Jahre nach Berlin, wo er kurze Zeit im Aktsaal bei Professor Steffeck arbeitete und dadurch dem Kreise um Reinhold Begas nahetrat. In Berlin ist seine Kunst unter anderm durch den Brunnen im Säulenhof vor der Nationalgalerie, den Helmholtz auf der Potsdamer Brücke, den von seinem getreuen Tiras begleiteten Bismarck im Grunewald und endlich durch die Büsten von Manteuffel und Werder in der Ruhmeshalle bekannt geworden. Auch hat Klein, der als Schwiegersohn des „Kladderadatsch-gelehrten" Ernst Dohm enge Beziehungen zu der Berliner Schriftstellerwelt unterhielt, zahlreiche ausdrucksvolle Bildnisbüsten von Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern geschaffen, unter andern die von Nietzsche, Stefan George und Fritz Mauthner. Seine letzte Arbeit war das Modell zum Berliner Fontanedenkmal: ein Standbild in voller Figur, das die menschliche und künstlerische Persönlichkeit des Gefeierten in ihrem Wesen erfaßt, indem es „den Vielbewanderten ohne Feierlichkeit darstellt, wie er auf der altersreifen Höhe seiner Schaffenskraft betrachtend, bedenkend, bedeutend Volk und Gesellschaft, Persönlichkeiten und Schicksale sah". So erscheint Fontane, der klassische Schilderer der Mark, in der Haltung eines schlichten Touristen, der, sinnend die Landschaft betrachtend, langsam dahinschreitet, den Hut in der Hand, den Wanderstock in der Rechten, über die Schulter nach lieber Gewohnheit das Plaid geworfen.

Dies ist also nun die letzte Schöpfung Kleins geblieben; unsre Trauer über seinen frühen Verlust wird nur leise dadurch gedämpft, daß es ihm nach Jahren der Zurücksetzung noch kurz vor seinem Tode beschieden war, seinen Namen mit einem öffentlichen Werke auf die Nachwelt zu bringen, das zugleich etwas von seiner eignen schlichten, treuen und festen Persönlichkeit verewigt. Denn auf dem Grunde seines Wesens — man überzeugte sich davon, wenn man eine

Bildhauer Max Klein †.

Stunde mit ihm durch seine Werkstatt, sein Haus und seinen Garten ging — ruhte diese männlich gefaßte Treue und Einfachheit, so pathetisch sich auch manche an Begas' malerische Schule erinnernde Statuen gebärdeten, die, wie der grimmig auf seine Ketten niederblickende Simson oder der mit einem Löwen kämpfende Sklave, da herumstanden und beredter noch als von den schmerzlichen Enttäuschungen dieses Künstlerlebens von seinem hochgespannten Streben und dem ernsten Ringen um Idee und Stoff erzählten. Wollte man in des Künstlers Innerstes blicken, so brauchte man von diesen Kolossalstatuen den Blick nur auf die Büsten seiner Frau und seines märchenhaft schönen Töchterchens zu wenden oder seine entzückten Blicke an den Marmorgliedern edler Frauengestalten zu weiden, die da, zum Teil wundervoll getönt, ihre hellenisch schlanken Linien an die Wände zeichneten.

*

Die beiden Landschaften von Meister Hans Thoma, die wir in Doppeltondruck wiedergeben, rufen noch einmal die Erinnerung an den nun

Digitized by Google

entschwundenen Sommer mit seiner Sonne, aber auch mit seinen geballten Wolken und grollenden Gewitterstürmen wach. Während auf dem Bilde „Am Flusse“ der ganze träumende weltverlorene Friede des Sommers ruht, ahnt man in dem andern, der „Stille vor dem Sturm“, schon etwas von den dramatischen Spannungen und Zusammenstößen, mit denen sich sein Erbe, der Herbst, anzukündigen pflegt, oft schon, wenn noch das letzte Korn auf dem Halme steht. Beide Bilder, so verschieden sie auf den ersten Blick anmuten, werden dem Kenner Thomascher Kunst bald charakteristische Kennzeichen seiner Art offenbaren, sei es auch nur in der innig-schlichten, an altdeutsche Meister erinnernden Weise, wie hier das Kornfeld, dort die Bäume und das Blattwerk behandelt sind.

Philipp Francks künstlerischer Entwicklungsgang wie seine wichtigsten Schöpfungen sind unsern Lesern durch einen illustrierten Aufsatz Dr. Max Osborns schon bekannt (Septemberheft 1907). Doch führen uns die hier wiedergegebenen drei Gemälde in ein neues Gebiet seiner Kunst. Sie sind sämtlich während des Sommers 1907 entstanden, wo Prof. Franck zum erstenmal in den Spreewald ging, aber gleich auf Wochen und Monate, da es ihm klar war, daß diese verschlossene Natur und noch verschlossenere Bevölkerung ihm erst ihre malerischen Schönheiten offenbaren werde, wenn man mit den Leuten vertrauter geworden. Die Wenden sind ja sehr scheu, und die Fremden, besonders die Berliner, die den Spreewald besuchen, tun wenig, diese Scheu verschwinden zu machen. Franck aber wußte den Schlüssel zu ihrem Vertrauen zu finden, und so hat er das trachtenfrohe Volk bei seiner Arbeit, bei seinen Vergnügungen und in seinem Gemütsleben belauscht. Er selbst, ein scharfer Beobachter und sachlich ruhiger Beurteiler seiner selbst, mag uns davon erzählen.

Die „Tanzpause“, so beginnt der Künstler seine Plauderei, habe ich miterlebt bei einem Richtfest. Nach der Feierlichkeit auf dem Richtplatz ging es im Zuge nach dem Tanzsaal im Orte, je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, die Männer im Jackett, nur die Lehrer im Gehrock, die Damen in wendischer Tracht, Musik voran, dann die Zimmerleute mit den Richtkränzen. Alles in großem Ernst, kein Genre à la Defregger. Im Wirtshaus angelangt, beginnt man sogleich den Tanz, ein ernstes feierliches Drehen, ohne Lachen, wie eine Art Arbeit. Ist sie erledigt, werden die „Damen“ rings in der Reihe auf Bänke und Stühle gesetzt und von den Männern ihrem Schicksal überlassen. Denn diese finden sich beim Bier zusammen und erscheinen auch erst wieder, wenn ein neuer Tanz beginnt. Nur der Herr Lehrer im Gehrock auf meinem Bilde „poussiert“: die Lehrer sind ja immer bei den nettesten Mädchen zu finden! Ein besondres Gewicht legen die Wendinnen auf schön gestärkte Tanzschürzen. Neulich war hier Theateraufführung des Vaterländischen Frauenvereins mit darauffolgendem Ball. Die Wendinnen erschienen dazu in Festtracht, hatten aber auf dem Wege die Tanzschürze noch nicht vorgebunden, sondern eine etwas weniger schön gestärkte. Die Tanzschürze selbst, fein säuberlich eingeschlagen, trugen sie in einem besondern Paket in der Hand.

Um fünf Uhr nachmittags war der Zug an meinem Gasthaus mit Musik vorübergekommen. Auf ein Briefkuvert, das ich in der Tasche hatte, hatte ich mir das Motiv im Tanzsaal mehrmals skizziert und war dann bald nach Hause gegangen. Um sechs Uhr in der Frühe des andern Tages zog der Zug wieder aus dem Tanzsaal an meinem Fenster vorüber zum Richtplatz, wo der Schlußkaffee serviert wurde. Wieder Musik, die Damen etwas blaß, die Männer teilweise recht schwankend; genau zwölf Stunden hatte also die „heilige Handlung“ des Tanzes gedauert. Gerade diese Feierlichkeit der Sache hatte aber etwas Eignes, der gewohnten Genremalerei Fremdes.

Beim Malen reizte mich das Problem der weißen Gruppe der Mädchen, mit einzelnen Farben durchbrochen, die sich ornamental durchzogen. Es waren die Farben gelb, rosa und grün. Ein gelbseidenes Kopftuch in der Mitte schlug den Akkord an und klang nach beiden Seiten aus, wurde außerdem in der obern Etage der Musiker begleitet durch die gelben Blasinstrumente. Rosa kam von vorn links und verlor sich nach dem Hintergrund rechts; grün kam von rechts hinten mit einem apfelgrünen Brusttuch, verlor sich nach vorn links und klang aus in dem grünübersponnenen Fenster hinter den Musikern.

Bei der „Witwe“ war das malerische Problem schwarz, blau und weiß. Die Witwen im Spreewald tragen schwarze Kopf- und Halstücher. Die alte Frau saß, Kartoffeln schälend, vor einer alten Wand, die ehedem blau getüncht, dann weiß überstrichen worden war. Teilweise war dann die obere weiße Farbe abgebröckelt, und das lichte Blau der Untermalung trat zutage. Dazu kamen als hellstes Weiß die weißen Ärmel; der dunkelblaue Rock setzt das Blau fort. Daß die auf den Boden gestellten Töpfe schief stehen, hat seinen Grund in der Unebenheit der alten Balken.

Der Vater, der mit seiner kleinen vierjährigen Tochter „über Land“ geht, hält im Tuch eingewickelt das Geschenk, den Honigtopf. Die kleinen Schönen tragen mit derselben Grandezza wie ihre erwachsenen Schwestern das breite Kopftuch, die geblümte, spitzenbesetzte seidene Schürze und den Tuchrock mit dem blumendurchwirkten Seidenband. Schöner noch sind die Farben, wenn die Sachen Erbstücke sind. Bänder und Tücher, die teilweise schon über hundert Jahre alt sind, haben viel feinere Farben als die neueren, vielfach mit Anilinfarben grell gefärbten. Zu der grünen

Sommerlandschaft mit dem Ziegeldach des Hauses bildet die Kleine mit ihrer grünblumigen Schürze und dem weinroten Kopftuch den Schlußakkord.

*

Farbig erscheint in diesem Heft außer den chinesischen Kunstblättern, die Dr. Münsterberg in seinem Aufsatz bespricht, das Ölgemälde „Jahrmarkt in Glücksburg" von Heinrich Petersen-Angeln, ein echtes deutsches Frühherbstbild und ein echtes norddeutsches Heimatbild dazu. Wer einmal nach dem Nahen und Verschwinden so eines Herbstjahrmarkts die Freuden seiner Kindheit eingeteilt hat — er sei Uhl oder Krey —, der vergißt ihn so leicht nicht wieder. Noch nach dreißig Jahren glaubt er den süßen Pfefferkuchen- und den etwas schmalzigen, aber doch so köstlichen Stahlkringelduft zu spüren, der von den Buden Rike Rachows oder Dürten Jürgens' ausströmte und einem die sauer erbettelten Witten und Dreier aus den Taschen lockte. Der stolz gebäumten Holzpferdchen und bunten Gasballons ganz zu geschweigen, die da gleichfalls prangten, sich aber nur ausnahmsweise gnädig erwiesen, wenn ein freigebiger Krösus von Onkel seinen Geldbeutel einmal besonders weit aufgetan hatte... Diese Jugendstimmung, gemischt aus Seligkeit und Sehnsucht, Gegenwartsfreude und Ahnungsbangigkeit, gibt, dünkt uns, abgesehen von den feinen malerischen Qualitäten, das Bild Petersens vortrefflich wieder.

Der Maler selbst weilt leider nicht mehr unter den Lebenden. Am 4. April 1850 in Westerholz, einem Dorf an der Flensburger Förde, als Sohn eines Landwirts geboren, zeigte Petersen (nicht zu verwechseln mit seinem gleichfalls erst kürzlich gestorbenen Namensvetter Heinrich Petersen-Flensburg) schon als Kind eine ausgesprochene Begabung für Malen und Zeichnen. Auf der Berliner Akademie wurde er dann (1872) Schüler von Wilberg, Hertel und Gussow, bis er 1879 nach Düsseldorf übersiedelte und in Eugen Dücker einen ihn stark anregenden und fördernden Lehrer fand. In Düsseldorf nahm Petersen dann auch als selbständiger Künstler seinen Wohnsitz, machte aber alljährlich große Studienreisen nach Belgien, Schweden und Norwegen, um hauptsächlich die Marinemalerei zu pflegen. Während der letzten zehn Jahre ging er, in jedem Herbst nach dem heimatlichen Glücksburg, das ihm für diese Treue mit immer neuen Anregungen und Motiven dankte. Am 23. April 1906 raffte ihn eine Lungenentzündung hinweg. — Petersen war im Besitz mehrerer goldener und silberner Medaillen, unter anderm der von Berlin, London und Antwerpen; zu seinen bedeutendsten Gemälden, die sich alle durch eine liebevolle Versenkung in die Natur und durch künstlerischen Ernst auszeichnen, gehören die „Dünen" (in der Düsseldorfer Städtischen Kunsthalle), der „Sonnenuntergang an der Nordsee" (im Privatbesitz zu Dortmund), „Brandung" und „Abendstimmung" (beide im Privatbesitz zu Köln), „An der Einfahrt" (im Museum Wallraf-Richartz zu Köln) und „Große Marine" (im Privatbesitz zu Antwerpen). F. D.

* * *

Mit dem Knabenbildnis von Julius Graumann haben wir es unternommen, auf einen jüngeren Münchner Maler hinzuweisen, der die Sympathie der Leser dieser Zeitschrift wohl verdiente. Geboren 1878 in Nürnberg, trat Julius Graumann, der in einer kurzen Zeit des Versuchs, Kaufmann zu werden, nichts besseres zu tun wußte, als alles erreichbare Papier mit Federzeichnungen zu füllen, als Zwanzigjähriger in die Münchner Akademie ein und studierte ein paar Semester bei Karl Marr. Wie so vielen, vermochte aber auch ihm die Akademie gar nichts zu geben. So zog er es bald vor, sich autodidaktisch weiterzubilden, wanderte in den Sommermonaten nach Dachau und malte nach der Natur Landschaften und Bauernbilder wie alle zu jener Zeit. Von 1903 bis 1906 war er dann Schüler der bekannten Malschule von Knirr in München und arbeitet seitdem selbständig.

Das hier wiedergegebene Knabenbildnis wird für sich selbst sprechen. Wir spüren jene wohltuende Harmonie der Flächenornamente, jene Abgeklärtheit der farbigen Erscheinung, jenes Unaufdringliche der Charakteristik, wie es den musikalischen Naturen unter den Malern eigen ist, durch deren Schaffen der Grundton einer weichen Melancholie geht. Erste Entwürfe mit ihrer Frische und kecken Eindringlichkeit fallen bei solchen Künstlern stets einem Sichnichtgenugtunkönnen zum Opfer — gar oft zum Nachteil der dekorativen Wirkung des farbigen Bildes. Aber dafür bietet sich dem ohne Hast betrachtenden Auge der Reiz eines schwer erkämpften Friedens, des beendeten Kampfes einer ehrlich ringenden Seele mit der Darstellbarkeit der Objekte dieser Welt — Vorzüge, die wir nur wenigen unter den heute arbeitenden Künstlern zugestehen können. Daß der Maler den Ausdruck rührender Kindlichkeit in Kopf und Bewegung dieses mit Liebe sein Spielzeug an sich drückenden Knaben traf, sei ihm hoch angerechnet. Das Kinderbildnis war zu allen Zeiten eine schwer lösbare Aufgabe der Maler. Und besonders trafen diejenigen den Ton nicht, denen im Herzen nicht etwas von jener Naivität der Empfindung lebte, von jenem ersten Augenaufschlag des göttlichen Kindes. E. B.

Digitized by Google

11

Hans Thoma: Am Fluſſe.

Literarische Rundschau

Clara Viebigs neuer Roman „Das Kreuz im Venn" — Unsre neusten Konversationslexika (Meyer, Brockhaus, Herder) — Literarische Notizen

Clara Viebigs neuer Roman „Das Kreuz im Venn"

Clara Viebig braucht aus der Großstadt, die ihr vorletzter Roman („Einer Mutter Sohn"), oder aus der deutsch-polnischen Ostmark, die ihr letzter („Absolvo te") zum Schauplatz hatte, nur in die Eifel, das Heimat- und Wurzelland ihrer Begabung, zurückzukehren, und sie hat ihre alte Kraft, ihre ursprüngliche Frische, ihre körnige Herbheit wieder. Wir lesen den Titel des neuen Buches (Berlin, Fleischel u. Ko.; geb. 7½ M.) und betrachten die darüber stehende Umschlagzeichnung des Eifelmalers Fritz von Wille: ein roh zusammengefügtes Holzkreuz auf rotblühender Heide, zwischen grünschwarzen Tannen, wie es seine harten Linien auf das leichtgewellte Hügelland und in den stahlgrauen Himmel zeichnet — und jener die Brust frei und stark machende Landschaftshauch weht auch uns an, der Bartholomäus Leykuhlen, den mannhaften Bürgermeister von Heckenbroich, so hoch aufatmen läßt, als er das Pflaster der Stadt wieder hinter sich hat und mit weit ausholenden Schritten den steinigen Pfad zu seinem einsamen Eifeldorf emporsteigt. Unten im engen Tal in einen Felsenkessel eingepreßt bleibt das Städtchen zurück mit seinen Treppen und Treppchen, seinen Winkeln und Gäßchen, mit seinen hoch an den Felsen hängenden Gartenfleckchen, mit seinem düstern Grau und Blau von altersgedunkeltem Schiefer und verwittertem Felsgestein. Wie man das nur schön finden konnte! Ihm wollte das gar nicht gefallen. Wie ganz anders war es hier oben. Wunderschön! Der Himmel rein blau, ohne Wolken, und immer klarer der Sonnenschein, je weiter man von dem Neste abkam ...

Wie? ist es nur der grauhaarige Leykuhlen, den wir diesen Weg gehen sehen, oder schreitet ihm zur Seite denselben Pfad aus den engen, dumpfen Stadtgassen hinauf auf die sonnendurchglühten, windgefegten Höhen der Eifel — dieser mißachteten und für den Blick der Heimatliebe doch so schönen, so gesunden und so reichen Eifel — nicht auch Clara Viebigs Kunst selbst, eine feste, starknochige Gestalt mit klingendem Schritt, stolzgetragenem Nacken, offener Stirn und hellen grauen Augen, die allem, was Erdendasein und Menschenschicksal heißt, so tapfer und gerade entgegenblicken? Mir will es scheinen, als bedeute dieses ihr neustes Buch eine Einkehr bei sich selbst, ein Zusammenraffen ihrer besten Kräfte und damit so etwas wie der Beginn einer neuen Jugend. Vom ersten Blatt an gewinnt der Leser die Gewißheit, daß es hier zwischen Stoff und Künstler keinen Zwiespalt gibt, keine nur mühsam und künstlich überbrückten Gegensätze, sondern daß eine mächtige Harmonie beides zusammenhält, und dieses sichere Gefühl trägt uns durch den ganzen Band mit seiner erstaunlichen Geschehnis- und Menschenfülle.

Ja, das gewaltige Beobachtungsmaterial, das hier verarbeitet worden, ist es, was unsre Bewunderung zuerst in Anspruch nimmt. Ein deutscher Zola — immer wieder drängt sich uns angesichts solcher Vielheit von Landschafts-, Menschen- und Kulturbeobachtungen dieser Vergleich auf. Und wie der französische Romancier seine Realienfülle endlich in ein großes allumfassendes und allüberragendes Kultursymbol zusammenzuballen liebte, so strebt auch Clara Viebig in diesem Eifelroman — wie schon früher in der „Wacht am Rhein" oder im „Schlafenden Heer" — wieder danach, all dieses Auf und Ab, Fein und Grob, Weich und Streng des Menschenlebens unter ein ewiges Sinnbild zu stellen, das das Irdische überragt. Erdenweh und Himmelssehnsucht, Heimatsliebe und Jenseitsdrang! „Jetzt waren sie vorüber. Aber hinter ihnen ragte das Kreuz der Ley, das einzig Ragende auf der weiten Fläche. Das alles überragende — das Wahrzeichen im schwarzen Land ..." Mit unnachahmlicher Kunst versteht es Clara Viebig, jenen geheimnisvollen Stimmen zu lauschen und sie in ihrer elementaren Kraft wiederzugeben, mit denen die Natur den Menschentrieben antwortet und die Menschentriebe wiederum der Natur. Sie alle, die in diesem gestaltenreichen Roman auftreten, von dem armen kleinen Kretin Dores Huesgen an, der für seine Gefühle und Wünsche immer nur das eine „Päp! Päp!" findet, bis zum markigen, unerschrockenen Bürgermeister von Heckenbroich, der fest auf dem Grund seines Hofes und seines Glaubens steht und sich durch kein Drohen von oben und unten in seinem frommen Willen erschüttern läßt, ja, bis hinauf zu Josef Schmolder, dem verstiegenen Träumer, einem Nachkom-

men des Eichendorffschen Taugenichts, der seine Freuden und Schmerzen nicht eng genug an den Busen der einsamen Natur betten kann — sie alle sind mit ihrem Leben und Streben, Tun und Verlangen an den kargen Boden des Eifellandes gekettet. Sie alle aber suchen auch darüber hinaus in dunklerem oder hellerem Drange nach einem Höheren, dem sie sich in Demut beugen können. Bäreb Huesgen, des armen und ach! so kindergesegneten Webers Älteste, eine der reinsten Jungmädchengestalten, die uns die moderne realistische Literatur geschenkt hat, sucht danach im Jahrmarktslärm der Echternacher Springprozession. Ihre Mutter glaubt es in der Ekstase hungernder Not gewiß und wahrhaftig als Unsre Liebe Fraue tröstend und hilfreich am Wege sitzen zu sehen. Für Bartholomäus Leykuhlen und seine Frau, das zärtlich geliebte Mariechen, die Kinderlose, ist es der „Eifler Dom", die neue Kirche, die der Bürgermeister, praktischeren Forderungen der sogenannten Kultur voran, seiner Gemeinde erbaut hat, um sie im Trotz gegen Landrat und Bauern zu behaupten. Simon Bräuer, der düstre brutale Gefangenaufseher, den es doch mit jugendlich stürmischer Sehnsucht nach seinem fernen Weibe und seinen Kindern zieht, kennt kein schöneres Ziel, als den widerspenstigen Boden seiner geliebten Heimat mit seiner wilden Rotte urbar zu machen. Selbst von den gottvergessenen Sträflingen, die mit Hacke und Spaten tagaus, tagein das Venn bearbeiten, wird dem einen, dem Rotfuchs, von einem holden, hinter der Hecke singenden Kinde die verstockte Seele gerührt, während dem andern sogar die ersten Knospen, die sich an den frischen Stecklingen zeigen, ein freudiges Grinsen entlocken. So haben sie alle ein Etwas, das sie hinanzieht, das sie antreibt, sich und ihre Umgebung besser und schöner zu machen. „Nenn es Egoismus, nenn es Menschenliebe, wie du willst", meint Josef Schmölder. Hier oben, scheint es, ist in keinem andern Heil als in dem Kreuz der Marienley. Die es nicht sehen oder nichts davon wissen wollen, wie der aufgeklärte Tierarzt, der streberische Landrat, die jungen leichtlebigen Offiziere aus dem Lager oder die liebestolle und doch innerlich kalte Schwanenwirtin, die alle am Fädchen hat, sie sind nur trübe Augenblicksgäste, die zu keinem rechten Wesen kommen, jedenfalls den andern nicht die Wage halten.

Durch das ganze Buch hallt es von frommen Gesängen und inbrünstigen Gebeten. „Als ich aus meinem früheren Kreis, aus Ostpreußen hierherkam," seufzt der Landrat, „war ich ganz paff. Ich bin doch auch ein gläubiger Christ, aber so etwas wie hier ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Das ist schon verbohrt!" Seien wir ehrlich: wir Protestanten möchten diesem Mädchen manchmal die Hand drücken, und auch die Dichterin wird mit ihrem Pensum auf der Seite der Aufklärung sein — ihr Herz aber, besser noch ihre künstlerische Liebe gehört den andern, in denen mit der ungleich stärkeren Inbrunst auch die ungleich stärkere Lebens- und Schicksalsfülle ist. Es wäre Torheit, einer Clara Viebig aus diesem Buch, in dem die Springprozession von Echternach — mit dem entzückenden, an Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe" erinnernden Idyll zwischen Bäreb und Niklas darin — eine so hingebungsvolle Schilderung findet, ihr aus diesem Buche den Vorwurf pietistischer Kulturfeindlichkeit zu schmieden und sie etwa mit dem dickschädligen Bauernbürgermeister zu identifizieren, der dem Landrat, dem Kulturbringer, mit den Worten heimleuchtet: „Überhaupt, Kultur — wat redt man jetzt doch immer so viel von Kultur? Dat is jetzt so'n Schlagwort! Sie jebrauchen dat auch immer, Herr Landrat! Die höchste Blüte der Kultur ist die christliche Religion!" Nein, die Dichterin steht so wenig auf dieser, wie sie auf der andern Seite steht. Sie geht mit denen, die ihrer Gestaltungslust am meisten zu geben haben. Und das sind hier wie überall, wo es sich um Heimats- und Landschaftskunst handelt, die Bodenständigen und die Elementaren, die aus diesem Stück Land ihre Säfte saugen, die ihm dafür aber auch für immer verhaftet sind. Wieviel Schweiß, wieviel Lebenskraft verlangt doch dieser Boden! Und wird er denn überhaupt je von schwarzem Moorland sich wandeln zu hellerem Gefilde?! Die auf und an ihm arbeiten, sie sind und bleiben Unfreie und Gebundene. Nicht nur die Häftlinge der Strafkolonie, auch der Bürgermeister, der „König" von Heckenbroich: auch er ist ein Unfreier. So wenigstens dünkt es Josef Schmölder, den ein glückliches Geschick und eigne Seelenstärke noch im letzten Augenblick davor bewahren, auch sich durch Schuld und späte Leidenschaft zum Sklaven dieses Bodens zu machen.

Clara Viebigs „Kreuz im Venn" wäre ein großes Werk, wenn es ihr gelungen wäre, dies heiße Durcheinander von dumpfem Triebleben, wildem Liebesdrang, heitrer Erdenlust und weltflüchtiger Himmelssehnsucht wirklich in eins zu verschmelzen. Aber dieser starke, das Widerstrebende zusammenschweißende Atem fehlt ihr. Vielleicht weiß sie das selbst, vielleicht aber kommt ihr der Mangel gar nicht in den Sinn. Wahrscheinlich hält die Freude am Einzelnen, am Wirklichen und Lebendigen sie so mächtig gepackt, daß ihre Schöpferfreude davon aufgezehrt wird. Schließlich aber empfinden wir dieses Fallenlassen des Fadens in dem Augenblick, wo er sich mit den andern zu einem einheitlichen Gewebe verflechten soll, doch auch als künstlerischen Mangel. All diese Menschenleben, so nahe sie beieinander wohnen und so eng sie aneinandergebracht werden, berühren sich wohl, aber durchgären sich nicht. Es gelingt der Verfasserin nicht, ein festes

Julius Graumann: Knabenbildnis.

gemeinsames Band der Handlung um sie zu schlingen, sie zu einem großen menschlichen und seelischen Gemälde zusammenzufügen. Wohl, es ist königlicher Reichtum, Überfülle an trefflichen, zum Teil vollendeten Einzelheiten, was die Konzentration verhindert und das Ineinander immer wieder zum Nebeneinander macht. Das war schon in den „Rheinlandstöchtern" so und muß, da es jetzt nach elf Jahren genau so wiederkehrt, wohl eine organische Schwäche der Dichterin sein. Die Ehrlichkeit gebietet, sie festzustellen und daran die Grenzen dieser epischen Begabung zu erkennen. Zum Zorn aber reicht es nicht. Nicht einmal zum Schelten. Dafür fordert die Stärke des Gelungenen zuviel bewundernden Respekt von uns, die Fruchtfülle des Menschlichen, die auf diesen Blättern wächst, zuviel Teilnahme und dankbare Liebe. F. D.

Unsre neusten Konversationslexika

Man wird als „Büchermensch" und nun gar als berufsmäßiger Rezensent abgestumpft gegen die Gefühlswerte, die für minder papiergesegnete Leute schon in der äußern Erscheinung so eines stattlichen, schön gebundenen und glänzend ausgestatteten Bücherbandes liegen. Wohin bist du entschwunden, trüber und doch so goldner Dezembertag, da der Zwölfjährige zum erstenmal Schillers Werke, drei oder vier schlecht gedruckte, schlecht gebundene Reclam-Bände, auf den Händen wog und sie sein, sein ganz allein nennen durfte! Heute wird manchem sich viel schöner präsentierenden Bande ein sauer Gesicht geschnitten, und seufzend wird er zu denen gestellt, die wie er eine Besprechung fordern und nun gleich peinlichen Gläubigern die Ruhe arbeitsreicher Tage und friedlicher Nächte stören. Der Augenblick aber, da ich den 20. Band des neuen Großen Meyerschen Konversationslexikons aufs Brett stellen konnte, hatte weiß Gott! doch so etwas wie ein festliches Gesicht. Mir war, als müßte irgendwo eine Glocke zwölf schlagen, oder ein Polier — so einer aus der guten alten Zunft — müßte aufs Gerüst steigen, den Kranz auf den obersten Balken pflanzen und eine Rede schwingen: „Liebwerte Zunftgenossen! Der gegenwärtige Augenblick usw." In Leipzig, denk' ich mir, haben sie auch gefeiert, wenn sie auch schon wieder alle Hände voll zu tun haben, um den Ergänzungsband vorzubereiten, der das Gesamtwerk bis auf den Tag seiner Vollendung vervollständigen und der Nr. 20 auf dem Fuße folgen soll. Immerhin, die Kette A bis Z ist geschlossen, und nun wir das Geschmeide überblicken, dürfen wir wohl sagen: das Bibliographische Institut und wir mit ihm — denn dies Werk ist trotz seines fremden Namens ein ausgeprägt deutsches Werk —, wir sind stolz auf diese Leistung, stolz auf die Organisationskunst, die das Ganze geleitet, stolz auf den Arbeitsernst, der, immer auf die strengste Sachlichkeit, die gedrungenste Kürze und den prägnantesten Ausdruck bedacht, diese zwanzigtausend Seiten mit seinem Wissen gefüllt hat, stolz auf die technische Ausstattung mit all den tausend und aber tausend Abbildungen, Tafeln, Karten und Tabellen, die den Text erläutern, beleben und schmücken.

Ja, auch schmücken! Der wachsenden Freude am Bilde und an der Farbe hat sich eben auch das Konversationslexikon nicht entziehen können. Gewiß, ein solches Werk soll kein Bilderbuch zur Befriedigung einer flüchtigen Schaulust sein, sondern auch in seinen Abbildungen denselben enzyklopädischen, d. h. allgemein unterrichtenden Charakter haben wie der Text, aber es braucht dabei doch auf künstlerischen Dekor nicht zu verzichten. Diesen Grundsatz festhaltend, weist die neue Auflage im übrigen in allen Abschnitten bedeutsame Vermehrungen und Verbesserungen der Bilderbeigaben auf. Namentlich der Völker- und Trachtenkunde, den anatomisch-physiologischen Apparaten, den botanischen Erzeugnissen, den zoologischen, geologischen, technologischen, physikalischen und astronomischen Gegenständen ist dies zugute gekommen. Sehr viel weiter als früher ist der Kreis der Abbildungen für Kunst und Kunstgewerbe gezogen: neu aufgenommen sind u. a. Bronzekunstindustrie, Bücherzeichen, moderne Tapeten, Zierguß. Das Kartenmaterial strebt immer erfolgreicher dem Ziele zu, einen Spezialatlas neben dem Konversationslexikon überflüssig zu machen. Eine völlig neue Erscheinung in der sechsten Auflage sind die — Bildnisse. Publikum und Kritik haben seit langem immer dringender danach gerufen. Warum zu einem in Worten abgefaßten Charakterbilde eines Berühmten nicht sein Bildnis? Der „Meyer" selbst hat darauf, wenn ich nicht irre, jahrelang die Antwort gegeben: Porträte sind Schmuckstücke, und bloße Schmuckstücke verschmähe ich! Wirklich, nur Schmuckstücke? Zwar gibt es — darin hat er recht — auch dreihundert Jahre nach Macbeth „noch keine Kunst, die innerste Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen": doch etwas von der Menschen Anlagen und Schicksale dürfte man sich immerhin darauf zu finden getrauen: „In jedes Menschen Gesichte steht seine Geschichte, sein Hassen und Lieben deutlich geschrieben", singt Mirza Schaffys heitre Weisheit. Wie aufschlußreich für Goethes geistige Entwicklung ist eine Reihe von Goethebildnissen aus den verschiedenen Lebensaltern, wie Meyer sie jetzt auf einer Tafel des achten Bandes gibt. Jedenfalls: zu den Erläuterungsmitteln gehört auch das Porträt; zum mindesten erspart es dem Biographen die Beschreibung der äußern Erscheinung. Nun also, endlich hat auch Meyer sich erweichen lassen, und so gibt es in dieser neuen Auflage Afrikaforscher- und Bismarckbildnisse, Dichterporträte und Reformatorenköpfe u. a., einstweilen freilich immer nur auf Tafeln

Digitized by Google

zusammengestellt. Doch der Anfang ist gemacht; mehr verheißt die Vorrede, wonach diese Tafeln als ein „weiterer Entwicklung fähiger Versuch" zu betrachten sind. Wir nehmen das für ein Versprechen und hoffen, daß wir schon beim Durchblättern der nächsten, siebenten Auflage bei jedem größeren biographischen Artikel mit Goethe singen können: „Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor!"

Daß der Meyer in allen Realwissenschaften auf der Höhe, hat man ihm längst schon mit einstimmigem Lobe nachgerühmt; dagegen hat man seinen Artikeln aus den reinen Geisteswissenschaften wohl manchmal etwas am Zeuge flicken wollen. Nun spürt man aber gerade hier in der neusten Auflage ein Bessern und Erweitern auf Schritt und Tritt. Dabei soll man nicht verkennen, daß gerade die biographischen Artikel, zumal über noch lebende Zeitgenossen, deren Bedeutung in idealen Geisteserzeugnissen zu suchen ist, der Kritik immer am leichtesten Angriffspunkte bieten. Die einen wettern über den vielen unnützen Ballast, der das Fahrzeug auf Kosten andrer, ihnen willkommenerer Ladung überlaste, die andern nehmen Ärgernis an der kühlen Kargheit, mit der diese Beiträge abgefaßt zu sein pflegen. In beiden Ausstellungen liegt ein Kern von Wahrheit — wer aber vermag der Zukunft, dem morgigen Tage schon in die Falten seines Mantels zu sehen, wer weiß, ob nicht die nächste Stunde schon tausend Hände nach einem zeitgenössischen Namen blättern läßt, der eben noch ebenso vielen tot war? Doch die Kargheit und die absichtliche Unterdrückung des Urteils! Auch ich habe lange geglaubt, daß dieser Lakonismus der einzig gangbare Weg sei, wolle man nicht überall anstoßen, nicht zuletzt an der Wagschale der Geschichte, deren Zünglein im Winde der Gegenwart hin und her pendelt. Jetzt scheint mir doch, als sollten wir auch in dieser Beziehung mehr Mut zu uns selber und zu unserm Gegenwartsurteil fassen.

Ein Konversationslexikon ist keine Bibel, die sich vom Vater auf den Sohn vererben läßt; jede Generation braucht zwei oder drei, will sie mit ihrer raschlebigen Zeit Schritt halten. Also heraus mit dem Urteil, Mut wenigstens zu ein paar abgrenzenden, charakterisierenden Worten, damit den scheußlichen nichtssagenden Superlativen der „glänzendste", der „hervorragendste", der „berühmteste" der Garaus gemacht wird! Da finden die weiteren Auflagen noch manches zu tun. Was soll uns z. B. ein Artikel über Jakob Burckhardt, in dem wohl von seiner „lichtvollen Darstellung" und seiner „Feinheit der Auffassung", auch von seiner „gründlichen Literatur- und Quellenkenntnis" die Rede — was alles er mit andern Gelehrten seines Gebietes teilt —, kein Wort aber über seine eigentümliche Auffassung des Geschichtsraumes gesagt wird! Anderswo sind darin dankenswerte Fortschritte zu bemerken. So erfährt jetzt z. B. Berthold Auerbach eine vortreffliche, energische Charakteristik, und insbesondere die Schauspielerbiographien befleißigen sich, ohne vor dem Zorn eitler Theatergrößen zu zittern, einer offnen und festen Kennzeichnung. Auch bei den Kunstartikeln merkt man deutlich, daß der noch ganz im alten Geschmack befangene Adolf Rosenberg einen gegenwartsfroheren und umsichtigeren Nachfolger gefunden hat. Genug, aus der neuen erweiterten Auflage des Großen Meyer läßt sich von neuem die Gewißheit schöpfen, daß dies Werk seine Erweiterungen und Verbesserungen aus dem Geist der Zeit heraus vollzieht, und daß über dem Ganzen eine Leitung wacht, die sich keinen Umschwung der Wißbegierde und des Geschmacks entgehen läßt, ohne daraus praktische Lehren zu gewinnen. Das soll beileibe nicht so viel heißen, als könne der Meyer seinen Mantel je charakterlos nach dem Winde hängen. Nein, es ist auch heute noch sein Stolz, alle Einseitigkeit und allen Radikalismus, alle Parteilichkeit und alle Tendenz zu meiden. Er ist darin unentwegt seinen Weg gegangen, so verlockend oder drohend die Stimmen manchmal auch erklangen, die ihn von diesem geraden Pfade abzulenken suchten. Köstliche Zeugnisse dafür liegen, wie uns der oberste Leiter des Werkes vor Jahr und Tag einmal verraten hat, hinter Schloß und Riegel im Leipziger Archiv, darunter hauptsächlich solche von ultramontanen (nicht katholischen!) Wissenschaftlern, Währungsfanatikern, Naturheilkundigen, Anhängern bestimmter Stenographiesysteme und dergleichen mehr. Sowenig wie alle diese Philippiken die Unparteilichkeit des Meyer erschüttert haben, ebenso fest steht seine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Wer daher ein umfassendes modernes Konversationslexikon wünscht, das ihm die neusten Ereignisse und Forschungen bis auf das Jahr 1908 vermittelt, der stelle sich die zwanzig neuen Lederbände des Großen Meyer in seine Bibliothek!

So von innen heraus, aus sachlichen Beweggründen, wie beim Großen, hat sich die Erweiterung bei Meyers Kleinem Konversationslexikon ergeben. Früher zwei, dann drei Bände stark, wird es in der neuen, siebenten Auflage sechs starke Bände (je 1000 bis 1150 Seiten) umfassen. Vier von diesen Bänden, nicht minder gediegen ausgestattet als die des großen Bruders, liegen bisher vor (in Halbleder geb. je 12 M.). Das ganze Werk wird 130000 bis 140000 Artikel und Nachweise mit 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln, 110 Karten, Pläne usw.) und 100 Textbeilagen enthalten. Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen den Geschwistern, wem hauptsächlich soll der kleinere und jüngere Sprößling des Bibliographischen Instituts dienen? Mit der innern Daseinsberechtigung dieses neuen Unternehmens wäre es

schlecht bestellt, wenn die Antwort einfach lautete: Leuten mit magerm Geldbeutel. Nein, mit einer solchen Auskunft wäre das Wesen des „Kleinen Meyer" höchst ungenau bezeichnet. Woran er vielmehr in erster Linie gedacht hat, das sind alle die, die nicht immer Zeit und Lust haben, um einer flüchtigen Auskunft oder kurzen Belehrung willen einen längeren Artikel durchzulesen. Strenge der Auswahl und Verschärfung der Sachlichkeit in allem, was dargestellt wird, waren oberste Redaktionsgrundsätze. Ein Blick in die siebente Auflage zeigt, mit welchem Geschick diese Forderungen erfüllt werden. Das ungeheure Anwachsen des Stoffes verlangte eine Vermehrung um viele Tausende von Artikeln. Alle Wissensgebiete erfuhren dabei Berücksichtigung, besonders die gegenwärtigen Zustände im Staats- und Kulturleben, die Fortschritte der Technik, der landwirtschaftlichen Gewerbe, der Naturwissenschaften, der Heilkunde und Gesundheitspflege, die Ergebnisse der Forschungsreisen, die Bewegungen auf den Gebieten der Sozialpolitik und Kolonien, die Veränderungen im Heer- und Marinewesen, die letzten Volkszählungen usw. Das war nur möglich, indem jeder einzelne Mitarbeiter fest und unbeirrt auf den Kern, auf das Entscheidende und Kennzeichnende des behandelten Gegenstandes sah und sich weder durch Spezialkenntnisse noch durch persönliche Lieblingsneigungen von der zielsichern Bahn ablenken ließ. Dabei ist der abgerissene Telegrammstil glücklich vermieden; jeder, auch der kleinste Artikel befleißigt sich eines flüssigen, fremdwörterreinen und leichtverständlichen Deutsch. Man glaubt gar nicht, wieviel Raum sich oft schon sparen läßt, wenn man nur dem papiernen Schwulst Krieg bis aufs Messer ansagt. Wozu schwergelehrte Einzelunterſuchungen manchmal zehn, zwölf Druckbogen brauchen, das steht nun hier nicht selten in ein einziges kennzeichnendes Beiwort zusammengepreßt, und das Ergebnis ganzer Bänderreihen ist in einen jener knappen, aber doch wohlgerundeten Schlagwortartikel gefaßt, wie „Kriegskunst", „Drama", „Botanik", „Altertumskunde", die ein abgeschlossenes Wissensgebiet behandeln und durch die dieser neue Kleine Meyer sich schon jetzt ein Sonderrühmchen geschaffen hat.

Um noch deutlicher zu machen, was beabsichtigt, wollen wir ein wenig hinter die Kulissen gucken und wörtlich die beiden strategischen Hauptgedanken hersetzen, die den Mitarbeitern am „Kleinen Meyer" zur Richtschnur dienen:

§ 1. Die Artikel nicht zu sehr mit zu strenger Wissenschaftlichkeit beschweren, sondern stets darauf bedacht sein, ein klares, anschauliches Bild von dem zu behandelnden Gegenstand zu geben, die Darstellung also populärer gestalten und mehr dem praktischen, im täglichen Leben auftretenden Bedürfnis anpassen!

§ 2. Die Bearbeitung einer Materie nicht räumlich zersplittern, sondern in einem Artikel das, was zusammengehört, auch vereinen, unter den untergeordneten Stichwörtern nur das Allernötigste, speziell den Gegenstand betreffende, bringen, im übrigen aber auf die übergeordneten Stichwörter verweisen!

Ja, führt das aber nicht zu den übelverrufenen „Kletterverweisen", zu einer Turnerei, die erst auf langen Umwegen zum Ziele führt? Allerdings, Auskunft in einer Sache findet im Lexikon nur, wer weiß, unter welchem Stichwort die Sache behandelt ist. Es gibt also schon Fälle, in denen der Suchende der dem Lexikon eigentümlichen Anordnung des Stoffes ratlos gegenübersteht. Beispiel: Im Gebiet des diluvialen Eises finden sich eigentümliche langgestreckte Rücken oder rundliche Hügel, von denen der Suchende gehört hat, über die er Näheres zu erfahren wünscht. Sie sind in dem Artikel „Drumlins" besprochen; wem aber ist dieser Ausdruck gleich zur Hand? In solchen Fällen, die auf allen Gebieten vorkommen, verweisen größere Artikel (hier: Eiszeit) auf diese Spezialartikel. Diese Methode schließt es schon aus — was aber auch noch ausdrücklich betont werden soll —, daß es sich beim „Kleinen" um einen einfachen Auszug aus dem „Großen Meyer" handeln kann. Nein, der Kleine Meyer ist ein selbständiges, seinem selbständigen Zwecke mit selbständigen Mitteln dienendes Werk.

Nicht minder sorgfältig als die Ausgestaltung des Textes ist der beigegebene Illustrationsapparat behandelt. Er bietet auf etwa 520 Beilagen Anschauungsmittel, die nicht nur erläutern und belehren, sondern auch künstlerisch mustergültig sind. Solche reiche Ausstattung hätte sich ein allein auf sich gestelltes Nachschlagewerk dieses bescheidenen Preises freilich kaum leisten können; da kam es dem cadet doch zugute, daß der aîné so viele schöne farbige Illustrationstafeln in den Taschen hatte, daß er jenen, ohne selber um einen Pfifferling ärmer dadurch zu werden, an seinem Reichtum teilnehmen lassen konnte. Doch auch hier hat ein neues fruchtbares Prinzip gewaltet: es wurde überall auf den Tafeln innerlich Zusammengehöriges vereint und der genetische Zusammenhang der einzelnen Typen betont. Die Aufnahme von kunstvollen Gemäldereproduktionen bringt zudem in die Illustrierung neues erfrischendes Leben.

*

Der Verschwisterung mit dem großen siebzehnbändigen Brockhaus verdankt es auch der Kleine Brockhaus (2 Bände, geb. je 12 M.), daß er bei so geringem Preis ein so stattliches Illustrationsmaterial bieten kann: 2000 Textabbildungen, 100 schwarze und 25 bunte Tafeln, 70 Seiten Karten mit über 430 einzelnen Land-

Digitized by Google

karten, fast ein vollständiger Handatlas also, der den Sternenhimmel, die Erde, ihre Oberfläche und ihre Bevölkerung, Handel und Verkehr, Ethnographie, Altertum und Neuzeit in übersichtlicher Weise veranschaulicht. Neu sind die auf den Rückseiten vieler Karten reproduzierten Aufnahmen charakteristischer Gebirge, Landschaften und Städte. Die textliche Behandlung ist selbstverständlich weit kürzer als im sechsbändigen Meyer und auch „populärer", d. h. die Darstellung geht nicht so in die Tiefe, setzt aber auch weniger an Vorkenntnissen voraus. Ein Vergleich auf gut Glück möge den Unterschied noch kenntlicher machen. Der Artikel „Iguanodon" lautet im Kleinen Meyer:

Iguanódon, fossile Dinosauriergattung, vogelähnliche Reptilien mit verkümmerter Vorderextremität. Reste von I., besonders Fußspuren, finden sich im Wealdenton in Hannover, Belgien und England. Das I. Bernissartensis Blg. war 9 m lang und an 4 m hoch, demnach der größte Landsaurier Europas.

Dagegen im Kleinen Brockhaus:

Iguanodon, fossiles, bis 9 m langes Reptil (Dinosaurier), aus der untern Kreide Englands, Belgiens und Hannovers, mit einem kleinen Kopf, langem Hals, einem gewaltigen als Stütze dienenden Schwanz und großen, besonders hintern Gliedmaßen.

Neben diesen Worten steht nun aber im Brockhaus eine scharf skizzierte kleine Abbildung des Iguanodon, und das hilft dem Verständnis, wie man sich denken kann, außerordentlich.

*

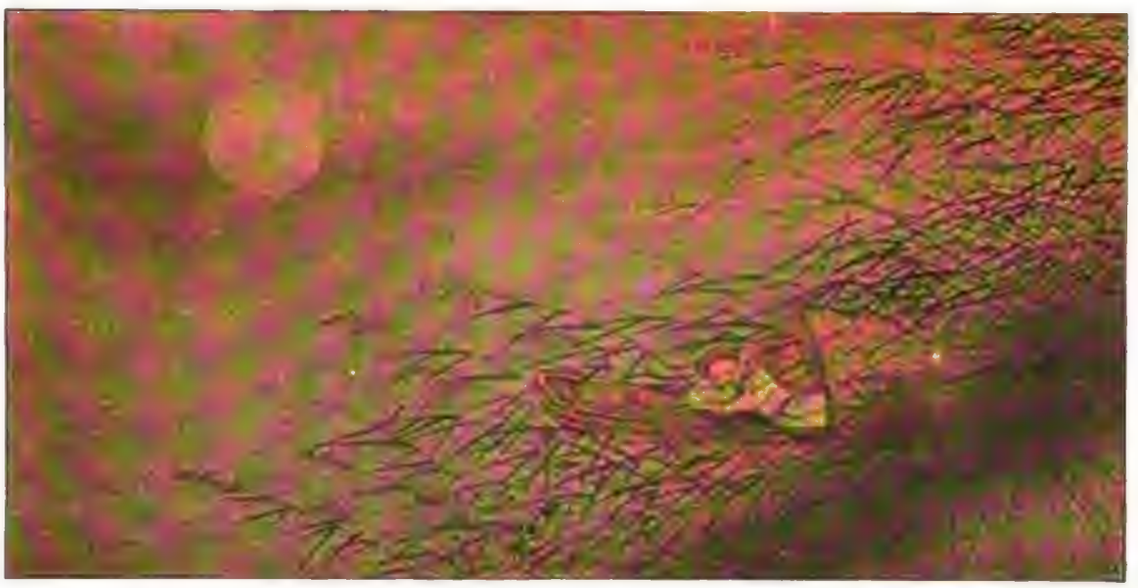
Von A bis Z fertig wie dieser kleine Brockhaus ist nun auch seit einigen Monaten schon die dritte Auflage von Herders Konversationslexikon, und zwar in acht Bänden von je 900 bis 1000 Seiten (geb. in Halbfranz je M. 12.50). Es ist das Werk eines altberühmten katholischen Verlagshauses und dementsprechend vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich für katholische Benutzer bestimmt. Das hat zunächst bewirkt, daß man im Herder eine ganze Reihe von Stichwörtern und Angaben findet, die andre umfangreichere Nachschlagewerke nicht aufweisen. Es sind im wesentlichen spezielle „Catholica", die aber gewiß auch manchem Nichtkatholiken willkommene Aufklärung bieten. Wie denn auch die Artikel aus Literatur, Kunst, Politik, Geschichte überall das Bestreben erkennen lassen, auch dem nicht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung Stehenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hat die Pflicht, sich bei einem „katholischen" Lexikon danach besonders umzusehen; denn gerade bei Beurteilung der modernen Literatur hat die spezifisch katholische Kritik eine ganze Weile ihre Befangenheit offenbart. Der Artikel „Goethe" ist, wie wohl früher schon gesagt, auch bei Herder nicht ganz frei davon, im übrigen aber belehrt mich der Hinweis eines gründlichen Kenners dieses Nachschlagewerkes, daß sich die literarischen Gebiete einer nicht bloß umsichtigen, sondern auch geschmackvollen und, muß ich betonen, tapfern Leitung erfreuen. Ob Meyer oder Brockhaus es wagen würde, die dramatischen Elaborate eines einflußreichen Führers der sogenannten „Heimatkunst" und einer ganzen anspruchsvollen Theaterbewegung „schulmäßig-nüchtern" zu nennen, ist mir einigermaßen fraglich. Dann aber lese man Charakteristiken wie die von Milton, Petrarka, Platen, Otto Ludwig, Conr. Ferd. Meyer, Gorki (Pjeschkow), Parini, Poë, Petöfi, Silvio Pellico — wirkliche Charakteristiken voller Geist, lebendiger Anschauung der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit und mit scharfgeprägtem Urteil —, und man merkt einmal wieder, wie erfrischt und verjüngt eine Auffassung sich aussprechen lernt, wenn sie eine Weile verschüttet und vom lebendigen Tagesgestirn abgesperrt war. Wichtige Namen der modernen Literatur (z. B. Thomas Mann) vermißt man hin und wieder, wogegen die synchronistischen Literaturtabellen, eine Spezialität dieses Lexikons, vollen Dank verdienen und zusammenfassende Artikel wie die über polnische und über portugiesische Literatur bei dem schmalen Raum, der ihnen vergönnt, geradezu Bewunderung verdienen.

Wenn hier hauptsächlich das Literarische und Philosophische hervorgehoben wird, so geschieht es, weil sich in solchen Weltanschauungs-Artikeln der katholische Standpunkt am ehesten offenbaren muß. Bei den realwissenschaftlichen Stichwörtern verschwindet der Unterschied des Standpunktes. Anerkennenswert ist aber auch hier, daß, wo es irgend angeht, eine Wertung, ein Urteil oder doch eine Kennzeichnung versucht wird, und das, obgleich auch Herder zahlreiche kleine erläuternde Textillustrationen, namentlich bei botanischen, zoologischen, technischen, medizinischen Artikeln, in die Zeilen hineinsetzt. Höchst fördernd empfinde ich es ferner, daß ich bei den Artikeln über bildende Künste die wichtigsten Werke in guten, nicht zu kleinen, oft ganzseitigen Abbildungen zu sehen bekomme, und mir so z. B. bei Tizian, ehe ich noch gelesen habe, ein Hauch seines künstlerischen Wesens entgegenkommt ... Ich denke, das ist des Lobes genug. Auf das eine muß man aber immer wieder zurückkommen, weil es das Charakteristische ist, und weil Herders Konversationslexikon uns ja nachdrücklich zu dieser Tugend des Kennzeichnens und Unterscheidens erzieht: es ist ein katholisches Lexikon. Doch brauchen ein solches wir Protestanten nicht auch manchmal, wir erst recht und auch dann, wenn wir eins der beiden Leipziger schon im Schrank haben? Denn darin liegt wirklich der Hauptvorzug des Herder, daß er Lücken ausfüllt und Irrtümer verbessert, die zum Schaden der Katho-

Digitized by Google

Oben: Fischer im Boot angelnd am Fluß im Winter. Von Ma Lin, Sohn von Ma Yuan. Dreizehntes Jahrhundert. Unten: Flußlandschaft mit Enten. Von Chao Ta-nien. Elftes Jahrhundert. (Aus Kokka, Heft 162 und Heft 11.) Zu dem Aufsatz „Chinesische Landschaftsmalerei" von Dr. Oskar Münsterberg.

Digitized by Google



Oben: Bootfahrt am Sommertag. Von Chou Ying. Fünfzehntes Jahrhundert. — Unten: Schlafender Angler im Boot bei Mondschein. Von Tai Wen Chin. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. (Aus Kokka, Heft 167 und Heft 171.) Zu dem Aufsatz „Chinesische Landschaftsmalerei" von Dr. Oskar Münsterberg.

Oben: Frau unter blühendem Pflaumenbaum. Von Tang Yin. 1466 bis 1524.
Unten: [illegible] Von Chou Ying. Fünfzehntes Jahrhundert
([illegible], Heft [illegible] und Heft [illegible]). Zu dem Aufsatz „Chinesische Landschafts-
malerei" von Dr. Oskar Münsterberg.

Digitized by Google

liken (und auch der Protestanten!) in den gangbarsten Nachschlagewerken stehengeblieben sind, und daß er so an der erstrebenswerten Verständigung zwischen beiden Bekenntnissen mitwirkt. Schon deshalb sollten sich ihm auch im protestantischen Deutschland recht viele Häuser auftun, und namentlich alle in öffentlicher Wirksamkeit tätigen Männer, die mit beiden Konfessionen zu tun haben, werden aus dem Werk Nutzen ziehen.

Literarische Notizen

Unsre literarischen Kritiken stehen für gewöhnlich zu Schluß des Heftes. Im vorigen aber war es anders: da wurde das Heft von einer Kritik eröffnet. Freilich, sie war von Marie von Ebner-Eschenbach, und die Meisterin baute darauf eine ihrer feinsinnig-liebenswürdigen Altersnovellen auf, bei denen man oft nicht weiß, soll man mehr die Schlichtheit der Erfindung und der Darstellungskunst oder die Reinheit und Reife des Herzens bewundern, aus dem sie fließen. Immerhin, eine Kritik, wenn auch eine dialogisch vielstimmige, war es, mit der sie ihre Novelle, mit der wir unser Heft begannen. Die Kritik galt Oskar Wildes Roman „Dorian Grays Bildnis", dieser Büchse der Pandora, diesem vielgesichtigen Werke, das Onkel Erich, aus seinem Mittagsschläfchen erwachend, „scharmant, ganz scharmant" findet, das die kurzatmige Stiftsdame ein „infames Buch", Baron Trautenburg ein „Buch von Satans Gnaden" schilt, die Gräfin aber in ihrer ruhigen weltsichern Vornehmheit schlechthin „ein Kunstwerk" nennt, das man wohl gut tue als gefährliche Lektüre vor den jungen Wesen im Hause zu verstecken, das man aber, eben da es ein Kunstwerk, nie infam nennen sollte. So weit die Kritik. War das nun eine Empfehlung oder eine Warnung? Unsre Leser scheinen es eher für eine Empfehlung genommen zu haben, wenigstens fragten uns einige, ob und wo man das Buch in deutscher Übersetzung haben könnte. Da diese Frager schwerlich noch in dem Alter stehen, das die Gräfin bei ihrer Vorsichtsmaßregel im Auge hatte, und da Fräulein Maria, die Vorleserin, selbst die bei weitem jüngste in jener kritischen Gesellschaft, ausdrücklich vermerkt, das Buch lese heute jeder Backfisch, ohne Schaden zu nehmen, so teilen wir jenen Fragern und allen, die sonst noch nach dem Buch Verlangen tragen, in Seelenruhe mit, daß es Felix Paul Greve verdeutscht hat (Minden, J. C. C. Bruns; geb. M. 4.50), und zwar in möglichster Originaltreue nach der einzigen zuverlässigen Ausgabe, nämlich der von Wilde selbst besorgten Privatausgabe von 1891. Auch die Vorrede fehlt nicht, darin der für Wilde so bezeichnende Satz steht: „Es gibt keine moralischen oder unmoralischen Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts." Nun, gut geschrieben ist dies Hauptwerk Wildes sicherlich — namentlich die Gespräche sind von einer unübertrefflichen Grazie —, und so mögen die Leser dieses einen leicht auch zu Lesern seiner andern „erlesenen" Bücher werden.

Da diene ihnen denn die Notiz, daß auch die „Fingerzeige" („Intentions", übersetzt von demselben; geb. 4 M.), diese geistsprühende, blendende und doch graziöse Essaysammlung, die so viel Aufschluß über den Dichter selbst und seine Kunstanschauung gibt, sowie ein Band Erzählungen („Das Bildnis des Mr. W. H." und „Lord Arthur Saviles Verbrechen") und die deutsche Umdichtung des Gedichtes „Die Sphinx" bei Bruns erschienen sind, während Max Meyerfeld bei S. Fischer in Berlin Verdeutschungen des Bekenntnisbuches „De profundis" (geb. 4 M.) und der „Florentinischen Tragödie" (geb. 2 M.) herausgegeben hat. Diese Tragödie ist freilich mehr eine lyrische Ballade als ein Drama und liegt eher an der Peripherie als im Innern des Wildeschen Wesens; in jenen Aufzeichnungen und Briefen aus dem Zuchthause zu Reading aber haben wir ein Lebens- und Wesensdokument von ausgeprägtester Charakteristik und erschütternder psychologischer Wahrheit vor uns und zugleich als in einem Gesamtüberblick über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser seltsamen Erscheinung den Schlüssel zu dem Schaffen des Dichters. Die zweijährige Kerkerhaft, die er nahezu verbüßt hatte, als er sich zur Niederschrift dieser Erfahrungen entschloß, hat der Schwungkraft seines glänzenden Geistes nichts geraubt. Da es bei der herrschenden Stimmung in England für absehbare Zeit ausgeschlossen war, diese Aufzeichnungen dort an die Öffentlichkeit treten zu lassen, hat sie Wildes literarischer Testamentsvollstrecker Herrn Meyerfeld anvertraut; so kam es, daß sie in Deutschland zuerst erschienen.

Auch Wildes mit Recht berühmte Ballade vom Zuchthause zu Reading, dichterisch betrachtet sein vollendetstes und lauterstes Werk, haben wir in guter deutscher Übersetzung bequem zur Hand: sie ist, verdeutscht und sehr ausführlich biographisch eingeleitet von O. A. Schröder, bei Max Hesse in Leipzig erschienen (geb. M. 1.20). Diese Dichtung wird sicher auch solchen Lesern einen starken Eindruck hinterlassen, die sich sonst nicht mit ihm befreunden mögen. — Wer die Werke dieses soignierten Ästheten in „ebenbürtigen" Ausgaben lesen will, greife zu den Bändchen des Inselverlages in Leipzig. Dort findet er die Gedichte, zwei Bände Erzählungen, die Zuchthausballade, Dialoge, Vorträge, die Salome — sogar in zwiefacher Ausgabe, einmal mit Beardsleys, das andre Mal mit Martus Behmers Zeichnungen — und das biographische In-memoriam Büchlein, also zweifellos das Wesentliche aus Wildes Schöpfungen. —

Für Benjamin Constant gibt Ettlinger schon die nötigen literarischen Nachweise. Wir

fügen hier nur hinzu, daß Ettlinger selbst den Roman „Adolphe" von Constant übersetzt hat (Halle, Hendel), wie er sich denn auch sonst um die Vermittlung französischer Literatur mancherlei Verdienste erworben hat, z. B. durch ein Lebensbild der Récamier (Leipzig, Rothbarth) und die Übersetzung des Flaubertschen Romans „Madame Bovary" (Dresden, Pierson). —

Hallers „Alpen" und sonstige Gedichte fehlen leider in Reclams Universalbibliothek, die doch sonst so selten versagt, wenn es sich um Bewahrung und Verbreitung älteren deutschen Schrifttums handelt, soweit dies auch dem heutigen Empfinden noch etwas bedeutet. Doch findet man in dem Vortrag von Dr. Otto von Geyerz, der vor längerer Zeit in Bern zugunsten des Hallerdenkmals gehalten worden, innerhalb einer guten Würdigung „Hallers als Dichter" zahlreiche Proben aus Hallers Lyrik (Dresden, Hans Schultze).

Karl Sells Aufsatz über Fichte wird ohne besondern Hinweis der Aufmerksamkeit unsrer Leser sicher sein dürfen. Es ist ein Berufener, der hier das Wort ergreift, derselbe Bonner Universitätsprofessor der Theologie, der die Weite seines Blicks, die freudige und kräftige Begeisterung seines gegenwartmutigen Herzens und die Kunst klarer, edler Darstellung in Büchern wie „Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland", „Goethes Stellung zu Religion und Christentum", „Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren" und vor allem in der „Religion unsrer Klassiker" (Tübingen, J. C. B. Mohr) bewährt hat. Auch dürfen wir wohl daran erinnern, daß die tiefe und freimütige Darstellung des „Deutschen Christentums" in Meyers „Deutschem Volkstum" unsern Mitarbeiter zum Verfasser hat. Der schlichte Geleitspruch, den er für sein Buch über die Religion der Klassiker gewählt hat: „Große Gedanken und ein reines Herz", gilt, dünkt uns, auch für ihn selbst. — Fichtes „Reden" findet man in jeder unsrer populären Sammlungen (bei Reclam: geb. 80 Pf.), ein von Max Ries zusammengestelltes Brevier seiner Werke (zunächst nur der allgemeinverständlichen, nicht der mystischen) mit einer biographischen Einleitung in dem dritten Bande der „Erzieher zur deutschen Bildung", der den Einzeltitel „Evangelium der Freiheit" führt (Jena, Diederichs; geb. 4 M.).

Die Illustration des Beitrags „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner" hat viel Mühe gemacht, so entgegenkommend die Unterstützung war, die wir dafür beim Kgl. Kupferstichkabinett und bei der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, beim Großherzogl. Museum und bei der Großherzogl. Bibliothek in Weimar sowie bei verschiedenen großen Bibliotheken und [illegible] (es trifft natürlich vor auf den zweiten Teil zu — bei einigen Dichtern selbst fanden. All diesen gütigen Helfern sei hier unser verbindlichster Dank abgestattet. Auch mancherlei literarische Vorarbeiten haben wir uns zunutze machen müssen. Einer dieser Vorarbeiten sei besonders gedacht. Es ist Walther Eggert Windeggs Ausgabe des Mörikischen Haushaltungsbuches aus den Jahren 1843 bis 1847 (Stuttgart, Strecker u. Schröder; geb. 4 M.). Seiner biographisch-psychologischen Bedeutung nach wird es ja schon im Aufsatz selbst gewürdigt. Und wirklich, dies Bändchen, das 34 der textlich und zeichnerisch reizvollsten Seiten jenes Buches in Faksimiledruck nachbildet, und dem wir selbst unsre beiden Zeichnungen auf den Seiten 199 und 200 entnommen haben, gönnt uns, wie außerdem nur noch einzelne der Briefe, einen tiefen Einblick in die Lebensführung des Dichters. Clara Mörike und Margarete von Speeth wie der Dichter selbst haben das Haushaltungsbüchlein nämlich zu ihrem Vertrauten gemacht, in ihm haben sie zwischen den Wirtschaftszahlen auch ihre gemütlichen Einnahmen und Herzensausgaben mit dem unmittelbarsten Ausdruck gebucht. Ja, Eduard Mörike hat das trockene Geschäftsbuch zu einem Bilderbuch ohnegleichen gestaltet: fast dreißig der Seiten hat seine kunstvolle Feder mit anmutigen und humorvollen Zeichnungen und mit Augenblickseingebungen bedeckt, in denen nun sein Leben und seine Art sich spiegeln. Nicht unterlassen wollen wir, auf die wissenschaftliche Darstellung hinzuweisen, die Eggert Windegg, wesentlich auf Grund des von ihm aufgefundenen Haushaltungsbüchleins, im „Euphorion", der Zeitschrift für Literaturgeschichte, gegeben hat (1907; 14. Band, 3. und 4. Heft), wie sich dieser Schriftsteller denn auch sonst vielfach in der Mörikeliteratur betätigt hat, unter anderm durch die Herausgabe von Eduard Mörikes Brautbriefen (München, Beck; geb. M. 3.50), die als dichterische Kunstgebilde von zum Teil feinstem Schliff und als menschliche Dokumente reinster Seelenoffenbarung überall neben Mörikes Werken stehen sollten.

Das Gedicht „Offenbarung" von Wilhelm Arminius mag zugleich als Probe und Herold der zweiten, vermehrten Auflage seiner Gedichte gelten, die um Weihnachten herum bei Carl Duncker in Berlin erscheinen sollen.

Dr. Oskar Münsterberg, der von dieser Stelle aus die entscheidende Anregung empfangen hat, seine schon vor langen Jahren an Ort und Stelle fundamentierten, seitdem durch Studien und Reisen vielfach ausgebildeten Kenntnisse der ostasiatischen Kunst weiteren Kreisen nutzbar zu machen, dehnt jetzt diese seine Darstellungen auf die chinesische Kunst aus, nachdem von seiner großen dreibändigen japanischen Kunstgeschichte eine gekürzte, auf das leichter Verständliche bedachte Volksausgabe („Japans Kunst") erschienen ist, die sich aber immer noch eines außer-

Digitized by Google

ordentlich reichen Bilderschmucks erfreut (mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck; Braunschweig, Westermann; geb. M. 4.50). Aller gelehrte Ballast von Namen und Zahlen ist über Bord geworfen, um Raum zu schaffen für eine desto eingehendere Schilderung des Wesentlichen und Charakteristischen.

Im letzten Heft erwähnten wir unter den Tolstoj-Schriften auch die deutsche Ausgabe seiner Memoiren, die unter des Dichters Aufsicht Paul Birukof aus seinen autobiographischen Aufzeichnungen und Briefen zusammenstellt. Der damals noch vermißte zweite Band hat sich pünktlich zum achtzigsten Geburtstage eingestellt (Wien, Moriz Perles; mit 10 Abbildungen). Er behandelt das reife Mannesalter, das Ehe- und Familienleben, die Entstehungszeit von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" und das erneute Ringen um den schon halb verlorenen Gottesglauben. Ein dritter Band soll die Lebensgeschichte zu Ende führen.

Zu seinem sechzigsten Geburtstag hat nun auch Hans Hoffmann, der unsern Lesern bei jenem festlichen Anlaß durch den Essay von Wilhelm Arminius und ein eignes Erinnerungsspänchen vertraut geworden, seinen Biographen gefunden. Otto Ladendorf hat eine kritische Gesamtdarstellung seiner Entwicklung und seines Schaffens gegeben, ein Buch, das bei aller liebevollen Einzelwürdigung sämtlicher Schriften Hoffmanns doch auch den geschichtlichen Zusammenhang festhält und dadurch glücklich einen nur allzu bekannten Schönheitsfehler der Jubiläumsbiographien vermeidet, nämlich den gefeierten Gegenstand auf ein einsames, über Gebühr erhöhtes Piedestal zu setzen. Das Buch sei warm empfohlen, den Kennern und Verehrern Hoffmanns als ein Prüfstein ihrer Liebe, den andern, mit ihm noch Unbekannten, als ein Führer zu anmutigen und dauernden Genüssen.

Zu den literarischen Jubilaren sollten füglich auch die Sammlungen gehören, die zu volkstümlichen Preisen in fortlaufender Reihe Werke älterer und zeitgenössischer Schriftsteller verbreiten helfen. So hätte wohl auch die fünftausendste Nummer von Reclams Universalbibliothek hier ein Wort des Dankes und der Anerkennung hervorrufen sollen, zumal da dieser Festnummer, die eine aus Tragik und Humor gemischte Novellensammlung von Otto Ernst brachte, schon ein längerer festlicher Zug voranschritt: darunter zwei römische Novellen von Richard Voß (Nr. 4991), Wilbrandts Trauerspiel „König Teja" (Nr. 4994), Paul Bourgets Roman aus dem Pariser Journalistenleben „Der Luxus der andern" (Nr. 4995 und 4996), Hansjakobs Schwarzwälder Lebensbild „Der Theodor" (Nr. 4997), Wilhelm Ostwalds „Grundriß der Naturphilosophie" (Nr. 4992—93) und Rankes „Erhebung Preußens" (Nr. 4998—99). So tut uns diese Jubiläumskranz, den die Universalbibliothek sich selber wand, noch einmal nachdrücklich ins Gedächtnis, wie weit sie ihre Kreise spannt, wie vorurteilslos sie ihre Auswahl trifft und wie trefflich sie sich auf den Geschmack und die Bedürfnisse ihrer Zeit versteht. Übrigens: unter den neueren Erscheinungen der ziegelroten Bändchen ist auch, wie wir soeben sehen, Wildes „Bildnis des Dorian Gray", übersetzt von M. Preiß, eingeleitet von Johannes Gaulke (Nr. 5008—10; geb. 1 M.).

Neben den Namen Reclam, der schon mehr als einer Generation ein vertrauter Klang aus lern- und lesefrohen Jugendtagen, hat sich seit etwa zehn Jahren der Max Hesses gestellt. Der Gründer dieses jüngeren Unternehmens — schon 1906 rief ihn selbst ein früher Tod ab, sein Werk wird aber umsichtig und tüchtig fortgeführt — mußte zunächst eine ganze Weile, als es galt, den Grundstock zu einer Klassikerbibliothek zu legen, mit Reclam und Meyer die gleiche Marschroute beobachten; dann aber wurde er kühner und kühner und eroberte sich immer neue, immer jüngere Namen. Erstaunlich manchmal, was da von Buchhändlers Gnaden alles mit dem Ehrennamen eines „Klassikers" geschmückt wurde! Dennoch — was verschlägt der Name! — verdient es Anerkennung, daß die neuen Leipziger Klassikerausgaben und Hesses Volksbücherei so resolut der Neuzeit und der Gegenwart dienen. So haben wir erst neuerdings wieder Gutzkows Ausgewählte Werke, in zwölf Bänden herausgegeben von Heinr. Hub. Houben, erhalten, darin die Hauptdramen Gutzkows, wie „Zopf und Schwert", den „Königsleutnant" und „Uriel Akosta", die kleineren Romane, Erzählungen und Essays, die Lebenserinnerungen (drei Bände!), die im Sieb der Zeit vielleicht am meisten Korn zurücklassen werden. Auch Hebbels Tagebücher gibt es jetzt in vier Bänden bei Hesse (geb. in zwei Leinenbände M. 3.50). Wir wissen ja: in diesen Tagebuchblättern baut sich eine Welt von Größe und Tiefe auf und strebt nach Geschlossenheit und harmonischer Abrundung. Das Schaffen des Dichters spiegelt sich hier in den persönlichsten Gedanken, Wünschen und Plänen wider, und diese geben Aufschluß über schwierige Probleme der Phantasie, der Technik, der künstlerischen Ethik. Die Ausgabe ist trotz ihres billigen Preises so gut wie vollständig und reich mit erklärenden Anmerkungen und Hinweisen auf die Werke des Dichters ausgestattet. Ein umfassendes Personen- und Sachregister erleichtert die Benutzung. — Neu sind ferner die kleine Ausgabe von Jeremias Gotthelfs Ausgewählten Werken, die Adolf Bartels sachkundig und diesmal mit überzeugter Liebe besorgt hat (2 Bände, geb. 5 M.), E. T. A. Hoffmanns von Schaukal ausgewählte und eingeleitete Werke in acht Bänden (2 Bände, geb. 4 M.) mit den Phantasiestücken in Callots

Manier, dem Klein Zaches, Kater Murr, Meister Floh und den Serapionsbrüdern, sodann eine neue Ausgabe von Otto Ludwig, eine neue fünfzigbändige, von Houben veranstaltete Laube-Ausgabe (20 Bände, geb. 60 M.), die aber erst zum Herbst 1909 fertig sein wird, und daneben Sonderausgaben der Meisterdramen von Goethe, Schiller, Gutzkow und Laube, für die sämtlich namhafte Fachleute als Herausgeber und Bearbeiter gewonnen sind, und die doch Band für Band nur 2 M. kosten. Wer sich heute eine Klassikerbibliothek zusammenstellen will, hat es leicht: er braucht sich nur den Katalog von Hesse kommen zu lassen und daraus zu wählen, was sein Herz begehrt und sein Geldbeutel erschwingen kann. Mit einem Hundertmarkschein läßt sich schon ein hübsches Schränkchen füllen. Auch Novellen, Lebensbeschreibungen und Geschichtswerke, unter andern Johannes Scherrs „Blücher" (3 Bde. geb. 7 M.), kann man da haben, und in der Volksbücherei ist seit kurzem sogar eine eigne Gruppe „Modernen Lyrikern" gewidmet. Darin haben sich jetzt schon Studien über Liliencron, Greif, Dehmel und Schoenaich-Carolath zusammengefunden. Diesem jüngst Verstorbenen gilt das neuste Bändchen (geb. 80 Pfg.), eine liebevolle, mit vielen Proben ausgestattete Arbeit von Dr. Lorenz Krapp.

Zu mehr ethischen als literarischen Zielen der Volksbildung und -veredlung strebt die von Prof. Dr. Erich Liesegang herausgegebene Rheinische Hausbücherei (Wiesbaden, Emil Behrend; jeder Band geb. 75 Pf.). Das Unternehmen, in dessen Rahmen wir Erzählungen von W. O. Horn, G. Pfarrius, Herm. Kurz, Bernh. Scholz, Fritz Philippi, Ernst Zahn, Adolf Stern, Julius R. Haarhaus, Otto Roquette und andern finden, will nicht nur auf moderne, für volkstümliche Lektüre geeignete Erzählungen hinweisen, sondern vornehmlich auch die Werke halbvergessener Volksschriftsteller für die Gegenwart von neuem fruchtbar machen. Dabei sollen zunächst rheinische Schriftsteller und solche Erzählungen herangezogen werden, die an den Ufern unsers vaterländischen Stromes spielen und neben tüchtigem sittlichem auch nationalen Gehalt haben. Kurze Einleitungen von kundiger Hand, namentlich von dem um die Hebung unsrer Volksbibliotheken vielfach verdienten Herausgeber, führen die Leser an den Stoff der Erzählungen heran und machen sie mit Leben und Persönlichkeit der Verfasser vertraut.

Ein neues Unternehmen sind die von Wilhelm Kotzde herausgegebenen Mainzer Volks- und Jugendbücher (Mainz, Verlag von Josef Scholz; geb. je 3 M.). Hier wird der Versuch gemacht, der Jugend und dem Volke eine Sammlung guter, gehaltvoller und dabei künstlerisch geformter Erzählungen zu schaffen, und was davon bisher an Proben vorliegt, läßt schon ziemlich deutlich Richtung und Ziel des Weges erkennen. Die Erzählungen nehmen ihre Stoffe aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit. Alle suchen eine reiche, schnell fortschreitende Handlung, die Spannung erweckt. Dürfen wir den Erfahrungen des Verlags Glauben schenken, so ist unter den zeitgenössischen Dichtern der Wunsch, der Jugend etwas zu bieten, groß, und viele der besten werden sich an dem Werke beteiligen. In der Tat finden wir unter den Verfassern der bisher erschienenen Bände außer dem Herausgeber Namen, die uns durch andre novellistische Arbeiten vorteilhaft bekannt sind. Namentlich zu der Gewinnung Max Geißlers und Karl Ferdinands' wünschen wir dem Unternehmen Glück. „Die Pfahlburg" von Ferdinands, eine Geschichte aus der Urzeit der Rheinlande, quillt aus lebendiger Phantasie und weiß Gestalten voller Kraft und Ursprünglichkeit vor die jungen Leser hinzuzaubern. Auch Kotzdes Schill-Erzählung ist ein kleines Meisterstück ernster vaterländischer Jugenderzählungskunst, während Gustav Falke in den „Drei Kameraden" mehr den Humor des Alltags zu seinem Rechte kommen läßt. —

Etwas Heitres zum Beschluß! Es ist der Weinmond, in dem wir dies schreiben. Traubenduft schwimmt durch die Lüfte, und das Vinum bonum erfüllt die Lande. Die rechte Zeit, dünkt uns, sich einen Schenkenführer zuzulegen. Ob's den für unsre Rheinlande gibt, weiß ich nicht; aber einen italienischen — er soll dort besonders nottun — kredenzt uns soeben der alteingesessene Römer Hans Barth. „Osteria" heißt er, mit seinem vollen Namen „Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri" (Stuttgart, Jul. Hoffmann; geb. 3½ M.). Den Manen der göttlichen Saufeja, der „durstigsten Frauenblüte Altroms" (Juv. IX), gewidmet, vergißt dies feuchtfreuliche, mit erquicklichem Humor geschriebene Büchlein landauf landab in Welschlands Gauen keine runde Padrona, keinen schmierigen geschäftigen Cameriere, der den Fremdling mit einem guten Tropfen laben mag, und Frau Klio selber, die unzertrennliche Kumpanin, trinkt sich dabei manchmal ein Räuschlein an. Überall weht stolze Vergangenheit uns an, überall fleußt aber auch ein Tropfen, der die Kraft besitzt, den Italienbummel noch heute dionysisch zu verklären, ja, wenn's sein muß, selbst Jupiter Pluvius zu erbarmen.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser [illegible] (Gerlach in Leipzig). — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Hugo Vogel: Junge Dame im Garten.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 105, 1 · Dezember 1908 · Heft 627

Thora

Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett

III

Durch den Birkenwald, wo die kleinen spitzen Wacholderbüsche so dicht wachsen, als hätte eine freundliche Riesenhand Tannenreis unter den lichten Kronen der schlanken Bäume gestreut, zieht die Landstraße hin. Der Schnee hat alles geglättet. In flachen Wehen liegt er auf der Straße, breitet sich, so weit das Auge blickt, unter den Birken aus, deckt mit seiner weißen Hülle das Grün der Wacholderbeersträuche und fegt durch die Luft gleich einer Wolke; alles hüllt er in seine Wirbel, die sich, je nachdem die Windstöße kommen oder gehen, lichten oder verdichten. Weit reicht das Auge nicht. Wenn der Wind einsetzt, sieht man kaum weiter als einen Steinwurf. Schweigt der Sturm einen Augenblick, so gleiten die Schneewirbel auseinander und gewähren dem Blick die Aussicht über verschneite Höfe, weiße Felder und in der Ferne treibende Schneewolken.

Auf der Landstraße fährt langsam ein einsamer Schlitten. Eine zusammengeduckte, überschneite Gestalt sitzt darin; hinter ihr wölbt sich ein Schneehügel, der, der Form nach zu urteilen, einen Koffer zu bergen scheint; neben dem Schlitten schreitet pustend ein hochgewachsener Mann in Rohrstiefeln, dickem Mantel mit aufgeschlagenem Kragen und tief ins Gesicht gezogener Mütze.

„Das Pferd schafft's nicht mehr bis zur nächsten Station," sagt der Bauer.

Der Reisende macht eine Bewegung, wie um den Schnee abzuschütteln. Dabei kommt ein jugendliches Gesicht zum Vorschein: klare, lebhafte Augen unter schneeigen Brauen, ein blonder Schnurrbart, in dessen weichen Haaren der Reif sitzt. Er lächelt selber über sein Pech und antwortet: „Dann müssen wir eben ausspannen und im Wald übernachten."

Der Fuhrbauer antwortet nicht. Er schüttelt sich bloß, daß ein Haufen Schnee niederfällt und schwer in das Weiß der Erde sinkt. Nach einer Weile sagt er: „Bei uns hier schneit es gewöhnlich nicht so. Droben soll es oft so sein, hab' ich mir sagen lassen."

Mit „droben" meint er das Schweden außerhalb von Skane. Der Reisende versteht das auch und lächelt gutmütig. „Doch nicht ganz so oft, wie man vielleicht hier unten glaubt," erwidert er.

Die Straße führte durch ein Dorf. Ganz überschneit lag es da, die kleinen Häuser alle geschlossen, die Fenster vereist, die Türen vom Schnee verrammelt. Nur der Rauch, der aus den Schornsteinen stieg, zeugte davon, daß hier Menschen lebten, und da und dort erschien auch hinter den Scheiben ein Gesicht, das der die tiefe Stille durchbrechende Schellenklang ans Fenster gelockt hatte. Der Kirchhof, auf dem keine Gräber mehr zu sehen sind, ist völlig zugeschneit; der viereckige Turm hebt sich in der Dämmerung gegen einen Hintergrund von wirbelndem Weiß. Durch stille, tiefe Buchenwälder geht die Fahrt. Da und dort schimmerte es wie eine Lichtung, die anzudeuten scheint, daß dazwischen weite Äcker und Felder

Digitized by Google

liegen. Dann geht es in die Talsenkung; jenseits erstreckt sich der Berggrat. Wie ein tiefer Schatten steht er hinter dem dichten Schneenebel. Zuletzt biegt der Weg in das Birkenwäldchen ein; die schwanken Kronen seufzen im Wind.

Da und dort standen Höfe zu beiden Seiten des Wegs. Überall herrschte dasselbe tiefe Schweigen. Nicht einmal ein Hundebellen unterbrach die Stille. Nur aus einem Stall, an dem der Schlitten vorüberglitt, vernahm man das schwere Brüllen des Viehs, das ungeduldig war über die lang anhaltende Dunkelheit. Weiß, rein, einförmig lagen die kleinen Höfe; die Umrisse von Hecken und Bäumen zeichneten sich unter der dichten Schneemasse ab, und von den losen Ranken und Zweigen, die der Sturm schüttelte, fielen Haufen von Schnee in den tiefen, weichen Teppich hinab. Endlich kam der Schlitten auf einen freien Platz, der sich weiter und weiter zu öffnen schien. Aus den Fenstern eines niedern, langgestreckten Herrenhauses schimmerte Licht. Es sah stattlicher aus als alle, an denen sie bisher vorübergekommen waren, wie es da in die Schneemassen eingebettet lag; dahinter sah man die dunklen Umrisse des Bergrückens.

Der Lichtschein, der aus den Fenstern fiel, mußte für den Mann im Schlitten etwas Verlockendes haben; denn er richtete sich hastig aus seiner zusammengekauerten Stellung auf, so daß ein Schneehaufe, der sich auf seinem Rücken angesammelt hatte, auf den Koffer hinter ihm sank; und indem er lebhaft nach dem Hof hinüberdeutete, fragte er: „Wer wohnt da?"

„Der Patron Bruce auf Akerup," antwortete kurz der Fuhrbauer.

Die Antwort schien einen seltsamen Eindruck auf den Reisenden zu machen. Er verstummte ganz und gar; und obwohl der Fuhrbauer deutlich seinen Wunsch an den Tag legte, zwischen den hohen Granitpfeilern, an denen jetzt, zur Winterzeit, keine Lattentür hing, einzubiegen, erhielt er keine Antwort. Der Reisende war wieder auf seinen Platz zusammengesunken, und der Ausdruck seines jugendlichen Gesichts war abweisend und herb geworden. Der Bauer, den es nach Tierwärme und Essen verlangte, schielte verstohlen zu ihm hinüber; aber der Respekt vor dem „Herrn", der damals den Bauern noch tief eingewurzelt war, verhinderte ihn, etwas zu sagen. Schweigend ward die Fahrt fortgesetzt. Der Dampf, der von dem schweißtriefenden Rücken des Pferdes aufstieg, lag wie ein Nebel in der Luft.

Da richtete sich der Reisende plötzlich auf und sagte: „Kehr' um und fahre zu Bruces. Ich kenne sie."

Der Bauer fuhr aus seiner gemächlichen Ruhe auf und hielt das Pferd an. Des Reisenden Stimme hatte hart und scharf geklungen, fast wie bei einem Zornesausbruch.

„Tu, was ich dir sage!" fuhr er gereizt fort.

Der Bauer sagte kein Wort; aber man sah es ihm, während er den Schlitten drehte, an, daß er sich sein Teil dachte.

Der Reisende hatte sich inzwischen aufgerichtet. Kerzengerade, mit gespannter Miene, saß er da; und als die Lichter vom Hof aufs neue durch das Schneetreiben zu glimmen begannen und huschende Schatten über den Hofraum mit seinen dunklen Umrissen von Hecken, Bäumen und Gruppen von Sträuchern warfen, wurde er ungeduldig und murmelte einmal ums andre: „Sind wir noch nicht bald da?"

Erst als er aus dem Schlitten gestiegen war und schon auf der Treppe stand und im Dunkel nach der Türklinke suchte, zögerte er noch einen Augenblick unentschlossen, als habe er plötzlich wieder Lust, umzukehren und den Hof hinter sich zu lassen. Schließlich aber nahm er sich zusammen und drückte kräftig die Klinke herunter. Dann verschwand seine Gestalt im Helldunkel des Vestibüls, dessen Deckenlampe einen Augenblick in das Zwielicht des Hofplatzes hinausschimmerte.

Es war dämmerig geworden, während Thora einsam vor dem Buchenholzfeuer im offenen Wohnzimmerkamin saß; und die Schlittenglocken, die sie gehört hatte, waren die des Fremden. Als sie, noch immer mit den neuen Gedanken kämpfend, die heute über sie hereingebrochen waren, ins Vorzimmer hinaustrat, stand dieser Fremde vor ihr. Sein Haar, sein Gesicht und seine Kleider waren voller Schnee. Sie hörte eine verlegene Stimme sagen: „Olthov! Konrad Olthov!"

Thora mußte sich Gewalt antun, daß nicht ein Aufschrei von ihren Lippen brach. Sie wagte gar nicht, zu zeigen, wie sehr sie sich freute, stand nur ganz still und betrachtete den jungen Mann, als sei er eine Erscheinung und nicht lebendige Wirklichkeit.

Digitized by Google

Konrad Olthov selbst war weniger aufgeregt als Thora. Die Erinnerungen, die in diesem Augenblick in ihm kämpften, waren ganz andrer Natur als ihre. Sie legten Beschlag auf alle seine Gedanken, erfüllten ihn so ganz und gar, daß alles andre dagegen klein ward und in den Schatten zurücktrat.

„Mein Mann ist fort," sagte Thora. „Vor heut' abend kommt er nicht zurück."

Konrad antwortete nichts, sondern folgte ihr nur ins Zimmer und sah zu, wie sie Lampe und Lichter anzündete. Auch ihm kam das Ganze nach und nach vor wie ein Märchen oder ein Traum.

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich hier bin?" sagte er.

„Ja!" erwiderte Thora.

Und plötzlich überwältigte sie der Gedanke, wie seltsam doch der Zufall spielte, daß er, der in der Gegend ein Fremder war, der keine Seele im ganzen Kirchspiel kannte, nach Akerup kommen mußte, um sie da zu treffen. Es war ihr fast unmöglich, zu glauben, daß es wirklich nur ein Zufall sein sollte. „Wie kam es denn?" entschlüpfte es ihr unwillkürlich.

„Ich fragte den Fuhrbauern," erwiderte Konrad. „Wer wohnt da? fragte ich. Da nannte er den Namen Bruce, und ich fuhr hierher. Eigentlich war ich schon vorbeigefahren, eh' ich mich entschloß," fügte er lächelnd hinzu.

Thora konnte es noch immer nicht fassen, daß das Ganze wirklich nur ein Zufall war. Und während sie das voller Eifer aussprach, reichte sie Konrad beide Hände zum herzlichen Willkomm. Konrad wußte darauf nicht viel zu sagen. Er konnte Thoras Freude nicht teilen. Für sie war es, als sei die ganze Jugend zu ihr eingedrungen mit diesem jungen Mann, der ihr Freund gewesen, als sie noch Mädchen und alles so ganz anders war als jetzt. Konrad war bedrückt wie ein Mensch, den schwere Erinnerungen überwältigen, und der einem unbekannten Ziel entgegengeht. Gerade jetzt, da er es am wenigsten erwartete, kam diese Frau in seinen Weg. Jetzt kam sie, jetzt, nachdem er aufgehört hatte, nach ihr zu verlangen, jetzt, da eine neue Sehnsucht seine Seele füllte. Thora war nicht mehr das junge Mädchen, das er dereinst geliebt hatte. Eine ganz andre war sie, und doch dieselbe. Unbefangen bewegte sie sich im Zimmer umher, mit freimütigem Lächeln sah sie ihm ins Gesicht. Konrad begriff jetzt zum erstenmal, daß Thora ihn nie geliebt hatte und ihm darum also auch nicht untreu gewesen war. Das stimmte ihn milder, er war gleichsam dankbar, daß ihm dies Häßliche, das ihn so lange gequält hatte, von der Seele genommen ward. Zugleich aber empfand er es auch als eine Demütigung, und er fühlte sich dadurch noch fremder in diesem Hause, noch mehr wie einer, der da nichts zu schaffen hat.

„Du bist ein ganzer Mann geworden, seit wir uns zuletzt gesehen haben," sagte Thora zuletzt.

Konrad mußte lächeln, weil Thora ihn noch duzte, wie sie es als junges Mädchen getan hatte. Er fühlte, er hätte das nicht tun können. Er wußte auch, warum, und der Gedanke stimmte ihn aufs neue wehmütig.

„Ich bin auf dem Weg in den Krieg," sagte er verlegen.

„Ja," erwiderte Thora, „ich weiß."

Jetzt war an Konrad die Reihe, sich zu verwundern. „Du weißt es?" rief er.

Thora erzählte ihm von dem Zusammentreffen ihres Mannes mit den Offizieren und was er dabei erfahren hatte. Dadurch kam die Rede auf den Krieg. Konrad hatte schon lange keine Zeitung mehr gelesen. Sogar, daß Dannevirke geräumt war, war ihm ganz neu. Thora unterbrach ihn. „Ich glaubte, gerade darum gehst du," sagte sie. „Ich dachte, du wolltest gerade jetzt helfen, wo die Not am größten ist." Das ganze romantische Gefühl für „den Bruder in Not", dies Gefühl, das Märtyrer und Helden macht, klang aus ihrer Stimme, zitterte durch den Ton, mit dem sie die Worte aussprach, die an sich einfach und alltäglich genug klangen.

Konrad merkte das. Er wurde verlegen und wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. So gleichsam sich als Helden aufzuspielen, war ihm ein Greuel. Thoras Worte klangen ihm wie eine Forderung, die er nicht erfüllen konnte. „Das treibt mich nicht in den Krieg," sagte er schließlich.

„Was denn?" Thoras Augen wurden ganz groß.

„Etwas andres," fuhr der Jüngling fort. Seine Stimme klang heiser. Er fühlte zum erstenmal in seinem Leben in sich die Not-

Digitized by Google

wendigkeit, seine eignen Empfindungen zu erklären. Und das konnte er doch nicht, er konnte ja doch nicht alles sagen, am allerwenigsten ihr. Er fing an zu wünschen, er wäre weit fort oder hätte diesen Besuch überhaupt nicht unternommen. Da er jedoch fühlte, daß er nicht stumm bleiben konnte, versuchte er in seiner etwas unbeholfenen Art sich an der Frage vorbeizuschlängeln und sagte: „Du weißt ja, wie es bei mir daheim ist. Vater ist wie immer. Ich habe keinen Menschen, mit dem ich ein Wort sprechen könnte. Nie hab' ich eigentlich jemand gehabt, mit dem ich hätte reden können. Ein paar Kameraden einmal. Aber was will das heißen? Jetzt bin ich seit ein paar Jahren daheim. Und die Jahre sind lang. Da ist es mir schließlich zu schwer geworden. Eines schönen Tags bin ich zu Vater gegangen und hab' ihm gesagt, ich hielte es nicht mehr aus so. Vater war böse; ich sah wohl, daß er mich auf seine Art gern hat. Aber was nützt mir das? Vater hat nun einmal nicht den vollen Gebrauch seiner Sinne. Kannst du dir was Schlimmeres vorstellen?" Die letzten Worte waren voll von verbissenem Ingrimm, voll von Empörung gegen ein unerträgliches Geschick.

Konrad schwieg einen Augenblick, ehe er fortfuhr: „Die Wahrheit konnte ich ihm nicht sagen, und doch brauchte ich Geld. Darum schützte ich eine Reise vor. Es hat schwergehalten, das darfst du mir glauben. Denn gerade das Geld, das ist ja doch der wunde Punkt bei ihm. Schließlich hab' ich meinen Willen durchgesetzt. Wenn ich erst bei der Armee bin, so schreib' ich Vater, wie es ist. Dann geht es leichter."

Thora erwiderte hierauf nichts. Sie fand es unrecht von Konrad, daß er seinen Vater auf diese Weise hinterging; zugleich aber lag in seinem entschlossenen Handeln doch etwas, was ihr gefiel.

„Niemand außer dir weiß darum," schloß Konrad.

„Ich werde schon schweigen," erwiderte sie.

Dann zeigte sie ihm ihr Heim. Sie gingen von einem Zimmer ins andre. Sie standen lange am Fenster und blickten in der Dämmerung über das Land. Thora erzählte und erklärte. Dort erstreckten sich die Felder und Wälder von Alerup, drüben fing das Bereich des Pfarrhofes an, dort unten floß immerfort frei und offen der Bach.

Darauf führte sie ihn ins Kinderzimmer. Hans war aufgewacht. Er lag in seinem Bettchen und lachte den Eintretenden entgegen. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, und er streckte furchtlos seine kleinen dicken Fingerchen nach dem blonden Schnurrbat des Fremden.

Von da gingen sie wieder ins Wohnzimmer; beide fühlten, wie die gedrückte Stimmung, die bisher geherrscht hatte, immer mehr schwand. Wie zwei gute Freunde, die einander lange nicht gesehen haben, saßen sie beieinander und schwatzten. Das Mittagessen wurde aufgetragen, und nach Tisch gingen sie in Thoras Kabinett, wo im grünen Kachelofen das Nachmittagsfeuer flackerte.

Für Thora war es, als sei die Heimat ihr plötzlich ganz nahe gerückt. Etwas Schweres, Drückendes, das sie sonst nie verließ, verschwand leise. Den Krieg vergaß sie ganz und gar. Es war, als gäbe es überhaupt nichts Häßliches und Furchteinflößendes mehr, als sei Konrad bloß gekommen, damit sie eine Freude hätte. Sie fragte nach Vater und Mutter. Konrad war ja kürzlich dort gewesen. Sie berichtete vom Brief der Mutter und was über Konrad und des Hauptmanns Unterhaltung darin gestanden hatte. Konrad erzählte und erzählte und ward schließlich so warm, daß er, ohne es zu merken, rief: „Ich wollte von dir hören — darum bin ich hingegangen."

„Wirklich?" erwiderte Thora unbefangen. „Dachtest du noch ein bißchen an mich?"

„Ja," sagte Konrad mit schüchternem Lächeln. „Wir sind ja immer gut Freund gewesen."

„Ja," sagte Thora.

Eine Weile herrschte Schweigen. Jedes genoß ganz unbewußt die Nähe des andern, und beide empfanden das unbeschreibliche Glück der Jugend, das das Bewußtsein gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Sympathie verleiht, die Wohltat, sagen und tun zu können, was ihnen gerade in den Sinn kam. Schließlich sagte Konrad: „Du bist noch ganz die Alte, Thora!"

Ein Schatten glitt über Thoras Gesicht. Ohne daß sie die Ursache hätte ergründen können, tat ihr irgend etwas ein bißchen weh. Aber sie vergaß es gleich wieder. In ihr war alles so neu, so ungewohnt, so heiter, bloß weil sie fühlte, sie durfte über alles sprechen, so wie sie wollte und konnte. Es

Digitized by Google

war, als wäre sie lange eingesperrt gewesen und fühle sich plötzlich frei. Darum erwiderte sie auf Konrads Worte nichts, sondern strich nur das leichte, etwas wellige Haar zu beiden Seiten des Scheitels zurück, als freue sie sich, daß jemand ihrem Aussehen Beachtung schenkte, und sagte: „Und daheim ist alles wie früher? Es war gewiß schön im Sommer!"

„Ja," erwiderte Konrad einsilbig. Von Naturschönheit reden — das war seine Sache nicht.

„Es ist auch schön hier," fuhr Thora fort. „Nur daß ich es nicht sehe. Die Natur hier sagt mir nichts."

Das verstand Konrad nicht. Er saß ganz still und sah Thora an und freute sich, wie schön sie war, wenn sie sprach.

„Verstehst du mich nicht?" fuhr sie fort. „Manchmal spricht die Natur zu mir, und manchmal sagt sie mir nichts. Und wenn sie nichts sagt, ist alles so schwer."

Konrad schüttelte den Kopf. Thora wurde nur immer eifriger und fing an zu erzählen. Sie erzählte, wie es war, als sie nach Akerup gekommen und am ersten Sonntag mit ihrem Mann spazieren gegangen war und nichts hatte so sehen können, wie er es wollte. Sie erzählte, wie sehr sie immer fürchtete, sie könne es ihm nicht recht machen, und wie ängstlich sie auch jetzt noch oft sei, wenn sie allein in den großen Zimmern sei. Wie sie die Türen doppelt und dreifach abschließe und jeden Abend in allen Garderoben und dunklen Winkeln nachsehe, ehe sie es wage, zu Bett zu gehen. Alles erzählte sie ihm. Und während sie sprach, wurde sie ganz heiter und lachte selber über ihre Angst, die sie nie recht los wurde. Sie zeigte Konrad die Ecken und Winkel in den Zimmern, vor denen sie sich am meisten fürchtete, wenn sie daran vorbei mußte. Mehr als einmal hatte sie wach gelegen und allerlei Geräusche gehört, Schritte auf dem Dachboden, Hände, die nach den Türschnallen faßten. Die Veranda ängstigte sie, weil man von da aus so leicht ins Zimmer gelangen konnte. Das Schloß an der Küchentür untersuchte sie auch immer selbst, weil es so alt war und auf eine ganz besondere Art zugemacht werden mußte, wenn es einschnappen sollte. „Aber das schlimmste ist," schloß sie, „daß ich manchmal das Gefühl habe, als wurde der dunkle Berg droben zu einem dicken, undurchdringlichen Nebel, der sich über die Felder herwälzt und ins Zimmer dringt und sich dann auf mich legt und mich ersticken will."

„Warum hast du nie mit deinem Mann darüber gesprochen?" fragte Konrad.

Thora schüttelte den Kopf. „Bruce hätte nicht die Geduld, mich anzuhören," sagte sie. „Er will, daß mir alles hier gefallen soll, gerade so, wie es ihm gefällt; daß ich alles mit seinen Augen sehen soll."

Zum erstenmal fiel es Thora auf, daß sie ihren Mann Bruce nannte und nicht Johan; und ein Gefühl von Unsicherheit überschlich sie.

Konrad wußte nicht recht, was er auf all das antworten sollte. Obgleich Thora sich darüber nicht ausgesprochen hatte, hatte er doch den Eindruck, als sei sie nicht glücklich. In einer Art tat ihm das fast ein bißchen wohl, wie wenn er sie dadurch weniger verloren hätte. Aber zugleich ergriff ihn vor dieser Unvollkommenheit des Lebens, die man eine disharmonische Ehe nennt, die ganze unbestimmte Wehmut der Jugend, die derartiges am liebsten nicht glauben möchte. Er wagte natürlich nichts zu sagen. Aber Thora war ihm nie so nahe gewesen wie in diesem Augenblick, und während er so neben ihr saß in dem kleinen Zimmer, das Lampe und Feuerschein warm und hell machten, gedachte er der Zeit, da es sein Traum gewesen war, dies weiche Geschöpf wegzuheben über alles, was schwer und trüb war, ihr das Leben zu einem zärtlichen Spiel zu gestalten, ihr all das Glück zu Füßen zu legen, das nur er allein ihr zu schenken vermochte. Er vergaß fast, daß sie das Weib eines andern war; und wenn er Thora, die mit ihrem warmen und ernsten Lächeln neben ihm saß, ansah, so schien es ihm, als habe auch sie es vergessen. Die Zeit hatte über diese beiden die Herrschaft verloren, hatte keine Gewalt mehr über sie — ein paar Stunden unausgesprochenen Glückes lang, die das Dazwischenliegende auslöschten und sie beide allein auf eine einsame glückliche Insel versetzten, wohin die Stimmen der Welt und der Menschen nicht drangen ...

Als der Disponent Bruce nach Hause kam, trat Thora ihm strahlend vor Freude und Frische entgegen. Natürlich kam ihm sofort der Gedanke, daß er seine Frau lange nicht mehr so gesehen habe. Und die Miene,

Digitized by Google

mit der er seinen Gast begrüßte, war ernsthafter, als ihm selbst lieb war. Einen Augenblick lang sah es aus, als wolle das Gespräch ins Stocken kommen. Konrad Olthov fühlte sich verlegen diesem fremden Mann gegenüber, der ihm, ohne es zu ahnen, Kummer bereitet hatte. Mit einer Art Neugier musterte er die kräftige und ein bißchen schwere Gestalt, die grobgeschnittenen, gutherzigen Züge, als wolle er ergründen, was denn dereinst Thoras Liebe gewonnen habe. Thora selbst ging zwischen den beiden ab und zu und machte sich allerhand zu schaffen. Jetzt war sie es, die die Rede auf den Krieg brachte.

Damit war die Unterhaltung wieder in vollem Gang, und wer die drei beobachtet hätte, hätte hinter ihnen nichts andres gesucht als drei Menschen, die gemütlich beieinander saßen und sich in dem einen großen Interesse, das damals das ganze Land erfüllte, zusammenfanden. Konrad erzählte von seiner Heimat und der Stimmung dort. Daß er in den Krieg wollte, machte ihn, obgleich er ein Fremdling in dem kleinen Kreise war, doch zum unbestrittenen Mittelpunkt. Die Stimmung in dem dämmerigen Raum, in dem das Feuer längst niedergebrannt und der nur noch von der Öllampe erleuchtet war, wurde ernster.

Bruce betrachtete sich den jungen Mann genau und fühlte sich, fast wider Willen, angezogen von dem offenen männlichen Gesicht und dem klaren Blick. „Sie haben also große Lust, einen Krieg mitzumachen?“ fragte er lächelnd.

„Manchmal glaub' ich es,“ antwortete Konrad verlegen.

Bruce sah ihn aufmerksam an. „Wie meinen Sie das?“ sagte er.

Konrad fühlte, wie er errötete. „Ich meine,“ sagte er hastig, „man kann auch in den Krieg ziehen, bloß weil man um jeden Preis von zu Haus fort möchte.“

Es lag in diesen Worten mehr ungeschminkte Wahrheit als in allem, was Konrad vorher, solange er und Thora allein waren, ausgesprochen hatte. Eine Ahnung stieg in Thora auf — die sichere, weibliche Ahnung, die nicht leicht täuscht. Sie wurde verwirrt, wie wenn sie und ihr Gast unerlaubte Heimlichkeiten miteinander hätten, und um ihre Verwirrung zu verbergen, rief sie: „Mein Gott, wenn sie dich nun erschießen!“

Bruce hatte noch nicht gehört, daß seine Frau den Fremden duzte. Er fühlte sich unangenehm berührt, schämte sich aber gleich darauf seiner Schwäche.

Konrad blickte auf; seine Stimme klang ein bißchen unsicher, als er antwortete: „Warum sollten sie gerade mich erschießen?“

„Ach,“ erwiderte Thora, „ich dachte nur ...“

Keins von beiden wagte das andre anzusehen. Wie ein Geständnis gegenseitiger Unruhe umeinander, eine Art offener Erklärung, daß keins das andre missen wollte, waren diese Worte zwischen ihnen gefallen und hatten in ihnen Wurzel geschlagen, stärker als alles, was in der Einsamkeit zwischen ihnen gesprochen worden war. Bruce, schien's, merkte davon nichts. Er fuhr fort, vom Krieg und seinen Aussichten und Möglichkeiten zu reden. Währenddem verließ Thora das Zimmer und kam erst wieder zurück, um die Herren zum Abendessen zu bitten, was beide mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßten.

* * *

In der Nacht legte sich der Sturm, die Wolken zerstreuten sich, und als der Morgen kam, strahlte die Februarsonne hell auf ein weißes Meer voll kleiner und großer erstarrter Wellen. Die Sonnenstrahlen glitzerten über dem Buchenwald und umfunkelten den Berggrat mit seltsamem Licht. Es sah aus, als sei er in glimmernde Watte gewickelt. Blau stiegen die Rauchsäulen aus den Schornsteinen zum klaren Himmel auf, und im Zimmer zitterten Sonnenflecken von den Prismen des alten Kristallkronleuchters.

Schon beim Frühstück äußerte Bruce in dem gutmütigen Befehlshabertон, der ihm zur zweiten Natur geworden war, der Gast müsse noch einen Tag bleiben. „Der Schnee liegt tief,“ sagte er, „und es hat keinen Sinn, die Pferde unnütz anzustrengen. Unsre skanischen Pferde sind sowieso nicht daran gewöhnt, Schlitten durch Schneehaufen zu ziehen. Morgen fährt dich Ola zur nächsten Station.“ Bruce hatte am Abend vorher, ehe sie auseinandergingen, mit dem Kindheitsfreund seiner Frau Duzbrüderschaft getrunken. Seine ganze Art dem Gast gegenüber war dabei voll wohlwollender Freundlichkeit gewesen. Konrad war trotzdem wenig zufrieden, daß er bleiben mußte. Er fühlte,

Digitized by Google

dieser Besuch hatte ihm mehr gegeben, als er eigentlich erwartet hatte. Und eben deshalb sollte es jetzt auch zu Ende sein. Mit der Erinnerung an seinen und Thoras einsamen Nachmittag wollte er weiterziehen, dem Unbekannten entgegen. Er dachte sich dabei weiter nichts, er hatte nur den Wunsch, so bald als möglich fortzukommen, um allein zu sein mit all den neuen Eindrücken, die ein paar kurze Stunden lang seine Seele überflutet hatten. Daß er sich trotzdem entschloß, zu bleiben, geschah nicht um der Pferde willen, sondern weil er gesehen hatte, wie Thoras Gesicht bei dem Vorschlag ihres Mannes aufleuchtete. Ihr Blick zwang Konrad wider seinen eignen Willen.

Der Tag verging unter kleinen Spaziergängen und Gesprächen, Mahlzeiten und einem langen Nachmittag hinter geschlossenen Läden, brennenden Lampen und dampfenden Pfeifen. Die Stimmung war abwechslungsweise heiter und dann wieder gedrückt, wie stets bei Menschen, die der Zufall zusammengeführt hat, und die wissen, daß sie binnen kurzem fürs ganze Leben auseinandergehen. Keins von den dreien fand sich mehr so zurecht wie am ersten Abend. Konrad wurde die Zeit lang, sogar Thora war ihm gewissermaßen eine Fremde geworden. Er verstand nicht, wie sie ihrem Mann gegenüber so demütig sein konnte, und daß sie ständig entweder vom Kind oder von Küchengeschäften in Anspruch genommen schien. Kein einziges Mal war er allein mit ihr, und wenn er in der Unterhaltung versuchte, sich an sie zu wenden, so vermied sie meist, direkt zu antworten, und wandte sich an Bruce, als fühle sie sich in ihrem eignen Haus unsicher. Es war eine ganz neue Thora, die Konrad im Verlauf des Tages kennen lernte. Thora, so wie die Ehe sie gemacht hatte, eine unruhige, demütige, unsichere, gleichsam heimatlose Thora, die vor ihrem Mann verstummte und nicht einmal dem Gast gegenüber so frei und heiter sein konnte wie gestern — mit einem Wort: Thora Bruce.

Auf Konrad wirkte diese neue Thora niederdrückend und beklemmend. Ihm war, als schleppten die Stunden sich endlos hin. In einem Zustand steigender Erregung saß er in seinem Sessel neben dem offenen Feuer und horchte auf das eintönige Ticken der Wanduhr. Es kam ihm vor, als wolle der Zeiger, der über die Perlmuttereinlage des Zifferblatts hinschlich, überhaupt nicht mehr die Kreisläufe vollenden, die ihn noch von der Stunde trennten, in der es Zeit war, zu Bett zu gehen, in der Konrad sich endlich zurückziehen durfte.

Schließlich schlug die ersehnte Stunde aber doch, und Konrad stieg hinauf in das kleine Giebelzimmer mit seiner Aussicht auf die Linden im Garten, die kahl und dunkel unter dem sternbesäten Nachthimmel standen. Aber er fand keine Ruhe. Der Gedanke an Thora hielt ihn wach. Was für einen Eindruck hatte er eigentlich von ihrem Leben und ihrem Mann? Und was ging ihn das alles an? Weshalb war er überhaupt gekommen? Und weshalb saß er nun da und beschäftigte sich mit dem Schicksal zweier Menschen, von denen der eine ihm immer fremd gewesen und der andre es fast für ihn geworden war?

Solche und ähnliche Gedanken flogen ihm durch den Kopf. Dann dachte er an den Krieg. Noch nie hatte die Wirklichkeit des Krieges ihm so lebendig vor Augen gestanden wie jetzt. Noch nie war er sich so klar bewußt gewesen, daß das, dem er jetzt entgegenging, ein großer Ernst war. Was wußte er denn eigentlich vom Krieg? Etwas von Kämpfen Mann gegen Mann, von Überfällen und Verteidigung, von gegenseitigem Schießen und der Möglichkeit, von einer Kugel getroffen zu werden oder einen Säbelhieb über den Kopf zu erhalten, vielleicht fürs Leben ein Krüppel zu werden, der mit dem Arm in der Schlinge oder einem Stelzfuß herumlief. Dinge, von denen er gehört oder gelesen hatte, von denen er aber ganz und gar nicht wußte, was sie eigentlich waren. Wie in einem Nebel sah Konrad das, unklar und unwirklich, wie alles, was wir uns aus Büchern angelesen haben. Und doch fühlte er: es war eine Wirklichkeit, die ihm immer näher rückte, eine neue, schreckensvolle Wirklichkeit, der er nicht entgehen konnte.

Weshalb hab' ich denn überhaupt etwas derartiges gesucht? dachte er zum erstenmal. Es gab ihm einen Stich durch die Brust, und er wandte sich hastig um, als fürchte er, er sei nicht allein. Die Kerze flackerte auf bei der heftigen Bewegung und warf huschende Schatten durchs Zimmer. Er sah die Heimat, das Bild des Vaters, das karge Elternhaus, in dem sein Leben so unaussprechlich leer war. Und doch wußte er, nicht diese Leere war es, vor der er floh.

Digitized by Google

Es war die Leere, die Thora zurückgelassen hatte — die war's, die hatte ihn fortgetrieben. Lange Jahre hatte sie an ihm genagt. Aber er war jung und stark, und die Wunde war zusammengewachsen. Sie schmerzte nicht mehr. Längst hatte er geglaubt, sie sei geheilt. Und trotz allem war sie wieder offen. Daß er das Gegenteil geglaubt hatte, war nichts als Selbstbetrug gewesen. Jetzt wußte er es. Denn jetzt brach die Wunde aufs neue auf und schmerzte heißer als je. Er sah Thora vor sich, verändert, ergebungsvoll, scheu und still, sie, die dazu geschaffen war, im Sonnenschein zu leben, frei zu sein wie ein Vogel. Leise, auf nackten Füßen, ging Konrad im Zimmer auf und ab, immer voll Angst, man könnte ihn unten hören, auf jedes Geräusch horchend, als fürchte er, noch irgend etwas Neues zu hören, das seine Unruhe noch steigern mußte. Als er sich endlich müde, erregt zu Bett legte und das Licht löschte, war er nahe daran, vor Leid und Harm und dem hilflosen Bewußtsein, gar nichts tun zu können, in Tränen auszubrechen. Thora gehörte ihm, ihm und keinem andern. Ihr Bild saß tief in seinem Herzen; niemand konnte es ihm entreißen. Und während die Winternacht vor den kleinen Fensterscheiben dunkler und dunkler ward, lag Konrad wach und dachte daran, wie zart und fein und einsam Thora war, wie er sie am liebsten hätte forttragen, sie vor allem, was schwer und traurig war, schützen, sie vor der Welt verstecken mögen, in der ja doch keiner sie so kannte und liebte wie er.

Er wußte ja, daß alles ein Traum war, und er verwechselte seinen Traum auch nicht mit Hoffnung und Wirklichkeit. Aber eben deshalb litt er um so heftiger und intensiver. Schließlich verlangten Jugend und Natur gebieterisch ihr Recht, und er sank in einen tiefen, schweren Schlaf. Da träumte er, er liege verwundet irgendwo in einem großen weißen Zimmer mit vielen leeren Betten. Er hatte sich im Dunkel auf eine Anzahl Feinde gestürzt, die er aber gar nicht sah. Man trug ihn fort; und während er nun einsam zwischen all den leeren weißen Betten lag, sah er jemand auf sich zukommen. Es war eine Frau, deren Gesicht er nicht sehen konnte. In ihm brannte und schmerzte es. Es muß Thora sein, dachte er im Traum. Im selben Augenblick sah die Frau auf; aber es war nicht Thora. Es war das Gesicht eines jungen blonden Weibes. Sie betrachtete ihn mit sonderbaren Augen. Und Konrad wußte auf einmal, daß es gar nicht die Wunde war, die ihm weh tat, sondern etwas andres, viel Schlimmeres, etwas, was überhaupt nicht wieder gut werden konnte, glaubte er. Er hob den Arm gegen die Unbekannte, um sie zu vertreiben, und schlug blind um sich.

Im selben Augenblick saß er aufrecht in seinem Bett. Hatte es geklopft? Es war noch Dämmerung. Der erste Tagesschein kroch grau und kalt durch die Scheiben. Schlaftrunken rief er: „Herein!"

Gleich darauf erschien Bruce unter der Tür. Er war in Pelz und wollener Mütze, die Unterlippe unter dem Schnurrbart vorgeschoben, die Brauen gerunzelt. „Bei einem der Kätner ist etwas vorgefallen," sagte er eilig. „Ich muß sofort hin. Du sagst es dann, wenn du reisen willst. Thora weiß Bescheid." Damit trat er auf das Bett zu, drückte dem Gast die Hand, wünschte ihm alles Gute und verschwand wieder durch die Tür.

Das Ganze war so rasch gegangen, daß Konrad kaum zum Bewußtsein gekommen war. Sein erstes Gefühl war Scham. Der Traum lag noch wie ein Nebel über seinen Gedanken, und es war ihm, als müsse Bruce ihm in die tiefste Seele geschaut haben. Aber plötzlich schoß ein Freudenstrahl in ihm auf. Thora und er würden einander noch einmal allein sehen. Noch einmal würde er sie sehen dürfen, wie sie wirklich war, wie er sie kannte, wie er ihr Bild immer in sich tragen würde. Langsam, als müsse er das Glück, das ihn erwartete, möglichst sparsam genießen, kleidete er sich an. Als er fertig war, schimmerte der Schnee des Berges im Glanz des Morgenlichts.

Im Wohnzimmer mußte Konrad lange warten. Thora kam nicht. Malin, die hereintam und nach den brennenden Holzscheiten im Kamin sah, nach ihr zu fragen, wagte er nicht. Sein Mut sank, während er wartete. Er fühlte nur noch die Wehmut des Abschieds und die Ungewißheit der Zukunft, der er entgegenfuhr.

Thora überraschte ihn, während er noch in stummem Warten, mit gesenktem Kopf und seinem gewöhnlichen herben und unzugänglichen Gesichtsausdruck dasaß. Sie setz-

Digitized by Google

ten sich an den Frühstückstisch, ohne daß Konrad ein Wort über die Lippen gebracht hätte. Thora war wieder, was sie ihm einst gewesen: die unerreichbar Ersehnte, das Glück, das er nie greifen würde.

Über Thoras ganzem Wesen lag an diesem Morgen etwas Neues, das er noch nie an ihr beobachtet hatte, und das ihn mit einem unnennbaren Gefühl erfüllte, weil er es nicht zu ergründen und sich klarzumachen vermochte. Erst als er schon im Vorzimmer stand, fragte er: „Was ist? Du bist so anders als sonst."

„Anders?" fragte sie zurück.

Konrad wagte nichts weiter zu sagen. Statt dessen erklärte Thora: „Ich begleite dich ein Stückchen."

Sie ließ seinen Pelz in den Schlitten legen und gab dem Kutscher ein Zeichen, vorauszufahren. Stumm folgten sie beide.

Die Sonne war aufgegangen. Über dem Schnee, der schon zu schmelzen begann, glitzerte es vor Licht. Wie eine dunkle, funkelnde Wand stand der Berg hinter dem hellen Feld. Der Weg war gebahnt, aufgepflügt, die Schneewehen standen zu beiden Seiten wie Wälle, zwischen denen sie dahinschritten, während die Schlittenglocken schon in der Ferne, am Anfang des schwarzen, niedrigen Waldes klingelten. Der Schneepflug hatte am Tag zuvor seine Arbeit gründlich besorgt.

Noch war es ein gutes Stück Wegs. Noch brauchten sie nicht Abschied zu nehmen. Konrad schritt stumm dahin. Alle seine Träume waren fort. Wieder empfand er das unbeschreibliche Ruhegefühl, das Thoras Nähe ihm immer gab. Es senkte sich mit seiner sanften Stille über ihn, obgleich er wußte, daß nur noch wenige Minuten waren, bis die Verzauberung weichen und er wieder einsam sein würde. Auch Thora war stumm; und während Konrad über das, was er sagen wollte, nachgrübelte, nahm sie seinen Arm. Er fuhr zusammen. Zögernd legte er seine Hand über die ihre und glaubte zu sehen, wie ein fast leidvolles Lächeln über ihre Züge flog.

Sie waren jetzt mitten im Wald, dem schwarzen, dichten Tannenwald, in den die Sonnenstrahlen nur mühsam drangen. Schneeflocken lösten sich sacht von den Zweigen und sanken in das tiefe Dunkel. Die beiden wanderten weiter, als wollten sie immer so weiterwandern; um sie war Dämmerung, als wäre der Abend nah.

Vor dem Wald im Sonnenschein hielt der Schlitten. Thora zog ihren Arm aus dem Konrads, und indem sie einen Blick zurückwarf, sagte sie: „Hier hab' ich mich immer am meisten gefürchtet, wenn ich allein war."

Ohne ein Wort zu erwidern, zwang er sie, umzuwenden. Und ohne einander zu berühren, schritten sie aufs neue Seite an Seite die kurze Strecke zurück, bis sich wieder die Ebene im Sonnenschein vor ihnen dehnte und der Wald zu Ende war.

Da blieben sie stehen, und Konrad streckte die Hand aus. „Leb' wohl, Thora," sagte er. „Denk manchmal an mich." Er versuchte zu lächeln, während er das sagte. Aber da sah er, wie Tränen über Thoras Wangen rollten. „Was ist?" rief er erschrocken.

Aber Thora riß sich los. „Geh jetzt!" sagte sie. „Und komm wieder, wenn du am Leben bleibst!"

Damit wandte sie sich ab und ging mit hastigen Schritten nach dem Hof zurück. Einsam ging Konrad zum zweitenmal den Weg durch den dunklen Wald zum Schlitten, der draußen wartete.

* * *

Thora war froh, daß Bruce noch nicht zu Hause war, als sie von ihrer Wanderung zurückkehrte. Es war ihr zumute, als hätte sie eine gewagte Handlung begangen, deren Folgen sie noch nicht berechnen konnte; und sie ging unruhig in den Zimmern umher, ganz erfüllt von dem Gedanken, was Bruce wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß sie den Gast begleitet hatte. Konrads Abschiedsworte klangen ihr noch in den Ohren. Ihr war, als sei er ihr nah, als sei etwas von ihm in den leeren Zimmern zurückgeblieben. Sie fühlte wieder die ruhige Sicherheit, die über sie gekommen war, als er vorhin noch einmal umgekehrt war, um sie durch den Wald zurückzubegleiten; und dann überfiel sie bei dieser Erinnerung eine Unruhe, als müsse ihr irgend etwas Schlimmes geschehen. Sie dachte an ihre eignen Abschiedsworte, und bei dieser Erinnerung schoß ihr das Blut in die Wangen und klopfte ihr das Herz. Was hatte sie eigentlich damit sagen wollen: „Komm wieder, wenn du am Leben bleibst!"? Warum hatte sie Konrad gebeten,

Digitized by Google

wiederzukommen? Was war es ihr, ob er am Leben blieb oder starb? Immer mit diesen Gedanken beschäftigt, ging sie schließlich an ihre Arbeit; sie fürchtete sich, den Blicken andrer zu begegnen, als müßten diese ihr das Geheimnis vom Gesicht ablesen, das ihr doch selber verborgen war.

Es war noch früh am Morgen. Thora saß im Kinderzimmer auf einem Schemel vor dem Feuer, wusch den Kleinen und zog ihn an. Er war schlechter Laune aufgewacht heute. Er weinte, und Thora hatte alle Hände voll zu tun, ihn zu trösten. Aber immerwährend verfolgten sie die Gedanken. Sie fürchtete jetzt nicht nur, es könnte irgend etwas geschehen, sondern es kam ihr auf einmal so vor, als sei schon etwas geschehen, etwas, was für sie das ganze Dasein veränderte. Was es war, das verstand sie nicht. Sie wurde ungeduldig, weil der Kleine gar nicht mit Weinen aufhören wollte; sie sehnte sich danach, ihn lachen zu hören, sein strahlendes Gesichtchen zu sehen. Ihr war, als ob nichts mehr sei, wie es vor kurzem noch gewesen.

Vom Kinderzimmer aus konnte Thora den Hof überblicken. Die Sonne funkelte auf dem Schnee, fern hinter der Straße glänzte das klare lichte Weiß, überdeckt mit einem Schimmer von Blau, der sich unter den Bäumen verdunkelte. Da hörte sie plötzlich Schlittenglocken, die sich näherten. Thora blickte auf. Es war Bruce, der zurückkehrte. Kerzengerade saß er im Schlitten; und obgleich er schon so nah am Hause war, gebrauchte er doch noch die Peitsche. In rasender Fahrt fuhr er an der Treppe vor; das Pferd war naß vor Schweiß, der weiße Schaum hing ihm ums Gebiß. Bruce schleuderte dem Kutscher, der hintenauf saß, die Zügel zu, sprang mit einem Satz die Treppe hinauf und verschwand im Vestibül.

Thora hatte gesehen, daß sein Gesicht düster und drohend aussah. Die Augen unter den zusammengezogenen Brauen waren fast unsichtbar, die Pupillen leuchteten wie blanke Stacheln. Noch nie hatte Thora ihren Mann in solcher Erregung gesehen. Und unwillkürlich brachte sie das Gesehene in Zusammenhang mit sich selbst. Sie rief das Kindermädchen herein, übergab ihr den Kleinen und ging, immer unter dem Eindruck dieses Erlebens, ins Eßzimmer, wo sie ihren Mann am Frühstückstisch zu finden glaubte.

Es sah düster aus in ihrem Innern. Wie eine Schlafwandlerin sah sie zu, wie Malin stumm und eilig den Tisch deckte. Auch in der Küche hatte man den Schlitten gesehen, und der Zorn des Hausherrn, dessen Ursache keiner kannte, lag schwer über dem ganzen Hause. Thora mußte lange warten.

Als Bruce endlich kam, war seine Erregung vorüber. Sein Gesicht sah aus wie eine Maske, die alles, was dahinter arbeitete, verdeckte. Nach einem kurzen Gruß setzte er sich schweigend an den Tisch. „Ißt du nicht mit?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe schon gegessen,“ antwortete Thora. Sie wagte nicht zu sagen „mit Konrad“, wie es ihr auf der Zunge lag. Sie hatte das dunkle Empfinden, daß der Zorn ihres Mannes ihm galt, und sie wunderte sich über sich selbst, daß sie sich überhaupt hereingetraut hatte, dem Sturm zu trotzen.

Bruce erwiderte jedoch mit vollkommener Gemütsruhe: „Es ist ja wahr, du hast Konrad Gesellschaft geleistet. Na, ist er glücklich fortgekommen?“

Thora nickte. Sie konnte nicht antworten.

Jetzt erst bemerkte Bruce ihr verstörtes Aussehen. „Was ist?“ sagte er fragend.

Der Ton war nicht der, den Thora erwartet hatte. Das ermutigte sie; und das Haar, das ihr über die Schläfen gefallen war, zurückstreichend, zwang sie sich zu einem Lächeln. „Ich bin so erschrocken, wie du kamst,“ sagte sie.

Ihr war, als höre sie ihre eigne Stimme wie aus weiter Ferne. Bruce vernahm wohl die Worte und verstand sie auch, wie er glaubte. Aber die Stimme erkannte er nicht wieder. Das war nicht Thoras Stimme! Er fühlte, wie das Mißtrauen in ihm erwachte, das alte Mißtrauen, das nie ganz gestorben war. Die Tage, in denen der Gast bei ihnen verweilt hatte, waren ihm lang geworden. Es hatte ihn gedemütigt, zu sehen, wie Thora in der Anwesenheit dieses Fremden geradezu auflebte, wie sie fröhlich und jung ward, wie ihre Schritte leichter, ihr Lächeln heiterer wurden. Er hatte versucht, es nicht weiter zu beachten, aber es war ihm nicht gelungen. Seine Frau verdächtigen, sie könne einen Augenblick lang die Grenze, die ihre Pflicht ihr vorschrieb, auch nur streifen, das konnte Bruce nicht. Dazu hielt er sich selbst und seine Frau viel zu hoch. Aber in ihm stieg wieder die

Digitized by Google

Frage auf, warum gerade er bei seiner Frau nicht das hervorlocken konnte, was er doch am meisten an ihr liebte.

Das war es, was ihn demütigte. Und als er jetzt sah, wie Thora ganz erschrocken und fragend vor ihm stand, wurde er zornig über diese weichliche Furcht, die er nicht verstand, und rief gereizt: „Warum hast du denn immer Angst vor mir?“

Thora hielt sich noch immer tapfer. „Du sahst so böse aus,“ sagte sie.

Bruce versuchte zu lächeln. „Hast du geglaubt, ich sei böse auf dich?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte sie hastig und leise.

Jetzt lachte Bruce nicht mehr. Kurz und scharf antwortete er: „Ich dachte gar nicht an dich, als ich kam. Ich dachte an das, was ich heut' morgen erlebt habe. Sie haben mich zu einem Kätner gerufen, weil etwas vorgefallen war. Weißt du, was vorgefallen war? Vor ein paar Jahren hat sich einer der Kätner verheiratet. Die Frau war alt und häßlich. Kein Mensch begriff, warum er sie nahm. Er war arm, und sie war arm. Ich habe damals selber versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, als ich von der geplanten Heirat hörte. Und kannst du dir denken, warum er sie geheiratet hat? Weil sie eine Forderung von zweihundert Reichstalern hatte, einen Schuldschein, den er einzutreiben hoffte. Vor einem Jahr ist der Schuldner gestorben. Es war ein andrer Kätner, der seinerzeit der Alten das Geld abgeschwatzt hatte. Als er tot war, stellte sich heraus, daß er überhaupt nichts hatte. Seither war der Ehemann krank, wie es hieß. Aus Kummer über das Geld krank geworden. Und dabei hat er die ganze Zeit über nur nachgegrübelt, wie er sich rächen könnte. Er wollte seine Frau umbringen. Als ich heut' hinkam, hatten die Nachbarn ihn binden müssen, sonst hätte er es auch getan.“

Bruce schwieg, und Thora stand ganz stumm. Ihr Schreck war nicht vergangen. Er hatte durch die Worte des Mannes nur neue, unerwartete Nahrung erhalten. „Und die Frau?“ fragte sie hastig. „Wie geht es ihr?“

„Die!“ sagte Bruce kurz. „Oh, die bleibt auf der Kate. Den Mann hat der Schultheiß in Gewahrsam genommen. Er erhält seine Strafe wegen Mordversuchs.“

„Arme Menschen!“ sagte Thora.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Bruce scharf. „Sag' lieber: wir Armen, die wir sie in unsrer Nähe haben müssen! Es empört mich, daß das gerade in unsrer Gegend geschehen mußte, und noch dazu bei mir!“

Bruces Stimme erbebte unter dem alten, phantastischen Empfinden für seine Heimat; er biß heftig die Lippen zusammen. Dann stieß er den Stuhl vom Tisch zurück und ging rasch ins Wohnzimmer. Thora folgte ihm. Sie wunderte sich längst nicht mehr über dies starke Heimatsgefühl, das sie einst durch die Gewaltsamkeit der Forderungen, die es an sie selbst stellte, zurückgestoßen hatte. Sie war daran gewöhnt, und während Bruce sprach, legte sich ihre eigne Aufregung. Der Schreck, der sie vorhin gepackt hatte, glitt ins Unwirkliche zurück, und ihre Furcht und ihre Ahnungen zerflossen wie Gespenster ihrer eignen Einbildung.

Vom Wohnzimmer ging Bruce in seine Stube. Dort stellte er sich ans Fenster und blickte auf den Hof hinaus, wo die Sperlinge durcheinanderhüpften und in einem Bündel Stroh, das die Schlitten beim Ein- und Ausfahren über den Boden verstreut hatten, nach Körnern suchten. Er war noch nachdenklicher als sonst. Es reute ihn, daß er seine Frau nicht gefragt hatte, was sie eigentlich meinte, als sie ihm auf seine Frage erwidert hatte, sein Zorn gelte ihr. Weshalb hatte sie so geantwortet? Was konnte sie damit gemeint haben?

Wie Gift bohrte sich dieser Gedanke in seine Seele, und sein altes Mißtrauen erwachte aufs neue. Wie fremd Thora und er einander waren, das sah er in diesem Augenblick kalt und klar vor sich. Es würde auch nie anders werden. Bin ich romantisch? fragte er sich. Träume ich etwa von einer Verwandtschaft der Seelen? Bruce erinnerte sich, daß er einmal in seiner Jugend ein Buch gelesen hatte, das von etwas Derartigem handelte. Von wem es war, wußte er nicht mehr. Es stand irgendwo in einem Fach des alten Bücherschranks, den er von seinem Vater geerbt hatte, und der seit langem geschlossen war. Bruce entsann sich, daß er damals, als er das Buch las, gedacht hatte, diese Menschen jagten einem unmöglichen Traum nach und seien einfach lächerlich. Er hatte über sie gelacht und sie Narren genannt. Jetzt stand er selbst mitten in dem Kampf, von dem er dereinst in einem

gleichgültigen Buch, dessen Titel er nicht mehr wußte, gelesen hatte. Jetzt war für ihn das alles plötzlich zu blutiger, lebendiger Wirklichkeit geworden! Was war denn eine Frau für ihren Mann und er für sie, wenn ihre Herzen sich nichts zu sagen hatten?

Bruce scheuchte die Gedanken von sich und machte sich an seine tägliche Arbeit. Zu den Mahlzeiten erschien er im Eßzimmer. Zu bestimmten Stunden saß er bei seiner Frau, zu bestimmten Stunden spielte er mit seinem Kind. Er versuchte, sich an alles zu gewöhnen, alles zu nehmen, wie es nun einmal war. Es hatte sich ja nichts geändert, es war nichts geschehen, was sein Heim und sein Dasein anders machte, als es vorher gewesen war. Er hatte dem Fremdling, der da gekommen und wieder gegangen war, nichts vorzuwerfen.

Aber nie wieder sah er Thora so, wie sie jenen kurzen Abend und Tag lang gewesen war, die Bruce nicht mehr vergessen konnte. Die Ehe war es nicht, was sie verändert hatte. Wenn jemand kam, der die Thora von früher, so wie er sie dereinst gesehen hatte, hervorzulocken verstand, so war sie noch immer da. Da strahlte sie auf wie der Schmetterling aus der Puppe im warmen Sonnenschein. Nur er konnte nichts dazu tun; und aus dieser Gewißheit schöpfte Bruces Gram immer neue Nahrung.

Eines Abends, als die beiden Gatten allein im kleinen Kabinett saßen, er mit seiner Zeitung, sie mit ihrer Arbeit, ließ Bruce die Zeitung sinken. Ohne daß sie es merkte, betrachtete er lange seine Frau. Sie saß über ihre Näharbeit gebeugt, und Bruce konnte ungehindert in ihren Zügen forschen. Die Wangen waren magerer geworden, die Augen lagen tiefer, die Schatten darunter waren dunkler als früher. Das ganze Gesicht trug das Gepräge des Alterns.

Noch vor ganz kurzer Zeit sah sie jung aus! dachte Bruce. Nur einen Tag lang!

Während er so dasaß, überwältigten ihn seine Gedanken, und ehe er es hindern konnte, verriet er sich. „Sag' mir, Thora," sagte er plötzlich, „was meintest du damals, als ich heimkam und du so erregt warst? Ich fragte dich im Scherz, ob du glaubtest, ich sei böse auf dich. Und du antwortetest ja! Sag', was meintest du damit?"

Thora fuhr erschrocken auf. Zuerst wußte sie gar nicht, was ihr Mann eigentlich wollte. Aber gleich darauf fiel es ihr wieder ein, und sie begriff. Sie beugte sich tief über ihre Arbeit, damit er nicht sehen sollte, wie ihr Gesicht glühte, und erwiderte: „Das hab' ich vergessen."

Bruce sah, daß sie ihm die Wahrheit verheimlichen wollte. Und diese Entdeckung bestätigte, wie er meinte, seine schlimmsten Ahnungen. „Soll ich deinem Gedächtnis nachhelfen?" fragte er hart. „Es war am Morgen, an dem der junge Olthov reiste. Vielleicht entsinnst du dich jetzt."

Thora blickte auf. Ihre Augen leuchteten, ihre Lippen preßten sich zusammen. Zum erstenmal hörte Bruce in ihrer Stimme einen Klang von Zorn. „Warum ziehst du ihn da mit herein?" erwiderte sie. „Mißgönnst du's mir, daß ich einmal jemand aus meiner Heimat getroffen habe?"

Bruce fühlte, daß er zu weit gegangen war, und schwieg. Aber von diesem Tag an war das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten vollständig tot. Bruce hatte die Hoffnung aufgegeben, daß noch eine Zeit kommen würde, in der alles zwischen ihm and seiner Frau gut werden könnte und sie sich gegenseitig glücklich machen würden. Und von nun an fing er an, sie nicht nur als etwas Gleichgültiges, sondern geradezu als ein Hindernis auf seinem Wege zu betrachten. Er verwünschte die Stunde, in der sie einander begegnet waren. Er bereute es bitter, daß er sich seine Frau aus der Fremde geholt, daß er eine Fremde als Herrin in sein Haus geführt hatte. Und er sehnte die Zeit zurück, als er noch allein war und sich das Glück nur erträumt hatte.

Thora sah wohl, daß ihr Mann sich veränderte; aber sie verstand nicht, warum. Sie sah, daß sein Herz sich gegen sie verhärtete, und hörte, daß seine Worte kalt klangen. Aber sie verstand den Grund nicht und wagte nicht, danach zu fragen, konnte gar nicht danach fragen. Unter den Rinden der Bäume stiegen die Frühlingssäfte, sie schwollen in Gras und Blumen, sie füllten die Erde mit Grün, und der Himmel blaute darüber. Vom Berg her strömte in braunen Wogen der Frühlingsbach, und im Sumpf rasteten auf ihrem Zuge nach Norden die Wildgänse. Nur Thora welkte dahin. Nach Hause zu schreiben, wagte sie nicht mehr, nach der Antwort, die sie damals von der Mutter bekommen hatte. Froh war sie

überhaupt nie mehr; nur an den Tagen, an denen Bruce fort war, fühlte sie eine kleine Erleichterung. Zum Glück verreiste er jetzt auch oft und war meist tagelang fort. Wohin er fuhr, wußte Thora nicht. Sie schloß sich ganz ab, denn sie sollte bald wieder Mutter werden, und sie wunderte sich manchmal darüber, daß ihr Mann gar nichts merkte.

Als die Frühlingswärme kam, saß sie viel allein auf der Veranda vor dem Wohnzimmer. Um sie spielte der Wind im wilden Wein, der zu knospen begann; und manchmal konnte sie denken, ob nicht Konrad Olthov bald wieder an ihrem Haus vorüberkommen würde. Düppel war längst erstürmt, die Insel Alsen war genommen; der Krieg war zu Ende, und der Sommer stand vor der Tür.

An Thora war das alles vorübergegangen, als wäre es überhaupt nicht gewesen. Bruce setzte sich nie mehr zu ihr, um von den Ereignissen des Krieges zu reden. Die Zeitungen lagen auf dem Tisch in seinem Zimmer, das Thora nie betrat. Sie hatte keinen Menschen, mit dem sie hätte über diese Dinge sprechen können; auch wenn die Nachbarn auf Besuch kamen, saß sie als Fremde in ihrem Kreis, wie jeder, der sich unter andern nicht heimisch fühlt.

Sie hatte auch keine Sehnsucht nach Konrad. Sie wünschte nur, er möchte vorüberkommen und eine Stunde lang bei ihnen sein, damit sie ihm Grüße für daheim mitgeben könnte.

Es war nicht mehr viel übrig von der Thora von einst.

Konrad Olthov

Konrad Olthov kam überhaupt nicht mehr an Akerup vorbei. Auf dem Hinausweg war er so gereist, weil er es für notwendig hielt, die Bahn zu vermeiden und mit Pferden zu fahren. Er bildete sich in seiner Jugend und Unerfahrenheit ein, weil er seinen Vater über den Zweck seiner Reise belogen hatte, so wäre dieser imstande, durch irgend jemand seinen Aufenthaltsort auszukundschaften und ihn am Verlassen des Landes zu hindern. Von Dänemark aus hatte er dann nach Hause geschrieben, hatte seine Adresse angegeben und ohne weitere Worte, ohne sich die väterliche Verzeihung zu erbitten, das Ziel seiner Reise eingestanden. Ein Brief von Mamsell Kristin veranlaßte ihn schließlich, seine Rückkehr zu beschleunigen. Nach Empfang dieses Schreibens hatte Konrad es sehr eilig. Darum reiste er diesmal mit der Eisenbahn von Malmö, die damals schon gebaut war. Mamsell Kristin hatte ihm mitgeteilt, daß sein Vater im Sterben lag. Und Konrad reiste darum Tag und Nacht, denn der Brief war, als er ihn empfing, schon nicht mehr ganz neuen Datums.

Auf Granas war in der kurzen Zeit, seit Konrad fort war, mancherlei vorgefallen. Das Verhältnis zwischen dem „geizigen Baron" und seiner Umgebung war mit jedem Tag übler geworden. Der alte Vorknecht, der auf dem Gut geboren war und im gleichen Alter stand wie der Herr, sah jedesmal, sooft er die Treppe des Herrenhauses herunterstieg, bekümmerter und sorgenvoller aus; die Zimmer des Herrn blieben verschlossen, er war gar nicht vorgelassen worden. Mamsell Kristin schwebte wie ein Geist in dem Teil des großen Hauses umher, der bis jetzt noch nicht abgeschlossen war. Die kleinen runden Augen blickten ganz starr, und die Muskeln in dem roten Gesicht, das nie die Farbe wechselte, waren ebenso straff und hart wie die Linien um ihren zusammengepreßten Mund. Schon oft war sie draußen in den Wohnungen der Tagelöhner und bei den Knechten in der Gesindestube gewesen und hatte ein gutes Wort eingelegt für Herrn und Hof, um offenen Feindseligkeiten vorzubeugen. Trotzdem hatte sie nicht verhindern können, daß sich eines Tags eine Schar von Männern und Weibern auf dem Hof versammelte und mit lauter Stimme mit dem Herrn zu reden begehrte. Streiks waren damals noch nicht an der Tagesordnung wie heute. Die Arbeitermassen waren sich damals ihrer Menschenrechte und ihrer Macht noch nicht so bewußt wie in späterer Zeit. Es mußten ganz besondere, aller Ordnung und Gerechtigkeit spottende Mißverhältnisse sein, die sie zum Äußersten zwingen konnten. Aber die Mißstände auf Granas waren tatsächlich so schreiend, daß alle Bande der Gemeinschaft sich zu lösen begannen. Der Respekt vor der Herrschaft schwand, und mit ihm der Gehorsam. Die Untergebenen von Granas glichen einem Regiment Soldaten, die ihren Befehlshaber verloren haben und nicht länger imstande

Digitized by Google

sind, ohne Sold zu dienen. Außer sich vor Verzweiflung drangen sie so eines Tags auf den Hof ihres Herrn und schrien laut nach Gerechtigkeit und Brot. Es war ein Haufe bleicher, halbverhungerter Menschen in zerlumpten Kleidern. Murrend forderten sie bessere Nahrung und Geld, um wenigstens die Bedürfnisse der allernächsten Tage befriedigen zu können. Irgendwelche neue Forderungen stellten diese Vorkämpfer der Streikmacher späterer Zeiten nicht. Sie verlangten bloß, daß die alten, seit Menschengedenken bestehenden erfüllt würden. Die Weiber klagten laut, die Häuser stürzten ihnen über dem Kopf zusammen, das ausgeteilte Getreide sei zu leicht, die Kartoffeln wässerig, und ihre kleinen Kinder müßten verhungern, weil die Kühe aus Mangel an Futter keine Milch mehr gäben. Die Männer verlangten, der junge Baron Konrad solle nach Hause kommen. Unter dem geizigen Baron würden sie nicht länger dienen. Der geizige Baron solle überhaupt fort. Sonst würden sie ihm das Dach über dem Kopfe anzünden, wie man Wölfe und Füchse aus ihrem Bau räucherte!

Lange stand die lärmende Schar so auf dem Hof. Ins Haus konnte keiner. Das schwere Eichentor war verschlossen und verrammelt; nur hinter den Küchenfenstern sah man ängstliche Weibergesichter zu den dunklen Scheiben herausstarren. Weit in der Runde hörte man das Schreien und Drohen der Aufrührer. Erst nach langen Stunden, als der Schultheiß endlich erschien, verstummte es. Drei Wagen fuhren plötzlich ein, der Schultheiß selbst in der Dienstmütze, einen derben Knotenstock in der Hand, ein paar Gendarmen und Büttel.

Mamsell Kristin hatte sie geholt. Als sie sah, was bevorstand, warf sie ihren Radmantel über, stülpte den Hut auf den Kopf und schlich sich auf Umwegen nach dem Stall. Und als ihr dort niemand helfen wollte, schirrte sie selber die schwarze Rosa an, spannte sie vors Kabriolett und fuhr, so schnell das Pferd nur laufen konnte, zum Schultheißenhof.

Der Schultheiß las den Versammelten nicht erst lange das Gesetz gegen die Aufstandsidden vor. Er packte ohne weitere Umstände zwei der Rädelsführer, die eintagen, die ihm zu nahen wagten, legte ihnen Handschellen an und führte sie ab. Die Gesetze damaliger Zeit waren streng, und das harte Recht, das Geduld und Unterwerfung weit über die Grenzen der Menschlichkeit hinaus gebot, brach jeden Widerstand. Die Herzen voller Haß, zerstreuten sich die Ankläger nach allen Seiten hin und kehrten, noch mutloser als zuvor, in ihre armseligen Hütten zurück. Aber in den Tagelöhnerwohnungen, in der Gesindestube, in den kleinen, halb verfallenen Katen, die in den riesigen Waldungen des Besitzes verstreut lagen, wuchs und wuchs dieser versteckte Haß, und ein Wächter machte von da an Tag und Nacht die Runde auf Granas.

Der „geizige Baron" hielt sich wie gewöhnlich in seinen drei abgesperrten Zimmern auf, die er seit der Abreise seines Sohnes überhaupt nicht mehr verließ. Sein Verstand umdüsterte sich mehr und mehr. Von dem Auftritt, der, wenn ein einziger zündender Funke unter die Menge gefallen wäre, ihn an Leib und Leben hätte bedrohen können, hatte er überhaupt keine Ahnung. Fühllos gegen seine ganze Umgebung saß er meist in dem großen Lehnsessel unter dem Pfeifenbrett und grübelte darüber nach, daß alle ihn bestehlen wollten, daß er als Bettler sterben müsse und daß sein einziger Sohn ihn verlassen habe. Nicht ein einziges Mal während des ganzen stürmischen Auftritts erhob er sich, um auch nur wenigstens zum Fenster hinauszusehen.

Seit Konrad fort war, redete er nicht mehr, wie früher fast immer, von seiner verstorbenen Frau. Statt dessen hatte er ein Kinderporträt des Jungen hervorgesucht und hatte es so am Fenster aufgestellt, daß er es von dem alten Läufer aus, der ganz abgetreten und voller Löcher und Fetzen war, stets sehen konnte. So stapfte er auf und ab wie sonst und blickte nur jedesmal das Porträt an, sooft er daran vorüberkam. Wenn er müde war, blieb er am Fenster stehen und sah die ganze Zeit das Porträt an. Konrad war noch ganz klein gewesen, als es gemacht worden war, ein Bübchen mit gescheiteltem Haar und frommem Ausdruck. In der Hand hielt er ein hölzernes Pferd, das damals sein Lieblingsspielzeug gewesen war.

Da stand dann der alte Baron, der die ganze Welt vergessen hatte, nnd redete unverständliche Worte mit seinem Jungen, als ob dieser ihn hatte hören können. Für den

Digitized by Google

Alten war Konrad auch heute noch das kleine Bübchen auf dem Porträt, und er bildete sich ein, der Kleine sei davongesprungen, und niemand hole ihn zurück. Mamsell Kristin war die einzige, die ihm half. Mamsell Kristin wußte, wo der Kleine war. Und sie hatte versprochen, er würde zurückkommen, Papa würde ihn bald wiedersehen.

Als aber die Tage vergingen und Konrad nicht kam, da wurde der Baron schließlich ungeduldig. Tagsüber wagte er sich nicht aus dem Haus. Er fürchtete sich vor all den Menschen, die ihm etwas zuleide tun und ihn berauben wollten. Aber nachts schlich er sich hinaus. Da ging er in den Garten und durch die Öffnung in der zugewachsenen Hecke hinaus in den Park. Der Nachtwächter, der um das alte Haus die Runde machte, hörte ihn oft, wie er in langen Zwischenräumen „Konrad! Konrad!" rief. Und einmal nachts hörte Mamsell Kristin, wie er die alte Steintreppe hinanstieg, die er seit der Beerdigung der „kleinen Baronin" nicht mehr betreten hatte. Oben zerrte und rüttelte er an den Schlössern, bis die Türen aufgingen und er in die Wohnung gelangte. Und wie vor Jahren wanderte er jetzt einsam da droben herum. Vom Hof aus, wo die Eulen, die das Licht anlockte, umherflogen, sah man im Dunkel der Nacht den Schein seiner Laterne über Sträucher und Bäume fallen. Durch alle Zimmer ging er so, und als er die Tür wieder abgeschlossen hatte und die Treppe herunterkam, redete er laut mit sich selber. „Ich glaubte, der Junge sei oben," sagte er. „Aber dort ist er auch nicht."

Ein paar Tage nach dieser Nacht lag der alte Baron zu Bett. Er sollte es nicht mehr verlassen. Und als der Mai schon fast vorüber war und der Sommer vor der Tür stand, starb er eines Nachts. Der Frühlingswind wehte mild über den verfallenen Garten, am sternenlosen Himmel stand bleich die Mondsichel. Mamsell Kristin schlief im Lehnstul neben dem Bett und wachte auf, als die Atemzüge stillstanden.

Was dann in dem alten Haus geschah, wußte niemand so recht. Mamsell Kristin nahm sämtliche Schlüssel in Verwahrung, indem sie erklärte, alles müsse abgeschlossen bleiben wie bisher, bis Konrad heimkomme.

Der „geizige Baron" lag in der schmalen Holzbettstelle im innern Zimmer; und als nun auch die Fenster des Erdgeschosses in dem hohen zweistöckigen Haus mit weißen Laken verhängt waren, sah es aus, als habe das ganze alte Gebäude die Augen geschlossen und sei mit seinem Herrn gestorben. Schmal und dünn lag dieser auf seinem letzten Lager, die lange Nase hob sich spitz über dem weißen Schnurrbart, und Mamsell Kristin wachte im äußern Zimmer oder schlummerte auch ein Weilchen auf dem alten schwarzen Roßhaarsofa.

Sie war ein tapferes und resolutes Frauenzimmer, Mamsell Kristin; nichts lag ihr ferner als Furcht vor dem Übernatürlichen. Ebenso ruhig, wie sie seit Jahren durch das Haus gegangen war, saß sie auch im Sterbezimmer, und der „geizige Baron" sagte ihr jetzt, nun er kalt und starr dalag, gerade sowenig Schreck ein wie vorher, als er noch lebte und sich keiner außer ihr an ihn getraut hatte. Aber Mamsell Kristin brauchte auch alle Kaltblütigkeit, über die sie verfügte. Unter dem Küchenpersonal herrschte nach dem Tode des Herrn das geheime Grauen, das sich oft einschleicht, wenn ein Mensch gestorben ist, in dessen Leben nicht alles war, wie es sein soll. Granas war ja überhaupt ein Ort, von dem man sagte, es sei da nicht geheuer. Das wußten alle. Und wenn an Winterabenden die Talglichter mit langen Dochten brannten, da erzählten sich die Mädchen im Flüsterton die mannigfaltigsten Geschichten. Wie es in dem alten Haus, oben unter dem Dach und unten in den vielen verschlossenen Zimmern, rasselte und raschelte und wisperte, ächzte und jammerte — wer hatte das nicht schon vernommen! Die leeren Wohnungen standen so lange verschlossen -- wer konnte wissen, was sie versteckten! Ob die „kleine Baronin" droben spukte — nun ja, man wußte es nicht sicher. Aber woher kamen dann die trippelnden Schritte, die schon so viele gehört hatten, obgleich die Böden, wie in allen alten Häusern damaliger Zeit, dick und fest waren? Woher kamen die Töne wie von einem spröden, welken Gesang, die man in stürmischen Winternächten vernahm? Mußte da nicht jemand sein, der nicht hinauskonnte, jemand, der wachte und wartete, bis er einst erlöst würde und das alte Haus, das von fremden Stimmen widerhallte, verlassen durfte? Immerwährend tuschelten sich die Leute solche Geschichten zu, und in der gan-

zen Umgegend waren diese Gerüchte verbreitet. Ganz schlimm waren sie, seit der „geizige Baron" gestorben war. Die Mägde verrammelten ihre Kammern mit Schloß und Riegel. Bibeln und Gesangbücher lagen überall umher, damit sie im Notfall gleich bei der Hand waren, und wer jetzt bei Nacht irgend etwas sah, hütete sich ängstlich davor, davon zu sprechen. Mit bleichen Gesichtern gingen die Leute tagsüber umher und warteten auf die Nacht.

Am schlimmsten war es in der zweiten Nacht. Da trippelte es auf den Treppen, pfiff unter den Dielen, und ein seltsamer Tiergestank verbreitete sich über das ganze Haus. Mitten in der Nacht schlug jemand gegen das Fenster. Drinnen herrschte Totenstille. Niemand wagte zu antworten. Draußen rief eine Stimme: „Macht auf! Es ist der Nachtwächter!" Man ließ ihn herein, und unter Flüchen und Bibelsprüchen erklärte der Mann, er fürchte sich, allein draußen herumzulaufen. Vom Regen, der herniederströmte, ganz durchnäßt, saß der alte Graubart neben der Tür in der Mägdekammer, während sich aus allen Betten ängstliche Blicke auf ihn richteten. Der Nachtwächter wußte, was es war, was sie alle gehört hatten. Im durchsichtigen Zwielicht der Juninacht hatte er gesehen, wie eine Menge Mäuse zu den Kellerfenstern herausgesprangen, die große Treppe herunterhuschten, ja, sogar an der grauen Fassadenmauer herabkletterten. Ganz deutlich hatte er es gesehen. Aber darum wollte er doch keineswegs dafür einstehen, daß das, was er gesehen hatte, auch wirklich war, was es schien, nämlich richtige Mäuse. Wer hatte je gehört, daß Mäuse so in ganzen Scharen flohen? Es gab viel ärgere Dinge als Mäuse; und in einem Haus, in dem allerlei Kobolds- und Teufelsspuk sein Wesen trieb, konnte man nie wissen, in welcher Gestalt sich der Greuel offenbarte.

Zähneklappernd vor Entsetzen lagen die Mägde in ihren Betten. Aber mitten drin erschien plötzlich Mamsell Kristin in der Nachtjacke, die Kerze in der Hand. Sie schalt den Mann kräftig aus und wollte ihn wieder hinausjagen. Er jedoch blieb unerschüttert und antwortete bloß: „Mit Verlaub, Mamsell — aber hinaus geh' ich heut' Nacht nicht mehr!" Darauf nahm er seinen Bericht wieder auf und endete ihn nun dahin um, daß die Mäuse vor den Gespenstern geflohen seien. Vor wem sonst sollten sie fliehen? War etwa da droben jemand, der sie störte? Mit eignen Augen hatte er sie gesehen, große und kleine. Durch das Loch unter der Haustür waren sie gehuscht und mit einem Satz die große Treppe hinuntergeschossen.

Der Nachtwächter ließ sich nicht vertreiben, und Mamsell Kristin nahm ihn, trotz heftigen Protestierens, mit sich hinaus in die Küche. In der Mägdekammer durfte er nicht bleiben. Unter Ausbrüchen der lebhaftesten Verachtung für seine und aller Menschen Dummheit ließ sie ihn zornig vor der Küchenbank stehen, auf der er schließlich, sein Nachtwächterhorn neben sich, verlegen und beschämt Platz nahm. Mamsell Kristin aber ging zurück in das äußere Zimmer des Barons und ließ, wie seither, die Tür zum Sterbezimmer weit offen stehen.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, in den Sessel des Barons, und legte die alte Bibel aufgeschlagen vor sich hin. Schlafen konnte sie ja doch nicht so bald, und sie brauchte etwas zum Lesen, was sie beruhigte. Aber während sie da saß, hörte auch sie, wie es vor der Tür fortwährend trippelte und trappelte, huschte und wisperte. Resolut erhob sie sich und leuchtete in das große Vestibül hinaus. Da erblickte auch sie die Mäuse, die von den oberen Stockwerken, den Gastzimmern und den Zimmern der „kleinen Baronin", die der Baron vor vielen Jahren abgeschlossen hatte, herabkamen. „Also hat der verflixte Kerl doch recht gesehen!" murmelte sie. Da sie aber nicht zu den Frauenzimmern gehörte, die schreien, wenn sie eine Maus sehen, schlug sie die Tür wieder zu und las weiter. Sie hatte den Propheten Jeremias aufgeschlagen. Seine Strafpredigten paßten gerade in dies Haus, in dem so viel Unrecht verübt worden war, viel, von dem die Leute wußten, und noch mehr, was Mamsell Kristin für sich behielt.

Da hörte sie auf einmal ein Geräusch, das sogar ihr unerschrockenes Gemüt für eine gute Weile der Fassung beraubte. Es kam von oben. Direkt über ihrem Kopf hörte sie es. Es klang wie ein Prasseln und Krachen. Sie hatte das Gefühl, als erbebe das Zimmer, in dem sie saß. Die Vorhänge bewegten sich wie bei einem Luftzug. Das Getöse dauerte fort, nahm neue Formen

Digitized by Google

an. Irgend etwas zerbrach, barst, sprang in Stücke. Der Fußboden schwankte wie bei einem Erdbeben. Einen Augenblick war wieder alles still, und man vernahm deutlich das Geräusch des Sommerregens, der sachte gegen die Scheiben schlug. Plötzlich ward die Luft von einem Donnern erfüllt, als ob das ganze Haus zusammenstürzen wolle. Von oben kam es. Mamsell Kristin sah ganz deutlich, wie die Decke über ihrem Kopf sich bog und der Bronzekronleuchter über dem Schreibtisch hin und her schaukelte. Das Getöse währte eine ganze Weile. Es krachte von einer Ecke des Hauses zur andern, als ob der Donner direkt auf dem Boden über ihrem Kopf dahinrollte. Zuletzt ein schmetternder Laut, als klopften Massen von Arbeitern droben Steine. Dann war alles still.

Mamsell Kristin hatte die Hände gegen die Tischplatte gestemmt und den Kopf lauschend vorgestreckt; jeder Muskel spannte sich. Als der Lärm verstummt war, ergriff sie mit fester Hand den Leuchter, ging ins innere Zimmer, in dem der Tote lag, und nahm über dem Tuch weg, das sein Gesicht bedeckte, den großen Schlüsselbund und die Laterne, die noch immer da hingen, wo der Tote zu seinen Lebzeiten sie hatte haben wollen. Keinen Augenblick verlor Mamsell Kristin die Geistesgegenwart. Sie hatte ihre guten Gründe, nicht zu wünschen, daß das alte Haus allzu genau untersucht wurde, ehe der Tote beerdigt war, und dieser Gedanke gab ihr Mut, alles zu wagen. Wenn das Begräbnis vorüber und der junge Baron wieder zurück war, würde sie ihm die Schlüssel übergeben und sich dann unverweilt fortbegeben, um die Ersparnisse in Sicherheit zu bringen, die sie trotz der gierigen, stets wachen Argusaugen hatte machen können. Wie, das war ihre Kunst und ihr Geheimnis.

Hatte sie bisher so viel gewagt, so wäre es schmachvoll gewesen, jetzt zu zögern. Deshalb stieg sie mutig die Treppe hinauf. Sie war froh, daß sie allein war. Eine Weile probierte sie die Schlüssel, ehe sie den richtigen fand. Als aber endlich die Tür aufging und sie mit der Laterne ins Zimmer leuchtete, da war Mamsell Kristin doch bestürzt. Der große Salon sah aus wie ein einziger Trümmerhaufen. Überall lagen Splitter von Kristallkronleuchtern, Trümmer von Spiegeln, Möbeln, Hausgeräten, Zipfel von Decken und Draperien. Ein Chaos der Vernichtung begegnete dem Auge, wohin es blickte. Und als Mamsell Kristin in die Höhe sah, war die ganze Decke fort. Nackt grinsten die schweren Balken hernieder, und der ganze Raum war voll Staub und Rauch, der von dem Schutthaufen aufstieg.

Mamsell Kristin begriff im Augenblick, was geschehen war. Der Gipsbewurf der Decke war herabgestürzt und hatte alles zerschmettert. Es war, als hätte er all die Jahre, in denen nichts repariert, nachgesehen und hergerichtet worden war, nur zusammengehalten, um in dem Augenblick einzustürzen, in dem der Mann, dessen ganzes Leben innerhalb dieser leeren Wände zurückgeblieben war, das Donnern nicht mehr vernehmen konnte, mit dem sein Heiligtum in Trümmer fiel. Mamsell Kristin stand ganz still, die Laterne in der Hand. Über das Zimmer und bis hinauf zur Decke fiel der unförmliche bewegliche Schatten ihrer dicken kleinen Gestalt. Über ihre Füße hasteten die letzten erschrockenen Mäuse, die noch im Zimmer gewesen waren; sie merkte es nicht. Dann schloß sie sorgfältig die Tür hinter sich und ging mit kurzen, bedächtigen Altfrauenschrittchen die Treppe wieder hinunter und ins Zimmer des Barons zurück.

Die ganze Nacht war sie wach. Am Morgen ließ sie keinen Menschen in die verschlossenen Zimmer, wie sehr sie auch von den erschrockenen Dienstboten, die der Lärm aufgescheucht hatte, mit Fragen bestürmt wurde. Es habe niemand etwas darin zu schaffen, erklärte sie, ehe der junge Baron zurückkäme. Weiteren Bescheid gab sie keinen.

Konrad Olthov kehrte erst volle vierzehn Tage nach der Beerdigung in das Haus seiner Väter zurück. Es war ihm fast eine Erleichterung, daß alles vorüber war, und daß niemand ihn willkommen hieß. Es war auch so schwer genug. Neue Gedanken erwachten jetzt in ihm, er sah die ganze Welt mit andern Augen an, das ganze Leben, das jetzt für ihn anfing, war ihm neu und fremd. Abenteuer und Abenteuerlust lagen hinter ihm. Der Ernst des Lebens trat ihm daheim entgegen.

(Schluß folgt.)

Schnupftabaksdose mit der Darstellung: Jupiter und Kallisto.
(Städt. Museum, Braunschweig.)

Stobwasser-Arbeiten

Von Dr. Franz Fuhse, Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig

Die Kunst Japans und Chinas hat seit Jahrhunderten einen starken Reiz auf das Abendland ausgeübt. Besonders dort, wo sie durch die Eigenart des Dekors und der Form und durch die technische Vollkommenheit ihrer kunstgewerblichen Erzeugnisse zu uns sprach, hat sie nicht nur zur Bewunderung, sondern auch zur Nachahmung herausgefordert. Ihr Einfluß hat entscheidend mit in die Entwicklung der modernen Kunst eingegriffen, in der Technik der farbigen Bronzen, der Formengebung, Glasierung und Vermalung unsrer modernen keramischen Erzeugnisse haben wir viel von den Ostasiaten gelernt. Dem achtzehnten Jahrhundert gelang es, die Geheimnisse der Porzellanfabrikation zu ergründen, der Dekker Fayencemalerei des siebzehnten Jahrhunderts wurde durch den naturalistischen Dekor der ostasiatischen Vorbilder der Weg gewiesen. Im sechzehnten Jahrhundert versuchte man bereits, die chinesischen Lackwaren nachzuahmen.

Hierfür hat namentlich Frankreich Anstrengungen gemacht und es schon im siebzehnten Jahrhundert zu tüchtigen Leistungen gebracht. Mit Chinalack überzogene und bemalte Schränkchen mit Auszügen und Schubladen (cabinets), Windschirme (paravents), Gewehrstützen (râteliers à porter des armes), Kästen, Sänften, Stühle usw. fanden in den königlichen Schlössern Aufnahme und waren damit nicht nur für Frankreich, sondern für Europa modern. Auch das Lackieren der Kutschwagen und Staatskarossen gab den Vernisseurs Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kunst. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wird die

Digitized by Google

Manufacture de meubles peints en vernis de la Chine de Le Roy genannt, ferner Langlois père und Langlois fils, Louis le Hongne und Martin Dufaux. Doch zu voller Blüte gelangte die Lackwarenindustrie in Frankreich erst im achtzehnten Jahrhundert und ist hier derart mit dem Hauptvertreter dieses kunstgewerblichen Zweiges jener Zeit, dem Robert Martin, Vernisseur du roi (1706 bis etwa 1765) und seinen drei Brüdern verknüpft, daß man kurzweg alle französischen Lackmalereien des achtzehnten Jahrhunderts als Vernis Martin bezeichnet.

Kein Wunder, daß man jetzt auch in andern Ländern bemüht war, diese beliebte und gangbare Lackware herzustellen. Auf der Braunschweiger Messe wurden schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lackierte Tabaksdosen aus Papiermaché feilgehalten. Ansbach hatte den Ruf, in Deutschland die besten lackierten Gegenstände zu fertigen (eine Firma Eberlein wird genannt), und ein besonders gewinnbringender Artikel waren die aus spanischem Rohr gefertigten lackierten Stöcke, die ex officio von den preußischen Unteroffizieren geführt, aber auch als Spazierstöcke von dem Bürger bevorzugt wurden.

Die Geldmittel der meisten unsrer kleineren deutschen Fürsten im friderizianischen Zeitalter waren knapp, sehr knapp, und ihre Ansprüche waren groß, sehr groß. Da hielt man Umschau, ob man nicht durch Anlage und Unterstützung gewerblicher Unternehmungen Geld ins Land ziehen könne. Karl I. von Braunschweig ging es nicht besser als seinen Standesgenossen, und wie jene war auch er bemüht, Industrien zu begründen, die den ewig leeren Staatssäckel füllen sollten. Ein Anlaß [illegible]

lassen an Künstler und Handwerker jeder Art, nach Braunschweig zu kommen und unter den Strahlen landesväterlicher Huld hier ihr Gewerbe zu betreiben. Schon meldete sich am 24. Februar 1763 ein Fabrikant Johann Ernst Abraham Weinzieher aus Saalburg in der Grafschaft Gera, der behauptete, lackierte Ware herstellen zu können. Er wurde angenommen und fand Unterstützung, aber nur spanische Rohre verstand er zur Zufriedenheit des Publikums zu lackieren, für alle andre Lackarbeit versagte er vollkommen. Bald nach ihm kam dann ein andrer (3. August 1763), der auf gleichem Felde arbeitete, und der zu den wenigen gehört, die die Erwartungen des Fürsten nicht getäuscht haben: Stobwasser.

Johann Heinrich Stobwasser hat „die merkwürdigsten Begebenheiten" aus seiner Lebensgeschichte selbst aufgeschrieben, und von seinem Sohne sind sie herausgegeben worden. Diese Selbstbiographie ist mit Vorsicht zu benutzen. Wo wir sie an der Hand der Akten nachprüfen können, stellt sich heraus, daß sie Dichtung und Wahrheit ist. Der

Schmelztabaksdose mit der Ansicht von Badenweiler. (Städt. Museum, Braunschweig.)

Digitized by Google

„Comme je lui ressemble“ Schnupftabaksdose. (Städt. Museum, Braunschweig.)

pietistische Verfasser lädt oft viel mehr auf seine Schultern, als sie je getragen haben, um desto einleuchtender die Segnungen göttlicher Gnade an eigner Person darlegen zu können.

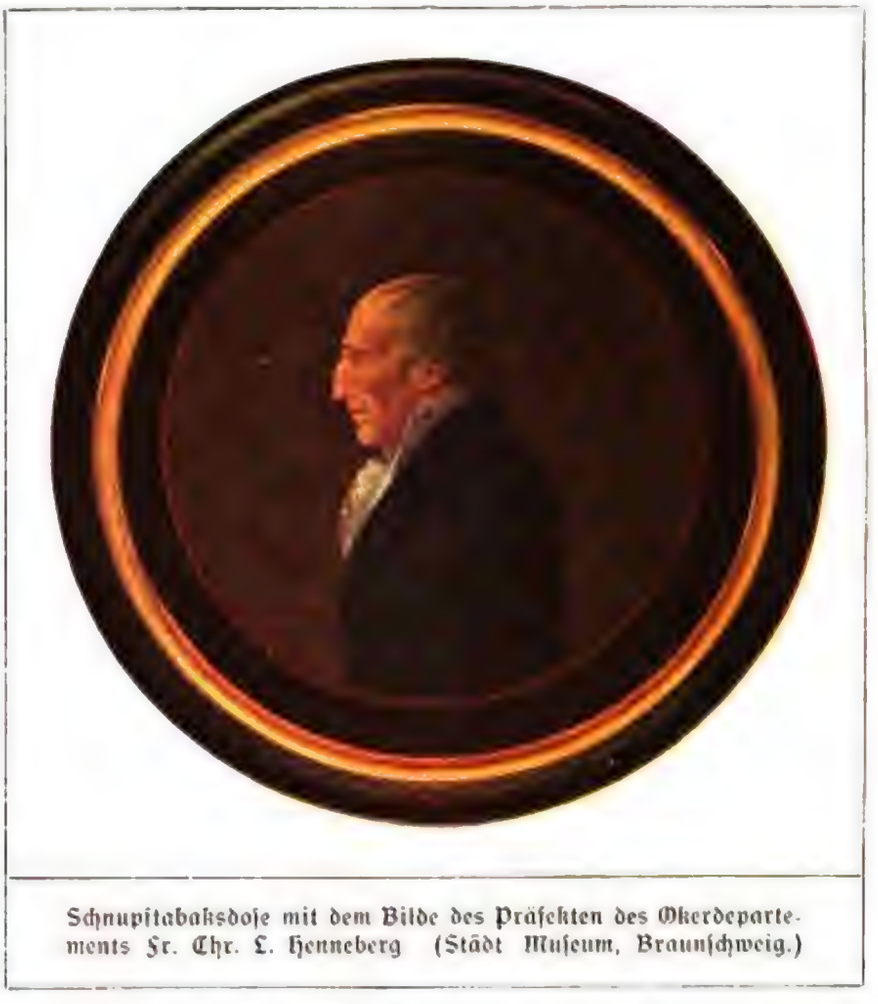
J. H. Stobwasser war der Sohn Sigismund Stobwassers und am 16. November 1740 in Lobenstein im Voigtlande geboren. Sein Vater, ein Glaser, hatte bei einem Brande Haus und Hof verloren und zog nun, um in den armen Zeiten voller Wirrnisse und Kriegsgefahren Brot für Weib und Kinder zu erwerben, hausierend im Lande umher. Der Sohn mußte ihn früh auf diesen Wanderschaften begleiten und lernte bald erkennen, mit welcher Art Ware der beste Gewinn zu erzielen sei. Das waren vornehmlich, wo der große Preußenkönig das Schlachtschwert schwang, die lackierten Korporalstöcke und andre lackierte Gegenstände. Ja, wer das große Arkanum, guten Lack zu fertigen, besessen hätte! Der junge Stobwasser hatte Augen und Ohren offen, er fragte [illegible] und forschte dort und mußte [illegible] zahlen. Ein Franzose, der ihm in Baireuth begegnete, behauptete, das große Geheimnis zu besitzen. „Der Abenteurer verlaborierte ihnen alles Geld.“ Von Erfolg waren die Versuche nicht begleitet. Noch ein andrer wollte die Rezepte zu gutem Lackfirnis besitzen, ein Bruder des Ansbacher Fabrikanten Eberlein, ein früherer Apotheker. Mit ihm sollte eine Fabrik in Lobenstein eingerichtet werden. Eine Anleihe wurde gemacht, der ganze Haushalt auf einen andern Fuß gestellt, da Eberlein das Wohlleben über alles liebte. Aber — „Braten und Wein verschwanden wieder und machten den Kartoffeln Platz“. Brauchbaren Lack hatte man auch mit Eberleins Hilfe nicht herstellen können. Stobwasser aber läßt nicht nach. Die Eberleinschen Kenntnisse hatten ihn doch so weit gefördert, daß es ihm nach vielen Mühen gelang, einen guten Lack zu bereiten, dessen Glanz und Haltbarkeit sich bewährten.

Zuerst bemalte er seine Gegenstände nach dem Muster der japanischen Lackwaren, dann nahm er Kupferstiche als Vorlagen. Trinkbecher aus Karton, mit solchen Malereien verziert, fanden Beifall und gute Abnahme bei den Offizieren. Ihnen folgten bald Schnupftabaksdosen. Man erzählt, ein französischer Prinz habe an heftigem Kopfschmerz gelitten. Da sei der Hofmedikus auf den Gedanken verfallen, ihn pulverisierten Tabak, der als offizinelles Kraut gegen allerhand Krankheiten angewendet wurde, durch die Nase aufziehen zu lassen, damit er auf diesem Wege das Gehirn, den Sitz des Übels, erreiche. Da nun der Prinz schnupfte, so schnupfte auch die Hofgesellschaft, ihr Beispiel genügte, um Adlige und Bürger das gleiche tun zu lassen. Bald schnupfte ganz Europa. Das Kunstgewerbe aber hatte den Vorteil

Digitized by Google

Johann Heinrich Stobwasser (1749–1829). Gemalt von C. Tunica (?). (Städtisches Museum Braunschweig.)
Zu dem Aufsatz „Stobwasser-Arbeiten" von Dr. Franz Fuhse.

davon. Aus Edelmetall und Schmelz, aus Holz, Horn, Elfenbein, Papiermaché usw. ist jene Unzahl von getriebenen, gegossenen, bemalten, geschnitzten, gepreßten zierlichen Dosen gefertigt, die das edle Kraut aufnahmen, und die oft von technischer wie künstlerischer Vollendung sind. Es war ein überall begehrter Artikel, der auch in der Lackwarenindustrie unter den Stobwasser-Arbeiten dauernd eine Hauptrolle spielt.



Schnupftabaksdose mit dem Bilde des Präfekten des Okerdepartements Fr. Chr. L. Henneberg (Städt. Museum, Braunschweig.)

Stobwasser kam also nach Braunschweig nicht ohne praktische Erfahrungen, die er in Not und Mühsal sich errungen hatte. Er besaß eine tüchtige technisch-künstlerische Veranlagung, und ihn leitete der feste Wille, durch pflichttreue Arbeit sich emporzuringen. Sein felsenfester Glaube zeigte ihm Braunschweig als den Ort seiner Berufung und Erfüllung. An diesem Glauben hat er festgehalten, alle andern Anerbieten ausgeschlagen, und der Glaube und seine Tüchtigkeit haben ihm geholfen. Es war nicht leicht für ihn, bei seinen sehr geringen Mitteln hier festen Boden zu fassen, und manche Schwierigkeit war zu überwinden. Aber er hatte das Interesse und die Fürsorge des Landesherrn auf seiner Seite. Der Fürst schaut überall nach, er verfolgt den Fortgang des Unternehmens, läßt sich berichten, fügt eigenhändig oft seine Entschließungen den Akten bei und urteilt nicht nur nach Rechtsgrundsätzen und Polizeiparagraphen, sondern läßt auch Billigkeitsgründe walten. Der Bürger wußte, daß der Landesherr sein letztes Refugium sei, daß der Weg zu ihm für jedermann frei war, und daß er bei ihm auf ein gnädiges Gehör rechnen durfte. Das gab dem Bürger eine starke, stolze Sicherheit auch den Behörden gegenüber und verlieh dem ganzen Verhältnis ein ideales, familiäres Gepräge. So war's unter Karl I., und so ist es auch unter Karl Wilhelm Ferdinand geblieben.

Schon in den siebziger Jahren hat die Stobwassersche Fabrik einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die Braunschweiger lackierte Ware hat weit über die Landesgrenzen hinaus einen guten Namen. Danzig, Hamburg, Hannover, Halberstadt, Neusalz und Neuwied, dazu die Messen in Leipzig und Frankfurt sind Hauptabsatzplätze. Es werden Tische, Kaffeebretter, Präsentierteller und kleine Teller, Rauch- und Schnupftabaksdosen, Filet-, Toilette-, Quadrille und Teekästchen, Etuis, Pfeifenköpfe, Kaffeetannen, Wachsstockbüchsen, Dosen, Lichtkränze usw. hauptsächlich aus Papiermaché und Blech gefertigt, und die Fabrik beschäftigt annähernd dreißig Personen. Gleichzeitig stellte sich allerdings auch die Konkurrenz ein. In die Geheimnisse der Lackfabrikation eingeweihte Maler verließen die Fabrik, um an andern Orten ähnliche Unternehmungen aufzutun. Braunschweiger selbst suchten die lackierten Arbeiten nachzuahmen und unter dem guten Klang

des Entstehungsortes auf den Markt zu bringen. Stobwasser mußte scharf achthaben und sich kräftig wehren; doch nur wenige von diesen Konkurrenten waren wirklich gefährlich, den meisten fehlte es an Geschick, Kenntnissen und Mitteln. Einige allerdings haben dem sensiblen Meister schwere Sorgen und böse Stunden bereitet, und er ist in seiner Erregung nicht immer einwandfrei in der Wahl seiner Kampfmittel geblieben. Zu diesen gehören der Zinngießer Ludwig Kraegelins und Heinrich Ludwig Evers, seines Zeichens Perückenmachermeister, der als Lackwarenfabrikant Tüchtiges leistete und in Wolfenbüttel um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts sein Geschäft zu kurzer Blüte brachte. Schädigen konnten aber auch sie Stobwasser nicht, er blieb der erste und angesehenste am Platze, seine Ware in jeder Beziehung die beste. Erst dann, als Johann Heinrich bereits tot (gest. 1829) und seine Braunschweiger Fabrik (seit 1772 bestand in Berlin eine Filiale) an die Firma Meyer & Wried übergegangen war (1832), gelang es der 1821 ins Leben gerufenen Fabrik W. Stockmann & Ko., die ältere zu überflügeln und allmählich an die erste Stelle zu rücken.

[illegible] Die Malerei ist noch nicht [illegible] (Stadt-Museum, Braunschweig.)

Aus dieser kurzen Skizze schon ergibt sich wohl die Berechtigung, alle die mit dauerhaftem Lack überzogenen und mit Malerei verzierten Gegenstände aus Blech, Zinn und Papiermaché, die von 1763 bis 1869 (Ende der Stockmannschen Fabrik) in den Lackierfabriken in Braunschweig und Wolfenbüttel gefertigt wurden, zusammenfassend als Stobwasser-Arbeiten zu bezeichnen.

Das Charakteristische dabei ist die Vorzüglichkeit des Lackfirnisses. Je nach dem Material, aus dem die Gegenstände bestehen sollten, werden sie von Drehern oder Klempnern vorbereitet. Die einzelnen Teile des Gegenstandes kommen darauf in die Hände der Lackierer, die sie mit mehreren Lackschichten nacheinander überziehen. Dann werden sie in einen besondern Lackierofen gebracht, in dem der Lack eingetrocknet und eingebrannt wurde. Darauf schleift der Schleifer die Oberfläche glatt, und der Polierer poliert sie. Von der Güte dieses Politurglanzes war wesentlich der Wert des Gegenstandes abhängig. Nun erst wurde er dem Maler und dem Vergolder überantwortet. Über die Malerei legte man dann abermals eine dünne Firnisschicht, die aber nicht eingebrannt wurde, sondern die nur an der Luft trocknen durfte. Zuletzt wurden die einzelnen Teile zu einem Ganzen zusammengefügt.

Die steigende Wertschätzung, der sich gegenwärtig die Miniaturmalereien erfreuen, hat den Blick vieler Sammler auch auf die Stobwasser-Arbeiten, besonders die bemalten Schnupftabaksdosen und Kästchen, gelenkt. Es ist kein Wunder, daß diese Gegenstände, nach denen früher große Nachfrage war, sehr verschieden in der Ausführung, technisch wie künstlerisch, sind. Im allgemeinen gilt die Regel, daß die Sachen aus Papiermaché sorgfältiger gefertigt und künstlerischer ausgeführt sind als die aus Blech. Hauptsächlich kommt es aber darauf an, welcher Künstler die Bemalung besorgt, und nach welcher Vorlage er gearbeitet hat. Denn nur selten — bis auf einige Landschaften, Allegorien und Porträte — haben wir es mit Originalarbeiten zu tun. Stobwasser wie auch die übrigen Lackwarenfabrikanten hatten umfangreiche Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten und Lithographien, die den Malern als Vorbilder dienten. Sie fertigten danach Pausen oder Umrißzeichnungen, die auf der

Digitized by Google

Rückſeite geſchwärzt wurden, grundierten die zu bemalende Fläche mit heller Farbe und drückten auf ſie ihre Vorlage durch. Man übertrug auch direkt friſch abgezogene Kupferſtiche. Außer jenen Sammlungen benutzte man auch gern die Illuſtrationen der Almanache und Zeitſchriften als Vorlagen.

Die Zahl der beſchäftigten Maler war ſehr groß. Neben den angeſeſſenen ſprachen viele Wandermaler vor, die nach kurzer Arbeitszeit ihr Bündel wieder ſchnürten. Aber unter allen ſind doch nur ſehr wenige, die als ſelbſtändige Künſtler das Mittelmaß überragten, wie Friedrich Georg Weitſch, Troſtein Illio Hialtalin, Joh. Chriſtoph Baeſe und Chriſt. Tunica. Wir kennen die Namen aus den Geſchäfts- und Adreßbüchern, denn die mit einer Künſtlerſignatur verſehenen Gegenſtände ſind ſehr ſelten. Dieſe werden augenblicklich ganz beſonders geſchätzt, aber ich glaube, ſehr zu Unrecht. Es konnte dem Fabrikanten ſchon aus Geſchäftsintereſſe durchaus nicht daran liegen, daß ſeine Ware außer dem Fabrikzeichen auch noch den Namen des Malers trug. Wenn aber, dann dürfte man wohl die Signaturen der Tüchtigſten zu finden erwarten. Das iſt aber keineswegs der Fall: die mit dem Künſtlernamen ausgezeichneten Gegenſtände gehören meiſt gar nicht zu den muſtergültigen Arbeiten, und die Künſtler ſelbſt ſind auch nicht immer zu den hervorragenderen zu zählen. Meiner Überzeugung nach ſind dieſe ſignierten Doſen uſw. Privatarbeiten der betreffenden Künſtler, die ihnen zu Geſchenkzwecken und ähnlichem vom Fabrikanten überlaſſen waren.

Notizbuch aus der Stobwaſſerſchen Fabrik. (Städt. Muſeum, Braunſchweig.)

Dagegen tragen faſt alle guten Arbeiten im Innern das Fabrikzeichen und meiſt auch eine Zahl. Stobwaſſer und Stockmann ſignierten faſt ausſchließlich mit roter Farbe, und zwar iſt entweder die volle Firma angegeben oder eine Abkürzung. Einfaches St. bedeutet Stobwaſſer, St. St. dagegen, ebenſo wie W. St. & Co., Stockmann. Von den neueren Fabriken iſt mit Sicherheit ein Zeichen nicht nachzuweiſen, vielleicht liegt hier die beſtimmte Abſicht vor, die Herkunft im unklaren zu laſſen. Die Gegenſtände konnten dann ohne Bedenken von den Zwiſchenhändlern für Fabrikate der Hauptfirmen ausgegeben werden.

Die größte Sammlung von Stobwaſſer Arbeiten beſitzt das Städtiſche Muſeum in Braunſchweig. Sie umfaßt weit über zweihundert Stück und geſtattet ein abſchließendes Urteil über dieſen Induſtriezweig. Von älteren Künſtlern werden beſonders die Italiener des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, ferner Rembrandt, Rubens, Teniers, Dou, Berghem, Velazquez, Pouſſin, Fragonard u. a. kopiert, während ich von den neueren David, Thorwaldſen, Ramberg, Joh. Ender, J. Penzel, Trentorn, Hautich, Rud. Jordan, Th. Hildebrand, J. Petzl, F. Winterhalter nennen kann, ohne damit auch nur annähernd ein vollſtändiges Ver-

zeichnis der benutzten Vorbilder zu geben. Aus der Zeit der Napoleonischen Kriege gibt es eine ganze Reihe von Dosen mit zeitgenössischen Darstellungen, besonders solche, die sich auf den Herzog Friedrich Wilhelm beziehen. Sein Porträt selbst ist ungezählte Male verwendet, aber in dem Bestreben, ihn als trotzig-kühnen Helden darzustellen, sind oft recht eigenartige Bilder zustande gekommen, die, obgleich ernst und gut gemeint, das Gebiet der Karikatur stark streifen. Andre Porträts hingegen, wie beispielsweise das des Präfekten Friedrich Henneberg (1748 bis 1812), können sich den besten Miniaturmalereien jener Zeit an die Seite stellen.

Sehr zahlreich sind die erotischen Darstellungen vertreten, und gerade unter diesen gibt es Arbeiten von entzückender Zartheit und Frische. Die Stoffe werden mit Vorliebe der griechisch-römischen Sagenwelt entlehnt, Zeus' galante Abenteuer und Psyches Liebesleben uns vorgeführt. Später folgen dann die Darstellungen von gluhäugigen Orientalinnen und schmachtenden Blondinen. Bisweilen wird das Gebiet des Erlaubten in versteckt angebrachten Bildern weit überschritten. Die Geschäftsbücher reden dann kurzweg ohne nähere Beschreibung von „Aequivoca".

Stobwasser erzählt, die Gemahlin des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, eine Schwester Georgs III. von England, habe 1764 unter den Sachen ihrer Aussteuer eine Tischplatte von schwarzem Eisenblech mitgebracht. „Die Form war rund und hatte eine feine, künstlich durchbrochene Galerie. Der Grund bestand aus einer grünen Lasur auf Silber: dieses Silber war mit radierten Verzierungen versehen, die eine rote Farbe durchscheinen ließen, und in der Mitte befand sich das Gemälde als Medaillon." Die Erbprinzessin fragt stolz ihren Gemahl: „Können Sie wohl ein ähnliches deutsches Produkt zeigen?" Der Erbprinz aber wendet sich an Stobwasser, und dieser fertigt eine Kopie an, die das Original weit übertrifft. Auch aus den Polizeiakten erhellt die Leistungsfähigkeit der Fabrik und der Ruf, den die Braunschweiger Arbeiten außerhalb des Landes genossen. Sie gingen bis nach Italien hin, wo sie als „erste italienische Erzeugnisse" heute noch bisweilen bei Althändlern zu haben sind. Die Preise waren schon damals nicht gering. Gute Dosen galten fünf bis sechs Louisdor. Die Malerei allein wurde vom Fabrikanten mit hohen Preisen bezahlt: ein „Kürassier in Mostau" kostete sechs Taler, eine „Löwenjagd" sieben, „Gustav Adolfs Tod bei Lützen" fünfzehn Taler usw. Wir dürfen behaupten, daß die Braunschweiger Lackwaren zeitweise die einzigen kunstgewerblichen Erzeugnisse waren, die den Ruhm des Herzogtums in die Lande hinaustrugen. Denn die Braunschweiger Fayencen (1707 bis 1807) sind über örtliche Bedeutung nicht hinausgekommen, und auch die Fürstenberger Porzellane standen damals im Ansehen hinter andern deutschen Fabrikaten zurück.

Adam und Eva

Zu der Marmorgruppe „Eva" von Peter Breuer (Einschaltbild).

An seinem Busen ruht sie aus,
Bei ihm geborgen
Sein Arm ihr Schild, sein Herz ihr Haus
In Leid und Sorgen.

Ich lass' dich nicht, du läßt mich nicht,
Wer will uns scheiden?
Ob auch das Schicksal uns zerbricht,
Wir können's leiden.

Und droht uns Tod, und droht uns Fluch,
Vom Glück vertrieben —
Uns bleibt doch *eines* Trost genug:
Daß wir uns *lieben*!

Irene Wild

Peter Breuer: Adam und Eva.

Adalbert Stifter: Düstere Mondnacht mit Mühle. Ölgemälde. (Aus dem Besitz des Herrn Prof. A. R. Hein in Wien.)

Deutsche Dichter als Maler und Zeichner

Von Ernst Boerschel

Mit Handzeichnungen, Radierungen und Gemälden von Goethe, Salomon Geßner, Maler Müller, Kortum, E. T. A. Hoffmann, Robert Reinick, Eduard Mörike, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Fritz Reuter, Joseph Viktor v. Scheffel, Wilhelm Busch, Wilhelm Raabe, Paul Heyse, Artur Fitger

II

Wir schreiten unsern Weg weiter und begegnen da zunächst Adalbert Stifter, dem Dichter der „Studien", der „Bunten Steine", des „Nachsommers", des „Witiko". Er wurde am 23. Oktober 1805 in dem Städtchen Oberplan am nördlichen Abhange des Böhmerwaldes geboren. Mit dreizehn Jahren kam er zu den Benediktinern nach Kremsmünster zur Erziehung. Die Erziehung scheint nicht einförmig und nicht einengend gewesen zu sein. Denn hier und im Böhmerwald hing Stifters ganze Liebe, lag der Schauplatz seiner künftigen Dichtungen. Er hat sich ähnlich wie Goethe auf die eine Landschaft beschränkt, aus der seine Erzählungen herauswachsen, aber sicherlich eigentümlich gewirkt. Um [illegible] nannte, war Kremsmünster [illegible] „Noch in der [illegible] Landschaft, [illegible] Obst- und „aber schon den Vorbergen der Alpen nahe, zieht die sanfte Kulturschönheit des Acker- und Wiesenbodens weit ins Land hinaus, während die einsame und strenge Schönheit der gewaltigen Bergzüge an den südwestlichen Rändern der Landschaft emporsteigt. Wenn Stifter einen Buchsenschuß vom Kloster entfernt eine mäßige Anhöhe erstieg, die ein alleinstehender Baum auszeichnet, so konnte sein schweifender Blick den im Morgen aufdämmernden Ortler erreichen und über den hohen Briel hinweg bis zum Traunstein und zu den Spitzen des Höllengebirges gegen Abend vordringen. Aus Mitternacht aber grüßte ihn das verblassende blaue Band des Böhmerwaldes." Als Stifter später in Wien wohnte, spazierte er mit seinem Malkasten am liebsten zum Schneeberg. In seiner Wohnung standen immer zwei bis drei Staffeleien in voller Anfang, die Wände waren mit seinen Bildern bedeckt. Nach Stifters

Digitized by Google

Gottfried Keller: Münchner Typen. (Aus einem Skizzenbuch Kellers.)

peinlich genauen, gleichsam gemalten Naturschilderungen, die Lessing das Blut zu Kopfe getrieben hätten, auf seine Tätigkeit als Maler zu schließen, müßten wir von Stifter Bilder und Zeichnungen von fast kleinlich feiner technischer Durcharbeitung haben. Es gab zu Stifters Zeit einen Maler Daffinger in Wien, dessen Spezialität eine derartige Filigranarbeit war. So treffen wir unter dessen botanischen Malereien Blumen, die mit der ganzen Naturtreue der nachbildenden Kunst, von den Wurzelfaserchen bis zur Blüte, ausgeführt sind. Diese Moosveilchen und Röschen, diese Disteln und Weizenhalme sind die Schwesterlinder der Stifterschen, die Natur nachmalenden Poesie. Aber Stifter selber hat eigentümlicherweise in seinen Bildern seine poetische Art der Schilderung so gut wie ausgeschaltet. Das Licht und die Farbenwirkung waren ihm auf seinen Landschaften die Hauptsache. Die Landschaft selbst und deren Stimmungsgehalt hat er meist nur [illegible] „Staffierung" in das Zeitlagwort [illegible]

schrieb: „Mehr als zu ahnen wäre aber ganz unmöglich gewesen." In Wien war sein Studierzimmer eine Zeitlang mit lauter blauen Lüften dekoriert, nicht lange nachher dämmerten von allen Wänden träumerische Mondnächte nieder. Eine davon zeigen wir in der Abbildung auf S. 357. Etwas Vollendetes, Abgerundetes kam nicht heraus. Nach der Schablone seines Lehrers Mitzelmayr suchte Stifter seine Farbeneffekte durch Deckfarben zu erreichen. Mit dem Stift und der Feder jedoch arbeitete er glücklicher als mit dem Pinsel. Er saß oft wochenlang in den Bergen, die Natur abzukonterfeien. Wir wissen, daß Stifter seine erste Erzählung, den „Kondor", erst mit vierunddreißig Jahren geschrieben hat. Vordem galt seine Kunstbeschäftigung lediglich der Malerei. Seinem intensiv ausgeprägten Gefühl für die Natur und seiner scharfen Beobachtungsgabe hatte er somit zwanzig Jahre Zeit gelassen, eine ungeheure Fülle von Natureindrücken anzusammeln. Seine Dichtungen sind damit in dem Grade angefüllt, daß Hebbel ihn ungerecht einen „Käfer- und Butterblumenmaler" nannte und auf ihn ein scharfes Epigramm münzte. Stifters Bilder sind, wie gesagt, weit entfernt von der „Käfer- und Butterblumenmalerei" seiner Poesie. Dennoch lassen sie sich mit seiner dichterischen Eigentümlichkeit in Verbindung bringen. Sie wol-

Gottfried Keller: Vreneli Marti. Jugendgeliebte Kellers, der das Schicksal die Größe nehmen Münchens versagt hatte. Sie stand gramvoll an des todkranken Dichters Schmerzenslager. (Aus einem Skizzenbuch Kellers.)

Gottfried Keller: Felsige Uferlandschaft. Ölgemälde. 1841. (Aus dem Besitz der Kellerstiftung in Zürich.)

len die vollendeten Stimmungen ahnen lassen, die in den Erzählungen langsam, Schritt vor Schritt, entwickelt werden.

Adalbert Stifter fehlte die Frische einer kampfesfrohen Künstlernatur. Schicksale, wie sie Keller, Reuter und Scheffel auf ihren Lebenswegen trafen, hätten ihn niedergestürzt. Die drei machen denn auch als Maler einen ganz andern Eindruck als der überzarte Stifter. Charakter, Handschrift steckt in ihren Bildern. Obwohl sich in der Altersfolge Reuter an Stifter anschließen müßte, möge Gottfried Keller (1819—1890) vorangestellt sein, weil er als bildender Künstler weitaus das beste von ihnen leistete.

Auch Keller war Landschafter. Er versuchte sich gelegentlich wohl in Köpfen — vgl. unsre Abbildung der beiden Typen aus seiner Münchner Studienmappe (S. 358) —, aber sie fielen wie der Annas, der Schulmeisterstochter im „Grünen Heinrich", etwas „bizantinisch" aus. Kellers Entwicklungsgang als Maler liegt im „Grünen Heinrich" offen und liebevoll ausgebreitet. Er selber war der junge Heinrich Lee, dessen Aufmerksamkeit gegen Sonnenuntergang an den Häusern in die Höhe stieg, „und immer höher, je mehr sich die Welt von Dächern, die ich von unserm Fenster aus übersah, rötete und vom schönsten Farbenglanze belebt wurde". Sein Geburtsort Glattfelden stärkte die ersten Natureindrucke. Er stand dann überrascht vor Meretleins Bildnis im Pfarrhause seines Dörfchens, kopierte „eine alte in Öl gemalte Landschaft" und bekam dabei die ersten „Berufsahnungen". Alles vollzog sich auch im Leben so wundersam und holprig, wie's hier im Roman geschildert ist. Die Akademie, die Keller vom Mai 1840 bis November 1842 bezog, war München. Dienlicher wäre dem Landschafter, der unverkennbar in ihm steckte, Düsseldorf gewesen. In München war er den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Daheim lief seine tüchtige Mutter von Pontius zu Pilatus, um des Sohnes Zeichnungen an den Mann zu bringen: Keller selber suchte als Handwerker Beschäftigung und strich Fahnenstangen an. Eine schwere Krankheit war die Folge der ausgestandenen Qualen. „Ich habe oft mehrere Tage nichts

Digitized by Google

Gottfried Keller: Aussicht vom Susenberg ins Limmattal. Ölstudie. (Aus den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek zu Zürich, 1890—1895.)

genossen als Brot und ein Glas Bier", und nach der Krankheit: „Ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute." In München profitierte Keller für seine Kunst fast nichts. Das beste war für ihn, daß er wieder in die Heimat zurückkehrte, und hier brach jetzt ganz plötzlich das Morgenrot der Dichtung in ihm an.

Keller hat später nicht gern auf die malerische Etappe seiner Jugend zurückgeblickt und sich energisch dagegen verwahrt, als „Dichter und Maler" angesprochen zu werden. In seinem Schlafzimmer hing als ewige Warnung vor neuen Malversuchen ein schwarzer Rahmen, in dem eine leere Leinwand eingespannt war. Eine große Anzahl seiner Blätter ist verschollen, denn sein künstlerischer [illegible] in der Stadtbibliothek zu [illegible] wird, weist nur [illegible] Schwarzen und Stiften, meist [illegible] finden sich darunter, von fertig ausgeführten Ölbildern jedoch nur ein einziges, eine „felsige Uferlandschaft, in der ein Fischer am Ufer sitzt". Das Bild war vor zwei Jahren auf der Jahrhundert Ausstellung der Berliner Nationalgalerie und hat da wegen seines Schöpfers viel Beachtung gefunden (Abbildung S. 359). Kellers bestes Bild ist es jedoch nicht. Einige seiner Aquarelle stehen höher in ihrem künstlerischen Wert. Bäume und Wasser reizten ihn hauptsächlich. Er hat im „Grünen Heinrich" ein seines Wort über den Begriff gerade der Landschaftsmalerei gefunden. „Die Landschaftsmalerei besteht nicht darin," heißt es dort im einundzwanzigsten Kapitel des ersten Bandes in dem Gespräch mit dem Schulmeister, „daß man merkwürdige und berühmte Orte aufsucht und nachmacht, sondern darin, daß man die stille Herrlichkeit und Schönheit der Natur betrachtet und abzubilden sucht, manchmal eine ganze Aussicht, wie diesen See mit den Wäldern und Bergen, manch-

mal einen einzigen Baum, ja nur ein Stücklein Waſſer und Himmel."

Das Wort iſt ſehr charakteriſtiſch für Keller und zeichnet ihn uns gleichzeitig als Schriftſteller und Maler. Es iſt, als wenn er, da er die Worte ſchrieb, ſein altes Tagebuch vom Mai 1838 vor ſich gehabt hätte. In ihm waren Motive eingetragen, die dieſem ſchönen, echt maleriſchen Verhältnis zur Natur entſprachen. Er hatte ſie bei Spaziergängen gefunden: „Flußſtudie an der Limath. Sie ſchlängelt ſich zwiſchen grünem Gehölze und um kleine buſchbewachſene Inſelchen her, in der Ferne die Alpenkette. Standpunkt oberhalb des Kloſters Fahr. — Ein Feldweg am Geißberg, womöglich des Abends, wenn ſich die wilden Gruppen von Birnbäumen ins Abendrot tauchen. — Seeſtudie von Tiefenbrunnen her gegen Zürich, mit Weidenbüſchen. Abendluft. — Ein mit Vegetation überzogener Steg, unter deſſen dunkler

Fritz Reuter: Selbſtbildnis aus der Friedländer Gymnaſiaſtenzeit.

Wölbung hervor der Bach idylliſch herabfällt, Wolfbach" u. a. m. Eine dieſer Limmattalſtudien geben wir wieder (S. 360). Keller brachte auf ſeinen Bildern keine robuſten Farbeneffekte an, er ſtiliſierte auch wenig. Seine Bilder haben alle einen gewiſſen naturaliſtiſchen Zug und zeigen ſämtlich einen entſchiedenen künſtleriſchen Willen nach ſelbſtändiger Auffaſſung und Beobachtung. Ein Fehler war es von Keller, daß er zuwenig nach der Natur zeichnete, ſondern meiſt nach der Erinnerung im Zimmer. Aber es war gleichzeitig auch ein Glück für ihn, denn dieſe komponierten Landſchaften verleideten ihm ſchließlich die Kunſt, und ſein Widerwille gegen ſie beſchleunigte die dichteriſche Wandlung. Aber gleichwohl halten die meiſten der Kellerſchen Zeichnungen die kritiſche Betrachtung aus. Einige von ihnen würden als Illuſtrationen vorzüglich in den „Grünen Heinrich" paſſen. So völlig decken ſich hier Kunſt und Leben.

Gottfried Keller iſt unter unſern malenden Poeten der einzige, deſſen Bildern man den „Beruf" anmerkt. Entſchloſſen warf er den Pinſel in die Ecke, als er den Dichter in ſich auferſtehen ſpürte, doch bis dahin hatte er in der Malerei ſeinen Lebenszweck geſehen. Die beiden andern, Reuter und

Fritz Reuter: Scheper (Schäfer) Lehmen in Italien.

Fritz Reuter: Pastor Augustin und seine Familie auf einer Landpartie. (Mit Genehmigung des Herrn Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz in Greifswald.)

Scheffel, haben die Malerei als Beruf so ernst niemals genommen, haben sie aber auch in späteren Jahren, als ihr Dichterruhm längst aufgegangen war, als freundliche Begleiterin gepflegt.

Fritz Reuter (1810 bis 1874) zählt in unsrer Dichtergruppe als Porträtmaler. Er zeichnete schon als Gymnasiast in Friedland alle, die es haben wollten. Wir besitzen aus dieser Zeit ein ausdrucksvolles, scharfes Selbstporträt (Abbild. S. 361). Ein Selbstporträt als Burschenschafter kam später in die Untersuchungsakten gegen ihn. Er schrieb in der Festungszeit oft an seinen Vater, wie ihm sein Zeichentalent in der fürchterlichen Einöde ein fröhlicher Genosse sei. Aber das Projekt, als Maler sein Brot zu verdienen, schrieb er am 11. August 1839 aus Dömitz, erschien ihm doch von allen als das unstatthafteste: „Porträtmalerei ist die niedrigste Stufe der ganzen Kunst (!) und verdient nur schlecht bezahlt zu werden, es ist das Geschäft, was ich in der äußersten Not ergreifen würde." Eine Übertreibung, die sich später bei ihm milderte, denn er hat nach der Festungszeit, als ihn die magern Jahre in Treptow drückten, manchmal an den Malerberuf gedacht. [illegible] aber wir haben angesichts des Dichters Reuter Grund, zufrieden zu sein, daß er auf dem Malerwege steckengeblieben ist. Als Berufsmaler hätte Reuter einen andern Beobachtungsstandpunkt einnehmen müssen, als er es als Dilettant tun konnte. Doch eben darum können wir heute so unmittelbar den Humor genießen, der in Reuters — Porträten steckt. Ein Humor, der niemals die Linie der Karikatur annimmt, sondern der gleich den Scheffelschen Genrebildchen das rein Menschliche und Liebenswürdige in den Bildern nicht vergißt. Reuter hat gemäß seiner Wesensart seine Köpfe stets von der heitern, im besten Sinne gemütlichen Seite aufgefaßt. So den Schäfer Lehsten aus Thalberg (Abbild. S. 361), den Pastor Augustin, den Oberinspektor Denzin, den Tierarzt Borchert, den Levi Josephi, den Pastor Kuntze, den Branntwein Kulow. Famose Gesichter, die zu den dichterischen Porträten in Reuters Werken prächtig passen.

Unvergleichlich erzählt uns Reuter im achten Kapitel der „Festungstid" von seiner Malerei. Er porträtierte nacheinander alle seine Leidensgefährten, auch den „Kaptain" und den „Inspekter". „Mine Biller würden un meistens tau Geburtsdagen un Wihnachten an de ollen Ollern un an Swestern

Joſef Viktor von Scheffel: Zwei Hotzenwälder Typen aus dem Hauenſteiner Schwarzwald. (Gezeichnet 1851. Vgl. „Reiſebilder: Aus dem Hauenſteiner Schwarzwald".) Unveröffentlicht.

un Bräuder ſchickt, un wenn weck von ehr noch lewen ſüllen, denn will ick mi bi deſe Gelegenheit bi ehr verbeden hewwen, wenn ick ehr an ſo 'ne Feſtdag' en Schreck injagt heww äwer dat Utſeihn von ehre leiwen Verwandten. Min oll Vader kann wenig-

Joſef Viktor von Scheffel: Schwarzwälderinnen auf einem Hügel. (Säckingen 1850.) Unveröffentlicht.

Josef Viktor von Scheffel: Mönchskopf mit Blumenstrauß. Handzeichnung im Text des „Ekkehard". (Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandschrift.) Unveröffentlicht.

sten schrew mi, as ick em min eigen, ungeheuer ähnlich Purtrett tauschicken ded, hei hadd sick führ verführt, un ick müßt mi gruglich verännert hewwen." Auf der Festung Magdeburg hatte Reuter sogar die Ehre, den Platzmajor porträtieren zu dürfen. Er pflegte bei seinen Bildern mit den Augenbrauen anzufangen und dann bei Nase und Schnurrbart fortzufahren. „Unglücklicherwiß' was de Platzmajur en Flaßkopp un hadd kein Ogenbranen — un ick Unglucksworm hadd dat an de Mod', mit de Ogenbranen antaufangen. — Wat nu? — Ens smerte ick tauritt en vor Ogenbranen hen un let de Näs', so lang oder so tort as sei jüst was, doranner dal bammeln. Awer wat nu? — Hei hadd kein Ogenbranen, un ick keinen Anfang, un sin Näs' was för en Maler ok man swiv. Ick hadd mi de Sal vermeten; awer ick was ganz ut de Richt; anfangen müßt ick, un mit wat Horigs mußt ick anfangen, dat hadd ick mi tau dagern anwennt: ick fung also mit den Inwarrtsch an." Gleichviel, das Porträt des Herrn Platzmajors wurde fertig und wanderte zur Retusche in Reuters Hand. „'t is mackt, dat Raffael sine Madonnen ok so hett maken mot, ok lang' an [illegible] un den Herrn Platzmajuren. Ick lagg noch lang' un kunn nich slapen vör Freuden. — En preuß'schen Offizier in vulle Uneform, dat will wat seggen, mine Herrn!" ... Am nächsten Tage wurde dem Herrn Platzmajor das Bild überbracht. Und nachdenklich schließt Reuter den Bericht mit den Worten: „So vel is gewiß, ick hadd mi bi em un bi den Inspekter en Stein in't Brett sett't, un dat kamm nich mi allein, ne, uns allen schön tau Paß."

Diese unter Erfahrungen lächelnden Erinnerungen bilden Reuters poetisches Kunstelement, das er in gleicher Mischung nicht auf seine Bilder zu übertragen brauchte. Seine Bilder sind ohne Beziehungen zu dem Ernst seines Lebens und spiegeln uns unmittelbar seine heitere, kräftige Weltanschauung wider. Sehr treffend hat Adolph Menzel im Jahre 1899 auf die Zusendung zweier Reuterscher Zeichnungen an R. Th. Gaedertz geschrieben: „Die beiden Zeichnungen von Fritz Reuter sind ganz geeignet, in unsereinem den Wunsch zu erwecken, bei dieser Affäre mitgewesen zu sein. Was mag's da zu erleben gegeben haben!" Eine dieser Zeichnungen stellte eine Landpartie des Pastors Augustin aus Rittermannshagen — „daß du

Josef Viktor von Scheffel: Mönchskopf. Handzeichnung im Text des „Ekkehard". (Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandschrift.) Unveröffentlicht.

Digitized by Google

Wilhelm Busch: Der kleine Kaplan. Karikatur aus der Münchner Zeit.

die Näs' ins Gesicht behältst" — dar (Abbild. S. 362). Die Frau Pastorin fürchtet auf der holprigen Landstraße ein Umstürzen des Wagens und greift ängstlich nach dem Rockärmel ihres Gemahls, während die Pastorskinder im hintern Wagen gemütsruhig ihr Geschick abwarten. Die Zeichnung ist höchst lebendig in Auffassung und Komposition und sprudelt über von dem echt Reuterschen Humor, der sich kraft seiner Herzenseinfalt und künstlerischen Harmonie weit über die Grenzen seines sprachlichen Wirkungsgebietes Geltung und Bedeutung verschafft hat.

Reuter hat mit Scheffel (1826 bis 1886) manche verwandten Züge. Als Darsteller des rein Menschlichen, als Kinder ihres heimatlichen Bodens, aus dem allein ihre Empfindungen und Gestalten wuchsen, gehen sie weite Strecken den Weg gemeinsam. Sie sind beide grundnatürlich, jeder Ausdruck ihrer künstlerischen Erkenntnis zeigt die Tendenz nach vorurteilsloser, durch keine Nebeneinflüsse beherrschter Form. Auch Scheffel übte sich im Porträt, besonders in seiner Radolfzeller Zeit, wo ihm die Typen der Hauensteiner Hartschädel Modell stehen mußten (Abbild. S. 363). Sehr gern stellte Scheffel seine Porträte in genrehafte Umrahmung. Auf blühender Aukone, dem Gengenbacher „Bergle", zeichnete er einen Hirtenbuben und ein Hirtenmädchen. Das Mädchen ist dabei, dem Buben einen Kranz zu reichen, während ein Ziegenbock im Hintergrunde die Gruppe mißtrauisch betrachtet. Das Bild hatte seine Beziehungen. Scheffel schenkte es 1851 seiner damals sechzehnjährigen Cousine Emma Heim mit der Unterschrift „J'y pense" als Vielliebchen.* Später schienen im „Ekkehard" bei der Erzählung von Audifax und Hadumoth diese Tage harmlosen Glückes noch einmal aufzuleuchten. In Säckingen zeichnete Scheffel ungefähr zur selben Zeit ein ähnliches Bild. Er gab hierbei den Personen Porträtähnlichkeit und die Hauensteiner Tracht (Abbild. S. 363). Mehr und mehr neigte sich Scheffel dann der Landschaft zu. Als es im Mai 1852 entschieden war, daß er zur Ausbildung nach Italien sollte, nahm er von den Seinen und den Freunden als angehender Landschafter Abschied. Doch statt der erwarteten Gemälde und Skizzen brachte er ein Jahr später den „Trompeter von Säk-

* Vgl. mein Buch „Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe." Berlin 1906. S. 53 f. (Dort auch die Zeichnung als Titelbild.)

Wilhelm Busch: „Der kleine Maler mit der großen Mappe" als Bergsteiger. Karikatur aus der Münchner Zeit.

Digitized by Google

Wilhelm Raabe: Porträtstudie aus der Stuttgarter Zeit, um 1865. (Aus der Sammlung des Dichters.) Unveröffentlicht.

lingen" als Fahrtgewinn heim. Mitten im Trubel des römischen Karnevals war ihm sein Lied vom Oberrhein emporgeblüht. Es war wie eine Flucht, als er nach Capri ging, es niederzuschreiben.

„Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen", schrieb Scheffel noch nach Erscheinen des „Ekkehard" an Ignaz Hub. Ja, noch 1878, als seine Werke bis auf wenige kleinere Sachen sämtlich vorlagen, schrieb er an seinen Vetter, den Komponisten Heim, nach Zürich: „Als Gegengruß schicke ich zwei Zeichnungen von 1852. Hätte ich damals nicht aus Italien zurück müssen, so wäre ich jetzt ein tüchtiger Landschaftsmaler." In der Tat: sein Titelbild zur „Frau Aventiure" mit der Wartburg im Hintergrunde und der edel getroffenen Gestalt Walthers von der Vogelweide zeigt uns deutlich, daß Scheffel auch [illegible] malerische Aufgaben mit feinem [illegible] zu komponieren ver[illegible] auf seinen Bildern. Wenn er eine Seestimmung zeichnete, belebte er sie durch einen am Ufer ruhenden Kahn oder durch ein Segelschiffchen; in seine Landschaften setzte er einen rastenden Wandersmann; seine Gebirgswinkel durchrauscht ein Wasserfall usw. Er war sorgfältig in der Zeichnung, ohne zu stilisieren und die Natur zu korrigieren. In Öl hat er nicht gemalt, ihm genügten Aquarell-, Tusch- und Bleistiftzeichnung. Mit der Ruhe eines stillen Genießens warf er die schönsten Landschaftspunkte aufs Papier, anspruchslos, nur für sich. In seine Briefe an Emma Heim zeichnete er gern eine Blume, eine Initiale, wie in die Handschrift seines „Ekkehard" Blumensträuße, Mönchsköpfe und andre Sächelchen, wie der Fortgang der Geschichte sie ihm vor die Phantasie führte

Wilhelm Raabe: Federzeichnung aus der Handschrift der „Leute aus dem Walde". Unveröffentlicht.

„Es zechen die Götter im hohen Olymp,
Wir sitzen auf grunendem Hügel ...

Unter dem Gezweig einer knorrigen, kurzstämmigen Hagebuche lagerten die jugendlichen Sänger mit ihren vollen und leeren Flaschen — eine Studentenschar aus der nahegelegenen Universitätsstadt — und begleitete im ihren Gesang, den Worten des Liedes gemäß, mit dem Klingen der Gläser." (Anfang des 25. Kap.)

(Abbildungen S. 364). Eine willkommene Begleiterin bei seinen Studiengängen in der Nähe von Karlsruhe war ihm seine Schwester Marie. Sie hatte eine gute malerische Ausbildung genossen und konnte dem Bruder technisch in manchem behilflich sein. Sie war zudem eine feingestimmte Künstlernatur, und der Schmerz war groß, als sie 1857, allzufrüh für den Dichter, unter einem plötzlichen Schicksalsschlage zusammenbrach.

Scheffels Landschaften wollten wie Reuters Porträte als keine vollendeten Kunstwerke gelten. Sie wollten eine glückliche Stimmung ausdrücken, die angesichts eines schönen Erdenwinkels zum Festhalten durch Stift und Pinsel drängte. Hier in diesen herrlichen Revieren des Schwarzwaldes und Hegaus möchte schon der Laie sein malerisches Unvermögen, Feld und Wald und Berge im Bilde festzuhalten, durch kindliche Zeichenübungen bannen. Wie anders erst der Dichter, der dazu malerische Fähigkeiten besitzt. Doch uns kommt es darauf an, wie Scheffel sich zu seiner Landschaft stellte. Er stellte sich zu ihr als deren eigner Sohn, der sie liebend und freundlich wie die Erzeugerin und Erzieherin seiner Kräfte und Anlagen umfängt. Wie zwei gute Freunde stehen sie sich gegenüber; gegenseitig scheinen sie sich zu grüßen. Was sich auf Scheffels Bildern bescheiden in Farben und Strichen widerspiegelt, das klingt in seinen Dichtungen voll und feierlich wie Orgelton: die Liebe zur Heimat.

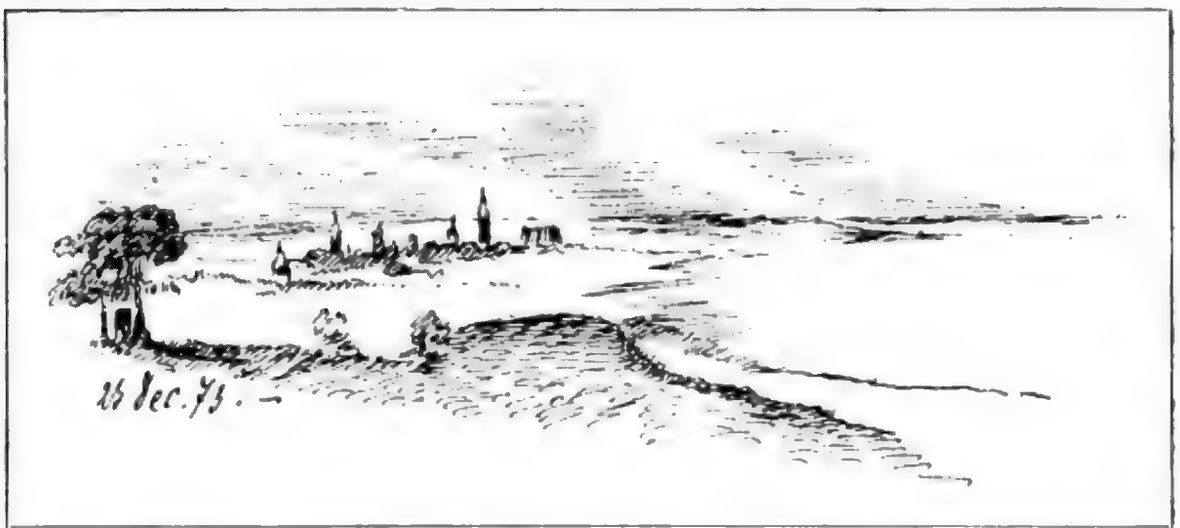
Laß unsern Kahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön:
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück geschehn.

Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht:
Fahr ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!

* * *

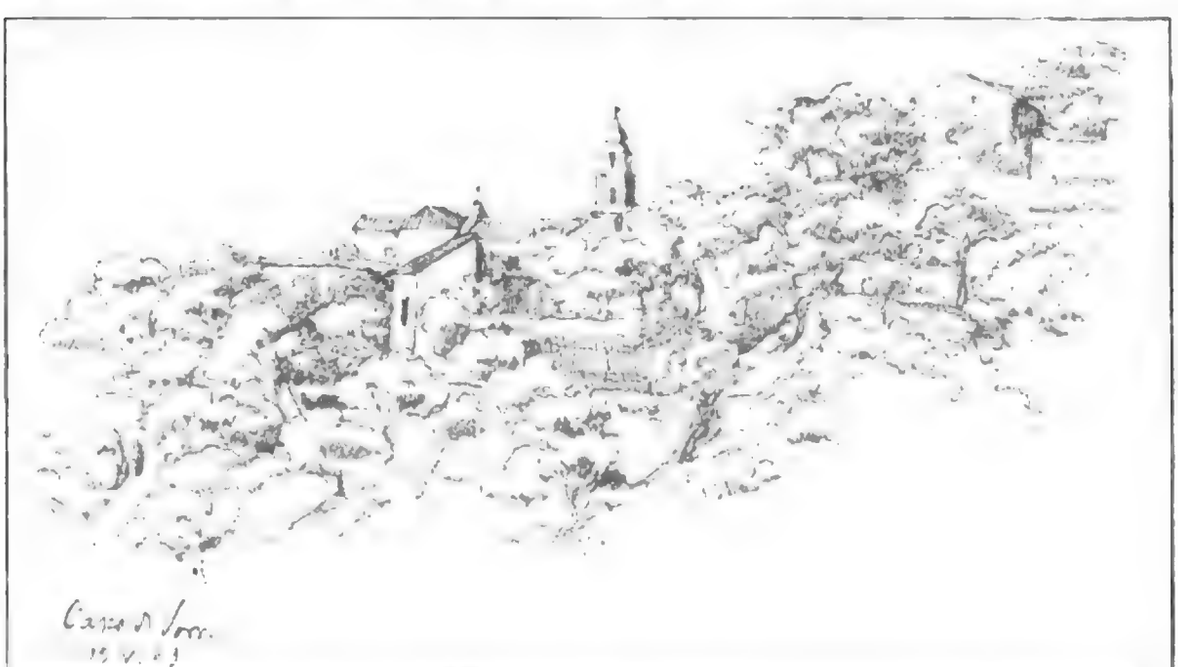
Scheffel schrieb 1855 in seinem Vorwort zum „Ekkehard": „In allen Gebieten schlägt sich die Erkenntnis durch, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt werden." Zwei Jahre später war Scheffel längere Zeit in München. Es ist nicht bekannt, ob er dort den Maler persönlich kennen gelernt hat, der mit seinen phantastisch-

Wilhelm Raabe: Teufelsritt auf der Mistforke. (Aus der Sammlung des Dichters.) Unveröffentlicht.



Wilhelm Raabe: Landschaftsstudie aus dem Jahre 1873. (Aus der Sammlung des Dichters.) Unveröffentlicht.

ßig Jahren, nachdem er das „Düsseldorfische" und „Niederländische" durchaus studiert, eben daran war, aus dem Abstrakten mit beiden Beinen mitten hinein ins Konkrete zu setzen: Wilhelm Busch. Der erst kürzlich von uns Geschiedene steht einem jeden von uns als Dichter wie als Maler so lebendig vor Augen, daß es schwer wäre, im Rahmen dieses Aufsatzes etwas Neues über ihn vorzubringen. Nur sei erwähnt, daß jüngst durch das Bekanntwerden mehrerer Ölgemälde von Busch ein interessantes Licht mehr auf seine Kunst fiel. Zwei dieser Bilder stellen ein Mädchen mit Kind und eine hügelige Landschaft mit Windmühle dar. Sie geben uns das schöne Zeugnis, daß Busch sich in seinen fruchtbarsten Schaffensjahren — die Bilder sind zu Anfang der siebziger Jahre gemalt — aus der Welt seiner herben Schattenrisse manchmal herausgewünscht hat zu rein malerischer, von der Natur geweihter Kunst. Den echten Busch dagegen erkennen wir sofort aus unsern beiden Abbildungen (S. 365). Sie stammen aus der Münchner Zeit, als er das Düssel-



Paul Heyse. Tasso di Sorrento (15. Mai 1887). (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

dorfiſche ſchon verdaut hatte und er ſich auf dem geraden Wege zu ſeiner ſpäteren Bedeutung befand. Daß dabei das Literariſche ſchon namhaft hineinſpielte, ſehen wir an der großen Feder, auf der ſich der kleine bergſteigende Maler kräftig hinanhebt.

Wilhelm Raabe, Paul Heyſe, Artur Fitger und Gerhart Hauptmann wären von den Neueren noch zu nennen. Von dieſen hat Wilhelm Raabe es noch niemals über ſich gebracht, ein Gefühl zu unterdrücken, nachdem er es vorher ſchnell im Blitzfeuer ſeines Humors gleichſam galvaniſiert hat. Dabei wird Raabe niemals bis zur Karikatur E. T. A. Hoffmanns geraten. Wie ſachlich hat er den ſchwäbiſchen Schulmeiſter oder den Schreibertypus (Abbild. S. 366) in ſeiner Stuttgarter Zeit feſtgehalten! Er bleibt auch ſonſt glücklich dort ſtehen, wo der Humor die Wendung zum Zynismus zu nehmen droht. Wir ſehen das deutlich auf dem Bilde des durch die Gaſſen reitenden Teufels. Das iſt ein landläufiger Teufel, der ſich da zur Höhe ſchwingt (Abbild. S. 367); während bei Hoffmann der Teufel ſtets ein widerlicher, gemeiner und verzerrter Geſelle iſt, deſſen Hui-

Paul Heyſe: Anton von Perfall. 1897. (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

Paul Heyſe: Alte Frau (Dora Greigl). (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

tritte man zu empfinden glaubt. „Der Teufel fliegt eigentlich immer und überall durch die Welt," ließ Raabe ſo nebenher im Geſpräch über dieſe Zeichnung fallen, „aber gaffen tun die Leute nach ihm nur, wenn ſo was wie das mit Grete Beier oder Eulenburg paſſiert. Da ſehen ſie ihn; dann fliegt der Teufel ſo wie bei mir." Ein Picknick im Walde (Abbild. S. 366) zeigt ein andres der Raabeſchen Landſchaftsbilder. Es iſt dem Manuſkript des Romans „Die Leute aus dem Walde" entnommen. Alſo auch hier wie in Scheffels Ekkehardhandſchrift zwiſchendurch beim Niederſchreiben ein Ausruhen beim Zeichenſtift. Schöner und harmoniſcher konnten ſich die Beziehungen, die den Dichter an beide Künſte, Poeſie und Malerei, knüpften, nicht miteinander verbinden.

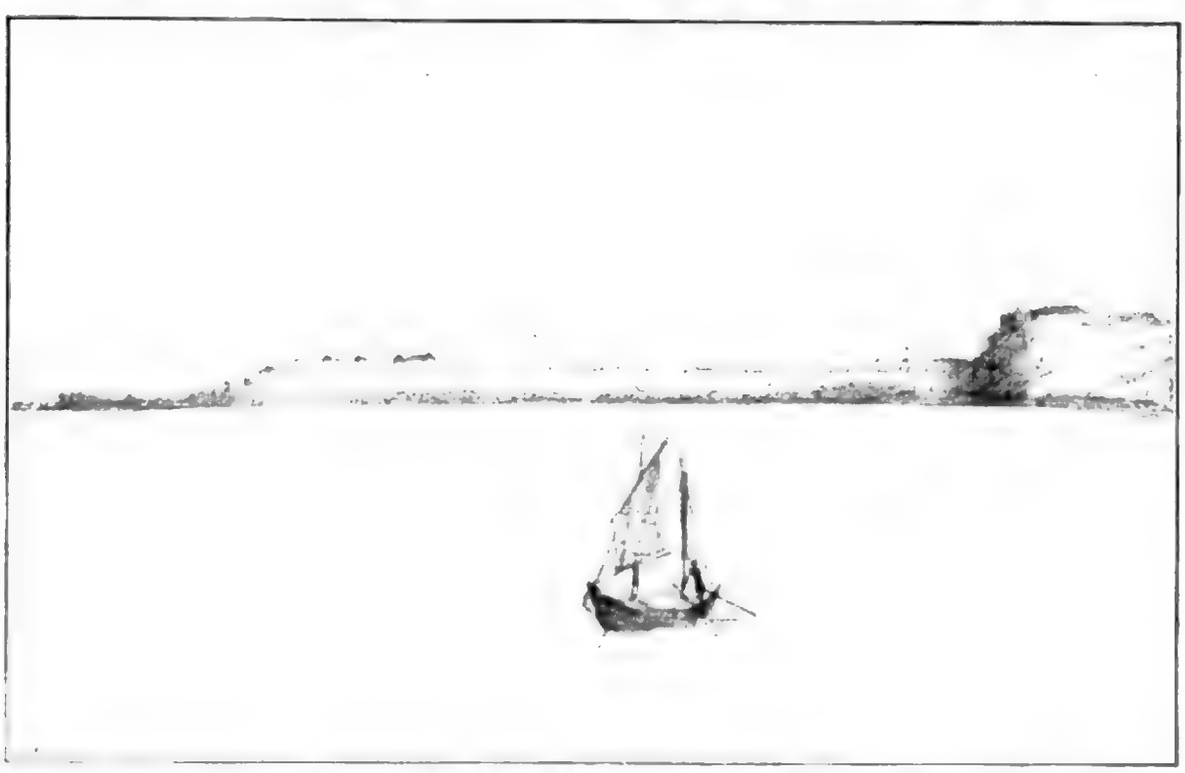
Auch der unermüdliche Paul Heyſe hat gleich „dem alten Freunde" Scheffel 1898 eine Mappe ſeiner Zeichnungen herausgegeben, die uns eine Galerie Porträtköpfe zeigen. Aber der faſt Achtzigjährige ſitzt noch heute gern vor ſeinen Skizzenbüchern und zeichnet Porträts, Volkstypen und Landſchaften. Alle ſeine Bilder können ſich ſehen laſſen. Von bedeutend höherem als nur durchſchnittlichem Können iſt er beſonders im Porträt. Sein Bildnis Anton von Perfalls aus dem Jahre 1897 (ſ. die nebenſtehende Abbildung) und der Dora Greigl (ſ. die obenſtehende Abbildung), einer zwiſchen oberbayriſchen Phyſiognomie, zeigen eine ſtark perſönliche künſtleriſche Auffaſſung

Paul Heyse: Knabe in Alplertracht. (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

und Bewegung. Liebevoll ist sein „Kap von Sorrent" (Abbild. S. 368) gezeichnet. Welche Erinnerungen für den greisen Dichter atmet dieses Bild! 1887 hat er es gezeichnet, doch oft hat er vordem und nachdem Sorrent mit der Seele gesucht. Hier entstand sein erstes Werk, die „L'Arrabiata". Hier tauschte er 1852 mit Scheffel die ersten heißen Tage einer schöpferisch bewegten Jugend aus. Doch nicht nur in den Geheimnissen, die dahinterstecken, sondern wie malerisch in ihnen selber erkennen wir auch bei Heyses Bildern ihre Beziehungen zu des Dichters Heyse Persönlichkeit. Stil ist ihre Absicht und ihr Vorzug. Ganz wie in den Dichtungen tritt hier in den Bildern der große Stilkünstler Heyse bedeutend hervor.

Von unsern Poeten hat eigentlich nur Artur Fitger, der sympathische Dichter der „Hexe", sich über den Rahmen des Gelegentlichen malerisch betätigt. Er ist der typische „Dichtermaler". Während er im Bremer Ratskeller die Wände mit Gemälden schmückte, fielen ihm schon die Verse bei, die er als Kommentar daruntersetzen soll. Artur Fitger hat eine gründliche künstlerische Ausbildung genossen. Er studierte unter Cornelius und Genelli in München, war dann in Antwerpen und Paris und 1863 bis 1865 in Italien. Er betreibt die Malerei bis zum heutigen Tage fröhlich fort, weit entfernt davon, sie nur als Gast für gute Stunden zu sich zu bitten, weit entfernt auch davon, als Poet mit der bildenden Kunst je in heißem Konflikt gelegen zu haben. —

Wie ein Fenster aus bunten Glasscheiben erscheint die kleine Galerie unsrer Bilder. Durch ein jedes können wir ins Zimmer eines Malers sehen, der ein Dichter ist. Bei dem einen schaut's heiter und freundlich, bei dem andern wild und wüst aus.



Paul Heyse: Kopf Michelangelos. (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

Artur Fitger: Phaethon. (Motiv aus Ovids „Metamorphoſen".)

Der dritte hat peinlich genau ſeine Gegenſtände und Geräte geordnet, dem vierten tut's nichts, wenn ſein Spiegel ſchief an der Wand hängt. Bei einem fünften bläſt keck der Wind durch die Gardine, und die Sonne huſcht ungeſtört über Tiſche und Bänke. Bei einem ſechſten herrſcht gedämpftes Licht, und kein Laut darf den innern Lauſcher ablenken. Bei jedem geht's verſchieden zu, doch ein jedes Fenſterlein gewährt Einblick, keins iſt ſo trübe, daß man nicht hindurchblinzeln könnte. Ins Stübchen eines Dichters zu ſehen, dazu wollte aber niemand die Gelegenheit verpaſſen.

Und nun ſchließen wir die Mappe. „Mögen Sie die künſtleriſche Laufbahn fortſetzen oder nicht, ſo werden mir die Bilder faſt gleich wert bleiben, im erſten Fall als Wegezeichen eines Entwicklungsganges, im andern als Illuſtration oder als Ergänzung Ihrer Jugendgeſchichte, die ich nun durchgeleſen habe ..." fügt der grüne Heinrich hinzu.

Artur Fitger: Totenfeier für Achilles. (Motiv aus Ovids „Metamorphoſen".)

Trude Bauman

Novelle von Clara Zahn

Ein altertümliches Haus war's, wie Berlin dergleichen noch zuweilen aufzuweisen hat, solid aber ohne Komfort gebaut, wenn nicht die ungewöhnliche Raumverschwendung in Treppenfluren und Vordielen als solcher anzusehen war. Die Vorderfront des Hauses hatte einen völlig nüchternen Charakter, gleichgültige Fensterreihen ohne den schüchternsten Balkonversuch, kleine Läden im Parterre. Sogar ein Schlachterladen. Aber an den schmalen Hofstreifen schloß sich ein unerwartet geräumiger Garten an mit alten Laubbäumen und der üblichen Jasminlaube früherer Zeiten. Von dem Garten führten ein paar Stufen herauf zu der Parterrewohnung, die der Hauswirt Fritz Bauman innehatte, dessen einzige Tochter Trude ihren „romantischen Willen", wie die Eltern sagten, so weit durchgesetzt hatte, daß eine ansehnliche Veranda nach dem Garten hinaus angebaut worden war, die in der schönen Jahreszeit ihren Lieblingsaufenthalt im Hause bildete.

Aus praktischeren Gründen als Trude liebte auch ihre Mutter die Veranda, weil sie von da aus nach ihres Mannes Arbeitsstätte, einer Zigarettenfabrik, die sich dicht an den Garten anschloß, hinübertelegraphieren konnte und den lieben Gatten sozusagen immer „an der Strippe" hatte. Dieser Genuß existierte aber mehr in Frau Baumans Einbildung als in der Wirklichkeit, denn sie war eine friedlich bequeme Natur, die andre nicht unnötig inkommodierte. In letzter Zeit war sie freilich ein wenig aus dieser beschaulichen Gemütsstimmung herausgerissen. Es war ein ernstlicher Freier für Trude, die nun schon dreiundzwanzig Jahre zählte, erschienen, stattlich, solid und wohlhabend, wie es Eltern nur für ihre Tochter sich wünschen können, und die Furcht, Trude könne sich durch ihre sonderbare Art auch diese Partie verscherzen, brachte die Mutter um alle Ruhe.

Sie hatte Trude soeben einmal wieder ins Gebet genommen und mit ihren Vorstellungen und Anschuldigungen das Mädchen richtig — ohne es zu wissen und zu [illegible] — in [illegible] Trotz hineingehetzt. [illegible] Trude [illegible] Junimonat auf ihrer lieben, weinlaubumrankten Veranda und erwartete den so unliebsam angemeldeten Freier. Im blaßblauen Sommerkleidchen, den dunklen, flechtenschweren Kopf auf die schmale Hand gestützt, saß das schöne Mädchen in ihrem Wiegestuhl und dachte. Als ob sie nicht gern selbst „ja" gesagt hätte zu der großen Erfüllung ihres Lebens! Wie sie sich hinaussehnte aus dem alten Haus mit seinem versickernden Leben und all den rückständigen Ideen und Anschauungen, unter denen sie litt! — Alle hatten ihr prophezeit, daß sie sich früh verloben würde; kaum aus der Schule heraus fing es schon an damit, und damals hätte sie auch ohne Besinnen eingewilligt — sie hatte noch nicht die vielen Gedanken gedacht über Liebe und Ehe —, wenn nicht die Eltern dieser „aussichtslosen Sache" rasch einen Riegel vorgeschoben hätten. Seitdem hatte sie auch nicht ein einziges „Erlebnis" in der Liebe gehabt. Wie das kam, wußte sie nicht. Sie gefiel doch ungemein, hatte die meisten Verehrer, war jung und liebebereit — — und doch! — Vielleicht geht es vielen Mädchen so, die es verschmähen, sich heimlich anzubieten, die nicht mit den leisen Schmeicheltönen des Weibes anklopfen bei der Eitelkeit des Mannes. Vielleicht auch war sie selbst zu knospenstreng verschlossen, eine spät erwachende Weibesnatur, die ihren Dornröschenschlaf inmitten des lärmenden Lebens schläft.

Mit einem tiefen Seufzer bog sich Trude in ihrem Schaukelstuhl zurück. Eine Stimmung tiefster Gleichgültigkeit überkam sie. Wenn es irgend anging, wollte sie in Gottes Namen „ja" sagen. Dann hatten die Quälereien ein Ende, sie sah das Leben von der geheimnisvollen „andern" Seite, und Blunk war vielleicht gerade der rechte Führer. Er hatte doch etwas Eignes und gefiel ihr eigentlich recht gut, anfangs sogar war sie ein bißchen verliebt gewesen — manchmal auch jetzt noch —, nur daß die große Notwendigkeit, gerade ihn zu wählen, fehlte.

Frau Bauman kam mit erhitztem Gesicht aus dem Nebenzimmer: „Du, Trude, er ist

Digitized by Google

da, er bittet um eine Unterredung mit dir. Du, er kommt in Gehrock und Zylinder."

„Hat der Mann Mut," lachte Trude.

„Also — nicht wahr, Trude —?"

„Na, schick' nur deinen Schützling. Ich bin auf alles gefaßt!"

„Gott sei Dank!" Damit huschte die etwas beleibte Dame hinaus, und wenige Augenblicke später stand Hermann Blunk, Inhaber der Firma „Blunk u. Sohn", vor Trude Bauman. Der hübsche und stattliche Mann sah sehr sicher und siegesbewußt aus, er lächelte ein leises weltmännisches Lächeln, als er dem Mädchen seinen Rosenstrauß gab, und doch war nicht er es, der über dieser Situation stand, sondern Trude, die die Rosen dankend nahm und mit einer leichten Bewegung dem Freier einen Sitz in nicht allzu großer Nähe anwies. Sie übersah geschickt die Feierlichkeit seines Wesens und sagte leichthin: „Ein hübsches Plätzchen zum Plaudern hier; nicht wahr, Herr Blunk? — Es ist wohl ziemlich das erstemal, daß wir dazu richtig kommen."

„Das erstemal? — Aber Sie vergessen — alle die reizenden Stunden — — und sie ermutigten mich —"

Trude unterbrach ihn rasch: „Aber was man so in Gesellschaft redet! — Auf Landpartien und Sommerfesten! — Lieber Gott, was weiß da einer viel vom andern."

„Allerdings, Sie machen es einem nicht leicht, Ihre eigentliche Meinung zu erraten!"

„Das sollte zur Vorsicht mahnen! Übrigens, wo es drauf ankam, hab' ich noch immer Farbe bekannt."

Blunk fühlte sich plötzlich sicherer. Er kannte sie ja doch ein wenig und meinte, sie wolle ihn erst mit einiger Gründlichkeit erforschen, ehe sie sich an ihn band. Was so ein Mädchenkopf eben „erforschen" nennt! Jedenfalls, den Gefallen konnte er ihr gern leisten. Er bog sich lächelnd vor und sagte: „Und nun fordern Sie mein Glaubensbekenntnis?"

„Bewahre mich der Himmel vor solchem Einbruch ins Allerpersönlichste eines andern! Erzählen Sie mir doch von Ihren Reisen."

„Ach so — Sie meinen, das kommt auf eins heraus."

„Auffassungsgabe: ‚gut'."

„Doch eine Anerkennung, die ich bei Ihnen erringe. Vielleicht entdecken Sie noch mehr gute Eigenschaften in mir?"

Trude sagte abwehrend: „Auf diesem Tone spielen wir eigentlich schon lange. Sie kennen Welt und Leben mehr als andre, was müssen sie Ihnen alles gesagt haben!"

„Ja natürlich. Aber für den Kaufmann läuft doch schließlich alles auf eins hinaus."

„Und das ist?"

„Geldverdienen."

„Spotten Sie wieder?"

„Durchaus nicht. Was hätte ich wohl davon gehabt, wenn ich mir Ägypten z. B. als idealer Reisender angeschaut hätte? — Man sieht sich ja die Sachen, Pharaonengräber und so, an, natürlich — das Leben und Treiben der schmutzigen Eingeborenen drängt sich einem ohnehin genug auf; es tut mir sehr leid, doch kann ich darüber keine Hymnen anstimmen; aber sehen Sie, den Orden und Titel, den ich mir da geholt habe, das ist für eine Zigarettenfabrik ein sehr realer Nutzen. Begreifen Sie das nicht?"

Trude sagte nachdenklich: „O ja; ich glaube auch, daß Kraft und Energie dazu gehört; mein Vater rühmt Sie als Kaufmann."

„Wie mich das freut! Von Ihnen zu hören, freut."

„Oh, ich — Den Wert eines Menschen messe ich doch nicht danach, was er in seinem Berufe gilt!"

„Was gilt Ihnen denn sonst am Manne?"

„Das Männliche."

Blunk konnte es nicht lassen, seinen Schnurrbart unternehmend hochzustreichen, als er lächelnd entgegnete: „Das natürlich!"

Trude sah das fatale Lächeln und sagte gereizt: „Ich verstehe darunter sehr hohe Forderungen. Ein so starkes geistiges und persönliches Übergewicht, daß es sich andern unbewußt aufzwingt. Das ist selten genug."

Blunk sah das Mädchen zweifelnd an. Galten ihm ihre Worte? — Aber sie klangen nicht wie eine Huldigung. Er wurde mißgestimmt über ihre Art, das Gespräch aufs allgemeine zu führen, und sagte ein wenig hochfahrend: „Für die Träumereien eines jungen Mädchens mögen das recht angenehme Vorstellungen sein. In der Wirklichkeit regieren indessen realere Werte. Unzweifelhaft ist wohl die Macht des Geldes die gewichtigste des Lebens, und wer sich diese Macht durch Fleiß und Intelligenz dienstbar macht, mag immerhin einiges Anrecht darauf haben, anerkannt zu werden."

Digitized by Google

„Von seinesgleichen — gewiß!"

„Was heißt das?" fuhr Blunk auf. „Ich meine, Sie gerade, als Tochter Ihres Vaters, dessen höchster Stolz es ist, ganz aus eigner Kraft seinen Besitz erworben zu haben, sollten anders urteilen gelernt haben."

„Vielleicht. Aber Sie sehen — ich bin, wie ich eben bin."

„Allerdings. Sie geben Ihren Launen bedenklich nach, wie mir scheint. Wenn Sie mich so wenig als ‚ihresgleichen' angesehen haben, dann hätten Sie mir wohl diese empfindliche Stunde ersparen können. Ein Mann wie ich bewirbt sich nicht um ein Mädchen, das ihm nicht Mut dazu machte. Ganz abgesehen von den deutlichen Hinweisen, die Ihre Eltern mir gaben." — Blunk ging erregt auf der Terrasse hin und her, blieb dann plötzlich vor Trude stehen und fragte drohend: „Wollen Sie mir das erklären?"

Trude war aufgestanden und sah dem Fordernden furchtlos in die Augen: „Ja, ich will es, weil Sie ein Recht dazu haben. Es muß wohl in Ihnen eine Kraft gewesen sein, die mich anzog, und in mir ein Wille, sich anziehen zu lassen. Ich weiß es nicht, warum, Sie interessierten mich ernstlich, beschäftigten meine Gedanken mehr, als ich wollte, stießen aber ebensooft meine Empfindung zurück. Ich wußte es selbst nicht, bis zu dieser Stunde, wie völlig fremd Sie mir innerlich sind; und hätten Sie mir Zeit gelassen, nicht in so übereilter Weise zu einem Entschlusse gedrängt, nur weil die Geschäftskonjunktur günstig für Sie lag, wir würden ohne diese unerfreuliche Auseinandersetzung voneinander gegangen sein."

„Aber doch — voneinander?!"

„Ganz gewiß. Ich bin meiner selbst völlig sicher."

„Dann bleibt mir nur übrig, Ihnen für ähnliche Fälle diese Sicherheit etwas früher zu wünschen. Insofern hatten Sie ja recht, daß mein Herz in diesen Sachen nicht allzu stark engagiert war und der Kummer, den Sie mir bereiten, nicht eben unverwindlich sein wird."

Trude neigte ruhig zustimmend den Kopf: „Das ist mir angenehm und erspart uns beiden eine peinliche Erinnerung."

„Was das betrifft, sind Sie ja allerdings augenblicklich im Vorteil gegen mich. Aber das Leben spielt oft recht sonderbar. Ich habe vielleicht doch noch einmal Gelegenheit, mich für diese Stunde zu revanchieren."

Mit einem Ausdruck unverhohlener Verachtung sah das Mädchen dem Manne ins Gesicht, dessen Mienen mehr noch als seine Worte die Niedrigkeit seiner Gesinnung verrieten. Sie schloß die Lippen fest und hart, als wehrte sie ihnen jedes weitere Wort, und schaute dem sich eilig Entfernenden mit einem Gefühle nach, als hätte ihr Fuß unversehens auf Moorgrund getreten.

Das hatte sie nun für möglich gehalten! Eine Gemeinschaft fürs Leben mit diesem Menschen! — Wohin doch die tiefe, innere Vereinsamung den Menschen zu treiben vermag. Und nun hörte das Mädchen im Nebenzimmer die Stimme der Mutter, die zu Blunk redete. Sie verstand die Worte nicht; sie hörte nur den schmeichelnden, flehenden Ton der Mutterstimme, die halten, sich festklammern zu wollen schien, und Blunks pomphaftes Organ, das jetzt vor Entrüstung bebte. Daß diese Stimme nicht allein sie schon gewarnt hatte — sie begriff es nicht. Am letzten Ende des Gartens knarrte das Pförtchen. Ihr Vater trat dort herein mit breitem, zufriedenem Schritt und neben ihm sein Bruder, der gute Onkel Paul, der Nestling des Hauses, der immer ein wenig zaghaft ging, wie auf fremdem Boden. Langsam kamen die beiden heran. Sie winkten und grüßten nicht zu dem Mädchen herauf; man sah es ihrer Haltung an, daß irgend etwas geschehen sein mußte. Gerade als Bauman und sein Bruder auf die Veranda traten, stürmte Frau Bauman hochrot und atemlos herbei und ersetzte die Worte, die ihr augenblicklich fehlten, durch eine den Himmel anflehende Gebärde.

„Na nu mal ruhig — ruhig," ergriff Onkel Paul das Wort, „wird ja nich gleich 'n Beinbruch sein. Red' du mal, Trude."

Jetzt erboste sich die Mutter: „Weggeschickt hat sie ihn! Wütend ist er natürlich — kein Wunder! Und mir sagt sie noch vorher, es sei alles recht. Na, die!! An der können wir noch was erleben."

„Ja, was heißt denn das?" fragte Bauman erregt. „Trude, willst du nu gefälligst reden?"

Gequält und doch in bangem Trotze stieß das Mädchen heraus: „Ich konnte nicht. Lieber tot, als den Mann heiraten."

Digitized by Google

„Donnerwetter noch mal! Haſt doch mit ihm pouſſiert. Hätt' ich mich ſonſt in dieſe Spekulationen mit ihm eingelaſſen?"

„Wird ſich ja alles einrichten laſſen," begütigte der Bruder.

Bauman ſchrie ihn an: „Einrichten? Ja woll, mit welchen Verluſten. Der Blunk iſt geriſſen, der verſteht ſeinen Vorteil, und ich gab ihm ja alles in die Hand!"

„Nu doch nich — nu kann er doch das gar nicht ausnützen," klang wieder des Bruders beſchwichtigende Stimme.

Bauman lachte grell auf: „Der?! Der geht über Leichen — wird ſich hüten, jetzt ſeinen Vorteil fahren zu laſſen."

„Und einem ſolchen Menſchen wollteſt du mich ausliefern?" fragte Trude bitter.

„Ausliefern! Unſinn, Übertreibung! Der ſchafft ſeine Sache, wird mal ſchwer reich, das ſag' ich dir. Hätteſt deine Dame ſpielen können, ſtatt uns als alte Jungfer auf dem Halſe zu bleiben."

„Ich wollte oft ſchon fort, mir mein Brot ſelber verdienen; warum ließt ihr mich nicht?"

„Jetzt hör' auf. Schlimm genug, wie's iſt! Dem Bauman ſeine einzige Tochter ſoll wohl gar als Tippmamſell oder Kinderfräulein in der Welt 'rumlaufen, was? — Das fehlte gerade. Meinetwegen ſitz du und verſaure hier; mir ſoll noch einer kommen!"

Mit ſcharfem Knall fiel die Tür hinter Bauman ins Schloß. Die Mutter war bereits beim Schluchzen angelangt und ſtieß die ſonderbarſten Vorwürfe und Befürchtungen gegen die Tochter aus, aus denen die verletzte Mutterliebe indeſſen unſchwer zu erkennen war. Endlich ging auch ſie mit rotgeweinten Augen in die Küche, „nach dem Rechten" zu ſehen. Das Drama des Hauſes Bauman kam jetzt vor das Forum der Küchenmagd.

Trude ließ ſich aufſtöhnend in den Korbſtuhl fallen und vergrub ihr Geſicht in die Hände. Onkel Paul zog ſich einen Stuhl an den Tiſch heran, zündete eine Zigarre an und ſagte begütigend: „Laß man, Truditen, das geht allens vorüber — allens!"

„Aber es kommt immer wieder — immer —"

„Nu freilich — das drückt ſchon. Gibt aber doch noch Schwereres, ſiehſt du."

„Und immer heißt es ‚dankbar' ſein! Für die gute Erziehung, die mir die Umgebung doppelt fühlbar macht, wie für das müßige Leben, mit dem ich nichts anfangen darf! Herrgott, wenn man nur einmal ‚leben' könnte!"

„Wird ſchon noch kommen. Ausbrechen, ſieh mal, das tut auch nicht gut; weißt nicht, was du draußen findeſt."

Trude ſchwieg eine Weile. Dann fing ſie langſam, faſt wie zu ſich ſelber zu reden an: „Ich las mal in einem Naturgeſchichtswerke 'ne merkwürdige Auffaſſung von der Entſtehung der Arten."

„Wie war'n das?" fragte der Onkel intereſſiert.

„Es hieß da, die Pflanzen hätten ſich vom Mutterboden losgeriſſen, weil er ihnen nicht mehr genug Nahrung bot, und die Notwendigkeit der Selbſterhaltung gab ihnen neue Kraft und neue Geſtaltung. Es klingt phantaſtiſch, aber es könnte ſchon wahr ſein; nicht?"

„Hm — na ja, wär' ſchon möglich. Aber die Menſchen, weißt du, die ſind ſchon wurzelfeſt; kommt keiner ſo leicht aus ſeinem Erdreich."

„Warum? — Haben wir allein die Pflicht, zu verhungern und zu verdorren? — Ich will's nicht — will nicht länger ſo vegetieren, ohne Zweck, ohne Ziel, hinpendeln zwiſchen dem Zorn und der Zärtlichkeit der Eltern, denen ich auch nicht zu genügen vermag. Irgendeine Aufgabe wird das Leben doch für mich haben!"

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Was du dir nicht alles ausmalſt, Mädchen!"

„O viel! Hab' ja doch Zeit genug. Ich denke mir, das Leben muß ſein, wie ein großer, großer Wald, ganz dunkel, wenn man hineintritt, und Stimmen hört man drin, gute und ſchlimme, zum Jauchzen und zum Fürchten muß es ſein, wenn man da geht und geht und Wege ſucht, und dann einen findet, der einem ganz allein gehört, der immer höher und weiter wird, je mehr man geht, und der ein helles Licht am Ende zeigt. Sag mal, Onkelchen, kennſt du auch ſolche Lebenswege? Die Bücher reden manchmal davon."

Wieder ein bedenkliches Kopfſchütteln des Alten, bis er langſam, faſt ängſtlich begann: „Ich nicht, Kinding. Ich weiß man nur von den andern Wegen, auf denen alle laufen, wo ſo viel Lärm und Geſchrei iſt und es Püffe und Tritte ſetzt die ſchwere Menge. Bis man ſich ſo ſachte zur Seite drückt und

Digitized by Google

froh ist, einen Unterschlupf zu kriegen wie ich hier bei euch, weißt du."

Trude lachte bitter: „Na, sicher bist du da auch nicht vor Püffen. Und dann, warum hast du denn auf eine eigne Existenz verzichtet?"

„Ich? — Na ja, det war janz einfach. Nämlich, wie ich zur Eisenbahn ging, war dein Vater eben jung verheirat' und arbeitete in 'ner Zigarettenfabrik. Ville war der Verdienst nich, aber gespart wurde nach Kräften. Und wie nu dein Vater, der schon höllisch gescheit war dazumal, in der Fabrik die Vorteile 'rausgekriegt hatte, die 'ne eigne Fabrikation abwirft, da fing er janz im kleenen damit selber an. Nu reichte aber immer das Geld nicht zum Anschaffen des Materials, denn Kredit kriegt so'n kleiner Mann natürlich nich. Da schoß ich denn so vor, was ich immer entbehren konnte, und schließlich meinte Bauman, wenn ich zu ihm zög' und so jleich am Ersten det janze Gehalt und die Meilenjelder an ihn abliefern könnte, da ließ' sich besser wirtschaften. Das taten wir nu och und — daß es rentiert hat, das siehste ja nu selber."

„Aber du — dein Leben! Deine selbstlose Hilfe kann doch nur die ersten Jahre nötig gewesen sein?"

„Nu freilich, aber dann kam der Eisenbahnunfall. Ich war bei 'ner Privatbahn und in keiner Kasse eingekauft. Ich hatte es ja immer tun wollen, aber det Geld war zu nötig im Geschäft. — Wenn mir der Eisenbahnprozeß nicht so viel gekostet hätte, dann müßte ich 'n schönes Sümmchen beisammen haben."

„Und da sagst du, du ißt unser Gnadenbrot? Du, der unsern Wohlstand begründete."

„Ja, in so 'ne Sachen kann man doch kein besseres Gedächtnis haben wollen als die andern."

Trude sprang erregt auf und rief: „Auch das ist Größe, ich begreife es wohl, Onkel Paul; aber mein Weg ist es nicht. — Du! du! Wie wurde dir gelohnt! — Übersehen, beiseitegeschoben, verletzt und verlacht oft, das edelste Herz! Ich bin nicht deiner Art, hab' mehr vom Vater, wenn auch in andrer Richtung. Ich würde um mich beißen, wenn man mich zu mißhandeln wagte. Und weißt du, was ich nun tue? Nun gehe ich ganz sicher „meinen" Weg. Wohin, sag' ich dir nicht, damit dich keine Verantwortung trifft. Daß ich nicht nach Bösem und Niedrigem begehre, das weißt du."

„So weit ist das ganz gut. Aber höre, vor der Walpurg Stahl nimm dich mal höllisch in acht. Die ist doch kaum die rechte Führerin für dich, Kinding."

Trude sah den scharfsinnigen Alten, der ihre geheimsten Gedanken erriet, betroffen an. Dann lachte sie fröhlich auf und sagte leicht: „Ich brauche keine Führung, vielleicht zur Not einen Wegweiser, und dazu kann am Ende jeder dienen, der am Wege steht." —

Einige Tage nach dieser Unterredung, als die Gemüter der Eltern sich über den Vorfall mit Blunk ein wenig beruhigt hatten, machte Trude sorgfältig Toilette, um eine Freundin zu besuchen, wie sie der Mutter sagte. Frau Bauman fragte natürlich, nach ihrer Art, genau und umständlich, warum und zu wem Trude wolle, und gab sich mit der Auskunft der Tochter, die sie gewohnheitsmäßig gemacht hatte, zufrieden. Trude hielt sich indessen nicht damit auf, den Vorwand, den sie gebraucht hatte, erst auszuführen, sie nahm sofort eine Droschke und fuhr vom geschäftbelebten Osten nach dem vornehmen Westen Berlins, wo Walpurg Stahl, eine frühere Schulkameradin, jetzt Soubrette am Theater des Westens, wohnte. In langen Zwischenräumen war Trude mit der jungen Sängerin wieder zusammengetroffen, und immer hatten die beiden Mädchen bei solchen Begegnungen ihre Erlebnisse ausgetauscht. Trude war stets die Aufnehmende, Aufhorchende gewesen, wenn sie auch die jungen Künstlern geläufigen Übertreibungen in Abrechnung brachte, so war doch des Reizvollen genug in Walpurgs Berichten, die immer damit endeten: „Komm und sieh dich selbst bei mir um." — Das tat nun Trude mit fast hungrigen Augen, schon wie sie in den kleinen Vorraum der Sängerin trat, der üppig und phantastisch ausstaffiert war und augenblicklich an einem Renntiergeweih einen silbernen Stock und Herrenhut aufwies. Trude wäre am liebsten gleich umgekehrt; sie hatte naiverweise nicht damit gerechnet, Besuch bei Walpurg anzutreffen. Aber sie war bereits angemeldet, und eben flog die Tür auf, und mit einem kleinen, nur wenig geheuchelten Freudenschrei sprang ihr Walpurg entgegen. Im entzückenden

Digitized by Google

„tea-gown“, das blonde Haar hoch aufgeknotet, klirrende Kettchen um Hals und Hände, ſtand die Sängerin vor Trude und rief begeiſtert: „Endlich, endlich, endlich einmal! Und wie gut du es triffſt! Es iſt heute Empfang bei mir, du wirſt allerhand Kunſtvolk kennen lernen. Tatſächlich bedeutende Leute. Mit den Kollegen geb' ich mich nicht ab, haſſe die öden Fachgeſpräche. Aber du wirſt ja ſehen, leg' ab, bitte! Wie du gut ausſiehſt! Wirklich eine ganz neue Note für uns. Ein ſchönes Patriziertöchterlein. Sei bloß vorſichtig: ſie werden dir gleich Heiratsanträge machen.“

Trude kam gar nicht zu Worte vor all dem haſtigen Geplauder. Sie ließ ſich die Garderobe abnehmen und wurde dann luſtig-übermütig von Walpurg an der Hand in das Zimmer hineingezogen, in dem ein junger Mann in läſſiger Haltung ſtand und ihnen entgegenſchaute. Als Walpurg Trude Bauman vorſtellte, raffte ſich der Fremde, der als der „berühmte Maler Hellmut Stern“ angekündigt wurde, ſichtlich zuſammen. Mit einem kleinen, guten Lächeln und einer Stimme, die Trude ſeltſam tief und ſchön klang, ſagte er: „Wir ſind nämlich alles ‚berühmte Leute‘, ſobald wir Fräulein Walpurgs Salon betreten.“

„Na, bitte,“ lachte die Sängerin, „Sie ſind's doch wirklich.“

Die Naivität dieſer Verteidigung machte Trude lachen. Walpurg wandte ſich eifrig zu ihr: „Nämlich, er hat jetzt einen Staatsauftrag bekommen, tatſächlich.“

„Ja, denken Sie!“ lachte der Maler.

„Aber lieber Hellmut,“ zwitſcherte Walpurg, „Sie verwirren mir das Kind. In Laienkreiſen hat man ja keine Ahnung, was ein Staatsauftrag bedeutet!“

Stern lachte hell heraus: „Nu freilich! Nämlich die ſchwer zu erlangende Berechtigung, ſich einmal richtig ſatt eſſen zu können vom ſelbſtverdienten Gelde.“

„So iſt er nun,“ proteſtierte Walpurg; „den Ruhm, die Ehre, die Ausſichten läßt er nicht gelten.“

„Die kann doch nicht der Auftrag, ſondern das Werk erſt bringen,“ ſagte Trude.

Der Maler nickte ihr zuſtimmend zu. Walpurg aber ereiferte ſich: „Aber das ehrende Vertrauen ſchon, das darin liegt.“

Dem Maler wurde es unbehaglich. Er ſagte ungeduldig: „Wir wollen uns ſetzen, oder wollen Sie ſich erſt die Schaubude anſehen, mein Fräulein?“ Seine Augen zwinkerten ſchon wieder gutmütig die Freundin an. Walpurg reagierte auch ſofort darauf: „Pfui, wie gräßlich! Mein Muſeum, mein Allerheiligſtes — eine Schaubude!“

„Na — heilig?“ lachte Stern.

Neue Gäſte traten ein, die hier ſchon bekannt waren, von Trude wenig Notiz nahmen und gleich in lebhaftes Geplauder mit Walpurg gerieten.

Stern führte Trude in den beiden mäßig großen Zimmern umher und machte hier und da auf eine Zeichnung, eine Photographie oder Skulptur aufmerkſam. Es war tatſächlich eine bunte Anhäufung mehr wertloſer als wertvoller Dinge, die mit etwas aufdringlichem Geſchmack die Räume füllten. Trude fragte den Maler: „Iſt von Ihnen eine Arbeit hier?“

„Nein,“ ſagte er kurz. Dann fragte er: „Studieren Sie Muſik?“

Trude ſeufzte unwillkürlich auf: „Ach, könnt' ich das! Aber es langt nicht; ich meine: meine Begabung.“

„Dann läßt man ſchon beſſer die Hand davon. Sie haben ja immer die Mitfreude an andern.“

„Kann das Genüge geben?“

„Einer Frau? — Offen geſagt, das weiß ich nicht. Glaub's kaum. Aber das macht nichts. Sie finden's dann in etwas anderm.“

„Vielleicht.“

„Nein, Sie gewiß.“

„Warum ich?“

„Sie haben den Blick, der in die Tiefen geht. Der findet, was er ſucht.“

„Wenn das ein gutes Omen für mich wäre,“ lächelte Trude.

Stern wurde aufmerkſam und fragte: „Führte Sie ein beſonderer Grund hierher?“

„Ja,“ ſagte Trude offen. „Walpurgs Schilderungen lockten mich, dieſe andre Welt kennen zu lernen, die meinem bisherigen Lebenskreiſe ſo fern liegt.“

„Sie müſſen nur keine zu großen Erwartungen daran knüpfen, dann iſt's recht.“

„Warum nicht? Ich höre, hier verſammeln ſich die Menſchen, von denen jeder einzelne ein Schaffender iſt an der Kultur unſrer Zeit.“

„Das iſt ein bißchen viel geſagt. Aber ſchließlich, das ſind Sie ja auch in Ihrem Kreiſe.“

„Nein, bei uns fließt nichts, bei uns steht alles stille."

„Kann doch auch seinen Reiz haben. Wie ein Bergsee, in dem sich die Sterne spiegeln. Fein gesagt, was?" verspottete er sich gleich selber.

„Aber man muß die Natur des Bergsees haben, den unterirdische Quellen speisen, nicht die Natur des Bergbaches, der lechzt, sich seinen eignen Weg zu bahnen."

Hellmut Stern sah das Mädchen erstaunt an: „Haben Sie die oder reden Sie sich das so ein? In der Jugend, sehen Sie, nimmt man jede Sehnsucht gleich für einen Lebenssturm."

Trude sagte einfach und ohne alle Empfindlichkeit: „Vielleicht haben Sie recht, ich weiß es selbst nicht sicher. Nur daß es mich forttreibt von dem alten Leben — wohin? — wie weit? Wer kann das sagen, wenn er am Anfang eines neuen Weges steht."

Walpurg trat zu dem Paare und nötigte Trude eine Tasse Tee auf. Stern wurde von ein paar Neuankommenden angesprochen und sah Trude Bauman erst in einiger Zeit wieder, als sie sich von der kleinen Gesellschaft verabschiedete. Er streckte ihr lebhaft die Hand entgegen und sprach den Wunsch einer baldigen Wiederbegegnung mit solchem Nachdruck aus, daß Walpurg ihn neckend zurechtwies.

Von all den neuen Eindrücken erfüllt, eilte Trude heim. Sie traf Onkel Paul allein und erzählte ihre Erlebnisse. Seine Zweifel an dem Werte der Geselligkeit verstimmten Trude, und nur um nicht noch mehr Wenn und Aber über diese ihr selbst noch so fremden, unerkannten Menschen hören zu müssen, verschwieg sie den Eltern diesen Besuch. Acht Tage später kam bereits eine Einladung von Walpurg zu einem kleinen Abendessen und, da Trude absagte, eine Woche später die dringende Bitte, doch ja an ihrem „jour" zu erscheinen. Trude empfand die Notwendigkeit, entweder wieder abzusagen oder ihre Eltern zu hintergehen, gleich peinlich. Sie hatte den ersten Schritt der Sängerin entgegengetan und wußte es doch, wie ihre Eltern über diesen Verkehr aburteilen würden. So groß war die Anziehung dieses Kreises nicht, daß sich Trude in offenen Kampf darum zu ihren Eltern hatte stellen mögen, besonders jetzt, wo mit ganz ungewohnter Rücksicht der Affäre „Blunk" in keiner Weise mehr Erwähnung geschah. Sie konnte ja nicht ahnen, daß die Eltern, durch Blunks Verhalten bestimmt, den Plan noch nicht fallen gelassen hatten, der widerstrebenden Tochter die gute Partie zu erhalten. Es schwebten geheime Unterhandlungen darüber, von denen Trude nichts ahnte. So hatte Trude bereits seufzend ihr Absagebillett an Walpurg geschrieben, als ein kleiner, unvorhergesehener Umstand sie gerade an diesem Nachmittage zur selbständigen Verfügung über ihre Zeit ermächtigte. Vater und Mutter waren zu einem Geschäftsdiner geladen, und Frau Bauman sagte beim Abschied: „Vertreib dir die Zeit gut, Trude, geh doch mal in die Ausstellung, wenn du willst, oder mach' sonst einen Besuch."

„Das will ich tun," sagte Trude leicht errötend, und eine Stunde später war sie auf dem Wege zu Walpurg. Sie wußte zwar, daß ihr derart entlastetes Gewissen eine kleine Eulenspiegelei war, aber sie wollte das vorerst nicht wissen. Es war so viel Freude und Erwartung in ihr wie seit langer Zeit nicht mehr.

Walpurg Stahls Empfang hatte inzwischen einen unerfreulichen Auftakt gehabt. Sie hatte einen Streit mit ihrem Freunde Hellmut Stern. Keinen Liebesstreit, der die Bande nur fester knüpft, sondern einen rechten, häßlichen Lebensstreit, in dem sie sich beide recht böse Dinge sagten. Und um nichts war er entstanden. Die scharmante kleine Sängerin hatte ihren Freund ein wenig lange warten lassen, ehe sie mit ihrer Toilette fertig war. Hellmut hatte sich ein bißchen umgesehen in seiner Liebsten „Trödelbude", auf deren Umgestaltung er sonderbarerweise, trotz seines erlesenen Geschmacks, keinen Einfluß ausübte oder ausüben wollte. Vielleicht, daß er den Gegensatz zwischen sich und ihr nicht verwischen mochte. Sie ging ihn innerlich nur noch wenig an, die Kleine, er hatte nur das feineren Mannesnaturen eigne Dank- und Anhänglichkeitsgefühl für genossene Liebesstunden. Aber sie spielte zu laut auf dieser letzten Saite seiner Empfindung für sie. Und doch hatte er sie einmal lieb, vor gar nicht langer Zeit, mit der ganzen Leidenschaft seiner jungen, feurigen Natur und dem tiefsten, suchenden Triebe seiner Seele. Wie oft ihn diese beiden Gewalten in ihm schon genarrt hatten, seit er das „Problem-Weib"

Digitized by Google

zu ergründen ausgezogen war in die Welt! Seine eigentlichste Natur war spröde, durchaus nicht leicht zugänglich und durch einen keuschen Zug in Zaum und Zügel gelegt. Er konnte die wüstesten Ausschreitungen mitansehen, ohne von ihnen fortgerissen zu werden, auch dann, wenn sie durch Schönheit und Jugend überglänzt erschienen. Die Schönheit hatte überhaupt für ihn eine eigne Bedeutung. Obgleich sein scharfes und geübtes Auge den leisesten Zug in einem Menschenantlitz, die letzte kaum noch anklingende Harmonie einer Bewegung sah, obgleich er als Maler die tausend Reize der Farben und Linien empfand, schätzte er bloße äußere Schönheit belebter Dinge doch sehr gering ein. Erst die Wechselbeziehung zwischen Form und Inhalt lockte ihn, und ein beseeltes Greisenantlitz konnte ihn tiefer ergreifen, dauernder fesseln als ein inhaltloses Madonnengesichtchen. Da aber die Form an sich eine starke und geheimnisvolle Anziehung ausübte, verfiel er immer wieder darauf, hinter ihr die entsprechende Seele zu suchen. Die vielen Dissonanzen, die er dabei fand, schürten seinen Eifer, statt ihn abzukühlen, und da sich für seinen suchenden Blick im Weibe die widersprechendsten Seelenregungen kreuzten, war es in Kunst und Leben sein leidenschaftlichstes Ziel, dieses Rätsel für sich zu lösen. Aus allen seinen Bildern sprach diese fiebernde Sehnsucht, und selbst aus seinem stillen, zurückgezogenen Leben hatte sie ihn herausgerissen, mitten hinein in ein hochflutendes Gesellschaftsleben. Als wenig bekannter Maler blieb er da unbeobachtet genug, um seine Studien in Muße zu machen, und die verschiedenen Schablonen der Weltdamen waren ihm bald geläufig. Er suchte in andern Kreisen nach ihm neuen Wesen. Warum er auf Walpurg Stahl so viel länger haften blieb als bei den andern, wußte er kaum noch. Heute schien ihm alles banal, was er anfangs als ungemein reizvoll empfand. Ihre Jugend und Schönheit, ihr liebliches „Getue", ihr Schmollen und Lachen und Kichern und Kosen, es kam alles immer wieder, war immer gleich und dasselbe, zu ihm, zu andern, zu aller Welt. Der unbewußte und bewußte Drang des Weibes, zu gefallen, zu verlocken, der ihm allzu bekannt war — nichts darüber. Und nicht einmal darin nuancenreich! Ihr Gesang — Vogelgezwitscher und Theater zugleich, ihre Arbeit — nichts als Erwerbstrieb, kein eigenstes Bedürfen darin. So tief verblaßt stand Walpurgs Bild jetzt in seiner Seele. Als er nun für diese so wenig versprechende Begegnung seine Zeit erwarten sollte, packte ihn ein heimlicher Zorn auf sich selber. Er hatte doch bei sich daheim wahrlich Besseres zu tun. Schon im Begriff, übellaunig fortzugehen, kramte seine Hand fast mechanisch in einem leicht verhängten Wandschränkchen, in dem Walpurg ihre minuziösen Bedürfnisse an Lektüre unterzubringen pflegte. Er ergriff eine Mappe und blickte hinein. Mit einem Gefühl des Ekels warf er sie an ihren Platz zurück. Es waren photographierte Zoten schlimmster Art. In diesem Augenblick trat Walpurg herein; mit ausgebreiteten Armen blieb sie an der Schwelle stehen, den leichten Perlenvorhang kokett mit dem Köpfchen zurückgebogen. Ein richtiges Soubrettenbildchen. Sogleich dachte Hellmut, daß er an dieses Mädchen keine Forderungen stellen dürfe, die sie nicht begriff, und doch sagte er, auf die Mappe deutend: „Seit wann schaffst du dir so was an?"

Sie lachte: „Sie tuschelten alle davon, da war ich neugierig."

„Pfui Teufel!"

„Bist du komisch! Auf deinen Staffeleien sieht man doch wirklich auch Nacktes genug."

„Du lieber Gott — der nackte Mensch und die nackte Gemeinheit! Und sie sieht keinen Unterschied darin!"

„Warum machst du mir einen Vorwurf daraus? — Darin finden sich noch ganz andre Leute nicht zurecht, wie man in der Gerichtszeitung lesen kann."

„Ja, ja — ganz andre Leute!"

„Aber du bist unausstehlich. Was hast du denn eigentlich? Früher warst du ganz anders, wie du mich maltest, weißt du noch? — wie ich so andächtig saß und dir zusah."

„Ja, es war Andacht in dir! Eben das und manches andre ist jetzt nicht mehr."

„Aber begreife doch, Schatz! Damals hatte ich dich noch nicht. Du warst ja so unglaublich schüchtern, und ich — nun, es zog mich eben zu dir."

Hellmut sah das plaudernde Mädchen fast erschrocken an; dann lachte er in sich hinein: „Auch eine Enthüllung! Eins zum andern."

„Ist dir das etwa auch nicht recht?"

„O, meinetwegen! Jetzt weißt du's ja, und offen gesagt, ich auch! — Viel Erfreu-

Digitized by Google

liches werden wir nicht mehr aneinander erleben."

„So, du willst brechen? — Jetzt, wo du den Staatsauftrag hast und massenhaft Geld kriegst."

„Aber, was tut denn das zur Sache?"

„Undankbar, scheußlich undankbar ist's. Früher, als dich keiner kannte, hab' ich dich zu allem herangezogen, hab' dir die Kritiker zugeschickt und für dich geredet und geworben. Und jetzt auf einmal bin ich dir nicht mehr gut genug. Hast du mich nicht erziehen wollen? Hast du mich nicht mit auf Reisen nehmen wollen, wenn du einmal reich bist?"

„Also erstens: reich bin ich noch lange nicht durch den Staatsauftrag, vielleicht sogar, daß meine Arbeit nicht gefällt; aber das will ich nicht annehmen. In jedem Falle heißt es jetzt doppelt und dreifach arbeiten. In dein leichtes, spielendes Leben passe ich lange nicht mehr hinein. Du selber sei doch ehrlich! Hast nur noch geringe Freude an mir. Warum uns also jede liebe Erinnerung zerstören durch das müde Hinzerren eines Verhältnisses, das uns beiden zur Qual werden muß?"

„Wie heißt denn die andre?"

„Ich sagte dir doch, ich habe jetzt ganz andres im Sinn."

„Wirklich? — Nicht untreu? — Dann ist alles gut. Die dumme Laune hast du morgen vergessen, gelt?"

Man hörte Stimmen im Vorflur. Hellmut wollte fort, aber fast gewaltsam hielt ihn Walpurg zurück und bettelte: „Das nicht, das darfst du nicht, mir meine kleine Gesellschaft verstören."

Achselzuckend fügte sich der Maler und begrüßte mit Walpurg die Ankommenden. Nach einer Weile trat Trude Bauman ein. Hellmut Stern hatte ihrer kaum gedacht in der Zwischenzeit. Wie sie nun aber vor ihm stand, zuckte helle Freude auf in seinen Augen. Wie damals beim Abschiede, so impulsiv streckte er Trude jetzt die Hand zum Gruß entgegen. Er sprach sie nicht an, aber er blieb in ihrer Nähe. Es freute ihn, sie nur anzusehen. Indessen hatte sich der kleine Kreis der Erwarteten versammelt, und in lebhaftem Geplauder saß man um die kleinen gedeckten Tischchen, die so nahe beieinander standen, daß sowohl die Gesamtunterhaltung als die intimste Plauderei möglich war. Der Kritiker Timmling, der als letzter gekommen war, begrüßte erst jetzt Hellmut Stern mit dem launigen Zuruf: „Nun, Ödipus, was macht das Welträtsel? Hat die Sphinx schon geantwortet?"

Der Porträtist Stein rief maliziös dazwischen: „Wieso Sphinx? Vielleicht tut's 'ne Pagode auch, die immer gefällig ‚ja' nickt."

Die Anzüglichkeit, so derb sie war, erweckte Beifall. Trude verstand sie nicht und sah auf Hellmut, der gleichmütig sagte: „Je nach dem Frager."

„Steht's etwa nicht jedem frei, dem Rätsel ‚Weib' nachzuspüren?" rief einer.

„Natürlich; wie der Sau, Trüffeln zu suchen."

„Hören Sie mal, vor Damen!"

„Ich hab' doch die Tiere nicht getauft."

Rasch waren die Worte zwischen Hellmut und seinem Angreifer hin und her geflogen. Jetzt sagte Timmling mit Nachdruck: „In meinem letzten Berichte habe ich eine ganz neue Theorie über das Weib veröffentlicht. Man wirft solche Ideen oft viel zu achtlos fort. Aber was tut's! Die Menschen brauchen eben die großen Anreger."

„Erzählen Sie doch," bat Walpurg.

Timmling erhob die Stimme und sagte feierlich: „Das Weib ist ein Schmarotzergewächs, das auf der Seele des Mannes wurzelt wie die Mispel am Stamme des Baumes."

„Wie ungalant!" rief eine der Damen.

„Das dürfen Sie gar nicht sagen," fuhr Timmling fort. „Genießt nicht die Mispel eine Art Heiligenverehrung seit uralter Zeit, genau wie das Weib? — Ist nicht ihre Existenz lange als so geheimnisvoll angesehen worden wie die Weibesseele, der man prophetische Kräfte und Zaubereien aller Art zutraute? Man denke an die Nornen, an die ‚Mütter' im Faust."

„Und diese Weibesseele hat Ihre Theorie enthüllt?" fragte Hellmut lächelnd.

„Soweit man aus gleichen Erscheinungen gleiche Schlüsse ziehen kann, gewiß. Selbst die Bibelanschauung weist darauf hin: man denke an die Rippe Adams. Solche Anschauungen haben ihre sehr triftigen Gründe. Uns entnommen, uns bereichernd, ist das Weib tatsächlich ein Teil unsrer eignen Kraft, die in gesondertem Wesen wirkt."

„Wie einfach!" lächelte Hellmut.

Digitized by Google

„Wie geistreich!“ sagte Walpurg entzückt und drückte verstohlen Timmlings Hand. „Finden Sie das nicht?“ rief sie herausfordernd zu Hellmut herüber.

„O ja; es ist auch beinahe echt,“ erwiderte er gelassen.

Walpurg sprang auf. „Sie wollen mir den Tag verderben!“ rief sie und zog einen Teil der Gesellschaft mit sich ins Nebenzimmer, um einen neu angeschafften „Perser“ zu zeigen. Sehr niedrige Diwans, reich mit Kissen belegt, standen an der Wand und quer ins Zimmer hineingeschoben, und Walpurg arrangierte mit lustigen Anweisungen an die Herren ein Likörlager, in dem es bald ungeniert genug zuging.

Trude, durch Hellmut im Nebenzimmer festgehalten, achtete nicht darauf; es interessierte sie lebhaft, zu erfahren, was die an Hellmut gerichteten Bemerkungen zu bedeuten hatten. Sie befragte ihn offen darum. Er war noch immer etwas verstimmt und sagte: „Das kommt, weil man seine schwatzhaften Stunden hat. Man glaubt zu leicht, andre könnten wahrhaft teilnehmen an unsern Interessen, und redet, was man für sich behalten sollte. Übrigens auch in der Kunst, wenn es auch da etwas andres ist!“

„Sie haben Ihr Problem — das Weib, wie ich glaube — auch in der Kunst zu lösen gesucht?“

„Das will ich meinen. Es ist meine Aufgabe.“

„Warum denn der Unterschied zwischen dem Weibrätsel und dem Menschenrätsel?“

„Das Verschiedene im Übereinstimmenden — das Problem, das sich selbst ein Problem ist — Größe ohne Wachstum — Fertiges im Unfertigen — und alles so scheinbar willkürlich. Das Maß und Gesetz ist es zu diesen verwirrenden Erscheinungen, das ich suche.“

Trude sagte in unterdrückter Erregung: „Sie sprechen so klar von Dingen, an die ich mich manchmal dunkel herangetastet habe. Ich suche etwas in mir selber und laufe im Kreise danach herum. Immer ist Anfang und Ende das Gleiche, Unlösbare — die Sehnsucht!“

„Wie Sie das sagen! Ist denn Ihr Leben so arm?“

„Ja. Ich weiß nicht mehr, wovon ich leben soll. Die Bücher, die Kunst und das Schaffen andrer — es ist ein fremdes Leben, nicht mein eignes!“

„Freilich, ohne Selbstgefundenes, Selbstempfundenes kommt man nicht aus. Sind Sie denn so allein?“

„Ganz allein in einem großen Kreise. Das heißt: Onkel Paul hab' ich doch.“

„Na, sehen Sie!“

„Der ist aber wie das Spieglein an der Wand im Märchen.“

„So liebt er Sie?“

„O, meine Eltern lieben mich auch — und ich sie. Aber sie stehen alle drüben auf der andern Seite, wo all die vielen Leute stehen, die immer haben wollen und doch gar nicht wissen, was sie nehmen, wenn man sich ihnen gibt.“

„Sie haben viel gedacht.“

„Auch das füllt mich nicht aus.“

„Natürlich. Und Sie suchen nun Ihre Aufgabe?“

„Mehr noch — das Leben.“

„Da sind wir vielleicht auf gleichem Wege.“

„O, Sie wollen ein Problem theoretisch lösen!“

„Theoretisch? Nein. Leben und Bilden ist mir eins. Sie müßten halt meine Bilder kennen. Alles — von den ersten dumpfen, dunklen Anfängen an. Es liegt viel Tastendes, viel zaghafter Drang, Verhülltes zu berühren, Verworrenem nachzuspüren, darin. Es ist nicht das, was sie mit ‚Mystik‘ und ‚Symbolik‘ bezeichnen. Es ist die Begierde, mich hineinzufühlen in das tiefste Selbst des Weibes; ich denke, ich müßte da etwas von der ewigen Wahrheit unsers Wesens finden. Daran machen mich auch alle Enttäuschungen nicht irre, die ich erlebte. — Sie sind so still geworden — ich bin Ihnen gewiß recht unverständlich? Vor meiner Leinwand geht's schon besser, da zeig' ich eher, was ich will.“

„Ich möchte Ihre Bilder sehen,“ sagte Trude bewegt.

Hellmuts Augen glänzten vor Freude auf. Er war eifrig dabei, Trude um einen Atelierbesuch zu bitten, als Walpurg plötzlich aus dem Nebenzimmer einen zum Knäuel zusammengedrückten Gegenstand herüberwarf, der Trude in den Schoß fiel und sie jäh aufschreckte. Allgemeines Gelächter folgte diesem Attentate. Bestürzt sah Trude um sich. Wo war sie eigentlich? Was bedeuteten die fremden, frechen Gesichter, die sie nie meinte gesehen zu haben? War das Walpurgs Salon? War das die junge, liebenswürdige

Digitized by Google

Sängerin selber, die da in gewagter Stellung auf dem Diwan lehnte, die Zigarette im Munde und einen bösen, hämischen Blick in den Augen. Ihre Stimme selbst klang verändert, schrill und boshaft, als sie Hellmut zurief: „Nun haben Sie aber genug Süßholz geraspelt. Verdrehen Sie der Kleinen den Kopf nicht; die ist imstande, auf Sie reinzufallen."

Keiner der Anwesenden fand diesen Ton und diese Sprache anstößig. Hellmut Stern wußte das und fürchtete für Trude eine noch ärgere Szene, wenn er sich dagegen auflehnte. Er sah ihr tieferbleichtes Gesicht sich hilfesuchend zugewendet und sagte beschwichtigend: „Fräulein Walpurg hat wenig Sinn für Distanzen."

„O doch," schrie Walpurg erbost, „ich hätte gar nichts dagegen, wenn Sie die Distanz zwischen sich und meiner Freundin etwas besser innehielten!"

„Ich verstehe das gar nicht," sagte Trude ratlos und erhob sich verletzt.

„Gott, Kindchen! tu doch nicht so neugeboren. Wenn du heimlich von Hause fortläufst, um hierherzukommen, wirst du wohl wissen, daß wir nicht Schiller lesen miteinander!"

So brutal hatte Hellmut die Sängerin niemals gesehen. Der Zorn der Eifersucht gab ihr dies auch ihm völlig neue, abstoßende Gesicht. Eine Scham brannte in ihm, daß das reine Mädchen jetzt, in dieser ersten Stunde seelischen Anschlusses an ihn, erfahren sollte, in welcher Gemeinschaft er mit Walpurg gestanden hatte. — Unweigerlich „gestanden hatte", das war sein Entschluß. Trude wandte sich stumm zum Gehen.

Hellmut trat neben sie: „Darf ich Sie heimgeleiten?"

„Bitte, nein," sagte Trude weich.

Er fühlte es, sie mißtraute ihm keinen Augenblick. Mit einem dankbaren Blick trat er schweigend zurück. Aber ehe Trude die Ausgangstür erreichte, wurde diese von draußen geöffnet, und Blunk stand auf der Schwelle. Die Gesellschaft grüßte ihn mit „Hallo" als einen alten Bekannten; er aber starrte fassungslos Trude Bauman an. Dann ging ein hämisches Licht in seinen Augen auf; er verneigte sich ironisch tief vor Trude und sagte triumphierend: „Das ist ja ein [illegible] Zufall, daß wir uns hier treffen; ich wußte gar nicht, daß Sie auch in diesem reizend gemütlichen Kreise verkehren."

Trude wollte mit einem stolzen Blick an ihm vorüber; Blunk aber sagte rasch, nur ihr verständlich: „Ich muß Sie durchaus noch einmal sprechen; ich komme morgen." Dann öffnete er achtungsvoll die Tür und ließ das Mädchen an sich vorbei.

Drinnen wurde Blunk bestürmt: „Sie kennen das junge Mädchen? — Was ist denn mit ihr los? — Walpurg hat sie doch ein bißchen schlecht behandelt, sie ist halt eifersüchtig gewesen. Wo ist denn eigentlich Hellmut Stern?"

So schwirrte es durcheinander. Hellmut hatte eine peinliche Szene mit Walpurg, die ihm in den Vorraum nachgelaufen war, nicht vermeiden können. Im Tiefsten verfinstert und verstört suchte er sein Atelier auf. Arbeiten konnte er nicht, die Gedanken jagten ihn ruhelos hin und her. Daß er es so weit hatte kommen lassen, daß er eine Stunde länger dies junge, schöne Weib besessen hatte, als er an sie glaubte, das quälte ihn unsäglich. Mit dem allgemeinen Trost männlicher Jugend kam er nicht darüber hinweg. Er schien sich selbst entwertet, daß er sich in diese Sphäre hatte ziehen und festhalten lassen können. Und über alles das hinweg schauten ihn Trude Baumans klare Augen still und vertrauend an, und er schämte sich vor diesem reinen Blick.

Wie gejagt war Trude heimgeeilt, und die tapfer bekämpften Tränen wollten sich nicht mehr unterdrücken lassen, als sie in ihr Stübchen trat. Das waren nun die traurigen, häßlichen Dinge, die dieser erste, selbständige Schritt ins Leben sie sehen ließ, in die sie wider Willen nun verknüpft war. Was Blunk noch von ihr wollen konnte, begriff sie nicht, aber sie traute ihm nicht das Beste zu. An Hellmut Stern dachte sie wie an ein rasch gefundenes, rasch verlorenes Glück. Er ging seinen eignen, sichern Weg und würde sich nach ihr, die er so wenig kannte, kaum noch einmal umsehen. Und doch hatte diese eine Stunde ihr viel gegeben. Sie hatte seine Sympathie gefühlt und erwidert. — Aller Kummer und aller Abscheu vor den erlebten Szenen wurde schließlich überwogen in Trude durch ein ihr ganz neues, hoffend seliges Gefühl, das sie sich nicht näher zu erklären wagte.

Digitized by Google

Die Eltern kamen spät heim an diesem Tage, und Trudes Absicht, der Mutter am andern Morgen offen über die Vorfälle des gestrigen Tages zu sprechen, wurde durch Wirtschaftsangelegenheiten vereitelt. Trude verschob also ihr Bekenntnis auf eine spätere Stunde und saß in der stillen Nachmittagsstunde, da Eltern und Onkel ihr gewohntes Nachmittagsschläfchen machten, allein und verträumt auf ihrer Veranda und ließ ihre Gedanken wandern. Ein Schritt vom Garten her schreckte sie auf. Blunk stand vor ihr. Diesmal weder im Besuchsanzuge noch mit Rosen in der Hand, dafür ungleich sicherer in seinem Auftreten. Mit lächelnder Überlegenheit begann er: „Das hab' ich gut gemacht, nicht wahr? Wir brauchen für die nächste Stunde keine Störung zu fürchten."

Die Vertraulichkeit empörte Trude: „Ich wüßte nicht, was dabei zu fürchten wäre."

„So unbedingt vertrauen Sie mir? Das ist recht. Sie sollen sehen, ich verdiene es. Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

„Bitte," sagte Trude kurz, blieb aber selbst unschlüssig stehen.

Blunk lachte: „Dann darf ich freilich auch nicht Platz nehmen."

Widerstrebend folgte Trude dem Wink und fragte: „Sie wollten mich sprechen?"

„Ahnen Sie denn nicht, warum? Ich bin der Mann doch nicht, der wohlerwogene Pläne einer Laune wegen aufgibt. Ihr Herr Vater ist ganz meiner Meinung, und ich glaubte, jetzt, wo doch schließlich meine Freundschaft Ihnen nützlicher sein kann als meine Feindschaft, finden auch Sie eine andre Antwort für mich. Ich habe mich genau erkundigt, daß Sie in diesen etwas anrüchigen Kreis nur zufällig geraten sind, und sehe darin keinen Grund, meine wiederholte Werbung um Sie aufzugeben."

Man sah es dem Manne ordentlich an, daß er seine Handlungsweise ungemein ritterlich fand. Trude sah ihn fassungslos an: „Aber das ist doch gar nicht möglich!"

„Warum nicht?" lächelte Blunk. „Sie haben mich eben völlig verkannt. Der Zufall gibt mir Gelegenheit, Sie von meiner aufrichtigen Gesinnung für Sie zu überzeugen, und ich hoffe —"

„Um Gottes willen, Herr Blunk! Diese Aussprache war doch das erstemal peinlich genug!"

„Heißt das: Sie wollen nicht? Allen Ernstes auch jetzt nicht?"

„Allen Ernstes — niemals!"

„Ihr Herr Vater hatte Ihre Mitgift gewissermaßen vorher schon an mich ausgeliefert in Gestalt von Geschäftsvorteilen. Wissen Sie darum?"

„Ich hörte dergleichen."

„Und begreifen noch immer nicht, was meine wiederholte Werbung bedeutet? — Ich könnte den Beleidigten spielen, mich einfach mit dem Gewinne zurückziehen. Sie sehen, ich tue es nicht, obgleich Sie es mir schwer genug machen. Ich kann wohl sagen, daß nur die wahre Liebe mich so handeln läßt."

Trude mußte lächeln über diesen imaginären Edelmut und sagte ein wenig freundlicher: „Ich will glauben, daß Sie es in Ihrer Weise gut mit mir meinen; aber Sie müssen begreifen — ich kann doch darum nicht Plänen zustimmen, die nicht die meinen sind."

„Ist es vielleicht Ihr Plan, die Nachfolgerin Walpurgs bei dem Maler zu werden? — Ich muß gestehen, daß ich mich geradezu verpflichtet fühle, meine Kenntnis dieser Tatsache Ihrem Vater zu melden."

„Wie Sie wollen, jetzt aber — bitte!" sagte Trude, bebend vor Zorn. Mit einem Lächeln um den Mund entfernte sich Blunk auf demselben Wege, den er gekommen war, der Fabrik zu. Eine Weile saß Trude in finsterm Brüten; dann rief sie das Dienstmädchen, um ihr aufzutragen, daß sie ihr melde, wenn der Vater auf sei. Das Mädchen berichtete, der Herr sei eben fortgegangen: er ließe sagen, er habe einen eiligen Geschäftsgang. Trude atmete auf. So konnte Blunk ihr doch nicht zuvorkommen mit seinen Verleumdungen, und ihr blieb Zeit, sich zu sammeln.

Dazu aber sollte sie nun doch nicht kommen. Hellmut Stern ließ sich bei ihr melden. Trude ging dem Maler ein wenig verwirrt und doch freudig bewegt entgegen. „Daß Sie so bald — und gerade jetzt kommen, Herr Stern, ist mir eine große Beruhigung," sagte sie offen.

„Warum Beruhigung?"

„Blunk war eben hier."

„Ach so — ja, dann freilich! Es ist eine Infamie gegen Sie geplant, vor der ich Sie schützen mußte. Blunk hat im Rausche

Digitized by Google

ausgeplaudert, daß er Sie durch das ‚Geheimnis' zwingen wolle ..."

„Ja, das versuchte er eben — vergeblich."

„Gott sei Dank!"

Trude rührte der Ausdruck liebevoller Anteilnahme, und sie sagte lächelnd: „Dachten Sie denn, ich lasse mich zu irgend etwas zwingen?"

„Das nicht gerade. Ich fürchte nur, Sie könnten böse Stunden davon haben."

„Das wird nicht ausbleiben. Aber ich danke Ihnen für Ihre gute Kameradschaft."

„Wenn Sie es doch ernsthaft damit meinten!" sagte er bittend.

„Das tue ich," sagte Trude fest, „trotz all der bösen Dinge, die ich erlebte; ich werde Sie doch nicht mit den andern verwechseln! Ich glaube sicher, daß alles Lügen sind und Sie mit diesen Menschen sowenig gemein haben wie ich selber."

„Im Grunde haben Sie ja recht. Aber nach außen hin — so im Vorüberstreifen."

Trude sah ihn mit tief erschrockenen Augen an. Er fuhr beklommen fort: „Sehen Sie, in diesen Kreisen schließen und lösen sich rasch Verhältnisse unter den Menschen, die nicht eben die edelsten sein müssen. Ich kann zu meiner Entschuldigung nur sagen, ich habe in gutem Glauben gehandelt."

Trude schwieg noch immer, aber ihre Augen wichen den seinen aus. Es wurde dem Maler immer schwerer, in diese Stille hineinzureden: „Können Sie mir darum Ihr Vertrauen nicht mehr schenken?" fragte er leise.

Mit einer ganz fremden Stimme zwang sich das Mädchen zu antworten: „Ich weiß wirklich nicht — es liegt ja auch so wenig daran —, ich kann mich da nicht ganz zurechtfinden. Ist Walpurg Ihre Braut?"

Hellmut Stern errötete über diese echt mädchenhafte Frage. Er sagte zögernd: „Den Namen gab ich ihr nie."

„Aber — seine Rechte?"

Hellmut neigte zustimmend den Kopf. Da erhob sich Trude in kühler Abwehr und sagte ruhig beherrscht: „So tragen Sie Mitschuld an dem Mißverständnis, das mich verletzte."

„Ja, und bitte, daß Sie mir verzeihen."

„Ich will es zu vergessen suchen."

„Und wann darf ich Ihnen meine Bilder zeigen?"

„Ihre Bilder?" sagte Trude wie aus einem schweren Traum heraus. Dann fuhr es wie eine Flamme der Empörung über ihre Stirn, und sie sagte bebend: „Warum mißhandeln Sie mich? Was tat ich, das Sie berechtigt, mich mit einer Walpurg Stahl auf eine Stufe zu stellen?"

So stolz und drohend schaute sie ihm ins Auge, daß der Mann in ihm in Lust erbebte. Ruhig hielt er ihre Blicke fest und sagte fast streng: „Sie wollten das Leben fühlen, und wo immer es in seinem vollen und reifen Drange Sie berührt, stoßen Sie es entsetzt von sich. Sie verurteilen Dinge, die Sie gar nicht tiefer zu verstehen suchen, fordern vom Manne, was keiner geben kann! Ist nicht die Wahrheit, die ich Ihnen gab, Beweis genug, wie hoch ich Sie schätze? Aus tiefem Erdreich saugen wir alle unsre Kraft, die wir nicht Treibhausgewächse sind. Wie wir's verarbeiten, was durch die Wurzelkraft dunkler Triebe unserm Wesen zugeführt wird, darauf allein kommt es an, das macht den Menschen!"

„Mir wird das Häßliche durch Gründe nicht erträglicher," sagte Trude trotzig.

„Weil Sie nicht gelernt haben, aufs Ganze zu sehen. Wer keinen Blick hat für die ganze Persönlichkeit, der mag Splitterrichter sein. Ich nenne das nicht ‚männlich', wenn einer ängstlich jede Pfütze meidet! Mitten durch den Schmutz — wenn es nicht anders sein kann — sein Höchstes tragen in erhobenen Händen und sich's nicht herunterreißen lassen, wenn rohe Fäuste danach greifen: das ist's, damit kommt man heim!"

„Vielleicht zu sich selber. Zu uns, zu unsrer Seele nicht. Das weiß ich!"

„Sie wissen das?" fragte Hellmut in fast atemloser Erwartung.

Trude sah und fühlte es: er wollte ihr tiefstes Bekenntnis haben. Und großherzig gab sie der Forderung nach. Wie zu sich selber redend, leise und langsam sagte sie: „Ich glaube, in jeder Frauenseele schläft eine Melodie, die nur ihr allein gehört, und das ganze Leben der Frauen ist oft nur ein Warten auf den Meister, der sie weckt. Wenn sie ihr rein erklingt, dann ist's wie Flügel, die ihr ganzes Wesen aufwärts tragen. Es ist das große Wunder, das jede von uns einmal ersehnte. Ich lausche danach seit meinen Kinderjahren schon — ich bin so töricht wundergläubig — und darum, wie Sie vom Rätsel des Weibes redeten und ich an alle die Gedanken dachte, die ich darüber hatte, und

Digitized by Google

wie seltsam das ist, daß Sie suchen, was ich suche — das brachte mich Ihnen so ungewohnt rasch nahe. Gegen Ihren Erkenntnisweg aber sträubt sich alles in mir. Ich kann da nicht mit, mag es Ihnen auch klein erscheinen — mir graut vor dem Entweihten."

„Fräulein Bauman!" rief Hellmut begeistert, „das eben ist ja Ihre Melodie. Die Sehnsucht nach der Reinheit. Und wenn Sie mich auch verwerfen zu können meinen, ich habe sie Ihnen doch zum Klingen geweckt. Und Sie? — Was haben Sie mir gegeben! — Geben Sie acht! Einmal, wenn Sie in meinen Werken sich verstanden sehen werden, tönt sie uns doch gemeinsam."

Trude schüttelte traurig den Kopf: „Jetzt nicht mehr. Ich muß auch an den Menschen glauben können."

Hellmut hatte seine Erregung niedergekämpft. Ernst sah er dem tieferschütterten Mädchen in die Augen und sagte: „Das sollen Sie noch. Von dieser Stunde an gehör' ich Ihnen."

Von den eignen Wünschen verlockt, von den Tatsachen verwirrt und beschämt, kämpfte Trude einen verzweifelten Kampf gegen sich selber. Sie wollte und konnte sich nicht zum Spielball einer Laune machen lassen, und ihr sonst so sicherer Blick für Echtes und Unechtes wurde durch den Widerstreit ihrer Gefühle getrübt. Mit einer hastig abwehrenden Gebärde lief sie aus dem Zimmer und rannte wie gejagt in den Garten hinunter.

Hellmut stand ratlos. Noch wußte er nicht, ob er gehen oder Trudes Rückkehr erwarten sollte, als Onkel Paul ins Zimmer trat. Ohne alles Erstaunen begrüßte er den Fremden und sagte gemütlich: „Meine Nichte, die Trude, schickt mich zum Ersatze, weil's halt für sie wohl ein bißchen viel war. Wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann?"

„Ach ja, das können Sie! Bringen Sie Ihre Fräulein Nichte einmal zu mir in mein Atelier; ich habe die feste Zuversicht, ihr Mißtrauen gegen mich wird sich verlieren, wenn sie den Ernst meiner Arbeit sieht."

„Sie waren auch auf dem Künstlerfeste da neulich?"

„Ja."

„Und es ist 'n bißchen bunt zugegangen?"

„Schlimmer als je."

„Dann begreif' ich, das ist 'ne recht fatale Sache! Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen: wär's nicht besser, Sie ließen das Kind da ganz aus dem Spiele? — Die paar Tränen verwinden sich noch —"

„Aber sie ist kein Kind! Eben weil ich nicht zugeben darf, daß ihr erwachtes Menschentum wieder — vielleicht jetzt auf immer — hinter Riegel gelegt wird, muß ich Sie bitten: helfen Sie mir und ihr, daß sie mit freiem Auge urteilen lernt."

„Das ließe sich versprechen. Wie hier im Hause die ganze Sache noch ablaufen wird, weiß man nicht! Ich fürchte — nach allen Anzeichen —, diesmal gibt's Sturm! Und das ist bei meinem Bruder keine Kleinigkeit, kann ich Ihnen sagen."

„Aber — Sie sind da."

„Wird wenig nützen. Na — in jedem Falle, werden Sie man nicht ungeduldig. Ich hab' 'n gutes Gedächtnis, und wenn es sein kann — Sie haben's grad' so mit Ihrem guten Gesichte wie die Trude. Man sollte sich davon wirklich nicht so beschwatzen lassen."

Der Alte lächelte verlegen vor sich hin. Hellmut stand auf, mit warmem Dankesblick und Wort schied er von Trudes freundlichem Beschützer. Fast schien es, als sollte dieser ereignisreiche Tag für Trude nun doch ohne den letzten, gefürchteten Streitakt mit den Eltern vorbeigehen. Der Vater war bis zum Abendessen nicht heimgekehrt, und Trude hatte nicht nötig, das Kopfweh, das ihr die Stirn zu sprengen drohte, nun vorzuschützen, um sich zur vorzeitigen Ruhe zurückzuziehen. Gerade, als sie sich vom Abendtisch erheben wollte, trat der Vater herein. Anders als sonst, polternd, fast roh trat er auf. Die Mutter gab Trude einen verstohlenen Wink, sich rasch zu entfernen. Bauman aber hielt seine Tochter brutal am Arme zurück. „Hiergeblieben! Antwort gegeben!" herrschte er sie an. „Bescheid weiß ich freilich, besser als mir lieb ist; fiel mir nicht ein, dem Blunk aufs Wort zu glauben, der jetzt mit deiner ganzen schönen Mitgift schwimmt. Es ist zum Rasendwerden, wenn man nur dran denkt. — Also ich ging an die Quelle — ich war bei dieser saubern Person, der Walpurg Stahl, und hab' mir da klaren Wein einschenken lassen. Und nun rede — wenn du nicht willst, daß ich dich hier mit meinen Händen umbringe!"

Digitized by Google

„Vater, es ist nur der Schein, der gegen mich spricht," flehte das Mädchen.

„Du warst dort, zweimal heimlich — inmitten ihrer lustigen Gesellschaft, hast dir selber einen ausgesucht da, den du der andern erst wegschnappen mußtest. Was ist da nur vom Schein die Rede!"

Die Stimme des Vaters drohte vor Zorn zu ersticken; man sah es dem Manne an, daß er seinen Jähzorn kaum noch zu zähmen vermochte. Frau Bauman saß bleich und zitternd und wagte kein Wort zu reden. Trude sagte hilflos in dem Gefühle, daß man ihr doch nicht glauben würde: „Es ist ja ganz anders —"

Ehe der Alte in neuer Empörung loswettern konnte, fiel Onkel Paul ein: „Jawohl, das ist es. Das weiß ich am besten. Wie kannst du dir denn bloß von dem Halunken, der dich bestehlen wollte, solchen Wind vormachen lassen."

Bauman stutzte einen Augenblick: „Du weißt es? — Du warst mit dort?"

„Det ja nu nich," gestand der Alte kleinlaut ein; da brauste der kurz gehemmte Sturm mit verdoppelter Macht: „Dein bekanntes Manöver, abzulenken. Das soll dir jetzt verflucht wenig nützen. Aus dem Hause schmeiß' ich die Dirne, wenn sie mir nicht beweisen kann, daß alles erlogen ist. Kannst du das? — Rede!" schrie er das Mädchen an.

„Nein," sagte Trude nun völlig kalt.

Im selben Augenblick hatte der Vater sie gefaßt und mit brutaler Gewalt gegen die Tür geschleudert. Keuchend, wie ein wildes Tier rannte er auf und ab, es wagte keiner, Trude zu Hilfe zu eilen. Mühsam richtete sich das Mädchen auf; sie sprach nicht ein einziges Wort, aber sie sah den Vater mit einem Blicke an, daß dem alten Manne der Wein- und Zornrausch langsam verflog. Er sagte nichts mehr, als Trude schweigend das Zimmer verließ. — Lange blieben die Menschen stumm in dem ängstlich stillen Raume, in dem die Wanduhr plötzlich eine Stimme bekam: So ein Unsinn, die Trude zu verdächtigen — so ein Unsinn! sang sie immerfort.

Als antworte er darauf, sagte Bauman plötzlich: „Von ihrem Trotz und Eigensinn kommt das alles! Konnte sie nicht ruhig sagen, wie sich's gehörte: ‚Vater, so und so war die Sache.' Aber das ist schon zuviel verlangt von dem einzigen Kinde!"

„Du hast sie ja gar nicht zu Worte kommen lassen," klagte die Mutter. Und dann, sich an den Onkel wendend, fragte sie: „Übrigens, was weißt du denn von der ganzen Geschichte? Du steckst ja doch immer hinter ihren Geheimniskrämereien."

Der Alte seufzte: „Wüßt' ich selber Bescheid, hätt' ich doch diese — diese ganze Infamie verhindert. Es ist ja ganz klar, daß sie der Trude aus einer harmlosen Sache 'n Strick gedreht haben. 'n Mädel wie die Trude tut nichts Schlechtes, das sollten ihre Eltern vor allen Dingen wissen."

Nun wurde die Sache gehörig hin und her beredet, und in seinem Eifer, der Trude zu helfen und die Eltern dahin zu bringen, daß sie sich selber Vorwürfe machten und der Tochter den nicht wegzuleugnenden Fehler leichter vergeben möchten, zog der Alte, sehr gegen seine sonstige Gewohnheit, die Debatte in die Länge. — Plötzlich packte ihn ein Schrecken. — Da saß nun das Mädel vielleicht im Finstern und weinte sich die Augen aus! Er mußte versuchen, ihr noch ein gutes Wort zu sagen, und ging ihr nach. Die Mutter erriet seine Absicht und war recht zufrieden damit. Sie hätte ja, nach guter, alter Art, das beileibe nicht tun dürfen, aber wenn der Onkel nach ihr sah, das erleichterte sie doch. Noch saß sie in solchen Gedanken, als die Tür aufgestoßen wurde und Onkel Paul, greisenhaft aussehend, hereinschlich: „Sie ist fort!" sagte er, fast flüsternd vor Schrecken.

„Nein," schrie die Mutter auf, „nein, das ist nicht möglich, jetzt in der Nacht!"

Sie suchten das Mädchen in ihrem Zimmer, im Garten, auf der Veranda, der Vater holte die Schlüssel und ging suchend nach der Fabrik hinüber — von Trude nirgend eine Spur. — Endlich fand die Mutter einen Zettel: Seid um mich ohne Sorge, ich tue nichts Unrechtes, wenn ihr mich nicht durch Verfolgung dazu treibt. Ich bitte, laßt mir die Möglichkeit, freiwillig zu euch zurückzukehren. Trude.

„Gott sei Dank!" seufzte Onkel Paul auf, „sie ist doch ein tapferes Mädel, die Trude, die geht uns nicht verloren." —

Für Trudes Eltern war es indessen nicht leicht, der Tochter Wunsch, ihr nicht nachzuspüren, zu erfüllen. Der Vater bereute seinen Jähzorn, und die Eltern quälte ebenso der Gedanke an das leibliche Ergehen ihres

Digitized by Google

einzigen Kindes wie die forschende Neugier, die nach ihrem Verbleib in ihren Kreisen rege wurde. Man half sich anfangs mit der Ausrede, Trude habe eine Verwandtenreise unternommen. Als aber Woche um Woche und Monat um Monat verging, ohne Nachricht von dem Mädchen zu bringen, verwandelte sich der Trotz und Zorn der Eltern in quälende Angst, die kein Mittel verschmähte, des Kindes wieder habhaft zu werden. Fritz Bauman ließ heimlich Nachforschungen nach dem Mädchen anstellen, die freilich lange ergebnislos blieben. Dazu kamen geschäftliche Sorgen. Blunk entblödete sich nicht, auf seinem Scheine zu bestehen und die Fabrik des alten Bauman zu den ihm unter ganz andern Verhältnissen gemachten Bedingungen an sich zu bringen. Die Konventionalstrafe, die Bauman in dem festen Glauben daran, daß sie nie in Kraft treten würde, sehr hoch angesetzt hatte, mußte gezahlt oder Baumans Lebenswerk weit unter seinem Werte weggegeben werden. Bauman arbeitete mit zwei gewiegten Rechtsanwälten, die ihm indessen die Aussichtslosigkeit einer gerichtlichen Entscheidung für ihn nicht verhehlten. Das ließ den Zorn des Vaters über den unbegreiflichen Eigensinn der Tochter immer wieder aufflackern.

Indessen hatte Trude versucht, sich auf bescheidenster Grundlage eine eigne Existenz zu erringen. Ihr Sparkassenbuch, das sie mit sich genommen hatte, und das ihr eine bescheidene Summe als Fundament bot, war bis auf den letzten Groschen abgehoben, und noch immer sah das Mädchen keine Möglichkeit, sich durch ihre Arbeit selbst zu erhalten. Noch blieben ihr durch ein paar wertvolle Schmuckstücke ein paar Hilfsmittel, aber der ungenügende Vorrat an Wäsche und Garderobe, den sie in höchster Eile mitgenommen hatte, brachte sie bereits in peinliche Verlegenheiten. — Sie hatte es mit allem nur Ergreifbaren versucht, hatte die Annoncen studiert und Hunderte von Wegen gemacht, wo immer arbeitenden Frauen ein Verdienst angeboten wurde, aber die schandvolle Bezahlung der Heimarbeiten, die junge, lebenskräftige Menschen zu Sklaven erniedrigt und sie um ein ganz unzulängliches Stück Brot von früh bis spät fronen läßt, gewährte Trude nicht einen Schimmer von Hoffnung. Ängstlich verkrochen in ein trübes Hinterhausstübchen, saß Trude, bleich und schmal geworden, und fertigte für ein großes Geschäft „Puppenanzüge", die zierlich und adrett hergerichtet sein mußten und bei angestrengter Arbeit ein paar Groschen Tagesgewinn einbrachten. Es waren Trude hier und da Möglichkeiten eröffnet worden, als Verkäuferin in ein Geschäft einzutreten, aber sie scheute dies Heraustreten aus ihrem Versteck ebensosehr ihrer selbst wegen als aus Furcht, entdeckt zu werden von den Ihrigen, ehe sie mit freier Stirn zu ihnen treten und ihnen sagen konnte: „Das ist mein Leben, das ich mir selber errungen habe." — Aus sicherer Ferne sieht der Kampf ums Dasein doch ganz anders aus, als wenn man mitten hineingesetzt ist in das große Gewühl der Hungernden und dahin die feineren Instinkte Bessergewöhnter mitbringt, die den Vorwärtsstrebenden hemmen wie das Geweih den Hirsch im engen Forst.

So allein und verlassen Trude war, fühlte sie sich doch nicht mutlos, nicht einmal freudelos. Über ihrem bescheidenen Heim lag ein Schimmer von Heiterkeit. Waren es die kleinen seidenen Kissen, die das schmale Ledersofa aufhellten, die paar Bilder und Photographien oder das Efeugeranke, das sich um ihr Fenster schmiegte, die weiße Spitzendecke, die ihr Bett verhüllte, und die zu sagen schien: es ist doch ein Prinzeßchen, das sich hier nur ein Veilchen versteckt hat. Oder war es eben die Atmosphäre der Persönlichkeit, die sich ohne genau bestimmbare Dinge kundtut, oft nur darin, wie ein Stuhl gestellt, ein Spiegel gehängt, eine Blumenvase gefüllt und geordnet ist? In jedem Falle war es heimlich in Trudes Nähe, und wenn sie des Abends das Tapetentürchen öffnete, das auf eine Art „Dachbalkon" hinausführte, der den Blick frei ließ über die Halenseer Brücke in das große Menschengetriebe hinein und darüber hinaus auf den Strom und die Waldkronen des nahen Grunewaldes, dann sog das Mädchen einen Atem der Freiheit und Selbstherrlichkeit in sich ein, der sie ihr kleines, eignes Reich um keinen Palast der Welt hätte vertauschen lassen mögen, wenn dieser ihr nicht allein gehörte.

So saß Trude eines Tages in emsiger Arbeit, als die Tür sich öffnete und Onkel Paul eintrat. Ohne Klopfen, als verstünde sich das ganz von selbst. Das Mädchen sah ihm stumm vor Überraschung entgegen. Freude und Furcht jagten einander.

„Na, Trudiken, da bist du ja nun endlich; hat das aber Mühe gekostet; ich dächte, guten Tag könntest du mir immer mal sagen."

„Onkel Paul — ach, Onkel Paul!" rief das Mädchen verwirrt.

„Na ja — und ganz alleine, daß du nur erst mal ruhig wirst. Es weiß ja doch niemand, daß ich dich gefunden habe."

Trude atmete auf: „Es wäre auch schrecklich — jetzt, wo ich noch gar nichts erreicht habe."

Der Alte sah sich kritisch ringsum: „Meinst du, das wäre bei dieser Art Geschäft möglich?"

„Nein, so nicht, das weiß ich wohl. Es sind doch die ersten Stehversuche, da kann man noch nichts verlangen. Ich will schon laufen lernen, wie andre Leute auch, die nichts haben als gesunden Geist und Glieder."

„Du, damit wird's aber bei der Ernährung auch bald hapern. Was sind das für Sachen! — Hier hat dir doch das Leben ärger mitgespielt, als das bißchen Unvernunft von Vater es tun konnte!"

Trude richtete sich hoch auf: „Aber es hat mir doch eins gegeben, was ich niemals kannte: das Gefühl der Freiheit. Ohne das möcht' ich nicht mehr leben."

„Ja, siehst du, das hat dein Freund, der Maler, auch immer geredet, und nun pfeift er dir auf die ganze Freiheit, wenn er nur ein Zipfelchen von der zu sehen kriegte, um die ihm halt die ganze Welt nicht zu schade wäre."

Trude war tief erblaßt: „Was soll das, Onkel?" preßte sie hervor.

„Ja, Kinding, seiner konnt' ich's halt nicht fädeln. Er will dich sprechen, und ich hab's ihm soweit auch zugesagt. Der Mensch geht ja rein zugrunde. Läßt Staatsauftrag Staatsauftrag sein und sucht nach dir in ganz Berlin wie nach 'ner Stecknadel, die in die Spree gefallen ist. Das geht doch nu einmal nicht."

„Wie weißt du das alles?" fragte Trude schwer.

„Na, Kunststück! Wenn man so Tag für Tag miteinander Berlin abklappert, vom Juni bis in den Oktober hinein — ich danke!"

„Das tatet ihr?!"

„Wie blieb denn weiter übrig? — Die Leute und so denkst du dir ja bei Todesstrafe verboten, und mit so 'nem Mädel, wie du bist, ist darin nicht zu spaßen. Also —"

Trude sprang zitternd auf: „Und nun — will er hierherkommen — hierher — in diese Armseligkeit —"

„I woher denn, Kind, ich führ' dich zu ihm, das ist viel gescheiter. Übrigens, wie der ist, der kriegte vielleicht noch mehr Respekt vor dir, als er so schon hat, wenn er dich hier hausen sähe."

Trude hatte sich beruhigt und saß schweigend in tiefem Nachdenken, aus dem sie plötzlich klagend sagte: „Es geht doch nicht — auch jetzt nicht; laßt mich und quält mich nicht."

Der Alte stand langsam auf: „Natürlich, du gehst mir vor, das ist ja doch klar. Der Hellmut mag sich in Gottes Namen einen andern Ort aussuchen, wo er malen kann; es muß ja nicht gerade Berlin sein. Sie sind jetzt ohnehin alle höllisch hinter ihm her. Ich weiß nicht, was da dran ist, aber die Kritiken, die sie ihm diesmal zusammengeschmiert haben: der Tümmling und die andern! 's ist schon arg, daß sich einer das gefallen lassen muß und nicht aufmucken kann. Drüben in Amerika, hab' ich mir sagen lassen, ginge man mit dem Revolver auf die Redaktion, die solche Schmähungen drucken läßt. — Hier hat man halt noch mehr Angst davor, sich lächerlich zu machen, und hält den Mund und läßt seine Sachen reden. Bloß daß es manchmal lange dauert, bis sich auch Ohren finden, die das hören können."

„Will er denn fort?" fragte Trude beklommen.

„Wegen der Dachshunde natürlich nicht. Sonst wär's schon besser. Er muß doch wieder zu arbeiten anfangen, wenn sie ihn nicht ganz und gar zerreißen sollen. Es heißt ja so, der Staatsauftrag, den er den Auftraggebern sozusagen vor die Füße geworfen hat, weil sie ihm künstlerische Beschränkungen auferlegten, wie er sagt, den habe man von oben her zurückgezogen. Und er lacht bloß zu dem Getratsch. Aber kein gutes Lachen! Wär' auch schwer möglich, du kannst das ja selbst mal lesen."

Umständlich kramte der Alte Zeitungen aus seiner Tasche, die er Trude neben all ihren Puppentram auf den Tisch legte. Dann machte er sich zum Fortgang bereit, mit der Versicherung, gegen jedermann zu schweigen

Digitized by Google

über Trudes Aufenthalt, den ein Zufall ihn heute allein finden ließ. Aber wiederkommen wolle er. —

Als Trude allein war, las sie aufmerksam alle die boshaften Kritiken, die Hellmut Sterns letztes großes Bild in der Kunstausstellung hervorgerufen hatte. Und indem sie las, stand die Persönlichkeit des Mannes, den sie schmähten, deutlich vor ihrer Seele, und obgleich sie noch nie das kleinste Bild von ihm gesehen hatte, wußte sie es doch ganz unbeirrbar, wie hoch er stand in seinem Wollen und Können über diesen Angreifern und Feinden. Ganz plötzlich war der volle Glaube an ihn wieder auferstanden in ihr. Morgen war Schluß der Ausstellung, und noch gab der Tag heute ein paar helle Stunden, daß sie eilen und sein Bild selber sehen konnte. Es schien ihr ganz unbegreiflich, daß sie das nicht längst getan hatte.

Vor seinem Bilde erst wurde sie ruhiger. Sie sah und schaute es mit verstehender Seele; das der Menge Unverständliche wurde ihr völlig klar, ihr, die ja doch um sein Sehnen und Suchen wußte. Die dunkel verworrenen Wurzeln eines Weltenbaumes, der aus schlammiger Tiefe heraufwächst in helles, wolkenloses Licht, empfand sie als das Bild der Mannesseele, die mit tausend Ästen alle Helligkeiten einzusaugen strebt, die aus unbekannten Himmeln über ihm schweben. Diese Himmel eben, die einen Baum überschweben und in sich selber sich immer zu erneuen schienen, in endlose Tiefen hinein, waren es, die die Menge als gemalte Unmöglichkeiten abwies. Und die dem Schauenden so völlig klar und offen lagen. Nicht Allegorien, unendliches Empfinden für die geheimnisvolle Welt der Weibesseele war es, die all das Unbegreifliche erklärte.

Mit nassen Augen schied Trude von dem Werke und ging geradeswegs nach der Lehrter Straße, wo sie das Atelier Hellmut Sterns wußte. Der frühe Herbstabend dämmerte bereits, als sie vor seiner Tür stand. Ihr Herz pochte laut. Wenn er nun nicht daheim war, wenn diese Stunde, die ihrem Herzen allmächtig gebot, ungenützt vorüberging?

Zaghaft zog sie die Glocke. Die Wirtin, in der Meinung, es sei ein Modell des Malers, sagte kurz: „Tort, die zweite Tür links."

Trude tastete nach dem Drücker, öffnete leise die Tür und schritt langsam, wie von einer fremden Macht getrieben, auf Hellmut zu, der am Fenster saß, den Blick den lichten Abendwolken draußen zugewendet. Er hört den leisen leichten Schritt und wendet den Kopf zu der hellen Gestalt, die wie eine Erscheinung aus dem Dunkel des Raumes auftaucht und mit gefalteten Händen vor ihm steht. Jetzt erst begreift er es, daß es keine Halluzination seiner Sinne ist, wie die überreizten Nerven sie ihm manches Mal in letzter Zeit vorgespiegelt hatten.

„Vergib," flüstert das Mädchen.

Er beugt sich zu ihr, zieht sie an sich, und seine Lippen stammeln: „Du — du! Komm — nicht so, um Gottes willen!"

Trude ringt nach Worten: „Ich bin ja nur eine von den vielen, die so zu dir kommen werden und bitten: Vergib uns, daß wir dich nicht erkannten!"

Hellmut schaut ihr leuchtend in die Augen: „Du kommst von meinem Bilde?"

„Ja, du Großer, Guter!"

„Ach, du — das ist zuviel. Das will ich ja erst werden."

„Nein, du bist's. Und weil du mit deinem Denken und Fühlen so fern bist dem Alltäglichen, darum ist's schwer, dir zu folgen. Ob ich zu dir gefunden hätte ohne deine Hilfe, ohne die Zeit des Ganzalleinseins, das weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es, Kind. Was zwischen dir und mir Wurzel geschlagen hatte, das war auch nichts Alltägliches, das mußte aufblühen zu höchstem, ewigem Verstehen: Siehst du, die Menschen reden von Liebe, wenn sie sich gegenseitig ansehen, wie Schalen des Genusses, die man gierig leer trinkt. Da kann freilich der eine dem andern nicht lange genügen, und die große unsinnige Jagd beginnt, die in vielen das eine sucht, wonach wir in tiefster Seele lechzen, das ganze unerschöpfliche Verstandensein. Das gibt kein Suchen und kein Verstand der Welt, das ist das große Wunder, das ganz plötzlich zu uns kommt und nie mehr geht, das ist die Liebe, so wie wir sie fühlen."

Trude hob den Kopf ein wenig von des Geliebten Brust und schaute ihn mit seligen Augen an. Da neigte sich Hellmut und küßte ihre Lippen wie ein Heiligtum.

Wilhelm von Diez: Rast an der Quelle.

Wilhelm von Diez und seine Schule

Von Alexander Heilmeyer

Als der Naturalismus in der bildenden Kunst anfangs der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von Frankreich her in Deutschland eindrang und die Gewalt dieser geistigen Bewegung wie eine Sturmflut anwuchs, da wurde manches wohlgepflegte Stück Ackerland überschwemmt und die keimende Saat vernichtet — verloren die Arbeit von Generationen. An der Spitze dieser Bewegung stand eine Schar radikaler Elemente, welche allem Hergebrachten den Krieg erklärten und alles, was noch einigermaßen mit der Tradition zusammenhing, verachteten und geringschätzten. Die Kunst sollte von Grund aus reformiert werden. Die naturwissenschaftliche Methode, deren sich Zola bei der Ausführung seiner Romane bediente, sollte auch auf die bildende Kunst Anwendung finden. An Stelle bewährter Prinzipien trat alsbald das Experiment.

Der Impressionismus, der die farbigen Erscheinungen in einzelne Atome auflöste und zerlegte, mußte in seiner extremen Richtung als schroffer Gegensatz zu einer Lehre empfunden werden, welche die malerischen Tonwerte wohl als farbige Relationen auffaßte, sich aber doch dabei der Zeichnung, der Form und der Komposition bediente. Er mußte insbesondere in scharfen Gegensatz zu einer Schule treten, deren künstlerische Prinzipien sich auf der Basis der Tradition altholländischer und niederländischer Malerei aufbauten. Es war daher ganz natürlich, daß mit zunehmendem Einfluß dieser modernen Anschauungs- und Ausdrucksweise die Arbeit der vorigen Generation immer mehr in den Schatten gerückt und ihr Verdienst geschmälert wurde. Man tat so, als wäre alles, was vordem existierte, überhaupt keine Malerei gewesen, als wäre das Malen erst mit der neuen Lehre erfunden worden. Man vergaß, daß man die Kunst, wie Böcklin sagte, bald rechts, bald links reiten könne, daß Hell- und Dunkelmalerei nur verschiedene Seiten ein und derselben Sache sind. Nachdem das Experiment des Impressionis-

Digitized by Google

mus, die maleriſche Darſtellung nach der Lichtſeite hin zu ſteigern, keine weiteren Möglichkeiten mehr darbot, im Gegenteil, der Maler ſich auch darin an die Ausdrucksmittel ſeiner Palette gebunden fühlte, konnte man einer Malerei die Berechtigung nicht abſprechen, die ſich von Anfang an ihres Zieles klar bewußt war und ſich klug auf das Mögliche zu beſchränken wußte. Heute ſieht man ſogar in dieſer Beſchränkung ſchon „künſtleriſche Weisheit" und verehrt Leibl als ganz großen Meiſter. Es zeigt ſich, daß gerade zu der Zeit, als die naturaliſtiſche Sturmflut in Deutſchland einbrach und die Veriſten, Impreſſioniſten als „Nur-Maler" auftraten, bereits eine hochentwickelte maleriſche Kultur vorhanden war, deren friſche duftige Blüten aber durch den Meltau des Pleinairismus vernichtet wurden. Der Sturm jener unwiderſtehlich vordringenden geiſtigen Bewegung hatte viele Talente entwurzelt, verwirrt und zerſplittert — was nicht mitging, blieb achtlos beiſeite liegen. Manche, und nicht gerade die Unbegabteſten, wandten der Kunſt für immer den Rücken und griffen zu einem bürgerlichen Berufe. Wie ſchwere Kämpfe mag das oft abgeſetzt haben!

Auch die Diezſchule hat ihre Geſchichte. Ihr Haupt **Wilhelm von Diez** iſt aus der Schule Pilotys hervorgegangen. Man wird weder die Malerei noch das „hiſtoriſche Genre" der Diezſchule verſtehen können, wenn man nicht auch ein weniges über Pilotn und ſeine Schule weiß. Dieſer Meiſter, der im Gegenſatz zu Kaulbach die Geſchichte in realiſtiſcher Färbung darſtellte, dem es weniger um den „Geiſt" in der Geſchichte als um ein maleriſches hiſtoriſches Milieu zu tun war, hat doch das entſchiedene Verdienſt, die Malerei gefördert und gepflegt zu haben. Freilich, ſeine auf ſtarke maleriſche Kontraſtwirkung eingeſtellte Anſchauung, ſeine Vorliebe für bunte Farbigkeit, ſeine effektvolle realiſtiſche Manier, mit der er oft verblüffende Wirkungen erzielte, übten auf die Nachahmer einen oft unheilvollen Einfluß. Sie gerieten mit ihrem Realismus einer photographiſchen Naturanſchauung und abſichtlicher Steigerung maleriſcher Kontraſtwirkungen in eine Sackgaſſe, und der Überdruß an dieſer Art Malerei wie an hiſtoriſchen Ausſtattungsſtücken mit „ewigen Reiterſtiefeln", Unglücksfällen u. dgl. wurde allgemein.

Wilhelm von Diez: Porträt des Herrn Geiger.

Meyer-Graz: Alte Frau.

Daß ſich Diez ſo lange in dieſem Fahrwaſſer gehalten hat, beweiſt nur, daß er ſtärkere innere Werte beſaß. In der Tat iſt er als Hiſtorienmaler auch ſeine eignen Wege gegangen, die ihn zunächſt fernab der Pilotyſchen Richtung zum intenſiven Studium der alten Meiſter führten. Bei Wouwerman und Dürer fand er die ſeinem Talent entſprechende Nahrung. Auch bei der Kompoſition ſeiner Bilder

Digitized by Google

Alois Erdelt: Der Raucher.

befolgte er ein ganz andres Rezept. Viele Bilder aus der Pilotyschule erwecken den Eindruck, als wären sie von dem Regisseur des Meininger Hoftheaters zusammengestellt und begutachtet worden. Tatsächlich hat ja Piloty die Komposition vieler solcher Bilder in diesem Sinne stark beeinflußt. Diez, der vor allem keine Haupt- und Staatsaktionen malen wollte, ging dem Theatralischen bewußt und geflissentlich aus dem Wege. Er wollte keine Geschichte, sondern Geschichtchen, Episoden, Abenteuer mit dramatischem oder lyrischem Einschlag darstellen. Es mangelte ihm durchaus nicht an historischen Kenntnissen. Als Illustrator der deutschen Geschichte kann er mit Menzel verglichen werden. Johannes Scherr, dessen „Deutsche Kulturgeschichte" er illustrierte, schrieb ihm einmal, durch seine Bilder bekäme das Ganze erst Anschaulichkeit und Leben. Sein fleißiges Studium des Gegenständlichen, das er in Sammlungen und Museen aufsuchte, wie sein offenes Auge ließen ihn immer das Natürliche wahrnehmen, auch wenn er Siegreifritter, Marodeure, Wallensteiner Reiter oder eine vornehme Reisegesellschaft aus dem achtzehnten Jahrhundert malte.

Das Geheimnis seines Erfolges liegt darin, daß bei ihm wie bei Menzel das historisch Stoffliche durch die Unmittelbarkeit und Belebung der künstlerischen Darstellung Form und Gestalt gewann.

Als Maler hat er von den alten Meistern gelernt, wie die Gegenstände, von atmosphärischer Luft umwoben, in ein geheimnisvolles Spiel von Licht- und Schattentönen getaucht, einen ganz eignen Reiz und Zauber ausstrahlen. Bei allem Reichtum seiner Palette an Lokalfarben weiß er doch das Einzelne immer dem Ganzen unterzuordnen und alles in diesen stimmungsvollen Gesamtton einzuhüllen. Seine kleinen Bildchen, deren Farbe wie Email schimmert und leuchtet, sind mit Menzelschem Esprit und Meissonierscher Geduld gemalte Kabinettstücke. Die besten Stücke von Diez sind meist temperamentvoller gemalt, kapriziöser und geistreicher im Spiel der Farben als die Durchschnitts-Meissoniers. Diez' Malertemperament vereinigt in glücklicher Mischung altbayrisches Phlegma und fränkische Beweglichkeit des Geistes, eine Konstitution, die vorzüglich für die Ausführung solcher Bildchen geeignet war. Mit seiner Sesshaftigkeit vereinigte er einen genialen Fleiß, und bei aller Beschaulichkeit besaß er die Gabe des rasch zugreifenden Blickes und der jeder Eingebung des Auges willig folgenden Hand.

Auf seine Lehrtätigkeit konnte er sich etwas zugute tun. Diez war als Lehrer ganz Autodidakt, durch und durch Original in seiner Lehrauffassung und Methode. Man versteht ihn darin am besten, wenn man den Grund

Josef Weiser: Studienkopf.

Digitized by Google

Ernst Zimmermann: Porträt des Malers Rupprecht.

all seiner pädagogischen Fähigkeiten in seiner von Natur aus seinen Menschlichkeit sucht. Sein Verhältnis zu seinen Schülern war ein rein menschliches. Er war gleichsam der gute Kamerad und väterliche Ratgeber seiner Schüler. Der schulmeisterliche Zopf und die bureaukratische Nebenregierung, wie sie an Kunstakademien so oft ausgeübt wird, waren ihm gründlich zuwider. Wen er einmal bei sich aufgenommen, und wen er als richtig befunden hatte, der erfreute sich seiner Sympathie und seiner Zuneigung, die durch den Gang äußerlicher Dinge nicht mehr gestört werden konnte.

Wie Diez mit seinen Schülern verkehrte und wie er lehrte, das wird am besten von seinen ehemaligen Schülern selbst geschildert. Josef Weiser erzählt: Es war wie gewöhnlich wieder kein Platz in der Diezschule. Wir Neueingetretenen wurden in einen flugs zu einem Atelier umgewandelten Raum der alten Akademie in der Neuhauserstraße gesteckt und angewiesen, uns das Modell selbst zu stellen. Es war ein kleiner Junge, eine im malerischen Sinne unansehnliche Erscheinung. Diez kam, besah unsre Arbeiten und bemerkte, daß wir uns mit etwas quälten, das wir noch nicht beherrschen könnten; er sagte, das nächste Mal wolle er ein Modell mitbringen. Nun kam er mit einer alten Frau angerückt, die der berühmten Hille Bobbe von Frans Hals sehr ähnlich sah sie war von geradezu abschreckender Häßlichkeit. Er rückte den Stuhl mit der Alten in ein weiches, gleichmäßiges Licht. Um den Teint des welken Gesichts zu heben, breitete er über die Lehne des Stuhls ein von Wind und Wetter gebleichtes schwärzliches Tuch, wodurch der Kopf mit der welken Gesichtsfarbe und den silbrig schimmernden Haaren einen wunderbar stimmungsvollen Kontrast erhielt; eine ähnliche Wirkung erzielte Diez auch bei andern Modellköpfen oder Akten mit einem Stückchen weißer Leinwand. Er erspähte in einem Winkel des Ateliers einen alten Korb, den holte er herbei, stellte ihn vor die sitzende Alte hin und legte ihre Hände darauf. Wie das Licht über den obern Teil des Körpers hinflutete, die Farben deutlich und bestimmt hervortreten ließ, die Modellierung der Form kräftig zeigte, das übrige aber in ein dämmeriges Helldunkel hüllte, glaubte man einen alten holländischen Meister vor sich zu sehen.

Gegenüber der malerischen Anschauung der Pilotyschule bedeutet die Diezsche Schulung einen großen Fortschritt. Die malerische Anschauung der Pilotyschule legte noch allzusehr Gewicht auf eine möglichst realistische Wiedergabe der Gegenstände in der Natur.

R. Schmidt: Geigenspielender Dominikaner.

Gotthard Kuehl: Diskulenhof in Lüneburg.

Mit Recht sagt ein unbefangener Beobachter: „Die Erscheinung, welche die Realisten mit viel Aufwand von Farbstoff zustande bringen, ist nichts weiter als eine mehr oder minder geschickte Nachahmung des äußern Gewebes der Dinge, die sie zudem, um die Kraft der Lokalfarbe zur Wirkung zu bringen, in ein grelles Tages- oder Sonnenlicht setzen. Dieser Kunst sind Mauerwerk und Wollenzeug ebenso wichtig wie der Kopf des Helden, und so sehr kommt es ihr auf den täuschenden Schein der Wirklichkeit an, daß sie das eigentlich malerische Element, den Einklang der Farben im stimmungsvollen Lichtton, ebenso vernachlässigt wie Form und Ausdruck."

Die Arbeiten der Tiezschule hingegen zeigten, daß man bei aller Realistik im Treffen der Lokalfarbe doch die Hauptsache in der Wiedergabe der Valeurs sah. Man hatte erkannt, daß alle Ton- und Farbwerte nur Relationen und also voneinander abhängig und gegenseitig bedingt wären. Man suchte sich über das gesetzmäßige Verhalten dieser malerischen Ausdruckswerte klar zu werden und wurde dadurch zum Studium der alten Meister geführt. Bei ihnen fand man die ersehnte Einheitlichkeit des malerischen Ausdrucks. Bei aller Differenzierung der Werte war doch immer eine Übereinstimmung, ein harmonischer Gleichklang erreicht. Die alten Meister gaben ihren Bildern ein die ganze Darstellung einigendes Licht. Es war nicht das Licht der strahlenden Glut der Sonne, sondern ein milder, gedämpfter Ton — Helldunkel. Die alten Maler, Meister in der Kunst, stuften die Lichttöne der Farben nach der dunklen Seite hin ab, sie versuchten gar nicht, das Licht zu malen, sondern wirkten durch Kontraste von kalten und warmen Farben, helleren und dunkleren Tönen.

In der Tiezschule wurde das Auge auf „Ton" eingestellt und geübt, die verschiedenen Tonwerte der Farbe und des Lichts mit absolut malerischer Empfindung wahrzunehmen und sie dem Einheitsprinzip der Helldunkelmalerei einzuordnen. Man erkennt in den Studien der Tiezschüler unschwer eine gewisse Anordnung, eine Stufenleiter von Farbtönen, die vom dunkelgefärbten warmleuchtenden Rembrandt- oder van-Dyck-Braun ins schwärzliche Dunkel übergeht und nach der Lichtseite hin die feinen grauen Töne ergibt, die Löfftz so meisterhaft getroffen hat. Tuveneks Malerei erscheint wie die Mauers auf impressionistische Wahrnehmun-

Digitized by Google

gen gegründet, die sich aber in dem der Diezschule geläufigen malerischen Vorstellungskreise bewegen.

Die von der Galerie Heinemann in München wiederentdeckte Diezschule enthielt bei ihrer ersten Ausstellung eine Fülle künstlerischer Arbeiten: Studienköpfe von Meyer-Graz, Correggio-Schultheiß, die des öftern an bekannte französische Meister erinnerten, und doch war keiner dieser jungen Künstler über München hinausgekommen. Ein Maler von Courbetscher Handfestigkeit war Alois Erdelt. Studienköpfe von außerordentlicher Tonschönheit und weicher, flockiger Malweise, wie sie Wilhelm Trübner und Josef Weiser malten, ließen geradezu an Leibl denken — ein Beweis, wie damals gewisse malerische Bestrebungen sozusagen in der Luft lagen. Zimmermann erreichte in manchen Studien die alten Holländer; Herter ließ durch sein leuchtendes frisches Kolorit an Rubens denken. Holmberg mit ganz impressionistisch gesehenen italienischen Landschaften, Gotthard Kuehl mit seiner meisterlich gemalten Freilichtstudie aus Lüneburg, Stauffer-Bern mit kraftvoller Modellierung der Form, Spring mit seinen in warmen, tonigen Farben gehaltenen Interieurs, ferner Pigthein, Lacverenz, Höcker, Adam, Weishaupt sind, so verschieden sie in ihrem malerischen Ausdruck erschienen, doch alle aus der Diezschule hervorgegangen. Eine

Karl Stauffer-Bern: Studienkopf.

Alfons Spring: Interieurstudie aus Fischhausen am Schliersee.

Digitized by Google

ſtarke Neigung zum hiſtoriſchen Genre, die bei vielen Schülern hervortrat, lag in der Richtung des Meiſters wie im Geſchmack der Zeit. Schgoer, Friedbichler, Räuber, Weigand, Squindo haben ſich vorzugsweiſe in dieſem Genre betätigt. Wie ſie trotz alledem ſelbſtändig arbeiteten, und wie ſie durch die nächſte Umgebung, die um München liegenden Rokokoſchlöſſer, durch prächtige Parkanlagen und überhaupt durch die Landſchaft angeregt wurden, davon erzählen die Bilder von Robert Schleich, Heinrich Weber, Breling, Herterich und Daſio.

So viel Talent bei aller Vielgeſtaltigkeit und ſo ſtarke individuelle Auffaſſung der Natur iſt ſelten in einer Schule beieinander geweſen. Ein friſcher, freier Geiſt wehte durch die Diezſchule, groß war die Luſt am Fabulieren und Dichten wie am künſtleriſchen Arbeiten überhaupt. Die Diezſchüler gingen offnen Auges umher und fanden Anregung über Anregungen im maleriſchen München und ſeiner nicht minder maleriſchen Umgebung, z. B. in den Bräuhäuſern mit ihren Einkehren, den ſogenannten „Schwemmen", wo ſich bei einem kleinen Bierorcheſter allerlei Volk einfindet und zuweilen Geſtalten auftauchen, wie man ſie nur auf den Bildern von Teniers und Brouwer wiederfindet; im Spital und im Pfründnerhaus, unter den Bettlern und alten Weiblein an den Kirchentüren fanden die Diezſchüler jene prächtigen Studienköpfe, wie ſie uns auf vielen ihrer Bilder begegnen, ſo z. B. der bartloſe Alte mit dem knochigen altbayriſchen Bauernſchädel, die runzlige Alte mit dem ſchwarzen Kopftuch und der gelblich-rötlichen Geſichtsfarbe. Häufig kehren auch die ſchweren Münchner Brauerpferde mit den glänzenden ſcheckigen Fellen auf Bildern wieder; zu einem blanken Harniſch, zu blitzender Wehr und buntem Koſtüm bildet ein ſolcher Gaul einen wirkſamen Kontraſt. Auf ſolchen Pferden, mit Wagen, alter hölzerner Kanone und vielem andern Rüſtzeug zog einmal die ganze Schule hinaus ins Freie, ins Iſartal zur Burg Schwaneck, die man nach mittelalterlicher Weiſe belagerte und ſtürmte. Das bildete dann auf lange hinaus Stoff zu luſtigen Schwänken, Erzählungen und Bildern. Abends, nachdem den Tag über fleißig ge-

Ludwig Herterich: Johanna von Stegen.

Robert Schleich: Vor dem Tore.

arbeitet worden war, versammelte sich die Schule um den geliebten Lehrer auf einem der schönen alten Bierkeller Münchens.

* * *

Die Anschauungen wandelten sich allgemach. Während die Wellen jener Strömung, die wir bereits im Anfang gekennzeichnet haben, in die Schulsäle der Akademien und auch in die Diezschule einbrachen und viele Schüler umstimmten, wurde der Meister davon gar nicht berührt. Mochte da kommen und gehen, was wollte, er blieb sich selbst treu. Er hat seine Schule recht eigentlich überlebt. Trotzdem hat sie sich weit über eine Generation hinaus erhalten. Sie war so, wie sie war, ein echtes Erzeugnis der Kunst ihrer Zeit und mit dem alten Malernest München innig verwachsen. Als ein charakteristisches Beispiel einer Lokalschule der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts in München verdient sie eingehende Beachtung. Sie hat in einer Zeit, wo man eben anfing,

Digitized by Google

Max Dasio: Der verlorene Sohn.

das Malenkönnen als eine ſichere Grundlage der Kunſtübung zu ſchätzen, das Handwerk gepflegt und geübt. Wer in den ſiebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts malen lernen wollte, ging entweder nach München, oder er ging nach Paris. Die Diezſchule hat das große Verdienſt, daß ſie auf gründliches Naturſtudium ausging, die Kunſt auf einer ſoliden Grundlage aufbaute und zur reinen Malerei hinführte, dabei eine Kultur des Auges und des Geſchmacks förderte und entwickelte, die heute ſchon wieder „ſelten" geworden iſt.

Herbſtnebel

Eines Kinderliedes letzten Laut
Hat die Spätherbſtſonne noch getrunken,
Iſt dann lächelnd in den Schlaf geſunken,
Wo die Mühle auf die Felder ſchaut.

Und im Kleid aus blaſſem Dämmerſchein
Kommen Nebel aus den Waldestiefen,
Wo ſie einen Sonnentag verſchliefen,
Tanzen ſchwebend einen Ringelreihn;

Greifen nach der Blätter bunter Pracht,
Flechten wahllos fahle Farbenkränze,
Immer toller werden ihre Tänze — —
Still und traurig kommt vom Feld die Nacht ...

Hans Herbert Ulrich

Digitized by Google

Märchen, Sage und Mythus

Von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen

Dieſe Fragen, wie hängen Märchen, Sage und Mythus zuſammen, worin gleichen, worin unterſcheiden ſie ſich, hat ſich wohl zuerſt der Begründer unſrer Wiſſenſchaft von der deutſchen Mythologie, Jakob Grimm, geſtellt, und er erfaßte auch als erſter ihre Tragweite. Denn ſie ſind zugleich Fragen nach Weſen und Urſprung von Sage, Märchen und Mythus, und wer richtig fragt, kann auch manches über das Entſtehen und Werden aller Poeſie erfahren, ſowie über ihre beſondere Entwicklung bei den verſchiedenen Völkern. Jakob Grimm, dem eine Überfülle tiefer Blicke in die Seele unſers Volkes und ſeiner Dichtung gegönnt war, und der zu gleicher Zeit ein reicheres Wiſſen über alle volkstümliche Poeſie beſaß als irgendein andrer, hat ſeine Anſichten über Märchen und Sage in einer Jugendarbeit „Gedanken über Mythus, Epos und Geſchichte“ ausgeſprochen und vor allem in der Einleitung zu den „Deutſchen Sagen“, die er mit Wilhelm Grimm ſammelte und herausgab (zuerſt 1816). Seine Erkenntniſſe wurden bald ein dauernder Beſitz der Wiſſenſchaft, und dieſe lebt noch heute davon. Erſt die Forſchung der letzten Jahre, die den Werdezeiten der Dichtung und vor allem der ſogenannten Volksdichtung wieder ein lebhafteres Intereſſe entgegenbringt, und vor der auch ein ungleich reicheres Material ausgebreitet liegt, hat manches erweitert und ergänzt, andres berichtigt und vertieft.* Daran knüpfe ich hier an. Ich weiß ganz gut, daß auch dieſe neuen Ergebniſſe manchmal nur als Durchgangsergebniſſe gelten dürfen, daß die Einzelforſchung ſie bald tiefer begründen, bald richtigſtellen, bald überholen kann, ja ſoll. Immerhin: der Ertrag iſt ſo groß und ſchön, daß man ihn ſchon gern und mit einem gewiſſen Stolz herumzeigt; und auch die neuen Aufgaben und Forderungen, die an die Wiſſenſchaft treten, eröffnen Ausſichten über weite und merkwürdige Gebiete; in ihre Betrachtung werden ſich auch alle gern verſenken, die es lockt, von der Geſchichte der Dichtung ein wenig zu erkennen und zu begreifen.

Wenn man die Motive, auf denen Sagen beruhen, oder die der Anfang des Mythus waren, oder aus denen ſich Märchen zuſammenſetzen, miteinander vergleicht, ſo fällt zuerſt auf, daß ſie einander ganz gleich ſind oder doch überraſchend ähnlich. Sie gedeihen eben auf demſelben oder doch verwandtem Boden, ſie ſtammen wohl aus der gleichen Zeit. Ich wenigſtens ſehe nirgend ein Recht zu der Behauptung, das Märchen ſei die allerälteſte Dichtung, und Sage und Mythus ſetzten ſchon eine entwickeltere Menſchheit voraus. Die Erzählungen primitiver Völker zeigen die Keime zu Sage, Märchen und Mythus nebeneinander. Die Zeit ihres Urſprungs iſt eine Zeit, in der Sitte und Recht, Dichtung und Religion eben erſt werden wollen, man möchte ſagen, in der ſie die erſten unbeholfenen kindlichen Verſuche machen, ſich zu bewegen und zu entfalten. Auf dieſer Stufe der Entwicklung ſtanden einmal alle Völker, ſogar die höchſten Kulturvölker; die ſogenannten Naturvölker ſtehen heute noch dort, und auch Völker, die früher eine Kultur beſaßen und ſie ſpäter verloren, ſinken unwillkürlich dorthin zurück. Was jener Zeit wirklich war, der Glaube etwa an ein Fortleben der Seele außerhalb des Leibes, die Verehrung der Tiere, als ſeien es höhere, zauberkräftige Weſen, die Furcht vor Namen und Bild, vor Speichel, Blut und Hauch, Haar und Nägeln, als vor Subſtanzen, die Zauber bergen, der Glaube an die Beſeeltheit der Natur und aller Lebeweſen, der Glaube, daß die Träume ebenſo wahr ſeien wie die Geſchehniſſe des wachen Tages, alles dies begegnet uns heute als Motiv in Märchen, Sage und Mythus.*

* Vgl. beſonders Erich Bethe, „Mythus, Sage, Märchen“ (Gießen 1905); dann auch Wilhelm Wundt an verſchiedenen Stellen im zweiten Bande ſeiner „Völkerpſychologie“ (Leipzig, 2. Aufl. 1904.)

* Genaueres darüber in meinen Studien „Zur Entſtehung des Märchens“, Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen, Bd. CXIII bis CXVI. Dort auch die nötigen Literaturangaben.

Digitized by Google

Ich greife aus dem großen Reichtum der Beispiele einige recht bekannte heraus. Das Märchen erzählt vom Zauberschlaf des Dornröschen und Schneewittchen; in einen ähnlichen Zauberschlaf wird in der nordischen Sage Brünhild von Odin versenkt. Und auch die Vorstellungen, die uns in Legenden, wie die von den Siebenschläfern, oder in der Kyffhäusersage vom Kaiser Barbarossa begegnen, sind ähnlich. — Die Vorstellung von der zauberhaften Kraft des Namens erklärt uns die Sage von Lohengrin, der ursprünglich deswegen seinen Namen nicht verraten darf, weil ihm mit dem Namen seine Kraft entschwinden würde, und sie erklärt uns auch das hübsche Märchen vom Rumpelstilzchen, das in der Gewalt der Königin ist, sobald diese seinen Namen weiß. — Simson ist kraftlos, sobald ihm Delila sein Haar schor; diese Sage von Simson finden wir als Märchen in nordischen Sammlungen und auch in indischen Überlieferungen wieder. Daher werden auch im Märchen besonders kühne Burschen zum Teufel geschickt, um ihm seine Haare und damit den Sitz seiner Kraft zu rauben; und die Aufgabe, die Huon von Bordeaux in der Sage von Oberon lösen muß, dem Kalifen seinen Bart auszuraufen und ihm die Backzähne einzuschlagen, hatte einmal auch diesen Sinn; sie ist nur in der derben grotesken Art der französischen Heldensage umgestaltet. — Eins der verbreitetsten Märchen ist das Märchen von den Schwanenjungfrauen. Wer ihnen die Schwanenhemden nimmt, in denen eben auch wieder ihre Kraft zu fliegen sich birgt, der hat die Jungfrauen selbst in seiner Gewalt, und dies Märchenmotiv erscheint auch in einer der ältesten nordischen Sagen der Edda; das Lied von Wieland dem Schmied hebt mit einer Geschichte von drei Schwanenmädchen an.

Eins der erschütterndsten Grimmschen Märchen ist das Märchen vom Tränenkrüglein: das gestorbene Kind erscheint der Mutter und bittet, sie möge aufhören zu weinen, weil jede Träne wie ein eisiger Tropfen auf seine Brust falle. Dieselbe Vorstellung begegnet uns schon in einer nordischen Sage, die uns auch zuerst die Edda erzählt, in der Sage von Helgi und Sigrun. — Eine andre Reihe von Märchenmotiven und Sagenmotiven sind ursprünglich nichts andres als die Qual, die der Mensch im Traum erlebt. Dahin gehört etwa die Aufgabe, zu der die Sage die Danaiden verurteilt, in ein durchlöchertes Faß mit durchlöchertem Sieb Wasser zu füllen. Dieselbe Aufgabe wird in manchem Märchen von unglücklichen Kindern verlangt. Auch die Qual des Tantalus, nach Früchten zu greifen, die fortwährend aus seinen Händen entweichen, kehrt wieder im Märchen.

Mythus und Sage erzählen am liebsten Taten, Schicksale und Abenteuer von Helden und Göttern; ganz ähnliche Erlebnisse sind auch den Lieblingen des Märchens beschieden. In Sage und Märchen ist schon die Geburt des Helden wunderbar. Was wir in unsern Märchen dann hören, daß ein kaum geborenes Knäblein infolge einer Prophezeiung von einem neidischen König ausgesetzt wird, in einer Truhe oder einem Kasten auf das Meer gesetzt und dann seinem Schicksal überlassen, das ihn aber nun erst recht zum Ruhm führt — das erzählte schon die alte jüdische Sage von Moses, die griechische von Perseus, und auch in mittelalterlichen Legenden, z. B. der von Gregorius, taucht dasselbe Motiv auf.

Unter den Märchen aller Völker erfreuen sich einer besondern Beliebtheit die Tümmlingsmärchen. Der Knabe, der zuerst der dümmste und unbeholfenste scheint, den Eltern und Brüder verlachen und verachten, wird nachher der herrlichste Held. Mit einem solchen Tümmlingsmärchen hängt gewiß die deutsche Sage von Siegfried zusammen: er wächst in weltabgeschiedener Einsamkeit auf, als ungefüger und tölpelhafter Bursche, besiegt dann den Drachen, erlöst die schönste Jungfrau und führt sie heim. Ein ähnliches Tümmlingsmärchen war einmal das keltische Märchen vom Parzifal. — Wenn Märchenhelden einen Drachen besiegten, so maßt sich gern ein andrer den Ruhm dieser Tat an, während sie halbtot und erschöpft von der Anstrengung daliegen. Sie bringen dann als Wahrzeichen ihres Sieges die dem Ungetüm ausgeschnittene Zunge mit. Ebenso bewahrt sich in der keltischen Sage Tristan als der wahre Sieger, und auch alte griechische Sagen scheinen ähnliches zu berichten.

Da wir einmal bei Drachenkämpfen sind, können wir auch an das Märchen erinnern, daß solch ein Drache oder andres bösartiges Ungeheuer alljährlich eine Jungfrau als Opfer verlangt, daß endlich auch die Königstochter dies Opfer sein muß; unter Klagen und Jammern bringt man sie an den Ort,

an dem der Drache sie zu sich nimmt; da erscheint ein Held, bewältigt den Drachen und befreit die Prinzessin, die nun ihm gehört. Solche Märchen erzählten schon die Buddhisten, und derselbe Hergang der Ereignisse ist auch der Hergang vieler alter berühmter Sagen. Vor allem wird hier jedem die Sage von Perseus und Andromeda einfallen. — Besonders slawische Märchen schildern uns, daß ein Held bei einer Wassernymphe oder bei einer Fee weilt, die nicht von ihm lassen will, obwohl er sich mit der ganzen Kraft seines Herzens nach der Heimat und zu seiner Frau zurücksehnt. Dasselbe berichten alte keltische Sagen, und die Erzählung des Homer von Odysseus und Kalypso und seiner Sehnsucht nach Penelope ist ja im Grunde auch solch ein trauriges Nixenmärchen. — Als kühnste Tat des Märchenhelden gilt eine Fahrt nach der Unterwelt oder eine Fahrt nach verwunschenen Schlössern, und gerade diese preisen wieder recht gern die Sagen. Sehr reich an solchen Unterweltsfahrten sind die Sagen des Artuskreises. Lancelot, Gawein, Wigalois haben dies kühnste Abenteuer ruhmreich bestanden. In der nordischen Sage zieht der starke Thor zu solchen Unternehmungen aus. Bei den Griechen waren Herakles, Theseus und Odysseus als Unterweltshelden berühmt; auch die älteste literarische Sage, von der wir wissen, die babylonische von Izdubar, ist eine Fahrt nach der Unterwelt; und die Taten des Alexander suchte die Sage dadurch zu erhöhen, daß sie sie durch eine Fahrt ins Jenseits krönte.

Auch an einzelne Übereinstimmungen dürfen wir denken; zum Beispiel lebt die griechische Sage von Hero und Leander als deutsches Märchen von den Königskindern weiter, und ebenso die Sage von Pyramus und Thisbe. Ich darf vielleicht hinzufügen, was wenigen bekannt, daß nordische Göttersagen (die von Thor, der seinen Hammer verlor, und der bei dem Riesen Hymer die Midgardschlange aus dem Meer angelte) bei den Esten als Märchen erscheinen.

Nun könnte man ja einwenden, alle diese Märchenmotive seien in späterer Zeit an die Mythen und Sagen angewachsen und gehörten nicht ursprünglich zu ihnen. Das wäre recht erwägenswert, und wir werden auch noch von Sagen hören, die ursprünglich einfach waren, und die dann von Märchenmotiven ganz übersponnen wurden. Aber die Sagen und Mythen, an die ich hier erinnerte, sind alle alt und ursprünglich, und ihre Ähnlichkeiten mit den Märchen erklären sich eben aus Wesensverwandtschaft.

Wo sind denn nun die Unterschiede zwischen Märchen und Sage und Märchen und Mythus? Kennt das Märchen außer den vorgeführten auch Motive und Vorstellungen, schmückt es sich mit Kleinodien, nach denen die Sage umsonst greift, und wieder: kennt die Sage Quellen und Länder, die dem Märchen unzugänglich bleiben? Und haben die Motive im Märchen die gleiche Bedeutung und denselben Wert wie in der Sage? Das Verlangen des Märchens nach Vielgestaltigkeit, nach immer neuem leuchtendem Schmuck, seine schwelgerische und unersättliche Phantasie — ist dies Verlangen, diese Phantasie auch Erbgut der Sage? Und entdecken wir auch die Tiefe, den Ernst und die Einfalt, die uns viele Sagen so lieb machen, im Märchen?

Es ist nun ein Unterschied von Märchen und Sage, der besonders im Deutschen leicht in die Augen fällt, den Jakob Grimm sofort sah, und den auch er uns am schönsten geschildert hat: daß nämlich die Sage sich an bestimmte Orte und bestimmte Personen heftet, das Märchen dagegen zeitlos und ortlos bleibt. Es wandert durch die ganze Welt. Das Märchen erzählt etwa von irgendeinem See, der die Eigenschaft hat, daß ein Gewitter entsteht, sobald man einen Stein hineinwirft. Die Sage kennt solche Seen genau, sie sagt uns, wo man sie findet, und weiß manchmal auch, wann dieses Wunder sich zugetragen. Sie nennt mit Namen die Seen, auf deren Grunde Gold ruht, oder die Seen, aus denen der Wassermann steigt, um mit den Menschen zu tanzen und leichtsinnige Mädchen zu sich zu locken, oder andre Seen, auf deren Grunde die Seelen liegen, die der Wassermann alle geraubt hat. — Auch den Zwergen, Elfen und Riesen weist die Sage ganz bestimmte Behausungen an; sie zeigt die Schlösser, auf denen Zwerge schmausen, oder die Wiesen, auf denen die Elfen tanzen, und sie zeigt ferner den Eingang zu ihren Reichen. — Wenn sich in bestimmten Felsen Eindrücke oder andre Spuren finden, so bildet sich die Sage, das Pferd eines verfolgten Helden habe die Spur zurückgelassen, als es mit den Hufen in den

Digitized by Google

Fels schlug, bevor es sich durch einen Sprung über den Abgrund vor dem verfolgenden Riesen rettete. Menschenähnliche Felsen und Berge erzeugen dann weiter die Sagen, es seien ursprünglich Menschen gewesen, und diese seien zur Strafe für irgendwelche Sünde versteinert worden. Das sind Sagen, die wir vom Watzmann und andern Bergen erzählen, die aber auch die Zeit der Edda und sogar die Bibel kannte, man erinnere sich nur an die Geschichte von Lots Weib, das zur Strafe für seine Neugier versteinerte. Auch Bauten, besonders Kirchen und Schlösser, haben alte tiefe Zusammenhänge mit der Sage: es ist eine alte Anschauung, daß solche Bauten eigentlich eine Überhebung, ein Frevel gegen die Götter seien. Der Jehova der Bibel verzeiht den Menschen nicht den Turmbau von Babel, er schlägt sie mit Verblendung. Andre Sagen wissen, daß Bauten durch Unrecht und durch Verschreibung an Unholde zustande kamen, oder daß sie blutige Opfer fordern, durch die man den erzürnten Gott besänftigen müsse. Das ist der Grund der in Deutschland verbreiteten Sagen von dem Pakt eines Baumeisters mit dem Teufel. Schon in der Edda erinnert der Dichter in tiefeindringenden Worten an den Frevel der Götter, die den Riesen, der ihre Burg erbaute, betrogen und den Treubruch nun schwer büßen mußten. Die Sagen von den in einen Bau eingemauerten Kindern und Menschen, später von eingemauerten Schatten, gewinnen für uns nun ebenfalls tiefere Bedeutung. Alles Unrecht, das in einem solchen Bau verübt wurde, vergißt sich auch nicht: die, an denen es begangen wurde, oder die Frevler selbst leben als Geister, nach Erlösung wimmernd, in diesen Bauten fort, machen sie zu Orten des Grauens und können nur durch die Tapfersten von ihrem Dasein erlöst werden und den Frieden finden.

Kaum ein Land ist an Sagen so überreich wie Deutschland, und diese Sagen geben der Heimat — das hat auch Jakob Grimm gefühlt und wundervoll gesagt — einen besondern und unwiderstehlichen Zauber; sie breiten Sehnsucht und Schwermut und eine seltsame Melancholie darüber aus. Der Unterschied von Märchen und Sage, den wir aufsuchten, ist nicht in jedem einzelnen Fall gleich deutlich: die Sage nähert sich manchmal dem Märchen und hängt mit dem Ort, an dem sie erzählt wird, nicht immer gleich fest zusammen, sie verbreitet sich, wenn sie nur lose an ihm haftet, auch fast ebenso wie das Märchen, und einzelne Märchen suchen auch bestimmte Orte auf. Ein Unterschied aber bleibt, wie Robert Petsch hervorhebt, fast immer: die Sage will wahr sein, und die übernatürlichen Mächte, an die sie glaubt, sollen die Wirklichkeit erklären; das Märchen erzählt, will nichts als erzählen und trennt Wirkliches und Unwirkliches nicht voneinander. — Diese Überlegung schafft uns auch das Verständnis für manche Eigentümlichkeiten der orientalischen Märchen: die indischen und arabischen Märchen geben nämlich meist ihren Personen und ihren Orten Namen. Die indischen schwelgen in der Erfindung der Namen oft ebenso wie in der Erfindung der Märchenmotive, diese Namen haben dann nur Phantasiewert, nicht Wirklichkeitswert. Zum Teil wollen die Märchen aber auch in die unwirkliche Welt die wirkliche hineinzaubern, und an die unwirkliche haben sie einen ganz andern Glauben als das Abendland: ihre Phantasie schiebt die Grenzen der Wirklichkeit viel weiter hinaus. Es geben etwa die Märchen der „Tausendundeine Nacht" in dem Rahmen der Erfindung eine viel frischere, reichere, lebenstreuere Schilderung unsers Lebens, als eine geschichtliche Chronik sie geben könnte.

Die Sagen, auf die ich bisher anspielte, sind so, wie sie das Volk sich erzählt, sie geben wieder, was das Volk glaubt, beruhen auf uralten Vorstellungen, die in den untersten Schichten der menschlichen Seele haften, und sie können in weltabgeschiedenen, kulturfremden Kreisen heute ebenso entstehen, wie sie vor Jahrtausenden entstanden sind. Manche Sagen der Art leben noch im Lande, ohne daß jemand um sie sich kümmert oder ahnt, welchen Schatz sie bergen.

Die Sage wendet sich nun nicht allein bestimmten Orten, sie wendet sich auch bestimmten Persönlichkeiten zu: Helden, die einmal lebten, und deren Taten und Wesen das Volk nicht vergessen konnte. Die älteste Form dieser Sage darf man wohl die geschichtliche Anekdote nennen, es sind kurze Berichte über die und jene auffallende Tat oder Eigenschaft des Helden, Geschichtchen etwa, wie sie heute das Volk über den alten Fritz, über Napoleon erzählt, wie man sie in Bayern über König Ludwig II. hört.

Digitized by Google

Die formende Hand des Dichters hat diese Sagen früh gestaltet und veredelt, vielleicht, weil die Helden zugleich die wirklichsten und doch wieder die überragendsten Männer waren, sich leuchtend emporhebend aus dem dunklen und trüben Gewirr der andern Wesen, die wir Menschen nennen, und zugleich alles erfüllend, was das Volk sich dumpf ersehnt und doch nicht erreichen kann. Alles Äußerliche, die Zeitfolge, die einzelnen Ereignisse sind in der geschichtlichen Sage vergessen oder gar umgekehrt, die wichtigsten Taten kaum erwähnt und unwichtige übermäßig gefeiert, auch Taten auf den Helden übertragen, die ihm gar nicht gebuhren. Aber das innere Wesen der Helden hat die Sage in seltener Reinheit, ganz wahr und doch in wunderbarer Verklärung uns wiedergegeben. Ich erinnere an zwei Beispiele. Dietrich von Bern war in der Geschichte ein Eroberer und glücklicher Herrscher, in der Sage ist er ein Vertriebener, der sich die angestammte Heimat erst nach schweren Kämpfen und nach Verlust seiner liebsten Helden zurückgewinnt; in Sage und Geschichte ist er der gerechte, milde, liebevolle und heldenhafte Herr. — Auf den Herzog Ernst der Sage sind die Schicksale verschiedener Herzöge übertragen, die sich, sei es gegen ihren königlichen Vater, sei es gegen ihren königlichen Bruder, empörten, und denen die Ihren trotz allem die Treue wahrten. Gerade diese Übertragung läuterte und erhöhte die Gestalt der Geschichte.

Eine ähnliche Entwicklung wie der Heldensage war dem Mythus beschieden. Es ist nicht ganz leicht zu erklären, was ein Mythus eigentlich ist: ich verstehe darunter eine Sage, die erzählt von einer andern Welt, sei sie über uns, sei sie unter uns, und die erzählt von den Wesen dieser Welt, die der Mensch nicht sieht, deren Walten er aber spürt: eine Sage auch, die berichtet von den Wesen einer längst vergangenen Urzeit, in der alles entstand, oder einer drohenden letzten Zeit, in der alles vergeht. Sagen von Riesen, Wassergeistern und ähnliche sind keine Mythen, denn diese glaubt das Volk *gesehen* zu haben; eine Sage, daß die Welt in Flammen untergeht oder die Erde ins Meer versinkt, ist ebensowenig ein Mythus, denn sie erzählt uns nichts von bestimmten göttlichen Wesen, die den Untergang der Welt verursachen. Ein Mythus aber ist die Sage von Thor, der seinen Blitzhammer nach dem Felsriesen Hrungnir schleudert, von Odin, der dem Riesen Suttungr den Göttertrank raubt, von dem Urmenschen, den eine seltsame Kuh aus dem Eis herausleckte, von dem Riesen, der die ersten Menschen erzeugte, indem er seine Füße aneinanderrieb, oder von dem Wolf, der die Sonne verfolgt und sie am Ende der Tage verschlingt. Ein Mythus hat etwas Transzendentales, etwas geheimnisvoll Unerklärliches; manchmal auch, wenn er sich zur Urzeit zurückwendet, etwas Groteskes, Plumpes und doch Ehrwürdiges, etwa wie eine Waffe oder ein Gerät der Steinzeit. Das Volk hat seit uralten Zeiten seine dumpfe Phantastik, sein unbestimmtes Grauen in den Mythus getragen.

Wie sehr das heitere und kindliche Märchen im Wesen sich vom Mythus unterscheidet, möchte ich an zwei Beispielen anschaulich machen. Das primitive Märchen denkt sich die Nacht als ein Ungeheuer, das alle Wesen verschlingt und morgens wieder unversehrt aus seinem Bauch herauslässt. Auf dieselbe Vorstellung geht, wie uns Axel Olrik gezeigt hat, der nordische Mythus vom Fenriswolf zurück, aber wie hat er sich gewandelt: der Wolf ist gefesselt und wird sich losreißen und am Ende der Tage beim Untergang aller Dinge die Sonne verschlingen, und die Götter leben vor ihm in beständiger Furcht. — Das Märchen ergötzt sich seit alter Zeit an der Vorstellung von einer Welt, die die gegenwärtige ablöst, einer glückseligen Welt, in der sich alle Wünsche erfüllen, einem Schlaraffenland; der Mythus vernichtet erst die Welt, in der wir leben, bevor er eine neue, bessere verheißt.

Das dumpfe Wesen des Mythus wurde auch — ich glaube aber, später als die Heldensage — durch die Hand des Dichters in eine reinere Sphäre gehoben. Man denke etwa zurück an die dumpfen Mythen von Entstehung und Ende der Welt und vergleiche damit, was das berühmteste Lied der Edda, die Wöluspa, von Entstehung der Welt und den Göttern erzählt: ihre Götter leben in strahlender Heiterkeit, Unschuld und Jugend, mit starken Händen heben sie die Erde aus dem Meer, weisen den Gestirnen ihre Bahn, wandeln mächtig und freundlich über die Erde, geben den Menschen Farben, blühende Gestalt und Lebensodem. — Ein andres Beispiel: Der Mythus sieht, wenn die Sonne sinkt, nur die Nacht, und sie scheint ihm als

Digitized by Google

grauses Ungeheuer; dem nordischen Dichter erscheint die Sonne als leuchtender Halsschmuck der Himmelsgöttin, den der Gott des Abends entwendet und hinter einer Klippe des Meeres verbirgt, den der Gott des Morgens der Göttin zurückbringt.

Dies beides: alter Mythus, wie er bei primitiven Völkern lebt, und Dichtung, wie sie nur ein Dichter eines Kulturvolks ersinnen kann, muß der Mythologe sorgfältig scheiden. Weil frühere Mythologen — ich nenne unter vielen Max Müller und seine Auffassung des Veda hier, Karl Müllenhoff und seine Auffassung der Edda dort — diese Scheidung immer unterließen, ist unsägliche Verwirrung in die mythologische Wissenschaft gekommen, eine gänzliche Verkennung der Phantasie und der Gaben, die primitive Völker besitzen können.

Wir sehen nun einen Augenblick rückwärts: wir erkannten, daß das Märchen zeit- und ortlos ist, die Sage sich an bestimmte Orte und Personen heftet, daß die Sage wirklich sein und die Wirklichkeit erklären, das Märchen nur unbekümmert erzählen will, daß uns der Mythus zu wirklichen, aber nie erblickten Wesen und Welten führt; er ist phantastischer als die Sage und schwerer als das Märchen. Es gab früher und gibt noch heute viele Volkssagen, doch die Heldensage blieb nicht lange beim Volke, und der Mythus schwebte auch dem Dichter entgegen. Damit bereitet sich uns eine andre Erkenntnis vor: nicht nur durch ihre Herkunft, auch durch ihre Entwicklung unterscheidet sich das Märchen von Mythus und Sage.

Wir haben die Frage, ob das Märchen immer volkstümlich bleibt oder nicht, noch nicht erwogen. — Wir wissen, wie primitive Völker Märchen erzählen; ungefähr wie Kinder: höchst lebendig, anschaulich, sie sind bei der Einzelheit mit ganzer Seele, voller Einbildungskraft, aber sie bringen alles in grenzenlosem Durcheinander, ohne Anfang und Ende, sie irren von einem Motiv zum andern ab und finden den Weg meist nicht zurück; ihnen fehlt der Überblick, und kein Motiv kann sie lange festhalten. Etwas von dieser Art hat sich nun das Märchen immer bewahrt, es wurde nie etwas Abgeschlossenes, die einzelnen Märchen gleiten immer ineinander über und verwirren und verschlingen sich neu. Es ist kaum ein Märchen dem andern gleich, und der Märchenforscher vor allem weiß, wie unendlich und überraschend die Zusammensetzungsmöglichkeiten des Märchens sind. Wir besitzen eine große Sammlung von allen Aschenbrödelmärchen, die die Welt kennt; es sind ungefähr dreihundert. Diese Sammlung zeigt uns, wie das Aschenbrödelmärchen sich vermischt, bald mit dem Märchen von Allerleirauh, bald mit dem vom Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein, bald mit dem von der Frau Holle, bald mit dem von der neidischen Schwester und der neidischen Stiefmutter, bald mit dem vom Brüderchen und Schwesterchen, bald mit dem von Rapunzel. — Ein andres Märchen, das die verschiedensten Gestaltungen annahm und sich manchmal fast in sein Gegenteil zu verwandeln scheint, ist das Märchen, das wir nach Apulejus das Märchen von Amor und Psyche nennen. Schon das römische setzt sich aus vielfältigen Bestandteilen zusammen. Die deutschen und nordischen Märchen, die ihm gleichen, haben meist nur denselben Anfang, verwandeln sich aber dann in das Märchen von der vergessenen Braut, die dem Geliebten, der sie infolge einer Unbedachtsamkeit vergaß, durch die Welt nachzieht, ihn wiederfindet, wie er mit einer andern Hochzeit halten will, und ihn sich zurückerobert, nachdem sie sich zudringlicher Freier erwehrte. Dies Märchen war den Dänen schon im zwölften Jahrhundert bekannt, da erzählt es der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus; bei Saxo aber ist es wieder mit andern vermischt: der Anfang gleicht dem Märchen vom Mädchen, das nur der erringt, der ihr ein Lachen entlockt — Saxos Syritha verspricht sich dem, der ihr einen freundlichen Blick abgewinnt. Und dann gleicht diese Syritha jenen trotzigen, widerspenstigen Geschöpfen, die gerade germanische Sage und Märchen uns sonst schildern, die spröde und herb bleiben, aller Liebe und allen Heldentaten des Mannes zum Trotz. Um sie zu strafen, veranstaltet Otherus, der ihr durch die Welt folgt, eine Scheinhochzeit, und Syritha muß dem Brautpaar im Brautgemach die Kerze halten; die brennt herunter, heiße Tropfen fallen auf ihre Hand: da schenkt sie dem Geliebten ihren zärtlichsten Blick, und die Scheinhochzeit hat ein Ende. Diese Scheinhochzeit, die Kerze, die Weltwanderung sind die Überbleibsel des Amor- und Psyche-Märchens; aber die Kunst der alten Germanen hat das Mär-

Digitized by Google

Hugo Vogel: Auf dem Lande.

chen von Grund aus umgebildet, damit es das Schicksal eines Mädchens erzählen konnte, wie sie es liebten. — Eben darum, weil das Märchen durch alle Jahrhunderte hindurch immer nur eins will: eine an Ereignissen überreiche Erzählung, weil es sich um dieses Zieles willen immer von neuem umbildet, und weil es deswegen durch die ganze Welt leicht fliegt und allen Völkern willkommen ist, dürfen wir behaupten: *das Märchen ist und bleibt volkstümliche Dichtung.*

Diese Behauptung bedarf aber einer Einschränkung. Wäre das Märchen immer nur beim Volke gewesen, hätte es nie den Weg zum Künstler gefunden, so würde es noch eine viel grenzenlosere Verwirrung, eine viel unübersehbarere Gestaltenlosigkeit zeigen, als es uns heute zeigt. Da wir nun aber unter den Märchen viele finden, die sich bald durch einen kunstreichen Aufbau, bald durch eine liebevolle und eindringende Charakteristik, bald durch eine leitende Idee von der Menge der andern abheben, so wird die Annahme notwendig, daß auch die Märchen von Künstlern aufgegriffen sind, daß diese ihnen Form und Seele gaben. Diese Annahme bestätigt sich in vielen Fällen; wir wissen, daß etwa Dornröschen und Schneewittchen, so wie sie Jakob und Wilhelm Grimm erzählen, auf ein französisches literarisches Märchen als Vorlage zurückweisen; wir wissen, daß viele abendländische Märchen nichts andres sind als eine volkstümliche Nacherzählung indischer und arabischer Kunstmärchen, denn bei den Indern und Arabern wurden aus den meisten Märchen künstlerische, oft sogar künstliche und verkünstelte Gebilde. Die Frage nach der Volkstümlichkeit unsrer Märchen verwandelt sich also oft in die: *Wie mußten die Kunstmärchen sich verändern, damit sie in die Volksmärchen eingehen und dort lebenskräftig bleiben sollen?*

Die Sage ist, schon in ihrem ersten Stadium, dem Stadium der Volkssage, ernster, wahrhafter, schmuckloser als das Märchen, sie erstrebt nicht Fülle und Buntheit der Motive, sie will sich in ein oder in wenige Motive versenken, und sie will weniger erzählen, als darstellen und erklären. Diese Eigenschaften ziehen die Sage bald in die Hände des Dichters, und der innere Unterschied zwischen Märchen und Sage prägt sich dann auch in der äußern Form aus: die Sage wird zum Lied. Die Form des Märchens bleibt dagegen immer Prosa. Die Verse, die im Märchen die Prosa hie und da unterbrechen, haben immer eine besondere Bedeutung; in Versen reden dort höhere Wesen, Zauberer und Hexen, auch die Tiere, oder die Verse haben eine zauberische oder beschwörende Kraft. Der Übergang von Prosa zum Vers in der Sage vollzog sich kaum plötzlich und auf einmal; wir wissen aus der altindischen Poesie zum Beispiel, daß nur die Höhepunkte der Handlung durch Verse ausgezeichnet werden, die Stellen zwischen ihnen Prosa blieben. Im Deutschen ist uns nichts von solchen Zwischenformen erhalten: alle ältesten germanischen Heldensagen sind Lieder oder weisen auf Lieder zurück, die wir verloren. Prosa als Kunstform der Sage findet sich nur in der isländischen Sage, diese Sage darf aber kaum noch als Sage gelten, sie ist zur Novelle oder zum Roman geworden, außerdem setzt die Technik dieser Prosa, vor allem die Technik ihres Dialogs — die Kunst, den Inhalt eines ganzen Lebens in wenige Worte zusammenzudrängen, die Kunst auch, unsagbare Empfindungen durch das Gesagte anzudeuten — die germanische Technik des poetischen Dialogs als Vorstufe voraus.

Über das Lied führt uns die Sage zu ihrer höchsten dichterischen Vollendung, dem Epos. Dies braucht, wenn man seinen Inhalt betrachtet, nicht reicher zu sein als das Lied, der Unterschied im Umfang von Lied und Epos beruht, wie uns Andreas Heusler zeigte, oft darauf, daß das Epos in breitem Strom dahinfließt, den Hörer durch Vergleiche, durch Reden und Gegenreden, durch Wiederholungen, durch gewaltige Kampfschilderungen festhält, während das Lied die Vorgänge in rascher Folge und dramatischer Steigerung vorführt.

Es kann sich nun auch ereignen, daß zwei in sich abgeschlossene, schon vollendete Epen sich vereinigen, und daß aus dieser Vereinigung ein neues Gebilde entsteht. Diese Vereinigung ist eine ganz andre als die Motivverbindung im Märchen; zu dessen Wesen gehört es, daß die Motive im launischen Übermut bald zusammenstreben, bald einander fliehen, im Epos wird die Verbindung durch bestimmte Ähnlichkeiten veranlaßt, sie geschieht dann schwer und widerstrebend, und der ganze Komplex will trotz allem in seine einzelnen Teile auseinanderfallen. Da-

Digitized by Google

für erwachsen aus der Verbindung dem epischen Dichter Aufgaben, die sich der Märchenerzähler nie stellen kann, Aufgaben der Vertiefung und der Charakteristik. Ich verweise auf unser deutsches Nibelungenlied. Die beiden Epen, aus denen es sich zusammensetzt, sind das von Siegfrieds Tod und das vom Untergang der Burgunden. Die ursprüngliche Zweiheit läßt die Dichtung deutlich erkennen: die Aufgabe der Charakteristik war, aus der Kriemhild, der Gattin Siegfrieds, und aus der Kriemhild, der Gattin Attilas, ursprünglich zwei verschiedenen Frauen, auch im künstlerischen Sinn eine Frau zu schaffen, ihre Wandlungen aus den Tiefen ihres Wesens zu erklären; und dieselbe Aufgabe hatte der Dichter für Hagen und die Burgunder zu lösen. — Ich erinnere an ein andres Beispiel: auch die Dichtung von Parzival und dem Gral ist eine Doppelsage; Parzival, ursprünglich der Held eines Dümmlingsmärchens, dann Ritter der Tafelrunde — wenn nun der Dichter die Sage vom Gral, die ihm früher nicht gebührte, auf ihn überträgt, so muß er den Parzival umwandeln und vertiefen, er muß uns zeigen, wie bittere seelische Not und harte Erfahrung den Ritter zum christlichen Ritter läutern.

Epos und Lied gerieten, wenn sie herüber zur Kunst geführt wurden, in weite Entfernung vom Volk, zu Rittern und Königen. Deren Geschmack aber war manchen Änderungen ausgesetzt, und von diesen Änderungen blieb das Wesen des Epos und des Liedes nicht unberührt, sie wurden ihm oft zum Unheil. Die Form verwilderte, die Vielheit und Willkür der Motive, die die aristokratischen Dichter mit bewußter künstlerischer Absicht beseitigt, drängte sich wieder hinein; die tragischen Abschlüsse wurden gemildert, und — das ist das Merkwürdigste — das Märchen, das der höfischen Dichtung oft zu gering schien, und das sie auch verbannt hatten, verlangte wieder sein Recht, es schoß aus allen Ecken und Winkeln hervor und überdeckte die Sagen und Mythen. Man kann es auch so ausdrücken: den alten stolzen Sagen wurde die Seele ausgeblasen und der tote Leib mit allerhand märchenhaftem Gerät belangt. — Das alte nordische Wielandslied etwa ist ein grausames, finsteres Lied von Schadlos und Rache. Wie wir es in einer einige Jahrhunderte späteren Fassung begegnen, so ist es mit Märchenmotiven ganz durchsetzt; ein verleumderischer Truchseß, ein windschnelles Roß, ein wunderbarer Stein, der Sieg verleiht, und viele andre Märchenzüge erscheinen darin. Außerdem sind verschiedene Motive, die in andre Sagen gehören, in die Sagen von Siegfried und in die von Odin, in dies Wielandslied hineingeraten und ganz äußerlich mit ihm verbunden. Auch der alte grausame Ausgang ist beseitigt; die Sage endet wie ein gewöhnlicher Roman unsrer Tage, mit Versöhnung und Heirat. Die Göttersagen der Edda zeigen ähnliches: je jünger sie sind, um so reicher ist in ihnen die Beigabe des Märchens. Also: die Entwicklung der Sage führt manchmal über Lied und Epos zum Märchen zurück und damit auch zur Prosa.

Es ist von mannigfachstem Interesse, diesen Wandlungen der Sage zu folgen; während uns aber die Betrachtung, wie aus Kunstmärchen Volksmärchen werden, in die Psychologie der Volksdichtung führt, verschafft uns die Betrachtung der Wandlungen der Sage einen tiefen Einblick in den Wechsel des Geschmacks und in die Lebensbedingungen höfischer oder adliger Kunst. Dieser Einblick ist wohl begrenzter, aber auch bestimmter und führt wohl noch mehr in die Tiefe.

Hier halte ich nun ein, ich bin ohnehin schon über die Grenzen meines Themas geschritten und vom Wesen von Märchen, Sage und Mythus zu ihrer Geschichte und ihren Schicksalen gelangt. Meine Gedankengänge stellten an die Aufmerksamkeit des Lesers hohe Ansprüche, auch wurde die Darstellung, weil sie sich zu vielerlei Sagen und Völkern zu wenden hatte, etwas unruhig. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit machte es möglich, die Grundbedingungen von Sage, Märchen und Mythus zu erkennen und ihrer vielfältigen Entwicklung nachzuspüren; und ich hoffe, ich habe die Versprechungen erfüllt, die ich anfangs gab: ich habe einige Einblicke in das Wesen und die Geschichte der Dichtung gegeben, habe gezeigt, wie Mythus, Sage und Märchen uns in die ältesten erreichbaren Zeiten menschlichen Werdens zurückführen, worin sie sich gleichen, worin, in Herkunft und Entwicklung, unterscheiden, wie sie sich meiden und suchen, und wie die verschiedene Art und Kunst der Völker sich auch in ihren Mythen, Sagen und Märchen klar und tief spiegelt.

Digitized by Google

Neben der Welt

Erzählung von Bodo Wildberg

III (Schluß)

Aus dem Tagebuch Kornelias von Roeren

Endlich habe ich mir den Mut genommen, zu Hans ein offnes Wort über Wenzel zu sagen; freilich ohne großen Erfolg. Wenzel war in neuster Zeit liebenswürdiger gegen mich geworden. Und das versetzte mich in eine wahre Todesangst.

Eines Tags schien er sich mir anvertrauen zu wollen: daß er sich in Luckau recht unbehaglich fühle, so allein und immer nur von uralten Menschen umgeben.

„Warum bleiben Sie dann? es zwingt Sie ja keiner!" entgegnete ich kühl.

„Mein Urlaub ist noch nicht zu Ende."

„Das ist aber ein langer Urlaub."

„Sehr liebenswürdig! Ich hab' ihn mir verlängern lassen müssen wegen dem Knochen da." Er wußte offenbar nicht gleich, welches von seinen Beinen das kranke sei. „Ja, die Abende," fuhr er fort. „Wenn nur die Abende nicht wären! Die sind jetzt schon sehr lang. Und die Tante zieht sich früh zurück. Ich sitze dann noch im Salett oder im Speisesaal über zwei, drei Flaschen Ojner — man muß die Feste feiern, wie sie fallen —, und wenn ich dann die große Treppe hinaufsteige zu meinem Zimmer, dann hör' ich hinter mir oft Schritte ... tap, tap, tap, tap ..., und wenn ich mich umdrehe, ist niemand da."

„Daran wird wohl der Ojner die Hauptschuld tragen — nämlich an dem Tap, tap."

„Von einer Theosophin hätt' ich diese Antwort nicht erwartet. Kohl, das alte vormärzliche Rindvieh, spart mit der Treppenbeleuchtung ... Kurz und gut, ich erwarte jedesmal, wenn ich mich umdrehe, sie zu zu sehen."

„Die grüne ...?"

„Sie selbst."

„Sie sahen sie schon einmal?"

„Ja. Ich war damals noch jung. Es war kurz vor dem Unglück am Tobschützer Berge ... mit Onkel Haidenfeld, wissen Sie ..."

„Sie sind mir ein unheimlicher Mensch!" Damit wandte ich ihm den Rücken.

„Und Sie eine Närrin," erwiderte er grob.

Ich suchte Hans auf, erzählte ihm von diesem Gespräch und von allem, was mich seit Wochen und Monaten an Wenzel beunruhigt hatte. Nun ich genötigt war, es in Worte zu bringen, da schien es auf einmal gar nicht der Rede wert zu sein.

„Was kann ich tun, liebe Kornelia? Wir sind einander ja gar nichts mehr — aber schließlich ist er doch mein Bruder."

„Ich bin überzeugt, daß er deinen Einfluß bei Tante Ulla zu untergraben bemüht ist."

„Das wäre traurig, wenn ich mich so wenig auf ihre Liebe verlassen könnte."

„Alte Leute sind oft wunderlich! Du hast's gestern wieder erfahren."

„Ja, aber sie meint es treu."

„Ist deine Frau auch dieser Ansicht?"

„Wir reden nie von jenem heiklen Punkt."

„Aber seine bloße Anwesenheit, Hans, ist mir eine stete Drohung. In der Nacht, die auf seine Ankunft folgte, brach das Feuer im Dorfe aus, und du gerietest in Gefahr deines Lebens. Und du weißt doch, daß er damals auch ... als dein Onkel Haidenfeld verschüttet wurde ... die grüne ..."

„Pst! ... Übrigens dem guten Wenzel trau' ich nicht in solchen Dingen. Denn er hat immer einen leichten Säusler. ‚Wenn ich so durch den Wald geh', tret' ich ruhig auf die Blumen,' hat er mir einmal gesagt, worauf ich ihm erwiderte: ‚Wenn eine jede Blume ein Glas Tokaier wäre, da würdest du schon besser aufpassen.' Und ein so grob organisierter Mensch sollte Geister schauen? Nimmermehr!"

Hansens Stimmung hat sich jetzt außerordentlich gehoben, und niemand ist glücklicher darüber als ich. Tante Isa, deren Möpschen wieder gottsvergnügt herumläßt, erklärte neulich vor uns allen, Linda, Lilla, Erna, dem Doktor Siebenkehn und mir: „Hansi, du bist der Herr hier, ich will, daß keiner daran zweifeln soll! Du bist mein Erbe, aber sie sollen jetzt schon alle wissen, daß du der Herr bist. Verzeih nur, daß ich

Digitized by Google

unnütze Alte noch dahier herumsitze, mein armes Hansel."

Hans neigte sich über ihre Hand, und ich sah, wie eine volle Träne darauf liegen blieb.

Eine andre Quelle der guten Laune für Hans ist dieser Doktor Siebenlehn. Mein Geschmack ist er ja nicht ganz. Er ist so ein Selbstverständlicher, so ein Alles-Niederwerfer von heute. Aber er hat etwas Ritterliches und ein seltenes Taktgefühl. Hans ist ganz und gar vernarrt in ihn. Und erst Lilla — nun ja! ...

Ich merkte es zuerst an ihrem ganz veränderten Betragen mir gegenüber. Neulich — es fehlte wenig, daß sie mir einen Kuß gegeben hätte. Lilla — mir — einen Kuß! Die Welt hätte einstürzen müssen. Sie, die mich so furchtbar haßte — so grausam und sinnlos, wie nur die Jugend hassen kann.

Später wird ihre Abneigung wiederkehren, denn so etwas verliert sich nicht. Aber sie werden ja wohl nicht auf Libnitz hausen, solange die Eltern am Leben sind. Sie werden hinaus in die Welt ziehen — die Glücklichen.

* * *

Der Tag des Libnitzer Gartenfestes war endlich herangekommen. Die Milde des jungen Spätsommers, tief ausharrend durch die Lindigkeit der Nächte, war dem Unternehmen günstig und ermöglichte daß vom Nachmittag bis in die Stunden des Dunkels hinein der Garten ein Schauplatz von Spielen und Tänzen war.

Der Garten war mit Papierlaternen im japanischen Geschmack behängt. Man hatte sich auf einfarbige Lampen geeinigt und auf vier starke dringliche Farben: weiß, orange, saphirblau und rubinrot.

Das Fest sollte unter dem Schlagwort „Têtes masquées" in die Erscheinung treten. Es betraf dies in der Hauptsache die Damen. Den Männern war es überlassen, ob sie durch ein charakteristisches Kleidungsstück oder einen besondern Schnitt des Bartes zum malerischen Eindruck des Ganzen beitragen wollten oder nicht.

Der Baron begnügte sich damit, einen etwas altertümlichen breiten Halskragen über seinen Smoking zu werfen. So gehoben, kam sein ehrwürdig edler Ritterkopf zu mächtiger Wirkung. Eigentlich fand er das Prinzip eines „Kopfputzes" überhaupt unkünstlerisch. „Denn," sagte er, „der Mensch kann doch oben nichts andres sein, als er unten ist."

Die Baronin aber schlug ihn mit der treffenden Bemerkung: „Wir sind doch alle aus verschiedenen Jahrhunderten, alle mehr oder weniger aus den Lappen der Vergangenheit zusammengefädelt."

„Da hast du nicht so unrecht, Donna Linda."

Hans trug sich mit dem kühnen Gedanken, die Verlobung Lillas mit Rudolf während des Festes feierlich ausposaunen zu lassen. Das war ja beinah so etwas wie ein Fehdehandschuh, den er der Nachbarschaft hinwarf; einen „Preußen", einen Bürgerlichen wollte er da vor dem ganzen Adel des Gaues bevorzugen und ehren. Aber Hans lachte nur bei diesem Gedanken. Er war jetzt in einer gar wagemutigen Stimmung.

Tante Ulla hatte die Einladung zum Gartenfest abgelehnt; das sei nichts für so alte Frauen wie sie. Am Tage nach dem Vergnügen wollte Hans mit dem Brautpaar bei ihr vorfahren.

Ja, Hans war mit einem Male sehr unternehmend geworden. Der lustige Reiteroffizier schien sich noch einmal in ihm zu rühren. „Hie Emmen — hie die Welt!" Das war in jungen Jahren sein Wahlspruch gewesen.

Die Baronin legte ihre blonden Flechten in der Art um den Kopf, wie man's zur Zeit der Lucrezia Borgia getan hatte. Große Perlen hingen als Ohrschmuck herab. Ein feines Netz von feuriger Farbe verstärkte den goldigen Schimmer dieses köstlichen Renaissancekopfes.

Lilla wäre am liebsten wieder als grüne Dame erschienen. Aber Rudolf war dagegen: „Laß die ungesunde Vergangenheit, Kind! Wir wollen die Kreise der Geister nicht stören.

> Sie liegen wartend unter dünner Decke
> Und leise horchend stürmen sie herauf."

„Dann wähle für mich."

„Du könntest als Waldnymphe gehen — als Dryade. Das ist schön und natürlich und gesund. Ich mach' es dir selbst, mit ein paar Eichenzweigen — komm!"

Er nahm sie an der Hand, und sie schritten dem Waldrande zu.

Ernas Köpfchen erhielt einen Haarputz aus dem Jahre 1802. Die aschblonden Wellen fielen etwas aufgelöst um das kleine feine Gesicht. Über dieser gewollten Ver-

Digitized by Google

wirrung thronte eine Art Turban aus zartem hellblauem Gazestoff. In der Nähe des linken Ohrs hielt eine goldne Agraffe den Bund zusammen, und über der Stirn wuchs ein kleiner Strauß von steifen lapisblauen Blumen in die Höhe.

Kornelia wollte zuerst nicht an dem Fest teilnehmen oder, wie Tante Isa, nur von einem Fenster aus zusehen. Dann ließ sie sich überreden und erschien in einem dunklen Spitzenüberwurf, der eben durch seine verhüllende Traurigkeit besonders auffallen mußte.

Einer der ersten Gäste, die an jenem Nachmittag in Libnitz vorfuhren, war Niki Steyregg mit den Schwammersteins von Guckhausen. Er kam in oberösterreichischer Tracht und sah genau so aus wie der erste Liebhaber eines Bauerntheaters.

Eigentlich war er ein hübscher junger Mann mit lebhaftem schwarzem Blick und einem gefälligen Profil. Aber in Sprache, in Gebärden, in Haltung und Umgangsart ein vollständiger Bauer.

Rudolf Siebenlehn glaubte zuerst, im Grafen Niki einen vollendeten Schauspieler bewundern zu müssen, der seine Rolle mit täuschender Lebensechtheit durchzuführen imstande sei. Aber nein: Graf Steyregg war in der Tat ein Bauer. Früh verwaist, war er ohne viel Unterricht und sittigende Pflege zwischen Jägern, Holzfällern und Bauersleuten aller Art auf einem weltfernen Gute aufgewachsen. Er fühlte sich denn auch in seinem Lodenkittel geistig und leiblich ganz wohl. War er doch infolge verschiedener Todesfälle Majoratsherr auf Böcklasing und Baurabichl und außerdem Herr eines schönen Vermögens. Und vor allem war er der Graf Niki Steyregg. Dies Bewußtsein hatte ihn auch als armen Mann über alle Fährlichkeiten des Lebens hinweg getröstet.

Begrüßung und Vorstellung waren erledigt, die Schwammersteins sprachen mit dem Ehepaar Emmen, Niki hielt sich an Lilla, die ihm im Dryadenlaubschmuck ganz besonders zu gefallen schien.

„No, Lilla?"

Lilla lächelte, Rudolf lächelte mit ihr.

„No, Lilla?" wiederholte Niki unbeirrt. „Bin doch dein Vetter, laß dir doch a Busserl aufpappen, geh, sei g'scheit."

Lilla lachte hell auf und trat einen Schritt zurück. „Das geht jetzt nicht mehr, mein guter Niki."

„No, warum denn net? Sei net so gschamig, Madel. I denk, wir wern jetzt einig."

„Einig?!" Lilla nahm eine ganz dumme Miene an.

„No, die Tant' Ulla, die, was noch den Dreißigjährigen Krieg erlebt hat, die wünscht es ja auch — sagt mir der Ferdl Schwammerstein. Und was der sagt, is immer wahr, denn er is der gescheitste Mensch in ganz Österreich."

„Armes Österreich!" seufzte Lilla pathetisch.

„No, willst uns auch noch frozzeln? ... Sehns, Sö Herr Professor oder was Sö sein," wandte er sich an Siebenlehn, „sehns, meine Cousin' da — die soll mich doch heiraten!"

„Das Neuste, was ich höre," erwiderte Rudolf verbindlich. „Aber leider dürfte das wirklich nicht durchzuführen sein."

„Ganz unmöglich, lieber Niki," stimmte Lilla bei.

Niki Steyregg starrte die beiden ohne jegliches Verständnis an. „Ihr redts so städtisch daher, so gebülldet ... ich sag' euch aber nur eins: ich bin der Graf Niki Steyregg."

„Das wissen wir," sagte Lilla knixend. „Herr auf Böcklasing und Baurabichl. Dennoch ... reden wir von etwas anderm, lieber Niki."

„Lilla, es is doch nicht zum Glauben — du hast dich doch net dem Herrn mit dem schwarzen Bart versprochen? Sö, lieber Professor, Sö g'fallen mir ja ganz guet ... aber Sie scheinen mir die hiesigen Verhältnisse net recht zu kennen ... Ich bin der Graf Niki Steyregg! ... Lachts net so, ihr zwei!"

Rudolf unterhielt sich göttlich. Das war ja besser als eine Schlierseer Premiere. Lilla hing an seinem Arm und weinte fast vor Vergnügen.

„Des habts schon an Rausch von der Bowl'n, dem preußischen G'söff — aber morgen, wann ihr ausg'schlafen habt, dann wird's euch klar werden, wer i bin: der Niki Steyregg bin i! Pfüat Gott!" Damit drehte er sich auf seinem Absatz um und eilte, Ferdl Schwammerstein aufzusuchen, um dem welterfahrenen Freunde sein Leid zu klagen.

Er traf ihn inmitten einer Gruppe lachender junger Leute, die dummes Zeug schwatzten und somit sehr vergnügt waren. Erna Siebenlehn war auch dabei, ganz berauscht von so viel Gräflichkeit und Freiherrntum.

Digitized by Google

Sie gefiel dem Ferdl recht gut, und der war nicht übermäßig erfreut, als Niki ihn beim Rockzipfel packte, um ihn seitab in einen ruhigeren Schattengang zu ziehen.

„Was willst denn, Niki?"

„I brauch' dein' Rat ... brauch' dein' Rat."

„No, was is denn? Ehrenangelegenheit?"

„Dös grad net ... aber was sagst du dazu? Meine Cousin' lauft mit dem reichsdeutschen Professor, dem, was den schwarzen Vollbart hat ... so an Bart wie der Kerl, der immer in der ‚Wochen' steht und die Stucker schreibt."

„Du meinst den Sudermann."

„Das is mir Wurscht, wie der Stuckschreiber hoaßt — i mein den preußischen Professor, und i sag' dir, der und die Lilla, die ham was zusammen."

Ferdl Schwammerstein, ein großer, starknochiger Mensch mit breitem, bartlosem Gesicht, war in gewissem Sinn ebensosehr ein Bauer wie sein Freund Niki Steyregg. Aber die bäurische Eigenschaft, die den Grund seines Wesens ausmachte, war berechnende Schlauheit. Er hatte früh begriffen, daß es nötig sei, dem modernen Leben gewisse Zugeständnisse zu machen. Mangel an geschäftlicher Tüchtigkeit, Mangel an Scharfblick, an Unternehmungsgeist, das waren die Fehler und Schwächen, an denen der Adel zu leiden hatte. Man mußte sich alle Kampfmittel und Listen der Jobber, der Emporkömmlinge aneignen, um ihnen mit gleichen Waffen begegnen zu können. Man mußte es machen wie die Japaner: die wehrhaften Künste des Feindes annehmen, darum blieb man ja doch, wer man war. In diesem Zeichen hatte Ferdl gesiegt. Eine grobschlächtige Gutmütigkeit machte ihn überall rasch beliebt. Seine Heirat mit der häßlichen Tochter des Fürsten Strabansky gab dem rostigen Wappenschilde der Schwammersteins neuen Glanz. Da er ein leidlicher Redner war, sich auch ein wenig in Politik mengte, ohne sich jedoch allzuweit einzulassen, und aus den Tageszeitungen über jedes Thema ebenso eingehend als oberflächlich orientiert war, galt er in seinen Kreisen als enzyklopädisch gescheit. Überhaupt hatte er Glück: er konnte anfassen, was er wollte, alles gelang ihm. Darum schwor er auch zur Fahne des Optimismus; Pechvögel gab es nicht, die waren eben dumme Kerle. Ferdl Schwammerstein war der Liebling aller. In Niki's Augen kam er gleich nach dem lieben Gott. Aber es gab nur wenige, die nicht eingestimmt hätten, wenn es hieß: „Dieser Ferdl Schwammerstein — was ist das für ein tüchtiger, gescheiter, durch und durch scharmanter Mensch!"

„No, no, siehst du, mein Lieber," orakelte Ferdl, „ich hab' ja immer gesagt, daß du rückständig bist."

‚Was is das ... ruckständig?"

„Rückständig heißt es, mein guter Niki — mit ü, wenn ich bitten darf. No, du bist halt z'ruck in der Weltgeschichte. Verstehst mich jetzt?"

„Was hat die Weltgeschichte mit der Lilla und dem deutschen Professor zu tun?"

„Wenig, allerdings, lieber Freund! sehr wenig, darin muß ich dir recht geben. Aber sie sind gleichsam Symbole."

„Jetzt redst wieder von der Bowle. Hast auch so viel davon g'soffen? Das is recht garstig von dir, mich so zu frozzeln, Ferdl! Geh, du bist kein treuer Freund."

Ferdl klopfte ihn begütigend auf die Schulter. „Nix für ungut, Niki. Du leidest halt an einer fixen Idee! Du denkst, für den Grafen Niki Steyregg ist die ganze Welt nur ein Tischlein-deck-dich. Das ist heute nicht mehr so, mein Lieber. Freilich, du bist reich — das ist noch deine einzige Rettung. Aber so wie deine Ahnen herumwirtschaften, das kannst du halt doch nicht mehr. Dein Urgroßvater hat seinen italienischen Baumeister über den Haufen geschossen, weil er ihm, in Unkenntnis unsers Klimas, ein Bergschloß mit der Front nach Norden gebaut hatte. Ein Jährlein Verbannung vom Hofe — das war wohl alles, was er dafür gekriegt hat."

„So, das war mir noch nicht bekannt. Was du net alles weißt, Ferdl! Aber ich hab' ja keinen italienischen Baumeister, und wann ich einen hätt', würd' ich ihn wegen so aner Kloanigkeit doch net totschießen."

„Das freut mich, Niki! Du bist von der zunehmenden Verfeinerung der Sitten doch nicht ganz unberührt geblieben. Also: die Lilla Emmen schlag dir aus dem Sinn, kriegst an jedem Finger eine andre, wanns dich umschaust ... Und mit dem Doktor fangst mir keinen Krawall an, der hat eine sehr herzige Schwester, der mach' ich heut' die Kur ... Kreuzsturken, da hat der Esel, der Thuri Polzer, sie mir inzwischen weggeschnappt — gleich werd' ich sie ihm wieder abjagen!"

Digitized by Google

„Aber Ferdl — deine Frau!“

„Eſel!“ Er wandte dem Grafen Steyregg verächtlich den Rücken. Dann drehte er ſich noch einmal um und ſagte in etwas milderem Ton: „Daß du mir keine Klatſcherei machſt!“

„Aber Ferdl! — ich? Du kennſt mich doch!“

„Schon gut — Servus, Niki.“

Während ſich das zwiſchen den Freunden abſpielte, ſaßen Rudolf und Lilla unter dem großen Ahorn am kleinen verſteckten Goldfiſchteich.

„Du wirſt dich doch nicht etwa mit dem Niki ſchlagen?“ flüſterte Lilla beſorgt.

„Schlagen? Mit dieſem armen unfreiwilligen Komiker da? Ihr Öſterreicher ſeid in ſolchen Dingen noch furchtbar primitiv. Immer gleich Duelle, wegen jedem Pappenſtiel. Oder wünſcheſt du's etwa? Dann ſelbſtverſtändlich ...“

„Rudolf!“

„Weißt du, Lilla, du erinnerſt mich jetzt auf einmal an ein Geſpräch, das ich mit Furtwängler in Griechenland führte. Er hatte die wundervollen jungfräulichen Sphinxe vom Giebel des Aphroditentempels auf Ägina entdeckt. Für eine, deren Geſicht völlig zerſchlagen war, begeiſterte ſich der Forſcher ganz beſonders und ſagte, es müſſe eine Wonne ſein, in ihren Armen zu ſterben. Er könne ſich ihre Züge mit Leichtigkeit ergänzen, verſicherte er mir. Ich verſtand ihn damals nicht. Heute aber denke ich mir: die Sphinx wird dir ähnlich geſehen haben, als ſie noch ihre Schönheit beſaß.“

„O Rudolf, ich bin keine Sphinx, ich bin nur ein wildes Mädel -- geweſen; denn du haſt einen neuen Menſchen aus mir gemacht. Aber ſahſt du den Mann, der jetzt vorbeiging? Dort beim Spiräenbuſch?“

„Dein Onkel Wenzel?“

„Ach, das dachte ich mir. Nun, wie gefällt dir der Onkel?“

„Hm. Ich glaube dir nicht ins Herz zu greifen, wenn ich geſtehe, daß er mir gar nicht gefällt.“

„Ich fürchte ſehr, daß er uns einmal einen großen Schaden zufügen wird.“

„Hm ... vielleicht überſchätzt ihr den guten Onkel. Er iſt einer der Vielzuvielen und Ganzüberflüſſigen — weiter nichts.“

„Die Eltern ſind heute ſo heiter und guter Dinge, Rudolf. Das freut mich ſo unausſprechlich. Denn es laſtet immer ſo viel auf ihnen.“

„Ja, dein Vater hat mir ſein Herz ausgeſchüttet, als wir im Schwarzwalde waren. Ich habe noch nie für einen Mann eine ſo tiefgehende Hochachtung und Verehrung empfunden. Daß ſolche Menſchen keine Gelegenheit haben, die Welt und ihre Kultur zu fördern, das gehört zu den vertracteſten Rätſeln dieſes vertrackten Daſeins!“

„Ach, Rudolf, ob unſer Leben auch ſo umengt und umſtellt ſein wird wie das der Eltern?!“

„Ich glaube nicht. Ich hoffe nicht. Freilich, man kann nie wiſſen! Aber eine große Anzahl von Hemmungen, die das Glück der älteren Geſchlechter bedrohten, haben wir Jüngeren uns kühnlich vom Halſe zu ſchaffen verſtanden ... Übrigens, heut' will dein Vater unſre Verlobung verkünden. Bei der Abendtafel — mache dich auf Gratulationen gefaßt.“

„Ich möchte mit dir in einem Luftſchiff aufſchweben, während die da unten ihre Feſte feiern, und ſchweigend unter den Sternen ſitzen — mit dir.“

„Meine Lilla!“ —

Ferdl Schwammerſtein ſpazierte in der Nähe des Ölbaums mit Erna Siebenlehn auf dem langen Riesweg auf und nieder.

In ſeiner formloſen, pudelnärriſch kecken Art machte er ihr anhaltend und eifrig den Hof. Erna war entzückt. Daß Ferdl verheiratet war, hatte ſie im Trubel der Ankünfte nicht wahrgenommen. In ihren Viſionen ſpielte eine ſchmale vornehme Karte die Hauptrolle. Auf dieſer Karte war zu leſen: Erna Gräfin Schwammerſtein. Oder: Gräfin Erna Schwammerſtein. Oder: La Comteſſe Ferdinand Schwammerſtein. Oder gar, falls Ferdi das Haupt der Familie war, einfach: Gräfin Schwammerſtein.

Wenzel ſah Bruder und Schwägerin in fröhlichſter Laune den Raſenplatz überſchreiten. Dort wurde getanzt. Der hochragende Ritter mit dem ſchönen Weißbart und die goldköpfige Renaiſſancedame ſahen Arm in Arm den Tanzenden zu. In dieſem Augenblick wußte Wenzel, daß er ſeinen Bruder haßte.

Er näherte ſich dem Paar. „Verzeih ... erlaubt ... nimm mir's nicht übel, Hans! aber iſt's dir auch recht, daß deine Tochter mit dem Doktor aus Deutſchland dort am Goldfiſchteich ſitzt? Sie geben einander Buſſerln.“

„Pfui, Wenzel, wer wird den Aufpasser spielen?! Übrigens — beim Souper werde ich die Verlobung offiziell machen — also beruhige dich, Bester."

Nun war die stattliche Tafel gedeckt inmitten des breiten Rasenplans. Die blauen, roten und gelben Scheine der Papierlampen fielen auf die Rosenbeete und die schweren Massen des Laubes, auf die schimmernde, schreiende, scharmutzierende Tischgesellschaft, auf tanzerhitzte, phantastische Frauenköpfe, auf weingerötete Männergesichter.

So sehr ein jeder mit seinem eignen Vergnügen beschäftigt war, so wenig fehlte es doch an streifenden Blicken, an schlecht verheimlichtem Getuschel, als Rudolf und Lilla etwas blaß und feierlich beide nebeneinander an der Tafel Platz nahmen. Erna, glückselig, reizend in ihrem hellblauen Turban, vom Hoffnungsglanz einer geträumten Grafenkrone umwoben, hüpfte auf Freundin und Bruder zu, küßte ein jedes von ihnen und murmelte so etwas wie: „Vielleicht werd' ich auch ..."

„No, Riki?" Ferdl schenkte seinem Nachbar zur Linken Champagner ein: „Noch ungetröstet?"

„Du bist ein garstiger Kerl, Ferdi. Die Kleine weiß gar nicht, daß du verheiratet bist."

„No, jetzt wird sie es ja sehen, daß ich meine Frau zu Tisch geführt habe. Ich spiel' nämlich immer den galanten Ehemann, das macht einen gleich riesig populär. Empfehl' dir das für die Zukunft," flüsterte Ferdi zurück. „Und jetzt kannst du dich meiner Champagnerbraut, der kleinen Germanin, etwas widmen und ihr schonend beibringen, daß ich bereits mit einer Frau gesegnet bin, und zwar mit einer grundhäßlichen. Letzteres mag ihr ein Trost sein."

Baron Hans von Emmen erhob sich und schlug an sein Sektglas. Mit soldatischer Kürze und weithin vernehmbarer Stimme sprach er: „Meine Tochter Lilla hat sich mit meinem lieben Freunde Doktor Rudolf Siebenlehn verlobt. Ich bitte die werte Tafelrunde, mit mir auf das Wohl des Brautpaars zu trinken."

Ein Sturm des Jubels und der lachenden Zustimmung brauste auf. Die Stimmung des lampenerhellten Sommerabends, Tanz, Lärm und die an allem Menschlichen rasch und freudig teilnehmende österreichische Gutmütigkeit [illegible] jede Spur einer Antipathie oder eines verletzten Standesdünkels hinweggefegt. Alles umdrängte beglückwünschend das Brautpaar und die Eltern.

In diesem Augenblick hörte man einen Wagen heranrollen. Ein später Gast? Die am Parktor versammelte, neugierig dem festlichen Treiben der Herrenleute zuschauende Dorfjugend stob kreischend auseinander.

Josef, der sogenannte junge Bediente der Freiin Ulla, ein Siebziger, torkelte (so schien es denen, die nach dem Parktor hinsahen) über Kies und Rasen auf die fröhlich leuchtende Tafel zu. Vor dem Baron Emmen machte er halt. „Bitt' schön, Herr Baron — die Frau Baronin auf Luckau is soeben schwer erkrankt — es soll ein Schlaganfall sein."

Mit rücksichtslosem Zischen fuhr eine Rakete von türkisblau leuchtendem Vergißmeinnicht triumphierend in die laue Nachtluft empor. Knatternd platzten dann die schönen Sterne auseinander und verprasselten auf den Stoppelfeldern draußen vor dem Schloß.

Der strahlende Freudengruß, der dem Brautpaar hatte gelten sollen, wirkte nun wie eine höhnisch-lustige Quittung auf die betrübende Nachricht des alten Dieners.

„Sofort sollens mit dem Feuerwerk aufhören!" donnerte Hans nach den Büschen hin. „Meine Herrschaften, verzeihen Sie ..." Und so weiter. Die Nachricht sprach sich herum. Verstimmung, Unruhe, Verwirrung.

Wenzel sprang, ohne sich zu besinnen, in den Luckauer Wagen. „Vorwärts, Euler!"

„Bitt' schön," wagte Josef artig einzuwerfen, „ob nicht die andern Herrschaften auch mitfahren wollen — der Libnitzer Herr Baron ..."

„Fahren im eignen Wagen nach oder lassen sich von einem der Gäste absetzen."

Und als Linda von Emmen, noch im Lucrezia-Borgia-Schimmer, in einen Abendmantel gehüllt am Arm ihres Gatten dem Parktor zustrebte, war die Luckauer Equipage längst schon wieder hinausgefahren in die Nacht.

* * *

Lilla von Emmen an Dr. Rudolf Siebenlehn

Mein Rudolf!

War das ein unerwarteter kalter Windhauch in jener lauen Gartenfestnacht! Der alte Josef, den sie in Luckau den „jungen Bedienten" nennen, als richtiger Unheils-

Digitized by Google

bote in unsern lampenhellen Freudenabend hereinstolpernd, wie es in jenen griechischen Tragödien der Brauch ist, von deren Schönheit Du mich so eifrig zu überzeugen suchtest. Eine gehetzte Nachtfahrt mit den Eltern nach dem ungemütlichen Luckau. Am nächsten Vormittag unser weher, hastiger Abschied im Schloßgarten, am trüben Teich bei den alten Platanen — und dann fuhrst Du weg mit der armen kleinen Erna, und wir, Mama und ich, bemühen uns abwechselnd als Pflegerinnen der Tante, während Papa jeden Tag ein- oder zweimal herüberkommt.

Du wirst jene Anfangsworte meines Briefes frivol finden. Aber der alten Tante Riesennatur hat sich schon so weit erholt, daß für den Augenblick jede Gefahr ausgeschlossen erscheint.

Daß Onkel Wenzel mit dem Wagen, der für uns alle bestimmt war, sogleich wieder zurückfuhr, hat uns dreien jeden Zweifel an seinem wirklichen Charakter genommen. Wollte er nur streberisch seine Besorgnis zeigen? oder hoffte er irgend etwas zu erschnappen, vielleicht den letzten Momenten der Sterbenden irgend etwas abzuringen oder abzubetteln? Oder war es nur ein (für ihn allerdings sehr bezeichnender) Impuls, das Gefühl: ich muß zuerst dort sein! Jedenfalls hat es ihm nichts gefruchtet, denn die Tante war, als er ankam, bewußtlos, und Wenzel durfte nicht zu ihr. Als wir eine halbe Stunde später anlangten, sagte uns der Arzt, daß Tante Ulla diesmal noch davonkommen würde. Mama übernahm die erste Nachtwache, und ich löste sie gegen Morgen ab.

Hoffentlich hat sich Erna schon über ihre zerstörten Träume hinweggetröstet. Armes, dummes Ernchen, sich von einem Ferdl Schwammerstein so ohne weiteres bezaubern zu lassen! Verbirg diese Zeilen vor ihr, aber küsse sie recht herzlich in meinem Namen auf ihr aschblondes Köpfchen.

Die Tante ist, seit sie sich ein wenig erholt hat, so schwer zu nehmen, wie das noch niemals der Fall war. Sie war immer streng, immer unverrückbar konservativ in ihren Anschauungen gewesen, aber im Grunde doch gutig und stets bereit, auf ihre Art einem etwas Liebes zu erweisen. Schon einige Zeit vor ihrer Erkrankung habe ich sie etwas minder angenehm gefunden, namentlich seit Wenzels Ankunft. Unbewußt mag sie sich über den zähen, zudringlichen Gast geärgert haben. Die Reise der Eltern — wie muß ich Gott für diesen ihren Entschluß danken, denn sie brachten mir Dich als schönstes Angebinde mit! — kam ihr auch recht überflüssig vor, und überhaupt schien ihr Papa (angekränkelt durch die modernen Anschauungen eines gewissen bösen Doktors aus dem Reiche) neuerdings viel zu selbständig geworden ... Aber seit der Krankheit ist sie geradezu entsetzlich. Alles zittert. Alles schleicht auf den Zehen. Selbst Wenzel — das ist noch das einzige Gute dabei —, selbst Onkel Wenzeslaus ist in Ungnade gefallen. Und dieser mir seit jeher so fatale Mensch, der Verwalter Katzowsky, von dem ich ernstlich glaube, daß er mit dem lieben Wenzel unter einer Decke steckt — der kratzfußt jetzt herum wie das leibhaftige böse Gewissen.

Es ist eine ungemütliche Zeit für uns alle — ganz besonders für die arme Mama, die eigentlich kein Talent zur Krankenwärterin hat. Sie kann nur richtig pflegen, wo sie liebt, und zwischen ihr und Tante Ulla ist, wie ein Engländer sagen würde, nie was an Liebe verloren worden. Eine schaurig unbehagliche Zeit.

Und doch süß im Gedanken an Dich, mein Geliebter. Wenn ich durch das melancholische Tal der Freundschaft wandre, vorüber an den bröckelnden Urnen, den patinabedeckten Eichenkränzen; wenn im braunen Teich die ersten goldgelben Ulmenblätter schwimmen und die Monatsrosen ihren wehmütigen Duft zu meinem Fenster heraufsenden — am meisten aber, wenn ich draußen im freien Feld wandre, in der weiten, immer herbstlicher dreinschauenden Gegend, die sich gegen den Felsen der „Urgroßmutter“ und gegen den fernen Fluß hinstreckt — immer, immer bin ich bei Dir, Geliebter; möchte doch unsre Zukunft frei und groß werden, frei und groß! Das erbitte ich vor allem vom Schicksal!

Nicht wahr, Du nimmst mich mit auf allen Deinen Reisen, und wenn Du die alten Götter ausgräbst und auch die Göttinnen und Sphinxe — ich verspreche Dir, nicht eifersüchtig zu sein! —, so bin ich immer bei Dir als Deine treue Gefährtin, mache fleißig Aufzeichnungen, photographiere ... Oh, es wird herrlich sein!

Digitized by Google

Von unsrer Verlobung weiß Großtante Ulla noch nichts. Ohm Wenzel ist, wie ich Dir schon sagte, für den Augenblick ganz eingeschüchtert und scheint alle Lust am Intrigieren verloren zu haben. Von den Leuten würde es niemand wagen, der Tante irgendeine Andeutung zu machen. Meine guten Eltern aber darfst Du nicht furchtsam schelten; es entspringt wirklich nur der Rücksicht auf den Zustand der Tante, die sich ja, wie Du weißt, zuletzt eine Schwäche für den unglücklich-seligen Schlierseer Jeune premier, Riki Steyregg, zugelegt hatte, wenn Papa ihr noch keine offizielle Mitteilung gemacht hat.

Oh, dies Luckau, dieses Haus des Alters! Wie schwer liegt seine Luft auf mir. In einer seiner Erzählungen sagt Poe, Mamas Lieblingsdichter, von einem unheimlichen seltsamen Schiffe: „Dieses Schiff samt allen, die auf ihm fuhren, war durchdrungen vom Geiste des höchsten Alters." Das gilt auch von diesem Luckau mit seiner Herrin, ihrem Kohl, ihrem Josef, ihren greisen Kammerjungfern, der ganzen furchtbaren Ausatmung uralter Dinge, die von tausend Toden zu erzählen wissen ...

Ich habe das immer nur dunkel empfunden, und meine Jugend lachte darüber hinweg. Aber seit Du in mein Leben getreten bist, Du, Rudolf, gesund und gegenwartsfroh und zukunftssicher, da schauert mir vor den geschlossenen Dumpfheiten dieser Räume, „durchdrungen vom Geiste des höchsten Alters". Freilich spürst Du, der Entdecker von Sphinxen, einem noch graueren Alter nach; aber Tiryns und Mykenä, Knossos und Orchomenos (Du siehst, wie gelehrig Deine Lilla die schweren Namen festzuhalten weiß), die stehen so wundersern in den vergangenen Zeiten, daß sie faßbare Gespenster, mit denen sie uns schrecken könnten, nicht mehr ihr eigen nennen: die sind hinweggeschwunden, und es bleibt nur die große Linie, die zeitlos ist.

Red' ich wie ein Buch, oder war das ein Gallimathias? Lächle nur! Ach, könnt' ich Dich lächeln sehen — das täte mir wohl.

Daß wir auch einmal so starr und so bar: und so eigensinnig werden konnten! Davor nur bewahre uns Gott! Schreibe bald, bester Rudel.

Deine Lilla.

* * *

Tante Ulla lag auf dem Sofa im roten Salon. Draußen war es Herbst. Der Himmel war grau. Die Schwäne auf dem Teiche ahnten den Winter. Sie drückten sich am Eingang ihres schwimmenden Häuschens zusammen. Die beiden hohen Platanen schüttelten ihr hellgoldgelbes Laub auf die stillen Taxuswege. Gleichgültig blühten die Monatsrosen, mit schwachem Duft.

Ulla ruhte auf dem mächtigen, mit Drillich überzogenen, steilehnigen Sofa. Gestickte Kissen, die Angebinde von Verwandten und Freundinnen, stützten ihren Rücken, ihre Schultern. Neben ihr saß auf hochlehnigem Stuhle der Freiherr Hans von Emmen. Seine Damen waren bereits nach Libnitz zurückgekehrt; er war, wie er's jetzt alle Tage zu tun pflegte, herübergeritten, um nach dem Befinden der Rekonvaleszentin zu fragen.

Heute war die Tante etwas leichter zu nehmen. Sie widersprach nicht so viel wie sonst. Hans, der zu allen Zeiten ein flotter Erzähler gewesen, gab verschiedene drollige kleine Vorkommnisse aus jüngster Zeit zum besten; so zum Beispiel, daß Girschik, der alte Libnitzer Gewitterprophet, gestern gesagt hatte: „Herr Baron, dies Jahr gibt es kein Gewitter mehr."

Auf dem Lande ist man zum Glück oft recht anspruchslos und amüsiert sich über die unschuldigsten Kleinigkeiten. Tante Ulla mußte über den alten Girschik lachen. Ja, jetzt im Herbst würde es wohl kein Gewitter mehr geben.

Die trauliche Stimmung, die heute im roten Salon herrschte — Josef hatte Feuer im Kamin gemacht, und die behaglichen Flammen fanden in den bauchigen Palisanderkommoden ihren Widerschein —, sie raubte Hans die mühsam erworbene Vorsicht und diplomatische Zurückhaltung und verführte seine ehrliche Natur zu übel angebrachter Wärme und Mitteilsamkeit.

Die gute Tante! Er betrachtete ihre verehrten Züge, und längst verblaßte Jugendbilder lächelten ihm zu.

Plötzlich, ein schandlicher Kobold mußte das gewollt haben, fing er an, Anekdoten von dem dummen Riki Steyregg zu erzählen. Wie ihn seine Freunde geneckt hätten, er müsse bald heiraten, aber „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reiße der schöne Wahn entzwei", so versicherten sie ihm. Er

aber lief herum: „Was reden die denn immer von an Gürtel, von an Schleier — dös versteh' i nöd."

Seit ihrer Krankheit hatte sich merkwürdigerweise Ullas Gehör bedeutend gebessert. Sie nahm das Erzählte ruhig lächelnd in sich auf und sagte nur: „Na, für einen Schwiegervater in spe bist du ein bißchen scharf gegen den armen jungen Menschen!"

„Wie meinst du, Tante? Ich verstehe immer Schwiegervater — wie Oskar Blumenthal sagen würde. Du denkst doch nicht etwa, daß Lilla für diesen Taps eine Neigung hätte fassen können, selbst wenn sie nicht ..." Er hielt an. Bald hätte er sich in die Zunge gebissen.

Die Züge der Tante wurden herrisch streng und starr. „Selbst wenn sie nicht ... wie meinst du das, Hans?"

Der Neffe hatte seine Fahrzeuge verbrannt, die Schlacht mußte geschlagen werden. Es war auch besser, endlich einmal alles frei heraus zu sagen. Nichts war Hans verhaßter als Geheimtun und Versteckenspielen.

„Liebe Tante, ich wollt' es dir schon längst sagen: Lilla hat sich verlobt, aber nicht mit deinem Protegé Riki Steyregg, sondern mit ..."

„Dem Thuri Polepp? dem Pepi Hohenstein?"

„Nein. Mit dem Doktor Rudolf Siebenlehn, meinem jungen Freunde aus Thüringen. Er ist ein ausgezeichneter Mensch, hat als Gelehrter schon einen Namen, ist wirtschaftlich unabhängig und genießt die Gunst des Fürsten von Schwarzenbach-Nordland. Diese letztern Umstände füge ich nur hinzu, weil du die Sache gewiß auch vom weltlichen Standpunkt betrachtet wissen willst. Mir genügt der Mensch — daß er sein Auskommen hat, ist natürlich ein großes Glück; aber auch so" — setzte Hans unvorsichtig hinzu — „hätte man sich behelfen können und müssen."

Einen Augenblick lang schwieg Ulla, als ob sie erst alles verdauen müsse, was ihr Hans da wider Erwarten vorgesetzt. Ihr Gesicht wurde dabei immer härter und strenger, seine Farbe spielte immer mehr ins Fahlgelbe. Endlich fragte sie mit stahlerner Stimme: „Protestant, natürlich?"

„Protestant. Aber, verehrte Tante, du warst doch sonst nicht so streng kirchlich gesinnt ..."

„Ich bin gegen gemischte Ehen. Die Familie ist gewiß recht mauvais genre."

„Gute alte Bürgerfamilie, Tante Ulla. In ihrer Art so alt wie wir."

„In ihrer Art — das sagt alles." Die Tante lachte kurz und ärgerlich. Sie wiederholte noch einmal die Worte: „In ihrer Art." Nach einer peinlichen Pause sagte sie: „Ich habe diesen Herrn Siebenlehn nur einmal gesehen, damals, als du mir ihn vorstelltest. Er sieht gut aus, hat leidliche Manieren, eine gewandte, sichere Konversation. Aber trotz alledem. kein Gatte für Lilla."

„Aber, Tante, die Sache ist doch längst abgemacht."

„Und hättest du nicht erst deine alte Tante Ulla fragen können? Sieh, diese Krankheit hat mich daran erinnert, daß ich schließlich auch einmal sterben muß. Und ich wüßte Lilla gern standesgemäß verheiratet — du kannst dir denken, warum. Also, ich bitte dich, Hans: brich die Verlobung ab!"

„Das ist unmöglich, Tante."

„‚Unmöglich', sagte Napoleon, ‚ist das Wort eines Toren.'"

„Ich bin kein Bewunderer des Korsen und verstehe mich nicht darauf, ruchlos über das Glück der Nächsten und Teuersten hinwegzuschreiten."

„Und du meinst wohl, daß ich das tue?"

„Nein, Tante."

„Dann brich die Verlobung ab."

„Nein, Tante. Es tut mir leid."

„Adieu, Hans."

„Adieu, Tant' Ulla." Er küßte ihr die Hand.

Sie kehrte sich von ihm ab, der Sofalehne zu.

„Soll ich jemand herschicken, Tante?"

„Nein."

Sobald die Freiin Ulla allein war, stand sie vom Sofa auf. Mit bemerkenswerter Energie schritt sie quer durch den roten Salon und öffnete die innerste Lade eines kleinen Boulleschreibtisches. Sie nahm ein Schriftstück heraus. Sie strich mit der Feder verschiedenes durch, es klang hart, trotzig, schneidend, und das Feuer knisterte dazu.

Dann schrieb sie mit zitternder Hand ein paar hastige Zeilen. Endlich schloß sie die Lade wieder zu und sank erschöpft in die gestickten Sofakissen.

* * *

Digitized by Google

„Ich glaub', ich hab' — eine Dummheit gemacht." Mit diesem Ausspruch trat der Baron in das Atelier seiner Frau.

„Das kann ich nicht glauben, Hans."

„Die Tante hat mich in Ungnade entlassen."

Baronin Emmen ließ ihren Malstock fallen. Hans bückte sich und hob ihn auf. Dann erzählte er: „Ja, weißt du, ich fand es heute so gemütlich bei der Tante. Es war ganz wie in alten Zeiten. Da verließ mich die Vorsicht. Ich plauderte ungezwungen. Meine kindliche Zärtlichkeit erwachte wieder. Sie war mir einst wie eine Mutter — du weißt es."

„Dein weiches Herz, Liebster, ist dein schlimmster Feind."

„Mag sein." Hans streckte mit jener ihm eignen Miene humoristischer Ergebung die Hände aus. „Kurz und gut, ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber auf einmal war ich herausgeplatzt mit Lillas Verlobung."

„Nun, die hätte ihr ja nicht mehr lange unbekannt bleiben können. Mach' dir also darum keine Vorwürfe, Hans."

„Ja, aber der Moment war doch wohl nicht der richtige. Sie nahm es sehr übel auf. Ach, sie hat sich arg verändert. Sie pflegte doch früher ziemlich liberale Ansichten zu hegen. Jetzt auf einmal ist sie höchst feudal und kirchlich gesinnt. Sie verlangte von mir, ich möchte die Verlobung aufheben. Natürlich sagte ich nein. So schieden wir."

„Es mußte wohl so kommen, mein Hans."

„Ach, in fünfzig Jahren wird es doch ganz gleichgültig sein, was heute geschah und gedacht wurde. Es ist dann alles nicht mehr wahr."

„Das sagst du immer, Hans, aber ich weiß wirklich nicht, ob du recht hast."

Hans versank einen Augenblick in Nachdenken. Unablässig strich er mit der großen schönen Hand über seinen langen Bart hin, seine hellen Augen blickten hinaus in den herbstlich schauernden Park. „Ob ich nicht heute nachmittag noch einmal hinüberreite und mich bemühe, sie zu versöhnen?"

„Jetzt wär' es vergebens, Hans. Laß doch lieber ein paar Tage darüber hingehen. Sie wird schließlich Sehnsucht nach dir bekommen und dann vielleicht deinen Ansichtungen zugänglicher sein."

„Dann Ulla hat recht."

Die Aufregung über Hansens Halsstarrigkeit hatte die alte Dame sehr angegriffen. Auch beunruhigte sie arg, was sie im ersten Ärger hingeschrieben. Und doch konnte sie sich nicht entschließen, die neue Bestimmung rückgängig zu machen.

„Ich werde ja wohl noch einige Zeit leben. Kann mir's noch überlegen indessen; der Junge hat mich auch gar zu schwer geärgert! Er ist zu selbständig geworden in letzter Zeit. Man muß ihn ein wenig ducken. Ich will mal warten — bis übermorgen. Vielleicht kommt er, die alte Tante um Verzeihung zu bitten."

Die Nacht war übel, voller Beschwernis und ängstlicher Träume. Tagsüber wartete sie vergebens auf Hans. So vergingen ihr dreimal vierundzwanzig Stunden. Am dritten Vormittag nach Hansens letztem Besuch lag Ulla wieder auf dem steiflehnigen Drillichsofa im roten Salon. Sie lauschte auf einen Hufschlag, auf das Knirschen von Wagenrädern. Nichts, nichts. „Er trotzt, der grautöpfige Junge. Hat immer noch nicht Vernunft angenommen."

Sie fühlte eine bleierne Schwere in den Gliedern. Etwas Ängstigendes, Böses umklammerte ihre Brust. „Da sind die Weiber dran schuld, die halten ihn zurück." Sie sank in einen unruhigen Halbschlaf.

Auf einmal war es ihr, als befinde sich noch jemand im Zimmer. „Resi, bist du's?" Sie öffnete die Augen. Zwischen ihr und dem Boulleschreibtisch glitt etwas Grünes hin. Eine schmale Frauengestalt war's mit einem gelblichen Spitzenkragen, einem breiten Jagdhut, von dem nebelhaft dünne Pfauenfedern herniedernickten. Die Frau in Grün blieb vor dem Schreibtisch stehen. Dann wandte sie sich um ...

Ulla stieß einen Angstschrei aus. Sie erwachte sogleich. Die Septembersonne schien freundlich durch die hohen Fenster. Der rote Salon war leer.

Durch die Tür des benachbarten Speisezimmers trat Wenzel von Emmen. Er hatte sich in den letzten Tagen stets in den nächstgelegenen Gemächern herumgetrieben. Resi, die älteste der Kammerzofen, hielt ihn nach Möglichkeit fern vom Lager seiner Tante, aber die beiden jüngeren würden sich wohl mit der Zeit minder hartherzig erweisen. Er hatte den Schrei gehört und beeilte sich, einzutreten, bevor Resi wiederkäme.

Digitized by Google

Totenbleich ruhte die Tante auf den buntgestickten Kissen. „Ach, Wenzel, du bist's!" stöhnte sie. „Ich bitt' dich, mein Junge, nimm hier diesen Schlüssel, öffne die Schreibtischlade — jene dort — und bring mir das geschlossene blaue Kuvert."

Den Major durchzuckte es wie der Stich einer glühenden Nadel. Seine Pulse klopften schmerzhaft, als er den blauen Briefumschlag in den Händen hielt. Jetzt gilt's! Alles oder nichts! Das war die Stimme seiner Gedanken. Er zerriß mit fiebernden Fingern den Umschlag.

„Nicht aufmachen, Wenzel — hergeben! hergeben!" wimmerte die Kranke.

Aber Wenzel hörte nicht auf sie. Er hatte den Inhalt des blauen Kuverts vor sich. Da stand es deutlich: „Mein Testament." Er überflog, ohne Atem zu schöpfen, das Schriftstück. Hier, hier standen die schicksalsvollen Worte: „In Anbetracht dessen, daß mein Neffe Hans von Emmen voraussichtlich das Gut Libnitz von meiner Schwester Isa erben wird, und ferner beseelt von dem Wunsche, meinem Neffen Wenzel von Emmen einen festen Halt für seine alten Tage zu schaffen, vermache ich dem genannten Wenzel von Emmen meinen Besitz Ober- und Unterluckau mit allem Zubehör."

„Das ist ungültig!" kreischte die Greisin in Verzweiflung. „Das ist ungültig! Gib's her, bei meinem Fluche, Kind, gib's her! Die grüne Gräfin hat mir Vorwürfe gemacht, daß ich deinen armen Bruder ..."

Also schon Delirium, dachte Wenzel. Da braucht man keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Ulla richtete sich beinahe kerzengerade auf und versuchte, dem Neffen das Blatt zu entreißen. Er aber stieß sie heftig zurück.

Die alte Frau fiel schwer in die gestickten Kissen. Eins davon kollerte unter ihr weg auf den Fußboden. In diesem Augenblick kam die alte Resi: „Um Gottes willen — die gnädige Frau Baronin haben so geschrien ..."

„Der Frau Baronin ist sehr schlecht, ich muß gleich zum Arzt reiten," stammelte Wenzel, der sehr blaß aussah, indem er das Papier in die Brusttasche steckte. „Sie weiß gar nicht mehr, was sie spricht."

Und er verließ spornstreichs den roten Salon. Resi beugte sich über ihre Herrin. Ulla wollte noch etwas sagen. In qualvollen Mühen suchten ihre Lippen Worte zu formen, die unverständlich blieben. Dann schlug ihr Haupt nach rückwärts. Der Mund war weit offen. Der eine Arm hing wie eine Weidenrute an der Kante des Sofas herunter.

„Jesses Maria! Jesses Maria! Heilige Maria, Mutter Gottes!" lallte Resi.

Die Freiin Ulla von Emmen war tot.

Im Stall war seit Ullas Erkrankung stets eins der Pferde gesattelt und aufgezäumt für den Fall, daß der Arzt rasch geholt werden mußte. Heute war es der Fuchswallach „Morgenstern".

Wenzel schwang sich stillvergnügt auf den Fuchsen. Bald trabte er auf der stillen Straße hin, die nach der Kreisstadt führte, um dort das Testament der Tante den Gerichten in Verwahrung zu geben.

* * *

Im ganzen Gau riefen die letzten Bestimmungen Ullas das größte Aufsehen hervor. Hoch und niedrig, vornehm und gering, Kavalier, Bürger, Bauer und Tagelöhner waren einig in der Empfindung, daß dem Libnitzer Freiherrn Unrecht geschehen sei.

Man munkelte allerhand von ungesetzlichem Vorgehen, heimlicher Missetat. Die alte Resi hatte ein Papier in der Hand Baron Wenzels gesehen, als ihre Herrin im Todeskampf zurückfiel. Sein verwirrtes Wesen war ihr aufgefallen. Andre wieder behaupteten geradezu, Wenzel müsse das Testament gefälscht haben. Wieder andre gingen so weit, anzudeuten, der Major habe das Ende der Erblasserin mit Absicht beschleunigt. Endlich sprach sich vielfach die Äußerung herum, Ratzowky habe bestimmte Summen schon im vorhinein auf die Seite bringen dürfen, unter der Bedingung, den Raub auf alle Fälle mit dem Baron zu teilen.

Aber die Stimme des Volkes war den harten klaren Tatsachen gegenüber ohne jede Macht. Zum Erben des fürstlichen Gutes Luckau und eines großen Teils vom Barvermögen (das übrigens, wahrscheinlich infolge der Ratzowskyschen Mißwirtschaft, weit geringer war, als man erwartet hatte) war Wenzel Freiherr von Emmen unwiderruflich eingesetzt.

Hans widerstand dem grausamen Schlage mit Fassung und Würde. Er reichte Frau und Tochter die Hände: „Wenn ich euch nur

habe ... alles weitere will ich gern entbehren."

Die Frauen drangen in ihn, er möge das Testament anfechten. Sie erwähnten die vielen Gerüchte, die in der Gegend umschwirrten; auch betonten sie, daß in die Zurechnungsfähigkeit der Erblasserin einige Zweifel zu setzen seien; endlich brachte Linda ihrem Gatten in Erinnerung, daß Tante Ulla seinem Vater einst ausdrücklich versprochen hatte, Hans zum Erben von Luckau einzusetzen, ja, daß Briefe vorhanden sein müßten, in denen sie sich nur gewissermaßen als die Nutznießerin dieser Herrschaft bezeichne.

Alles vergebens, Hans zuckte nur mit den Achseln. „Wißt ihr denn nicht, daß Gesetze dazu da sind, um die anständigen Leute zu belästigen und die Schurken zu beschützen?" sprach er mit tiefer Bitterkeit zu ihnen. „Und selbst wenn ich einige Hoffnung hätte, Recht zu bekommen: ich will keinen Familienskandal. Ich will nicht, daß der ehrenhafte alte Name der Emmens durch die Zeitungen geschleift werde. Denn wie schnell vergißt das Publikum die Einzelheiten eines Falles, und schließlich bleibt nur die Tatsache übrig: ein Emmen hat seinen Bruder betrogen! Ja, ganz zuletzt würde die Welt uns noch miteinander verwechseln und gar nicht mehr wissen, ob der Schuft Hans oder ob er Wenzel hieß. Aber daß mein einziger Bruder so an mir handeln konnte, das werd' ich schwerlich jemals ganz verschmerzen. Wenzel hat mich hintergangen — hat mich um mein Erbe gebracht: nun bin ich auf einen Anhieb ein alter Mann geworden."

— — — — — — — — — — —

Freiin Ulla war beigesetzt in der rosenrotgelben Kirche, deren Zwiebelturmpaar so oft aus den reichen Lehnen der Weinberge freundlich vor ihr aufgestiegen war, wenn sie von der Akazienhöhe aus ihr weites Reich überschaute. Ein mächtiger Wallnußbaum entblätterte sich langsam über dem eisengittrigen Ausbau, der die Familiengruft der Emmens bedeckte.

Unter den vielen Trauergästen, die sich zur Bestattung der Gutsherrin von Luckau eingefunden, fehlten auch nicht jene beiden Offiziere, die damals Wenzels Erscheinen in Libnitz miterlebt hatten, Major Gratzer und Oberleutnant Baron Eisenberg.

Ferdi Schwammerstein, der mit seinem Freunde Niki Stenegg von Guckhausen herübergefahren war — die Gräfin war der Trauerzeremonie ferngeblieben —, wollte eben zur Heimfahrt in den Wagen steigen, als er die beiden Herren bemerkte. Nikis Gesellschaft langweilte ihn schon ganz fürchterlich, und ein kleiner Klatsch schien ihm unter den Umständen nicht zu verachten. „Ich glaube, wir haben denselben Weg," rief er den Offizieren zu. „Oder reiten die Herren?"

„Wir sind in einem Werkl herübergefahren, das dem Schaffer in Ponikau gehört."

„Na, dann schickens doch das Werkl nach Haus und fahren Sie mit uns, im Landauer sind noch zwei Plätze. Ich setze Sie in ihrer Garnison ab — es ist nur ein kleiner Umweg für mich."

Die Herren nahmen dankend an, Zigarren wurden angezündet, und es entwickelte sich jene wohltuende Stimmung, in der die Nerven sich vom Eindruck eines an sich gleichgültigen und doch bedrückenden Vorgangs allmählich und halb unbewußt freizumachen beginnen.

Man fuhr die lange Allee hinunter, die an den Zacken des Urgroßmutterfelsens vorbei ins offne Land führt. Angenehme Frühherbstluft fächelte die Stirnen. Es war eine Lust, zu leben.

Natürlich kam das Gespräch sogleich auf die Erbschaftsgeschichte.

Die beiden Offiziere standen völlig auf Hansens Seite: „Erinnerst dich, Eisenberg, wie der infame Lump, der Wenzel, damals, wie wir so gemütlich beisammensaßen, plötzlich wie der Wolf in der Fabel erschien? Weißt du noch, was ich damals gesagt habe?"

„Ich hab' dir damals nicht geglaubt, aber später beim Gartenfest, da ist mir der Kerl so recht wie ein schleichender, feiger, heimtückischer Hund vorgekommen. Wie prächtig der alte Hans die Schlappe trägt! Mir tut's zu leid. Diese liebe, entzückende Baronin wär' die richtige Schloßherrin für Luckau gewesen."

„Ich weiß nicht, warum sich die Herren so sehr entrüsten," äußerte Ferdl Schwammerstein kühl. „Der Hans Emmen ist ja ein lieber, famoser Kerl, aber er paßt halt nicht in die heutige Welt, wie sie nun einmal ist. Hat es nie verstanden, seinen Vorteil wahrzunehmen. War ihm wirklich an Luckau so viel gelegen, so hätt' er einen konsequenten Kultus mit der Tante treiben müssen. Beharrlichkeit führt zum Ziel.

Digitized by Google

Jetzt hätt' er's erreicht. So aber hat er immer geschwankt zwischen frommer Ergebung und bescheidener Auflehnung. Entweder — oder! Da lob' ich mir den Wenzel; der weiß wenigstens, was er will — Na, und jetzt ist er unser reichster Gutsnachbar, ist Besitzer von Luckau und eine Persönlichkeit, mit der man im Lande wird rechnen müssen."

„Er soll aber die Tant' heimlich umgebracht haben, bevor sie ein andres Testament hat aufsetzen können," nahm Niki nun zum erstenmal das Wort. „Das kann ma doch mit'm besten Willen net schön finden."

„Sei stat, Niki! Wer wird auf jeden Domestikenklatsch hinhören? Und schließlich, wenn er auch ein bißchen nachgeholfen hätte, wer kann's beweisen? Diese alte Kammerfrau ist ja schon ganz kindisch, und außerdem hat sie nichts gesehen, was einen Beweis gegen Wenzel bilden könnte. Wißt ihr was? Ich glaub', daß man dem Wenzel sein ganzes Leben lang unrecht getan hat! Eigentlich ist er, bei Lichte besehen, ein charmanter Mensch. Schneidiger Sportsmann, eifriger Jäger, ein Freund des Weines und der Frauen, kurz, ein echter Grandseigneur. Wenn man ihn mit offnen Armen aufnehmen will — ich mache den Anfang damit."

„Jedenfalls hat er aber seinen Bruder hinterrücks aus der Gunst der Tante hinausgedrängt; mit einem Wort, er hat sich die Erbschaft erschlichen!"

„Lieber Baron Eisenberg, was sind Sie noch für ein Idealist! Das Fait accompli — die vollendete Tatsache, darauf kommt es heutzutage einzig an. Macht geht vor Recht! In einem Jahr ist alles vergessen. Ich für meinen Teil verhehle gar nicht, daß ich diesen Wenzel bewundre. Und wär' er der Typus des genialen Verbrechers — da hätte man mal einen Großgrundbesitzer, der kein Alltagsmensch ist. Die Rücksichtslosen, die Selbstsüchtigen, die bringen die Welt vorwärts. Cesare Borgia!"

Die Hörer waren verblüfft durch so viel Bildung und so viel falschverstandene moderne Philosophie. Niki blickte andächtig zum Freunde empor. Gratzer kaute ärgerlich an seiner Zigarre.

Nur der Oberleutnant Eisenberg gab den Kampf nicht ganz auf. Er dachte an die von ihm so sehr verehrten Libnitzer Damen, und ein heißer Groll sammelte sich wieder in seiner Kehle. „Ich bin nicht beleidigt genug, um Ihnen mit gleicher Weisheit zu antworten, Graf, aber meine Ansicht ist: Lump bleibt Lump; und wenn ich auch nur ein armer kaiserlich-königlicher Oberleutnant bin, meine Hand kriegt der Wenzel nicht zu fassen, und wo ich mit ihm zusammenkomme, da wird er meinen Rücken zu bewundern haben."

* * *

Hier ist noch ein Brief, den Hans von Emmen ungefähr zwei Jahre nach diesen Ereignissen an seine Kinder Rudolf und Lilla geschrieben hat:

Liebe Kinder!

Ich habe den Buckel voller Neuigkeiten, und wenn Ihr in Eurem sonnigen Hellas überhaupt Zeit habt, nach dem alten böhmischen Winkel herüberzudenken, so will ich sie hier vor Euch abladen und ausbreiten. Die erste Neuigkeit hätte auch der übliche schwarzgeränderte Briefumschlag anzeigen sollen: aber da wir alle diese häßliche Sitte, die den Empfänger des Schreibens beunruhigt und verstört, nicht leiden können, und da ferner Tante Isas Tod eine langersehnte Erlösung für sie bedeutete, so meld' ich's auch hier mit der heitern Ruhe, die ihr selbst am angenehmsten wäre.

Also Tante Isa ist in Frieden entschlafen. In den letzten Tagen hatte sie nach einem Stück Basalt vom Tobschitzer Berge Verlangen getragen, und ich selbst mußt' es dort herabschlagen, damit sie vor Betrug ganz sicher wäre.

Mit diesem Stein spielte sie nun alle Tage bis zu ihrem Erlöschen. Ich hab' ihn ihr mit ins Grab gegeben.

So bin ich denn Herr und Besitzer von Libnitz, Ihr guten Kinder! Tout vient à qui sait attendre — nur kommen die ersehnten Dinge, wenn sie überhaupt kommen, doch etwas sehr spät zu uns.

Ich bin seit jener Stunde, da meines Bruders Verrat offenbar wurde, ein alter und müder, wenn auch kein unzufriedener Mann. Noch ein paar Jahrlein in Frieden mit meiner Linda — mehr verlang' ich nicht vom Leben.

Meine Manuskripte kann Rudolf, wenn ich einst gestorben bin, sichten und das herausgeben, was ihm etwa der Veröffentlichung

Digitized by Google

wert scheint. Ich bin jetzt zu alt, zu wenig streitbar, um mich noch mit den Fachkritikern herumzuschlagen oder, was weit schlimmer ist, auf die Suche nach einem Verleger zu gehen. Ich will nur Ruhe — Ruhe — weiter nichts.

Sonst aber sind wir ganz wohl und vergnügt. Sorge macht mir nur Kornelia, weil sie — so anders geworden ist: milde, friedliebend, schweigsam und freundlich. Ich fürchte, ihr inneres Leiden macht heimtückische Fortschritte. Immer mehr hat sie sich in die Geheimnisse der Theosophie, in die Lehren Buddhas versenkt. Wahrlich, in ihr scheint jene Wandlung vorgegangen zu sein, die Schopenhauer als Einkehr und Abkehr preist. In ihr ist es hell geworden, und die Welt ruht dunkel um sie her.

Neulich hat ihren Liebling Scipio die Hand des Verhängnisses ereilt. Er folgte einem Hasen auf Luckauer Gebiet, und Bruder Wenzels Heger hat ihn totgeschossen. Es mag lächerlich klingen, aber gleich nach dem Tode des Köters vollendete sich die Abkehr vom Leben in ihr.

Doch das bringt mich auf Euren lieben Onkel Wenzel. Und wenn ich Euch nun mitteile, was von dem zu melden ist, da werdet Ihr große Augen machen.

Wie die Menschen nun einmal sind, die Nachbarn hatten sich an die Tatsache gewöhnt, daß er statt meiner Herr auf Luckau geworden; die Gerüchte, die damals im Lande umgegangen waren, fingen an, in Vergessenheit zu geraten.

Man wußte zwar allgemein, daß die Tochter des Verwalters, die ehemalige Lebedame Zdenka Oginska — Ihr habt ja das Frauenzimmer wohl auch mal gesehen, ein schönes, stattliches Weib —, daß diese Zdenka Wenzels Mätresse war. Aber man tat selbstverständlich nichts dergleichen. Vor einer Woche aber platzt in unsern verschlafenen Gau die Nachricht: Baron Wenzel Emmen, Herr auf Luckau, hat sich mit Fräulein Zdenka Katzowky, der adoptierten Tochter des Domänenverwalters (!) Jaroslaw Katzowky, in der Luckauer Pfarrkirche vermählt. Tante Ullas Gebeine mochten sich ärgerlich regen, während die Trauung vollzogen wurde: arme Tante, der war dem Luckau so lieb!

Nun, ich lache nur mehr über solche Dinge. „Du denkst, du hast den Tiger, aber der Tiger hat dich!" Wo hab' ich das nur gelesen? Ach ja, in Fritz Reuters „Dörchläuchting". So nämlich erging es dem Bruder Wenzel mit seinem Verwalter Katzowky. Er meinte ihn in der Hand zu haben — aber jener muß doch noch viel schlauer sein als Wenzel, er muß Dinge wissen, die ... Kurzum, Vater und Tochter haben den Luckauer Freiherrn gemeinsam zur Strecke gebracht.

Und blitzschnell folgte darauf die zweite Sensation. Wenzel, der sich längst auf dem Lande gelangweilt haben dürfte und nunmehr durch seine Heirat von seinen Standesgenossen abgetrennt ist, Wenzel hat Luckau *verkauft* — verkauft an ein Konsortium, das im alten Schloß eine Heilanstalt für Geisteskranke einzurichten die Absicht hat.

Sobald der Verkauf vollzogen war, reiste Wenzel mit Frau und Schwiegervater — dieser hat das Biedermeierkostüm natürlich längst abgeworfen und sich zum korrektesten der Dandys entwickelt — nach Paris ab, jedenfalls um die gewaltige Kaufsumme dort zu verjubeln. Vielleicht ereilt ihn dann die Nemesis, vielleicht auch nicht — die Wege des Daseins sind wunderbar.

Ich muß heute lächeln, Kinder, wenn ich daran denke, daß ich mich vor zwei Jahren noch mit großen Plänen getragen habe. Ach, das war ja Wahnsinn, ich war ja schon viel zu alt. Verlorene Jugend gibt uns niemand wieder.

Darum schaffet, solang Ihr jung seid; ich brauch' es Euch freilich nicht erst zu sagen, daß Ihr Euch ausleben sollt. Ihr seid ja vom neuen, vom starken und glückseligen Geschlecht, das sich der dumpfen, schweren Vergangenheit mit Herrensinn zu erwehren trachtet.

Ich aber lebe so für mich hin, ein braver stiller Landjunker, und wenn mich auch die alten Sehnsüchte zuweilen noch anwandeln, dann wiederhole ich mir leise meinen Leit- und Leibspruch: „In fünfzig Jahren wird es ja doch ganz gleichgültig sein, was wir heute taten und dachten und litten."

Ihr freilich seid andrer Meinung. Ihr glaubt, daß jedes redliche Mühen, jedes kräftige Wollen, ja ein jedes ernsthaft gesprochene Wort nachwirkt, in die Jahrtausende hin. Ihr Kinder, Ihr Jungen, Ihr Glücklichen!

Digitized by Google

Hugo Vogel: Mädchenkopf. Kohlezeichnung.

Wardarbrücke bei Kalkandelen gegen Ljubotren.

Aus dem Hexenkessel des Balkan

Reiseerinnerungen aus Altserbien, Albanien und Mazedonien. Von Ludwig Lessen

Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Herrn P. Baron Salis in Wien

Gewitterwolken im Balkan ... Sie ballen sich von Zeit zu Zeit immer wieder zusammen. Westeuropa hat sich daran gewöhnt. Die „orientalische Frage" ist aktuell geblieben: vor und nach dem Berliner Vertrage. Und daran wird keine Annexion, keine Lostrennung, keine Reorganisation wesentlich viel ändern. Hier steht Kultur gegen Kultur: das Abendland gegen das Morgenland. Der modernen Zeit wird man es überlassen müssen, einen Ausgleich zu schaffen. Und dieser Ausgleich wird kommen: aus der Türkei selbst heraus. Auch der europäische Muslim wird sein beturbantes Haupt den Anforderungen des Tages beugen müssen, will er konkurrenzfähig bleiben im wirtschaftlichen Kampfe der Völker. Er und der Südslawe werden die jahrhundertealte Fehde einstellen müssen. Und sie können es. Denn beide sind von gutem Schlag und bewohnen ein reiches, schönes Land.

* * *

Hinter Nisch, wo für die meisten Orientreisenden der Schienenstrang nach Sofia, Philippopel, Adrianopel und Konstantinopel abzweigt, beginnt jene Terra incognita, die ihrer angeblichen Unkultiviertheit und Unsicherheit halber ängstlich gemieden zu werden pflegt. Die Mitreisenden zwischen Belgrad und Nisch schüttelten denn auch den Kopf und machten bedenkliche Gesichter, als sie davon hörten, daß ich den Landweg nach Saloniki wählen wolle. Ich ließ sie schütteln, verabschiedete mich europäisch gesittet und stürzte mich kopfüber in die mythische Unkultur, die meiner jenseits der Balkanberge harren sollte.

Und ich bereute es nicht. Ein buntes, fremdartiges Menschengewühl, eine wunderbare Gebirgswelt hielten mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in Spannung. In grünen, reich bewaldeten Kuppen baut es sich nach allen Richtungen hin auf: aus sanft ansteigenden Tälern grüßen Dörfer und Städtchen. Bäche rieseln und blinken im Sonnenlicht. Und immer tiefer geht es in

dieſe Welt der Gipfel und Täler hinein. Die Berge wachſen höher und höher und laſſen bald nach keiner Himmelsrichtung hin mehr einen freien Ausblick. In unzähligen Ketten und Zügen ſtrahlt hier das Balkangebirge nach den nordalbaniſchen Alpen aus. Zahlloſe Bäche ſingen zwiſchen dem Felsgeröll, und ein paar breite, durch Wolkenbrüche hochgeſchwellte Flüſſe wälzen lehmiges Waſſer durchs Land.

Im Moravatal ſtampft der Zug. Der Engpaß Kurvin-grad ſchiebt ſeine braunen Felsmauern hart an den Schienenweg. An verſchiedenen kleinen Ortſchaften geht es vorüber: Lehmhütten, die ſich um ein niederes, weißgetünchtes Kirchlein bauen. Dann tut ſich eine weite, reich bebaute Talmulde auf. Die ungeſtüme Weternitza ſchäumt durch dieſe Senke, in der Mais und Wein, Tabak und Hanf angebaut ſind. Eine ſtattliche Stadt grüßt aus dem Tal. Das iſt Leskovac. Dann geht es wieder in die Berge hinein. Die Weternitza bleibt liegen, und von neuem eilen wir der Morawa zu. Die ſchäumt ungeſtümer denn je. Ganz dicht ſind ihr die Berge wieder auf den Leib gerückt. Durch eine wildromantiſche Schlucht, wie ſie ſchöner und zerriſſener ſich ſchwerlich zum zweitenmal findet, jagt der Zug. Am Mominkamen, dem „Mädchenſtein", vorbei, geht es durch den Engpaß Momin-klisura, den „Mädchenpaß", den die Türken Kisderbend nennen. Dieſer Paß iſt der Schlüſſel zu Südſerbien und daher auch von hoher ſtrategiſcher Bedeutung ſowohl für Serbien wie für die Türkei.

Der Gebirgscharakter verliert nichts an ſeiner zerriſſenen Herbheit, nichts an ſeiner ſtolzen, lockenden Schönheit. Nach Paſſierung des Paſſes treten jedoch die Berge ein wenig zurück. Wieder tut ſich eine weite, keſſelartige Talmulde auf, in deren Mitte in breiter Behaglichkeit Vranja, der Hauptort des ſerbiſchen Südens, liegt.

Wer für einige Tage Vranja zu ſeinem Aufenthaltsort wählt, fühlt ſchon einen ſtarken türkiſchen Hauch über die Berge wehen, die aus kaum zehn Kilometer Entfernung ernſt und hoch ins Serbenland hineinſtarren. Holprig und höckrig fuhren die ſpitzſteingepflaſterten Gaſſen bergauf und bergab. Die breit und nicht unſauber gehaltenen Hauptwege ähneln den türkiſchen Baſarſtraßen. Ein paar Wäſſerlein hüpfen durch die Stadt. Holzbrücken mit zierlichen Geländern überſpannen ihren Lauf. Die Kuppeln griechiſcher Gotteshäuſer leuchten im Sonnenlicht. Die ſchlanken Holzpfeiler der Veranden ſtehen weinlaubumrankt. Und draußen, wo die Gaſſen der Stadt in die Berge verlaufen und das Schindeldach den Schiefer oder die Ziegel verdrängt, haben die Fenſter keine Scheiben mehr: gelbgraues Ölpapier iſt an die Stelle des Glaſes getreten.

Was für die übrigen Balkanländer die franzöſiſche Sprache iſt, das iſt für Serbien die deutſche. Man mag ſich hinwenden, wohin auch immer man will, irgendeinen Menſchen, der Deutſch ſpricht, einen Arzt, einen Apotheker, einen Lehrer oder einen beſſeren Kaufmann, findet man faſt auf jedem Poſten. Man merkt es auch den Leuten an, daß ſie die Reichsdeutſchen nicht ungern ſehen. Freundlich und ehrlich treten ſie dem Fremden gegenüber, den ſie faſt niemals zu übervorteilen verſuchen. Was ſie an Landeserzeugniſſen zu bieten haben, iſt gut, kräftig und billig. Sie verſtehen es, nicht nur einen feurigen Wein zu keltern und ein vorzügliches Bier zu brauen, ſondern auch ſchmackhafte Speiſen zu bereiten, die, an unſern Lebensmittelpreiſen gemeſſen, [illegible] ſind. Schließlich [illegible] Sauberkeit [illegible] Hotelweſens

Digitized by Google

nicht vergessen werden, die oft so peinlich ist, daß sie mehr als grell gegen die üblichen orientalischen Hotelzustände absticht.

Gleich hinter der Stadt beginnen jene engen Talschluchten, wie sie charakteristisch für das albanische Grenzland sind. Da schieben sich in reicher Zahl die Felsblöcke mitten in den Weg, Versteck bietend jedem, der auf der Lauer liegt. Und so harmlos und friedlich die Stadt und ihr Getriebe ausschaut, hier in den Schluchten ihrer unmittelbaren Umgebung sind die Gewehrläufe nicht selten, und von der nahen Grenze her knattert es manchmal recht vernehmlich.

Nach den „Turkenbergen" gehen sie nicht gern einzeln. Zu dreien oder vieren kann man oft die breiten, hochgewachsenen Männer mit den gutmütigen Augen, dem struppigen Schnauzbart und der schwarzen Lammfellmütze des Weges kommen sehen. Ein paar Narben glühen fast jedem rot im braunen Gesicht: dem einen auf der Stirn, dem andern unter dem Auge und dem dritten auf der glattrasierten Unterkieferpartie. Das gibt ihnen etwas Räuberhauptmannmäßiges. Sobald sie aber den Mund auftun, schwindet die ganze Räuberromantik. Dann weiß jeder, der sich nur einigermaßen auf Menschen versteht, daß er es mit gutmütigen, großen Kindern zu tun hat, mit Bergbewohnern, denen das „Jagen" ein bißl im Blut liegt, und die einer landesüblichen Rauferei nicht aus dem Wege gehen, wenn dabei auch ein paar Flinten knallen oder ein paar Messer blinken ...

Zwei Wegstunden von Vranja entfernt liegt Vransta Banja, das südserbische Warmbad, dessen heiße Quellen sich von Jahr zu Jahr eines weiteren Rufes erfreuen. Eine lange, wohlgepflegte Allee mit weitschattenden Bäumen führt am Ufer eines Flusses zum Kurort. An geschmackvollen Landhäuschen mit zierlichen Gärten vorbei windet sich der Weg. Fluß und Straße laufen in einem weiten Tal, das sich gen Süden öffnet. Dort, wo sich das Tal zur Schlucht verengert, sprudeln die Quellen, deren Wasser gegen Rheuma und Steinleiden empfohlen wird. Hier, wo Menschenhand der Natur nachgeholfen, wird die wilde Romantik des südserbischen Berglandes zum Idyll. Man denkt an die Täler des südlichen Schwarzwaldes. Nur die stark Kultur mit gutgekleideten Menschen erinnert daran, daß man sich in

Usküb: Kule (Turm) Seta Aga.

unmittelbarer Nähe des verrufensten Teiles des Balkan befindet.

Ein paar Dörfer winken aus den Bergen, über deren Höhen die türkische Grenze geht. Stroh- und schindelgedeckte Lehmbaracken sind es, in denen Mensch und Tier in einem einzigen Raum zusammen hausen. Die Fenster fehlen diesen Häusern, die sich mit dem Eingange fast stets nach einem Felsrücken oder einer schützenden Baumgruppe zu aufbauen. Ein paar Abzugslöcher für den Rauch, die an den Wänden angebracht sind, mögen auch zugleich als Schießscharten dienen. Im Innern des dämmerigen Raumes hängt der Ruß in schwarzen Fetzen von der Decke, an den Wänden und am Türgebalk. Auf einer niedern Feuerstelle glimmen Holzkohlen. Breite Bänke ziehen sich die Wände entlang. Auf diesen Bänken essen und trinken, träumen und schlafen sie. Ein paar Hühner gackern in einem Winkel. Ein zahmer Igel, der hier als Mäusevertilger gehalten wird, rollt beim Eintritt der Fremden als stachlige Kugel über den Lehmboden der Hütte, deren Eigentümer uns mit stolz leuchtenden Augen sein Reich zeigt und dankbar grinsend die Zigarette in Brand steckt, die wir ihm als Gegengabe für seine freundliche Bereitwilligkeit angeboten haben.

Usküb: Kunduradzi-Straße.

Hinter Ristovatz überschreitet die Bahn bei dem Flüßchen Kojuska-rjeka die türkische Grenze. Eine neue Welt beginnt. Keine bessere. Die Welt des Kismet. Was da zusammenfällt, mag zusammenfallen — Allah hat es so bestimmt, und es ist nicht Menschenpflicht, das Verfallene wieder aufzubauen! Das merkt man auf Schritt und Tritt an tausend Einzelheiten.

Auf den Stationen geht es gemütlich zu. Mit der Abfahrtszeit des Zuges wird es nicht allzu genau genommen. So zuckeln wir von Ort zu Ort. Kahle Berge blauen in der Ferne und streichen hin und wieder näher an den Schienenweg heran. So weit das Auge schauen kann, liegt das Land öde, unbebaut, verwahrlost. Ein paar Herden finden auf ihm kärgliche Nahrung. So geht es über Zibestsche, Bujanoftsche, Bukaroftsche, Tabanoftsche nach Kumanowo, der ersten größeren Stadt Nordalbaniens für den Reisenden, der aus dem Norden kommt.

Ein wackliges Wägelchen trägt den Gjaur vom Bahnhof nach dem Han, dem Fremdenhaus, in dem man eine Wolldecke und einen Teppich für die Nacht, einen Morgenkaffee und [illegible] auch ein [illegible]

der Stille und Stimmung des Spätnachmittags erscheint der ganze Ort wie ein einziger großer Garten. Häuschen und Moscheen lugen aus grünen Blätterverstecken. Tauben gurren. Ein paar überschlanke Türmchen recken sich neugierig aus dunklem Blattgekraus, als wollten sie der scheidenden Sonne nachschauen ... Es will Abend werden. Schon huschen die ersten Schatten der Dämmerung über die breiten Kronen der Platanen, die immer längere Schatten werfen. In den braunen bequemen Djübbans (Schlafröcken) schlendern die Männer den Kaffeehausgärten zu. Eine Faldschi, eine häßliche Runzelhexe, sitzt am Wege, den Zukunftsneugierigen aus Steinchen, Muscheln oder Geldstücken wahrzusagen. Ein paar Hodschas mit weißen Turbanen kreuzen, in ein ernstes Gespräch vertieft, den Weg. Aus den Kaffeegärten, wo sie mit untergeschlagenen Beinen Mokka schlürfen oder die Nargileh gurgeln lassen, erklingt Musik. Zigeuner blasen die Sorna (Klarinette) oder bearbeiten die Davul (Trommel). Die Sonne ist bereits hinter die Berge im Westen gegangen. Ein letztes fahles Leuchten fliegt um die buschigen Bäume, um Dächer und Kuppeln. Groß und gelb steht schon im Osten der halbe Mond. Und wie er höher und höher steigt, kommt die Nacht. Ihre schwarzen Schatten umkrallen Nähe und Ferne. Nun zittert das Mondlicht um Busch und Baum. Sein gelbes Leuchten fließt gleichmäßig und ruhig über die Schindeln der Dächer, daß sie wie Silber aufschimmern, über die Kuppeln der Moscheen und über die Spitzen der Minarette.

Sorna und Davul der Zigeuner sind verstummt. Friede träumt rings im Lande. Da tritt der Hodscha auf die Brüstung des nächsten Minaretts. Sein weißer Turban blinkt im Mondlicht: Mondlicht umzittert seine hohe Gestalt. Langsam und feierlich hebt er die Hände zur vorgeschriebenen Gebetsform empor. Dreimal neigt er sich tief gen Südosten, in der Richtung nach Mekka. Dann ruft er die Gläubigen zum Gebet, ihnen singend verkündend, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und daß Mohammed der Abgesandte Gottes sei ...

* * *

Das grelle Tageslicht verscheucht, besonders [illegible] im [illegible], rasch das letzte Stäub- [illegible] nur für Mond-

scheinbeleuchtung geschaffen ist. Bei Sonnenlicht betrachtet, zerbröckelt die poetischste Träumerei zu Staub und Schutt. Man darf an den Orient keinen europäischen Maßstab legen, will man ihn restlos genießen. Wer in den Dörfern Nordalbaniens Asphalt und Kopfsteinpflaster, Telephon und Gasbeleuchtung sucht, sollte lieber in Mitteleuropa bleiben. Und wer sich ein freier und unantastbarer Mensch dünkt, weil er seine Steuern bezahlt und seine „Papiere" in Ordnung hat, der sollte niemals nach der Türkei reisen.

Seinem „Kismet" entgeht keiner, der die türkische Grenze überschreitet. Allah hat es ihm gesandt, wenn er auch ein Gjaur ist, und nur ein Ding in der Welt gibt es, das stärker ist als dieses, sagen wir national-türkische Kismet: das ist der Bachschisch. Seiner Allmacht ordnet sich im Orient alles unter.

Ein alter Bulgare, mit dem ich zwischen Nisch und Vranja ins Gespräch gekommen war, hatte den klassischen Ausspruch getan: „Im Westen zu reisen, sich in der Schweiz, in Paris, in den deutschen Seebädern wohl zu fühlen, ist keine Kunst. Da braucht man nur einen großen Beutel voll Geld zu haben. Aber hier im Osten ist jeder Tag ein Kampf, um den herum weder Silber noch Gold zu helfen vermögen."

Der Alte sollte recht behalten. Schon in Zibeftsche, an der serbisch-türkischen Grenze, hatte man meinen rechtmäßig ausgestellten und vom türkischen Konsul visierten Paß mit wenig Vertrauen beäugelt. Man hatte mir zu verstehen gegeben, daß der Paß nur „gültig für eine Reise nach der Türkei" wäre. Ich befände mich ja jetzt in der Türkei. Wohin ich denn nun noch wollte? Ich müßte unbedingt einen Teskere haben, einen von der türkischen Behörde ausgestellten Paß, der mir das Reisen im Innern des Osmanenlandes gestatte. Ich protestierte. Allein der Protest half nichts. Höflich, aber entschieden wurde immer das gleiche Verlangen an mich gestellt. Und um es noch zu unterstreichen — vielleicht auch aus andern polizeilich formellen Gründen — wurde mein deutscher Paß von der Behörde in Gewahrsam genommen.

Es blieb mir also nichts andres übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen. Mit Hilfe eines Dragomans, eines geriebenen, gebührenden Zuchtlosen begann ein

Straße in Üsküb. (Zigeunerviertel.)

stundenlanges Rennen und Fragen, Bitten und Bachschischgeben, das mich nach Verlauf von rund sechsunddreißig Stunden in den Besitz des mit wunderlichen Schnörkeln übersäten Schriftstücks brachte, für dessen Ausfertigung ich noch ein hübsches Extrasümmchen zu zahlen hatte.

* * *

Es ist Aufstandsgebiet, in dem wir uns befinden. Schauen die Menschen, die um uns lachen und lärmen, auch noch so friedlich aus, das überreiche Militäraufgebot, das sich an allen Ecken und Enden findet, überzeugt uns davon, daß über das Land, das wir durchfahren, Kriegszustand verhängt ist. Soldaten durchziehen die Straßen der Ortschaften, halten die Stationsgebäude besetzt, stehen Posten längs des Schienenstrangs und versehen den verstärkten Sicherheitsdienst im ganzen Lande.

Wir nähern uns Üsküb, der nördlichen Hauptstadt Mazedoniens, die zugleich als gefährlichster Revolutionsherd Nordmazedoniens und Albaniens gilt. Gigantische Felsenmauern lösen sich allmählich bläulich aus dem Dunst der Ferne. Breit und trotzig bauen sie sich im Süden auf und wehren dem Blick. Steil fallen sie ins Land, jäh abgebrochen.

Digitized by Google

daß die weite, reich bebaute Ebene ihren grauen Fuß umbrandet wie ein grünes Meer. Und je näher wir kommen desto höher türmen sich die zerklüfteten, sonnumglühten Felsriesen. Die graue Wand des Schargebirges wächst ins Riesenhafte. Und aus dieser Felsenmauer hebt sich ein Gipfel besonders hervor. Gletscher durchfurchen graugrün seine Schroffen und Zinken. Eis und Schnee haben seine Spitze weißblau und silbergrau übertupft. Wolken verhüllen seine Schultern. So ragt er ins Land, stattlich und majestätisch wie kein andrer neben ihm zwischen den Bergen Nordalbaniens und den Höhen des Balkan. Das ist der Ljubotren, an dessen Fuß unten im grünen, reichbebauten Wardartale Üsküb, die Hauptstadt des Wilajets Kossowo, erbaut ist.

Wer aus den Schluchten des serbisch-türkischen Grenzgebiets kommt und die öden Gefilde Nordalbaniens durchkreuzt hat, dem erscheint Üsküb beim ersten Anblick wie eine Vision, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Schon bei Kumanowo, wo die große Straße nach Köstendil in Bulgarien abzweigt, schwindet die Öde der Landschaft und die Vernachlässigung der Bodenkulturen. In einer breiten Talmulde rauschen silberhelle Rinnsale, die ihre Wasser gen Norden zur Mariza oder gen Süden zum Wardar führen. Mais und Wein, Obst und Tabak finden hier einen guten Boden. Aber das Tal dehnt sich weiter und weiter. Besonders im Osten rücken die Berge immer mehr an den Horizont. Breit und brausend peitscht jetzt der Wardar seine Fluten durch das Land. Häufiger werden die Dörfer, stattlicher die Häuser. Über eine große eiserne Brücke rollt der Zug. Er macht eine Kurve. Da taucht Üsküb auf. Um seine weißen Häuser flimmert die Sonne des Südens; Mittagsglut funkelt auf den Kuppeln seiner Moscheen. Silberpappeln starren grünblank in diesem Goldglanz, und schlanke Minarette recken sich weiß und lichtumflutet über ein Meer graugrüner Dächer. Hügelan klettern die Gassen der Stadt. Ernst und finster ist der graue Kegel des Ljubotren ihr als Hintergrund gestellt. Doch grün lacht die Talebene, die sich dem Flusse zu öffnet, und ein tiefblauer, wolkenloser Himmel spannt seine Wölbung über diesem Märchenbilde.

Man spricht von Üsküb oder von Monastir, wenn man die Herde der albanesisch-mazedonischen Aufstandsversuche meint. In der Stadt selbst ist wenig von Unfrieden oder Unsicherheit zu merken. Die Leute, deren Cvanken den grauen Staub der Straßen mahlen, schauen recht harmlos in die Welt. Grunzeng, Obst und Geflügel schleppen ihre Esel oder Maultiere in die Stadt. Sie selbst schlendern selbstgefällig oder verträumt neben ihren Vierfüßlern. Die hohe graue Friesmütze haben sie leicht nach hinten geschoben, die Zigarette dampft ihnen zwischen den prächtigen schneeweißen Zähnen, und was sie in dem roten Wollgurt verborgen haben — das lange albanesische Messer oder die reich und kunstvoll ziselierte Pistole —, das sieht keiner, braucht keiner zu sehen, der nicht ein besonderes Interesse daran hat.

Was in Üsküb wohnt, bekennt sich in seinem weitaus größten Teile zu den Satzungen des Korans. Türken und Arnauten haben Handwerk und Handel in den Händen. Die christlichen Albanesen und Bulgaren sind dünn gesät. Wo sie es können, stellen sie sich in den Dienst der wenigen ansässigen Europäer. Als Kawassen und Hotelbedienste trifft man sie am häufigsten. Ihre Häuser sind denn auch meistens zwischen Bahnhof und Fluß gebaut. Die eigentliche Stadt fängt erst jenseits der großen, von Mohammed II. erbauten Wardarbrücke an, die unsymmetrisch

Kloſter Nerez bei Usküb.

den Strom überbrückt; ihr Höhepunkt iſt nicht in der Mitte gelegen, ſondern ſo, daß auf der einen Seite etwa ein Drittel, auf der andern zwei Drittel abfallen.

Hinter dieſer Brücke beginnt die eigentliche Türkenſtadt mit ihren Gaſſen und Gäßchen, mit ihren Winkeln und Plätzen, mit ihren Baſarſtraßen. Um einen Berg ſpannt ſich das Gaſſennetz. Der Konak krönt dort, wo der Hügel ſteil zum Wardar abfällt, ſeine Höhe. Das Regierungsgebäude beſteht aus einem alten und einem neuen Teil. Eine gelbrote, wenig geſchmackvoll aufgebaute Kaſerne dient mit ihren Räumlichkeiten der Gegenwart als Verwaltungsgebäude. Ein altes, grauverwittertes Gemäuer, um das die Dohlen kreiſchen, träumt von vergangenen Tagen. Vor dem breckelnden Eingangstor hält ein Nizam Wache. Kaſernen und Verwaltungsgebäude ſtehen in beträchtlicher Entfernung darunter, ſo daß ein weiter Platz zwiſchen den einzelnen Gebäuden bleibt. Auf dieſem Platze ſpielt ſich allabendlich einmal das lebhafte Marktreiben Uskübs ab.

In den Baſarſtraßen, die ſich in nichts von den Baſarſtraßen andrer Städte des Orients unterſcheiden, klappern die Scheren der Schneider, ſurren die Räder der Drechsler. Der Lebensmittelverkäufer hat den Knoblauch zu langen Schnüren aufgereiht und die Hühner paarweiſe an den Füßen zuſammengebunden.

Grau und ſtill liegen die andern Straßen der Stadt. Vergebens ſchaut das Auge nach einem Hauſe aus. Mauern, graugelbe, ſchmutzige Lehmmauern zur Rechten und zur Linken. Krumm und ſchief, dann auch in ſchnurgeraden Linien führen dieſe Gaſſen. Alle hundert Schritte wölbt ſich der weite Bogen einer Einfahrt. Doch auch dieſe iſt durch mächtige Holztüren, an denen ſchwere Meſſingklopfer hängen, verſchloſſen. Lachen und Stimmenklang ertönt hinter dieſen Mauern. Feigenbäume und breitäſtige Kaſtanien ſtrecken neugierig ihre Zweige darüber. Eine verſchleierte Frau kreuzt deinen Weg. Sie wendet, wenn du ihr nähergekommen, ihr Antlitz ſo lange der Mauer zu, bis du an ihr vorübergegangen. Voller Unrat ſtarren die Gaſſen. In der grellen Sommerſonne ſteigen oftmals wenig angenehme Düfte auf. Große blaugeflügelte Fliegen mit grüngoldigem Leib haben zu Hunderten den Kadaver eines Hundes bedeckt. Abwäſſer ſtehen ſchwarz

und brackig in den Löchern und Vertiefungen des Weges, und wie die eine Gasse sind alle Straßen dieses eigentlichen Türkenviertels. Doch so grau und schmutzig der Weg zwischen den Mauern, so grün und üppig und einladend lacht es dir entgegen, wenn sich zufällig einmal die schwere Holztür einer Einfahrt öffnet und dir für Sekunden einen Blick in das Gebiet gewährt, das hinter den gelben Mauern träumt ...

Es ist Markttag in Üsküb. Da kommen sie von weit und breit in die Stadt. Alle haben sich herausgeputzt: der Markttag ist ihnen Festtag. Die Männer haben die dunkelblauen oder weinroten Westen mit den prächtigen Stickereien angezogen. Schwere Silberketten hängen ihnen um Hals und Gürtel. Die braunen, mit schwarzen Schnüren übernähten Friesjacken sind keck und malerisch über die Schultern geworfen. Neben der blauen, bis zum Knie reichenden Pluderhose sieht man enganliegende Beinkleider aus weißem Fries, die an den Nähten mit breiter Borte schwarz eingefaßt sind und an den Oberschenkeln in reichen Mustern schwarz ausgenähte Ornamente aufweisen. Wer nicht die weiße Albanesenkappe trägt, hat den Fes aufgesetzt. Den Turban findet man fast nur bei den Hodschas und den Mekkapilgern. Auch Frauen kommen zum Markt. Verschleierte Mohammedanerinnen in schwarzen oder grauen Mehlsackkostümen und christliche Albanesinnen, behangen mit überreichem Silberfiligranschmuck. Riesenringe baumeln ihnen in den Ohren. Die Finger der Hand sind mit Ringen fast gepanzert. Feine Kettchen klirren ihnen um Hals und Oberarm, um Hand- und Fußgelenk. Sie tragen fußfreie dunkle Röcke oder jene Rockhose, die man häufig bei den Frauen des Orients findet. Über einem reich bestickten Mieder hängt ein gleichfalls mit Gold- oder Silberornamenten ausgesticktes Jackchen, das die Krause und die Unterärmel des schneeweißen Hemdes freiläßt. Ein seidenes farbiges Kopftuch umhüllt das Haupt. Wo es fehlt, ist Münzenschmuck an seine Stelle getreten. Die jungen Mädchen flechten bunte Bänder oder auch Blumen in ihre prächtigen Zöpfe. Alles Eintönige ist vermieden. Je greller die Farben und je bunter [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

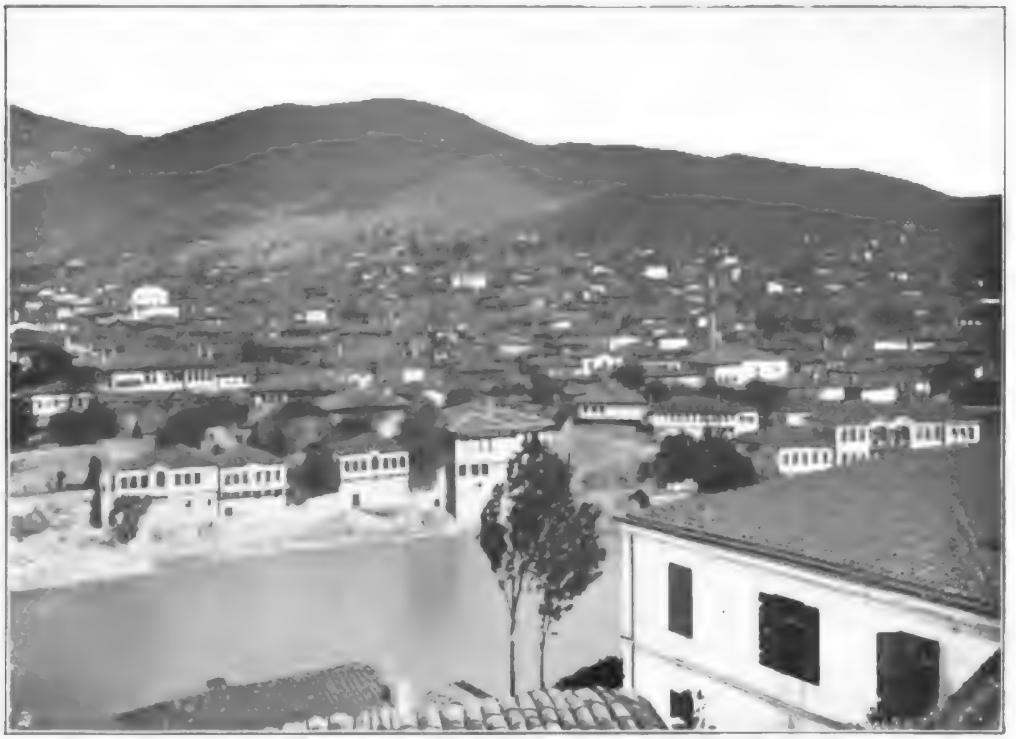
Maultieren und Zugochsen hat man blaue Glasperlenketten um Stirn und Hals gelegt. Manchmal sind kleine Blumengirlanden den Kühen um die Hörner gewunden.

Die großen schwarzen Büffel mit der wenig behaarten Elefantenhaut zerren in schwerfälligem Trott die zweirädrigen Karren dem hochgelegenen Marktplatz zu. Dort ist das Gefeilsche und Geschachere schon in vollem Gange. Die Limonadenverkäufer mit den blumenumwundenen großen roten Tonkrügen brüllen sich die Kehlen heiser. Die Schlächter jagen mit großen Roßhaarwedeln die Fliegen von den mit Blattgold bestreuten Fleischstücken. Die Töpfer haben ihre Schüsseln und Näpfe malerisch um sich aufgebaut. Die Getreidehändler lassen die Hirse und den goldgelben Mais durch die Finger laufen. Die Eisenhändler schlagen die stahlblauen Sensenklingen aneinander, und bei den Viehhändlern werden die Esel „Probe geritten" und die Pferde einer eingehenden Prüfung unterzogen.

Es mochten wohl gut zweitausend Menschen auf diesem Markte beisammen sein. Und doch vollzog sich das ganze Treiben mit einer staunenswerten Geräuschlosigkeit. Die Würde und der Ernst, die der Türke gern im Leben zur Schau trägt, machen sich auch bei seinem Feilschen und Marktен bemerkbar. Der Verkäufer bietet seine Ware nicht groß an. Das „Kismet" wird ihm schon Käufer schicken.

Sein Glaube betrügt ihn nicht. Allah sendet ihm einen Käufer. Der durchwühlt erst mal die Waren nach Herzenslust, beschaut jedes Stück von oben und unten, von vorn und von hinten. Der Verkäufer sitzt still und unbewegt im Hintergrunde seiner Bude und läßt sein Nargileh gurgeln. Wozu sollte er den Käufer auch aufmuntern? Der wird schon kaufen, wenn es Allah will.

Jetzt hat der Käufer ein bestimmtes Stück herausgegriffen. Er fragt nach dem Preis. Der Verkäufer nennt einen. Der Käufer bietet die Hälfte. Jetzt wird der Verkäufer lebendig. Er schwört hoch und heilig, daß das Stück ihn selbst so viel koste. Gleichzeitig aber läßt er auch schon einige Para herunter. Nun bietet der Käufer einige Para mehr, da er doch nicht das „Unglück" des Glaubensbruders wolle. Wieder Schwüre und eine kleine [illegible] des Preises. Das wiederholt sich ein [illegible], bis sich schließlich beide



Koprülü, aufgenommen vom rechten Wardarufer

auf etwa zwei Drittel des zuerst geforderten Preises geeinigt haben.

Um die Mittagsstunde flaut der Markt ab. Dann werden die Wagen und Zugtiere aus dem Hause geholt. Die Kaffeehäuser und Speisehallen bekommen Gäste und die Zigeunermusikanten zu tun. Das dauert an, bis die Sonne wieder schräg am Himmel steht. Dann beginnt die eigentliche Heimkehr. Mit leeren Körben und Säcken trotten die Grautiere heim, die morgens schwerbeladen gekommen sind. Manches aber muß seinen Herrn tragen, dessen lange Beine fast den Erdboden berühren, wenn er, rittlings auf seinem Eselchen sitzend, dem Heimatdorfe zu galoppiert ...

Eine der Basarstraßen führt vom Markt hinunter zum Kurschunli Han, dem „Bleihaus". Ragusanische Kaufleute errichteten es dereinst, als die große Heerstraße noch über Üsküb ging, die der Orienthandel von den Donaumündungen und von Stambul nach Ragusa ziehen mußte. Dieses zweistöckige festungsartige Haus mit seinen Säulengängen, seinem [illegible] Hofe, in dem ein Springbrunnen plätschert, diente den dalmatinischen Handelsherren als Behausung und Raststätte auf ihren Zügen gen Osten. Jetzt halten Nizams mit geschulterten Gewehren vor dem Bleihaus Wache. Sträflinge behausen es. Gras wuchert in Hof und Gängen. Die Säulen bröckeln, und die Namen der ragusanischen Kaufleute, die auf den Pfeilern eingegraben sind, hat die Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Es ist Abend geworden. Die Dämmerung flattert durch die stillen Gassen. Eine weiße Maultierstute kommt des Weges. Sie trägt rote Pompons um den Hals und am Sattel. Eine verschleierte Frau sitzt auf ihrem Rücken. Der Jaschmak (Schleier) läßt nur die schwarzen Funkelaugen frei. Die dunkle Feredsche (Mantel) hebt sich scharf gegen das Weiß des Reittieres ab. Still, mit geneigtem Haupte schreitet der Gatte neben der Reiterin. Die Hufe des Tieres klacken eintönig auf dem Holperpflaster. Ein Duft von süßen Wohlgerüchen des Orients umweht wie eine Wolke die Frauengestalt. Und ein feiner klingender, metallischer Ton zittert hinter ihr her. Der kommt von den Halsketten und Armspangen, die bei jeder Bewegung des Tieres leicht aneinanderklirren.

* * *

Digitized by Google

Straße in Koprülü.

Wie eine verzauberte Welt liegen die Berge im Nordwesten. Aus blauen Nebeln tauchen sie, wenn der Morgen sein Haupt hebt. In der Glut des Tages stehen sie grau und verbrannt und heben sich finster ab vom goldüberflirrten blauen Himmel des Südens. Wenn aber der Abend kommt, dann ist es, als ob Leben auf ihnen erwache. Dann erglühen die Schroffen rot im Lichte der scheidenden Sonne, als wären sie in Blut getaucht. Dann flattern die Schatten auf: braunrot, goldgrün, gelb und dunkelviolett. Die legen sich wie weiche Seidenmäntel um dieses Zackengewirr der Höhe, bis die Nacht kommt und das Ganze mit ihrem schwarzen Samt zudeckt.

Und dort, wo diese Höhen ragen, träumen Albanesen und Altserben ihren Freiheitstraum.

Von Üsküb aus führt der Weg durch eine bizarre Bergwildnis hinauf in das vielumstrittene altserbische Land. Und auch in diesen weltabgeschiedenen Einsamkeiten, denen die Sandschakbahn dereinst die direkte Verbindung mit dem [illegible] österreichischen [illegible] soll, [illegible] bereits die [illegible] und [illegible] die Räder.

[illegible]

über. Hart am Fuße des Ljubotren schlängelt sich der Schienenweg, der Üsküb mit Mitrowitza verbindet. Die Bahn hat das Tal des Wardar verlassen. Jetzt rauscht der Lepenatz durch das Felsgeröll. Durch ein großartiges Gebirgspanorama geht es bis Ferisowitch in ständiger Steigung. Dann neigt sich die Trace. Der Höhepunkt ist überschritten, die Wasserscheide erreicht. Abwärts geht es, dem Amselfelde zu.

Kossowo polje nennen die Albanesen das Amselfeld, das sich dem Blick als eine weite, rings von hohen Gebirgszügen eingeschlossene Fläche darbietet. Das ehemals reich bebaute Land liegt jetzt öde und verlassen. Ein paar Viehherden finden ihre Nahrung, und zerstreute Zigeunerhütten sind an die Stelle der Städte und Dörfer getreten, die hier zur Zeit des altserbischen Reiches blühten. Die grauen Felsen haben vieles gesehen, und der grüne, grasbestandene Boden ist übersättigt worden mit Menschenblut. Hier siegten ausgangs des vierzehnten Jahrhunderts die Türken über die Verbündeten der südslawischen Lande. Hier legten die Osmanen den Grundstein ihrer Macht, die sie in den Eroberungszügen späterer Jahrhunderte errangen. Und kaum sieben Jahrzehnte später wurde das Amselfeld noch einmal der Schauplatz eines türkischen Sieges und einer Niederlage ungarischer Truppen. Sultan Murad I. war der Held des ersten Sieges und Sultan Murad II. der des zweiten.

Mitrowitza ist ein großes, an der Grenze des bis vor kurzem teilweise von den Österreichern besetzt gehaltenen Sandschaks Novibazar gelegenes Dorf. Seine Bedeutung als Handelsort soll von Jahr zu Jahr wachsen, und die Zahl seiner Einwohner heute bereits die 12000 überschritten haben. Die Berge, die Mitrowitza einschließen, sind reich an Erzadern. Von Serbien her werden denn auch bereits heute Versuche gemacht, diesen Bodenreichtum zu erschließen. Fachkundige Leute trifft man, welche in einem Beutel oder in einem Korbe Gesteinproben mit sich führen, die von wissenschaftlich geschulten Leuten auf ihren Erzreichtum hin untersucht werden sollen.

Das Reisen über Land ist hier keine Kleinigkeit. Alles muß zu Pferde gemacht werden. Die nordalbanischen Wege sind für Wagen [illegible]. Über graues Stein[illegible] Sammpfade. Nirgend ein

Digitized by Google

Baum oder ein Strauch. Im Hochſommer ſind die meiſten Quellen verſiegt. Wer das Land nicht ſehr genau kennt, findet oft während des ganzen Tages keine menſchliche Behauſung. Das Geld hat hier ſeinen Wert verloren. Führt man auch einen ganzen Beutel voll mit ſich — kaufen kann man nichts dafür. Jaurt (ſaure Milch) und Eier ſind das einzige Genießbare. Ein Holländer, der die Gegend viel geſchäftlich bereiſte, erzählte mir von Suppen aus Eſſig, Milch und Mehl und von Hühnern, die ohne Salz und Suppenkräuter in den Waſſerkeſſel geworfen würden.

Der Ort Mitrowitza liegt eine kleine halbe Stunde von der Station entfernt. Seine Gaſſen ſind ſauberer als die andrer türkiſcher Kleinſtädte. Eine gewiſſe Wohlhabenheit ſpricht aus tauſend Einzelheiten der Anlage und der Bauart des Ortes. Der Webſtuhl klappert faſt in jedem Hauſe. Nicht daß hier eine Art Hausinduſtrie beſtände, ſondern die Frau fertigt die Kleidungsſtücke, die ſie und ihre Familienangehörigen gebrauchen, ſelbſt an.

Von der berüchtigten Unſicherheit in dieſer nordweſtlichen Ecke des Türkiſchen Reiches iſt wenig zu bemerken. Wohl iſt alles militäriſch beſetzt, was überhaupt zu beſetzen iſt: Bahnhof und Brücken, der Eingang zum Ort und alle Wegkreuzungen draußen auf der Landſtraße. Die Leute aber ſchauen friedlich und freundlich drein und benehmen ſich gegen den Fremden artig und zuvorkommend, wenn auch hier und da die Neugier über das Woher und Wohin mit dem einen oder andern durchgeht.

Mitrowitza iſt inmitten eines wunderbaren Gebirgspanoramas gelegen. Die Kuppen der bosniſchen, montenegriniſchen und ſüdſerbiſchen Bergrieſen ſieben blau, wie Wolkengebilde, im Lichtnebel des Sommertages am nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Horizont. Die Burgruine Zvecan, wo Stephan Uroſch, der Zerbenkönig, (1331) erdroſſelt wurde, ſchaut finſter und zerfallen auf die Waſſer der grauen Zuniza herab, die hier in der von Regengüſſen hochgeſchwellten, wildſchäumenden Ibar mündet. Das Felſenlabyrinth ſtarrt grau und unwegſam, als fände nichts, außer den Fluten, Eingang in dieſen Keſſel. Ein feierlicher Ernſt ſchaudert um dieſen Felſen und Zacken, um die Kronen der Silberpappeln und um die Minarette der Moſcheen. Von der Höhe kommt ein Trupp brauner Geſtalten. Männer und Frauen. Ein paar Tiere ſchreiten im Zuge. Wie dunkle Punkte heben ſich die Menſchlein von der kahlen grauen Felswand ab. Abwärts führt ſie der Weg. Steil fällt der Saumpfad zur Tiefe, den ſie ſchreiten. In Krümmungen klettert er den Hang hinab, verſchwindet hinter Steinen, duckt ſich hinter die dunkelgrünen Büſche eines wilden Myrtengeſtrüpps und mündet ſchließlich unten im Keſſel in das flimmernde Weißgrau einer ſtaubigen Straße. Tiefe ziehen ſie nun entlang. Die Gewehrläufe blinken im Mittagslicht. In ſtampfendem Takt verhallen die Schritte der Menſchen und der ſchlurfende Trott der Tiere. Ein Raubvogel kreiſt in der Höhe. Und irgendwo in der Ferne ſingt einer ein Lied: einen naſelnden, mit zitriger Stimme geplärrten eintönigen Singſang, der in einen hohen, langgehaltenen und tremolierenden Ton ausklingt.

Saloniki: Jenikapu (neues Tor).

* * *

So reich auch die Ebene um Üsküb herum angebaut iſt, und ſo ſchmuck ſich auch aus der Entfernung die Ortſchaften ausnehmen, wer ihnen nähergeht, begegnet auf Schritt und Tritt ſtarrendem Schmutz und brodeln

dem Verfall. Wie eitel Unluſt und Gleichgültigkeit liegt es über dieſen Hütten und Höhlen, deren riſſiger Kalkputz in der Sonne wie Marmor ſchimmert. Jeder Zaun, jedes Dach und jedes Gebälk erzählt von „türkiſcher Wirtſchaft", und wäre nicht dieſer vorzügliche Boden der Wardarebene: die Menſchen hauſten ſicherlich ebenſo arm oder womöglich noch ärmer als ihre Landsleute in den Steinwüſten Nordalbaniens.

Aber dieſe Ebene von Üsküb iſt nicht von allzu großer Ausdehnung. Ihre Anbaufähigkeit iſt nach Süden hin bald erſchöpft, und es treten ſumpfige Weideländer an ihre Stelle, auf denen ein kurzes hartes Gras wächſt, das den ſchweren ſchwarzen Büffeln, die die hohen zweirädrigen Karren ziehen müſſen, als Leckerbiſſen gilt.

Dann werden in der Ferne allmählich wieder Höhenzüge ſichtbar. Kurz bevor die Berge jedoch bei Selenitо von neuem hart an den Wardar treten, ziehen ſich, namentlich am linken Ufer des Fluſſes, große Sümpfe, aus denen die Zigeuner Salpeter gewinnen. Hier wohnen dieſe geborenen Nomaden in ganzen Dörfern zuſammen, wie ſie ſich maleriſcher und ſchmutziger nicht in Innerafrika finden laſſen. Die Behauſungen ſind entweder in die Erde gegrabene Schächte, die mit einer Art ſchräg anſteigendem Kellerhals

ſich ein wenig von der Oberfläche abheben oder es ſind grasgedeckte, fenſterloſe Hütten, deren Wände aus lehmbeworfenem Weidenflechtwerk beſtehen.

Hier hauſen dieſe braunen, ſchwarzhaarigen Menſchen in der denkbarſten Ungeniertheit. Bis zum zwölften Lebensjahre gehen die Kinder beiderlei Geſchlechts faſt völlig nackt. Die Frauen haben meiſt einen Hemdenlumpen über die Schultern geworfen, der die Brüſte frei läßt. Während die Männer der Salpetergewinnung nachgehen, hocken ſie vor den Hütteneingängen, ſchwatzen, ſtillen die Säuglinge oder rauchen Zigaretten. Sobald ſie des Fremden anſichtig werden, umringen ſie ihn, bieten ihm irgendeinen Gegenſtand zum Kauf an, verſuchen es, ihm die Zukunft zu deuten oder doch wenigſtens ein Geldgeſchenk aus ihm herauszuſchlagen.

Hinter Selenitо wird die Landſchaft von wunderbarer Schönheit. Die Berge, die ſich in mäßiger Höhe halten, ſind ganz nahe an den Fluß getreten. Kapellen und Ruinen decken ihre Kuppen. Weiße Häuſer ſammeln ſich am Ufer des Wardar. Ihrer werden immer mehr. Schon klettern ſie die Hänge hinauf. Ein Kaſtell oder ein Kloſter krönt die Höhe. Ein Turm ſteigt auf. Eine alte Kirche hebt ihr Kreuz über die braunen Dächer einer großen Ortſchaft. Das iſt Koprulü, die „Brückenſtadt". Hier ſitzen viele Bulgaren, die Wein keltern und einen vorzüglichen Raki fabrizieren; auch eine ausgedehnte Seidenraupenkultur betreiben ſie.

Breiter und breiter wächſt der Wardar. Die Topolka, die Babuna und die Bregalnitza führen ihm aus Oſten und Weſten friſche Waſſermaſſen zu. Der Schienenweg kreuzt die alte Heerſtraße, die zur Venezianerzeit Durazzo und Valona mit den Balkanländern verband. Der Zug hält in Veniziani Gradſko, das mit ſeinen flachen Dächern, ſeinen Oleanderbüſchen und Zypreſſenalleen an italieniſche Städte erinnert. Krivolak kommt, und die großen Windungen des Wardar beginnen. Eine liebliche Mittelgebirgslandſchaft breitet ſich zur Rechten und zur Linken. Kühn geſchwungene Brücken, die das Hochwaſſer des Frühſommers oft arg beſchädigt, führen über den Strom. Dann zwingen ihn wieder die Berge in ein ſchmales, wildzerriſſenes Kliptenbett. Der Engpaß Kjelina vrata beginnt. Wald und Fels und Fels und Fels ſind die Felſen-

Digitized by Google

Prizren: Mehemed-Pascha-Moschee (Türbe).

schäumt und gurgelt und umtanzt die in seinem Bett liegenden Klippen und Steine mit weißem Gischt. Nur für den Fluß, den Schienenweg und einen Saumpfad läßt die Schlucht Raum, auf deren rechter Felsmauer einst die vom König Marko angelegte Kunststraße ging.

Noch bleiben die Berge. Hinter Gewgeli treten sie zum letztenmal hart an den Fluß heran: eine öde Schlucht, der Zigeunerpaß „Tschingane Derbend" tut sich auf. Dann werden die Berge zu Hügeln, und schließlich schwinden auch diese. Die ungestümen Wasser des Wardar schleichen nun müde und träge durch eine weite Steppe. Sumpfland, durchsetzt von brackigen Wasserläufen, dehnt sich, so weit das Auge schaut. Zahlloses Wildgeflügel tummelt sich in diesen Auen, in denen hin und wieder lichtgrün ein Streifen mit Wein, Mais, Tabak oder Baumwolle bebauten Landes lacht.

* * *

Die Großstadt [illegible] ihre Vorposten ins Land [illegible]. [illegible] und [illegible] reihen sich [illegible] zusammen und säumen bald zu beiden Seiten den Schienenweg. Dann blitzt es in der Ferne auf in einem hellen, silbrig schimmernden Blau: das Meer. Erst ist es nur ein Streifen, ein schmales, gerade dem Auge sichtbares Band am Horizont. Dann aber wird der Streifen zur Fläche und das Band zum stahlblau glitzernden Seidenmantel, der, vom Sonnengold übergossen, über die ganze weite Ferne gebreitet ist.

Und nun schiebt sich eine blaue Bucht landeinwärts, und der Schienenweg hält sich immer hart am Rande dieser Bucht, bis der Zug über zahllose Weichen gleitet und langsam in einen großen Bahnhof hineinrollt.

In weitgespanntem Bogen baut sich Saloniki um seinen Hafen. Vom Bahnhof bis zum Beaskulé, dem weißen Turm, der früher Kanlikulé, das ist Blutturm, hieß, dehnt sich eine breite Hafenstraße mit Speichern und Reedereibureaus, mit Kaffeehäusern und Tingeltangeln, mit Hotels und anrüchigen Spelunken. Eine Pferdebahn, der ein trompetender Warner ständig vorausläuft, geht durch diese Hafenstraße; die verbindet das eine Ende der Stadt mit dem andern und zweigt noch über den „weißen Turm" hin-

Digitized by Google

aus nach der meist von Europäern bewohnten Villenvorstadt Kalamaria ab, die sich malerisch am Fuße des Kortatsch aufbaut und den Hafen von Saloniki im Osten umrahmt.

Ein Gewirr enger, schmaler und schmutziger Gassen mit holprigem Pflaster und einem Riesenverkehr: das ist Saloniki. Die Juden, die nahezu Vierfünftel der Bevölkerung ausmachen sollen, beherrschen die Stadt. In ihren gelben, blauen oder braunen, auf der Innenseite mit einer Pelzborte verbrämten Kaftanen begegnen sie einem auf Schritt und Tritt. Es sind hagere, sehnige Gestalten mit scharfen schwarzen Funkelaugen und langen Patriarchenbärten. Ihre Frauen tragen bunten Kopfputz mit einer Art Haube, von der ihnen grüne Bänder um die Schultern flattern. Sie sind üppig gebaut, ohne jedoch in ihren Bewegungen unelastisch zu sein; ihre Gesichter und ihre Gestalten sind oft von hoher Schönheit.

Der Jude beherrscht in Saloniki alles: Handel und Handwerk. Er ist Lastträger und Stiefelputzer, Hotelkellner und Dragoman, Kutscher und Gelegenheitshändler, Bäcker und Schlächter, Glaser und Schuhmacher, Geschäftsinhaber und Bankier. Er ist konservativ, wie er nirgend auf der Erde konservativer sein kann. Und in seinem Beharren auf der überlieferten Tradition hat er einen guten Teil des Salonikier Lebens sich und seiner Art anzupassen verstanden: die Firmenschilder der Geschäftshäuser preisen ihre Waren nicht nur in türkischen, lateinischen und griechischen Lettern an, sondern auch in hebräischen. Und die Straßennamen in den besonders stark von Juden bewohnten Vierteln sind nicht allein in türkischer, sondern auch in hebräischer Schrift aufgezeichnet.

Besonders eigenartig ist ein Sonnabend in Saloniki. Da erscheint die Stadt wie tot. Die Geschäfte, deren Inhaber fast durchweg Juden sind, bleiben geschlossen. Am Hafen ist es still, und in den Basarstraßen gähnt die Unlust der Langeweile. Wenn aber die Synagogen um die Mittagsstunde ihre Pforten geschlossen haben, dann geht eine zauberhafte Veränderung durch die Stadt. Tische und Stühle rücken mitten auf die Straße. Der Hafenweg ist zu einem großen Kaffeehausgarten verwandelt. Judenjünglinge und Judenmädchen durchziehen in bunter Reihe die Gassen, haben die Stühle besetzt, lachen und scherzen und halten ernste

Saloniki: Jedikule (Zitadelle).

Diſpute. Die Alten aber ſind in ihren dumpfen ſchmalen Gaſſen geblieben. Dort hocken ſie vor den ſchwarz gähnenden Hauseingängen. Die Sommerſonne glitzert um ihre weißen Bärte, um die Runzeln ihrer Geſichter und um die von keiner Sonntagsfreude bewegten, feſt zuſammengepreßten Lippen. Nach Geſchlechtern getrennt ſitzen ſie da: die Männer hier, die Frauen dort. Nur ſelten fällt ein Wort. Ihre alten Augen ſtarren ſtumpf und halb erſtorben in die Dämmerſchatten der Gaſſenwinkel, und die pergamentene Runzelhaut ihrer alten Hände ſtreicht manchmal zitternd das weißliche Gelb eines langen Bartes ...

Die Sabri-Paſcha Straße und die Grande Rue de Vardar ſind die Hauptſtraßen Salonikis. In ihnen vielt ſich das geſchäftliche Leben ab, in ihrer Nähe befinden ſich der Konak und die Regierungsgebäude, und wer ſie durchſchlendert, bekommt auch die meiſten Sehenswürdigkeiten Salonikis zu Geſicht: den Triumphbogen des Konſtantin, die Rotunde und die der gleichnamigen Moſchee in Konſtantinopel nachgebildete Aja Sofia.

Vom Vardar führt eine breite Straße hügelan. Es iſt der Boulevard Hamidie, der an Stelle der alten Stadtmauer Salonikis im Oſten begrenzt. Hinter dem ſchönen weißen Marmorbrunnen am Kalamaria-Tor, wo die Kaffeegärten in den Schatten ihrer breiäſtigen Platanen locken, führt eine Landſtraße weiter zur Zitadelle empor. Dort iſt die Stadtmauer noch nicht gänzlich gefallen. Braun und bröckelnd hebt ſie ſich hier und da aus dem hohen Grasmeer. Häuschen und Hütten ſind ihr angeklebt. Moſcheen ſtrecken ihre Minarette hinter ihr empor, denn hier oben im unmittelbaren Schutz der Zitadelle haben ſich die Türken angebaut.

In wunderlichen Krümmungen und ſteilen Steigungen führt der Weg. Brunnen plätſchern an verſchwiegenen Stellen. Tiefverſchleierte Frauen huſchen durch den Schatten riſſiger Mauern. Die Linden blühen, und der Oleander hat ſeine weißen und roten Roſen reich und voll über die Einfriedigungen verträumter Gärten gehängt.

Keine fünfzig Schritt weit vermag das Auge zu ſchauen. Immer wieder wehrt ein Mauerlein dem Blick. Und immer wieder zwingt dich die wunderliche Bauart der Gaſſen, deinen Fuß zu wenden, bald nach

rechts, bald nach links. Die Holzgitter der Haremsfenster blicken auf deinen Pfad. Von flachen Dächern flattert ein Kinderlachen. Um die reifenden malachitgrünen Früchte eines mitten auf dem Wege stehenden Feigenbaumes glitzert flimmerndes Sonnengold.

Du bist auf der Höhe. Braune Mauern umschließen die Zitadelle. Ein Derwischkloster hebt sein Dach aus dem dunklen Grün schattender Bäume. Dir zu Füßen träumt die Stadt. Die braunen Dächer umsonnt ein warmer Glanz. Die Kuppeln der Moscheen glitzern in der Sonne, und die schlanken Türme der Minarette umzittert ein schwefelgelbes, grelles Leuchten. Weiße Häuser tauchen aus grünen Gärten. Im Osten, wo sich die Halbinsel Chalkidike ins Meer schiebt, erhebt der Kortatsch sein wetterbraunes Haupt. Flach und öde liegen im Westen die Mündungen des Wardar. Und zwischen Wardardelta und Kalamaria spannt sich das Meer. Ein blauer, goldüberflimmerter Seidenmantel, liegt es gebreitet am südlichen Horizont. Weiße Segel gleiten auf ihm wie die Fittiche riesiger Vögel. Und ganz hinten, wo Meer und Horizont in einem dampfenden Lichtnebel verschwimmen, reckt es sich wolkenblau auf zu breitrückigen Bergmassen mit gletschergekrönten Gipfeln: der alte Griechengötterberg — der Olympos.

* * *

Eine Wunderwelt liegt hinter mir: grauzackige Bergriesen und grüne, von brausenden Wassern durchtollte Täler; ein jungfräulicher Boden, der seiner Zukunft wartet. Buntgekleidete, schöne und kräftig gewachsene Menschen nennen diese Höhen und Täler ihre Heimat: Riesen mit Kinderherzen, die den Dolch im Gürtel tragen.

Nach den Steppen Asiens, nach der Südsee, nach den Urwäldern Afrikas sendet Europa seine Pioniere. Nur hierhin hat es noch ganz wenige gesandt. Den europäischen Wetterwinkel und Hexenkessel nennen sie dieses Land. Und doch: auch hier könnte der Friede wohnen, säen und ernten ...

Jäger Sturm

Ich bin der Sturm, der über die Dächer braust,
hüte dich, braune Gärtnerin!
Ich zerwühle das Beet, bald ist es zerzaust,
Die Blätter wirbelt der Wind dahin.
Was mußte dein bunter Blumenflor
Auch grad' in meinen Wegen blühn,
Ich stürze mich rauschend über das Tor,
Vernichtet siehst du weinend dein Mühn,
Kleine braune Gärtnerin!
Nun sind deine Wangen so naß und bleich,
Noch will es nicht in deinen Sinn:
Zertrümmert liegt dein Königreich,
Und all die zärtlich bunten Farben
Welkten unter meinem Kuß
Und starben,
Weil, was ich küsse, sterben muß.
Du kleine braune Gärtnerin,
Nun sitzt du weinend droben im Turm ...
Wo ist dein schöner Garten hin?
Hüte dich, Kind, ich bin der Sturm!

Paul Friedrich

Digitized by Google

Rainer Maria Rilke. Nach einem Gemälde von Professor Oskar Zwintscher.

Rainer Maria Rilke

Von Franz Wegwitz

Seinem Buche über die Worpsweder hat Rilke folgende Sätze vorangestellt: „Dieses Buch vermeidet zu richten. Die fünf Maler, von denen es handelt, sind Werdende. Was mir bei der Betrachtung eines jeden einzelnen vorbildlich war, lautet mit Jacobiens Worten: ‚Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit: nein: aber denke an ihn, wie er die Freunde war, da du ihn am tiefsten liebtest ...‘“ Nichts andres, als was darin gesagt ist, eines Künstlers Werk als Liebender zu betrachten und seinem Werden mit innerer Anteilnahme nachzugehen, soll der Zweck dieser Zeilen über Rainer Maria Rilke sein.

Von seinem äußeren Leben ist wenig zu erzählen. Rilke wurde 1875 in Prag geboren. Er entstammt einem alten Adelsgeschlecht, und nach der Tradition sollte er, so ungeeignet er auch an Leib und Seele war, den kriegerischen Beruf ergreifen. Als Kind schon mußte er daher in eine militärische Erziehungsanstalt eintreten, aber mit fünfzehn Jahren entrann er diesem Institut, in dem sein zarter Körper fürs ganze Leben Schaden nahm und seine von allen Seiten verletzte einsame Seele bittere Leiden durchkostete. Zäh wuchs aber gerade unter diesem Druck in aller Stille seine Eigenart empor, und wie hier, so erlebte Rilke daher auch an allen späteren Bildungsstätten, die überall so sehr auf den Durchschnitt zugeschnitten sind und geradezu auf Vernichtung des Wertvollsten im Menschenleben: der Individualität, ausgehen, Enttäuschung über

Digitized by Google

Enttäuschung. Aber keine Zeit im Leben ist verloren für den, der von allem sich ihm Darbietenden das seiner Natur gemäße aufnimmt. „Ganz mit sich allein gelassen, arbeitet die Natur rastlos an der Erfüllung des noch unverratenen Planes. Ein fortwährendes Herbeitragen, Sammeln, Aufspeichern ist das Charakteristische dieser Jahre. Und die Auswahl geschieht noch ganz von selbst. Mit einer fast somnambulen Sicherheit greift die Natur nach dem, was sie braucht, und sie findet es immer unter hundert Dingen heraus." So schildert Rilke selbst die Zeit seiner aufs Persönlichste zugeschnittenen Selbsterziehung. Tiefere Einwirkungen als auf Schulen und Universitäten hat Rilke erfahren auf seinen Reisen in Italien, in Rußland. Er ist gewachsen im Verkehr mit den Malern in Worpswede und in einer Zeit, die er um Rodin lebte. Seine tiefsten Kräfte weckte jedoch die Einsamkeit, und sein wahres Leben ist in seinen Werken. Das Wesentlichste seiner Entwicklung hat er in den stillen, vollbringenden Stunden seines Schaffens aus sich herausgestellt, wo

das Eine geschieht:
heimliche Hände heben
tief aus dem Leben
ein Lied.

„Larenopfer" nannte Rilke sein erstes Gedichtbuch, und schon der Titel weist auf eine Seele voll von Frömmigkeit und Verehrung hin; wenn auch hier des Dichters späteres tiefes Verhältnis zu Gott und Unendlichkeit sich noch kaum ahnen läßt. Das schmale Bändchen ist voll von Opfern der Liebe und Dankbarkeit für sein trautes Vaterhaus, für Land und Volk seiner Heimat. In knappe, formschöne Strophen bannt der Dichter den ganzen Zauber seiner alten malerischen Vaterstadt Prag. Er blickt verträumt hinunter in die Kleinseite mit ihren Giebeln und Kirchtürmen, mit spinnenverwobenen Pforten, mit barocken Vasen und alten Steinmadonnen. Er malt es gegen Abend, wenn „tief unten die Dämmerstunde mit lautlos leisem Schritt vorbeigeht", wenn der alte verwetterte Hradschin in den dunkelnden Himmel ragt und mondkelchblauen ihm die eitigen Wellen der Moldau grüßen. Wie viele Kirchen und Kapellchen sind hier, in denen des Dichters [illegible] Seele [illegible]

tenden Heimlichkeit hingeben. Schon in diesen ersten Versen zeigt sich Rilkes Vorliebe für Nacht, Stille, Einsamkeit und Traum, und die vielen musikalischen Bilder und Gleichnisse verraten uns des Dichters feines Ohr für alle leisesten Geräusche. Ein katholischer Duft weht uns aus diesem Buche an. Daß in diesen Strophen ein Dichter seine zarten Schwingen zum ersten zagen Fluge regt, erkennen wir an seiner wesenbildenden Phantasie. Da heißt es von der Nacht:

Sie reicht mir mild mit ihren beiden
Madonnenhänden einen Traum

oder vom Abend:

Wie König Balthasar einst nahte,
Die Stirn vom Kronenreif erhellt,
So tritt im purpurnen Ornate
Der König Abend in die Welt.

Schon hier sehen wir seine später so unendlich gesteigerte Fähigkeit, alles zu verlebendigen im Werden, wenn es in einem Gedicht „Novembertag" heißt:

... mit kalten Händen
Greift der Sturm in des Kamines Wänden
Eines Totencarmens Schlußoktaven.

Und manchmal gelingen ihm schon so köstliche Kleinigkeiten voll Bildkraft und geschmückt mit allen Reizen der Form, wie jene Nachtwachenstimmung:

Die falben Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend reißt im Hafen schon
Sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Nichts von allem der Jugend eignen Ungebärdigen, Überschäumenden und Wilden finden wir in Rilkes frühen Büchern. Gleichsam aus Traum und Nacht saugt der zarte Elfenleib seiner Dichtung Nahrung. Bezeichnend nennt er sein zweites Versbuch „Traumgekrönt", und daß sein Weg hinführt in die Gemeinschaft der verschwärmten Deutschen, hin zu dem Geheimbund der Mystiker, zeigen die Verse:

Fernere werden sich vor dir neigen,
Deine Schwärmer staunen dir nach.

Digitized by Google

Und leiſe kündet ſich das Grundgefühl der Myſtik, des Friedens mit der Welt an, wenn es heißt:

Denn ſo iſt ſie, wie ich ſie dachte,
Ein jeder Zwieſpalt iſt vertoſt.

Stärker wird des Dichters Sehnſucht, abſeits, ernſt und einſam zu wandeln,

... von kinderkeuſchen Mythen
Voll die ſabbatſtille Bruſt.

Noch immer aber iſt es die ſtarke Einwirkung ſeiner katholiſchen Umgebung, wenn er als Schmuck und Zierat in ſeinen Gedichten ſooft von Kapelle, Altar, Sakriſtei, Weihrauch und Ave, Opferkerzen und Gnadenbild ſpricht. An dieſe ihm vertrauten Dinge heftet er ſeine Gedanken und Gefühle, und ſogar ſeine Naturbilder ſind erfüllt von dieſen rituellen Vorſtellungen:

Fahlgrauer Himmel, von dem jede Farbe bange verblich.
Weit — ein einziger lohroter Strich
Wie eine brennende Geißelnarbe.

Es zeigt ſich hier, wie beſtimmend die auf einer langen äſthetiſchen Kultur beruhende äußere Schönheit ſeiner Kirche auf Rilke eingewirkt hat. Und doch iſt der Sinn und die Deutung immer des Dichters eignes Leben und ſchon weit der alten kirchlichen Frömmigkeit entreiſt.

Es gibt ſo wunderweiße Nächte,
Drin alle Dinge Silber ſind.
Da ſchimmert mancher Stern ſo lind,
Als ob er fromme Hirten brächte
Zu einem neuen Jeſuskind.

Weit wie mit dichtem Demantſtaube
Beſtreut erſcheinen Flur und Flut,
Und in die Herzen traumgemut
Steigt ein kapellenloſer Glaube,
Der leiſe ſeine Wunder tut.

Wie ein geheimes tiefes Waſſer rauſcht erſt leiſe, dann immer lauter der Strom der Vergeiſtigung alles Sinnlichen durch Rilkes Dichtung, und ſchon im nächſten Versbuch „Advent“ fühlt der Dichter ſeine Seele wachſen,

... bis ſie in Scherben
Den Alltag ſprengt. Sie wird ſo wunderweit.
An ihren morgenroten Polen ſterben
Die erſten Wellen der Unendlichkeit.

Heller wird der Glanz, der ſein Wort magiſch durchleuchtet, ſtarker ſein Gefühl von Gott und von der Unendlichkeit.

Das iſt mein Streit:
Sehnſuchtgeweiht
Durch alle Tage ſchweifen.
Dann ſtark und breit
Mit tauſend Wurzelſtreifen
Tief in das Leben greifen —
Und durch das Leid
Weit aus dem Leben reifen,
Weit aus der Zeit!

Die Liebe und den Gang mit der Liebſten im Blütenregen des Frühlings fühlt er ſo wenig irdiſch:

Mir iſt: wir wandeln Gott entgegen,
Der durchs Gebreite kommen muß.

Und wenn er von der Mutterſchaft redet, ſo wird ihm auch dies ein Gefühl heiliger Ewigkeit:

Fühlſt du in dir das ſcheue Schwellen,
Und Leib und Seele wird dir weit.
O bete, Weib! Das ſind die Wellen
Der Ewigkeit.

Alles, was Rilke berührt und mit ſeinen zarten Händen geſtaltet, iſt wie weggeſtellt aus dem Lärmen der Welt. Er trägt es in die kühle Einſamkeit einer unſichtbaren Kathedrale; dort, im Dämmer des gebrochenen Lichts, ſieht es nun fremd und heilig aus.

Die leiſen und doch ſichern Verheißungen, die der Vorfrühling bringt mit ſeinem zarten Anhauch auf Buſch und Baum, mit ſeinen frühen ſcheuen Blütenglocken, ſind in Rilkes erſten Büchern. Das quellende und drängende Leben des Frühlings ſelbſt finden wir erſt in dem Buche „Mir zur Feier“. Was den Dichter hierin auszeichnet, iſt ſein willenloſes Sichhingeben an alle Schönheiten des Lebens:

Ich bin ſo jung. Ich möchte jedem Klange,
der mir vorüberrauſcht, mich ſchauernd ſchenken,
und willig in des Windes zartem Zwange,
wie eine Ranke überm Gartengange,
will meine Sehnſucht ihre Schwingen ſchwenken.

So lauſcht er denn tief hinein in den Frühling und die italiſche Landſchaft mit ihren ernſten Zypreſſen, mit ihren leuchtenden Roſen und ihren Weingeländen und ſingt ſo ſcheue Frühlingslieder wie dieſes:

prima vera.
Erſte Roſen erwachen,
und ihr Duften iſt zag
wie ein leiſeleiſes Lachen:

Flüchtig mit ſchwalbenflachen
Flügeln ſtreift es den Tag;
und wohin du langſt,
da iſt alles noch Angſt.

Jeder Schimmer iſt ſcheu,
und kein Klang iſt noch zahm,
und die Nacht iſt zu neu,
und die Schönheit iſt Scham ...

Man hört die Brandung des Meeres leiſe widerrauſchen aus den Verſen dieſes Buches, und die Einſamkeit der ſtillen ſüdlichen Nächte iſt in ihnen. Mit unendlicher Feinheit hat Rilke auch den tiefen, innigen Beziehungen zwiſchen Natur und Menſchenſeele nachgeſpürt. Hier wie dort liebt er das Zarte, das Werdende und hat es mit feinem Pinſel in ſubtiler Manier auf Goldgrund gemalt. Da erblicken wir ſeine Kindheit, die ihm als Engel entſchwebt iſt, und hören ihn Lieder ſingen zum Preiſe der Mädchen:

Ihr Mädchen ſeid wie die Gärten
am Abend im April:
Frühling auf vielen Fährten,
aber noch nirgends ein Ziel.

Und ſelten hat ein Dichter es ſo verſtanden, ein Verkünder der reifenden Weibesſeele zu ſein. Selten hat vor allem einer das Erotiſche ſo zu vergeiſtigen gewußt wie Rilke. Ebenſo wie die Vergeiſtigung des Sinnlichen tritt uns in dieſem Buche der Prozeß der Lebendigmachung, Beſeelung auch des Abſtrakteſten entgegen, und es iſt einzigartig, wie der Dichter Worten, Klängen, Farben und Nuancen Seele gibt. Man muß dabei an einen denken, der nach Rilkes eignen Worten ihm Vorbild und Meiſter geweſen iſt: an den großen Dänen Jens Peter Jacobſen. Mit ihm iſt er in tiefſter Seele verwandt. Wie dieſer, ſo hat ſich auch Rilke ſeine eigne Sprache geſchaffen, und ſelten, ſo will mir ſcheinen, beſitzt ein moderner Lyriker eine ſo ausgeſprochene Fähigkeit, dieſe Eigenart konzentriert auszudrücken, wie unſer Dichter in folgendem:

Die armen Worte, die im Alltag darben,
die zagen, blaſſen Worte lieb' ich ſo.
Aus meinen Feſten ſchenk' ich ihnen Farben,
da lachen ſie und werden langſam froh.

Die nehmen ſich die weißen Winterwangen
am Abend, wenn ſie müd geworden ſind,
und ſind noch wunde von dem Tag gegangen,
und ſind noch voll von Angſt und ſind noch Kind.

Gemeinſam mit Jacobſen iſt Rilke auch das tiefe Gefühl für die Verwandtſchaft mit den Dingen, und es iſt beſonders die ſtumme Welt der Pflanzen, der ſie ihre Liebe ſchenken. Sie fühlen, daß auch dieſe Lebeweſen ſind, nur mit feineren Sinnen begabt und viel traumhafter, ſtiller, hilf- und willenloſer. Ihnen lebt die ganze Natur, und Pan iſt für dieſe Künſtler bewieſen.

... Ich bin die Stimme im Wind.
Ohne mich kann kein Königskind
ſeine Märchen und Mythen haben.
Ich bin der Eine,
vor dem die Haine
kein Geheimnis zu hüten haben;
denn ich bin, eh' die Haine ſind.
Ich bin der, welcher alles beginnt;
und wenn ich ſchreite über die Steine,
werden die Steine Blüten haben.

Man muß ſchon zu Hölderlin gehen, wenn man bei irgendeinem Dichter ein ſo tiefes Verſenken und Ruhen in der Alleinheit der Natur finden will. Was dieſer von ſich mit ſchmerzlich-ſüßem Gefühl ſagt:

Ich verſtand die Stille des Äthers,
Der Menſchen Worte verſtand ich nie,

das gilt auch für Rilke. Nur iſt bei ihm eins bewußter und ſtärker, was bei den älteren weſensverwandten Dichtern, bei Hölderlin und Novalis, bei den Myſtikern und allen früheren Verkündern des Pantheismus nur als ſcheu erwachtes Gefühl tief in der verſchwärmten Seele ruhte: das iſt der Entwicklungsgedanke. An Rilke ſind die Einwirkungen der Naturwiſſenſchaft unverkennbar, und ſchon iſt ihm Nietzſches Wort, daß man die Menſchheit als geworden und noch werdend betrachten müſſe, zu einem Grundgefühl geworden.

Ich weiß es im Traum,
und der Traum hat recht:
Ich brauche Raum
wie ein ganzes Geſchlecht.

Mich hat nicht Eine Mutter geboren.
Tauſend Mütter haben
an den kränklichen Knaben
die tauſend Leben verloren,
die ſie ihm gaben.

Er fühlt ſich einbezogen in den unendlichen Kreislauf der Dinge im Werden und Vergehen: er fühlt, daß er nur eine „Schaumflocke iſt auf des Daſeins ewig ſchaukelnder

Digitized by Google

Flut". Und mit seinem Alleinsgefühl findet zugleich sein neues Ewigkeitsgefühl solchen Ausdruck:

Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche
und als Welle wohne im Teiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingfrierende Birke bin?

Verschwistert fühlt er sich mit Wind und Regen und Baum und Zweig. Er hat ein tiefes Gefühl von der Identität alles Seienden, und vor seinem sichern Blick fallen die Scheidewände der Dinge. Er sieht ihre Seelen und erlöst sie zum Leben. Ihre leiseste Sprache versteht er:

Die Dinge singen hör' ich so gern.

Er erfühlt, was brunnentief unter dem liegt, wohin die stumpfen Sinne der Alltagsmenschen reichen, denn er ist „zu Hause zwischen Tag und Traum".

Wie sehr auch bis jetzt ein Steigen der Entwicklung Rilkes zu bemerken war, noch reifere Früchte seiner Kunst erwarten uns in dem „Buch der Bilder". Noch immer fühlt der Dichter seine Seele wachsen, und groß tritt uns die Fähigkeit, sein Leben zu belauschen, und die Kraft, seinen Fortschritt darzustellen, entgegen.

Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter,
als ob es jetzt in breitern Ufern ginge.
Immer verwandter werden mir die Dinge
und alle Bilder immer angeschauter.
Dem Namenlosen fühl' ich mich vertrauter:
Mit meinen Sinnen, wie mit Vögeln, reiche
ich in die windigen Himmel aus der Eiche,
und in den abgebrochnen Tag der Teiche
sinkt, wie auf Fischen stehend, mein Gefühl.

Dieses „Buch der Bilder" erlöst uns auch von den starken Befürchtungen, daß Rilkes Zartheit zu Schwäche und seine Seltsamkeit in Form und Inhalt zu Krankheit und Manieriertheit werden könne. Denn unverkennbar ist der Dichter männlicher geworden, und unter den härteren Winden der nordischen Landschaft ist Kraft und Stärke in sein Schaffen gekommen. Hier ist es nicht nur lindes Säuseln, das Dinge und Menschen anfaßt, hier rauschen die gewaltigen Flügel des Sturmes, und im Vorgefühl seines Kommens heißt es:

Da weiß ich die Stürme schon und bin erregt
wie das Meer.
Und breite mich aus und falle in mich hinein
und werfe mich ab und bin ganz allein
in dem großen Sturm.

Und wenn die Naturgewalten übers Flachland tosen, so fühlt er sie, als sei er jenem Kosakenhetman Mazeppa gleich an eines Rosses Rücken gebunden:

Dann bin auch ich an das rasende Rennen
eines rauchenden Rückens gebunden;
alle Dinge sind mir verschwunden,
nur die Himmel kann ich erkennen:

Überdunkelt und überschienen
lieg' ich flach unter ihnen,
wie Ebenen liegen;
meine Augen sind offen wie Teiche,
und in ihnen flüchtet das gleiche
Fliegen.

Wie erschütternd sind auch die Bilder, die Rilkes alte Verehrung der Nacht in diesem Buche hervorgebracht hat! Sie erinnern an die grandiosen Visionen von Baudelaire oder Verlaine. In ihnen ist eine mystische Tiefe wie in ähnlichen Dichtungen Maeterlincks. Da sind Gedichte, die wie Radierungen Goyas oder wie Blätter des Traumgestalters Kubin wirken. Da tauchen die Gestalten der Armen und Ausgestoßenen auf, und wir hören das Schreien der Aussätzigen. Es gelingt dem Dichter, tief in die Seelen dieser Dürftigen und Unglücklichen hineinzuhorchen. Wer hat schon jemals so ergreifend und mit so scharfsem psychologischem Tiefblick die Gefühle einer Blinden zu Wort und Bild erlöst wie Rilke? Er ist hier in seelische Landschaften vorgedrungen, die einer früheren Kunst verschlossen waren. Mit seherischer Sicherheit und Schöpferkraft ist seine Sprache zu Worten und Gleichnissen gekommen, die noch niemals waren, und zu denen die Sprache des Alltags in vielen Jahrzehnten noch nicht gelangt sein wird; und durch alle diese Gebilde fluten die Wellen des Rhythmus groß und frei. Das gilt besonders von so seltsamen Gedichten wie „Der Schauende", in denen des Dichters Losgelöstsein von aller Erdschwere und sein Verwobensein mit den dunklen Gewalten, die hinter allen Dingen im Kosmos leben, Ausdruck gefunden hat, oder wenn er seine tiefsten Ahnungen von Weltlauf und Weltentwicklung in so wundervollen Versen ausspricht:

Digitized by Google

... Vielleicht sind wir oben,
in Himmel andrer Wesen eingewoben,
die zu uns aufschaun abends. Vielleicht loben
uns ihre Dichter. Vielleicht beten viele
zu uns empor. Vielleicht sind wir die Ziele
von fremden Flüchen, die uns nie erreichen,
Nachbarn eines Gottes, den sie meinen
in unsrer Höhe, wenn sie einsam weinen,
an den sie glauben, und den sie verlieren,
und dessen Bildnis, wie ein Schein aus ihren
suchenden Lampen, flüchtig und verweht,
über unsere zerstreuten Gesichter geht ...

In den „Ideen über die Künstler" heißt es bei Friedrich Schlegel: „Nur derjenige kann ein Künstler sein, welcher eine eigne Religion und eine originelle Ansicht des Unendlichen hat." Von diesem Standpunkt aus gesehen, geht es nicht anders an, als Rilke einen großen Künstler zu nennen. Denn wir sahen, wie in dem aufsteigenden Lauf seiner Entwicklung überall Quellen rauschten, die aus tiefem Gefühl vom Göttlichen und Unendlichen kamen. Und mit jedem Buche wuchsen diese Wasser und wurden groß und mächtig. Bei Rilkes nächstem Werk ist es, als ständen wir vor einem Meer, denn nun ist alles Erdenland entschwunden, in weiter Ferne liegen die Küsten der Endlichkeit, hier schaukelt alles auf den Fluten der Gedanken über Gott und Ewigkeit, Leben und Tod, Seele und Schönheit. Rilke nannte dies Buch „Stundenbuch", und es ist ein Andachtsbuch einer zukünftigen Frömmigkeit geworden. „Vom mönchischen Leben", „Von der Pilgerschaft" und „Von der Armut und vom Tode" lauten die Überschriften seiner drei Teile. Wenn es früher, im Titelblatt zu den „Blättern aus einer Sturmnacht", hieß: „Ist die Nacht die einzige Wirklichkeit seit Jahrtausenden ...", so ist für Rilke nun nur das Leben der Seele, nur die Schöpfung Gottes im Menschen das wahre Leben. Er setzt den Ausdruck „mönchisches Leben" als Symbol über eine Schöpfung, die ein Spiegel eines individualistischen Daseins der Stille und Einsamkeit in Gott ist, eines Wirkens aller Schöpferkraft am Bilde Gottes in tausend Formen und Verwandlungen. Er meint, daß er und die Menschheit wieder auf der Pilgerschaft seien zu Gott, zu einem Gott der Innerlichkeit und Selbsteigenheit, zu einer Religion ohne Kirchen und gleiche Vorschriften für alle. Und er nennt die bis an den Rand der Seele mit [illegible] wie die alten Mystiker die Armen und will eines neuen Gefühls vom Leben und Tode Heiland und Messias sein. Dieses Buch reiht Rilke ein in die Reihe der großen deutschen Mystiker. Er erscheint uns als ein wiedergekehrter und erneuerter Angelus Silesius. Könnte man doch viele von dessen Versen als Motto über Rilkes Dichtung setzen. In seiner Kunst erlebt, getränkt vom Geist unsrer Zeit, die alte Mystik eine Auferstehung, wie auch in verwandten Dichtungen, etwa in Johannes Schlafs „Frühling" oder in den grandiosen kosmischen Traumbildern Alfred Momberts. Es ist nicht möglich, die Gedankengänge dieses reichen Buches hier im einzelnen aufzuweisen. Sie sind fest an die Form gebunden, und ihr Reiz würde verschwinden, wollte man mit täppischer Hand in das zarte und weitverzweigte Gewebe greifen. Jeder aber, der hier einzudringen versteht, wird köstliche Schätze finden.

Wie sehr auch die Anziehungskraft von Rilkes Dichtungen auf ihrem tiefen Gehalt beruht, außerordentlich ist auch der Reiz ihrer an aparten Schönheiten reichen Form. Wir sahen bei unserm Gang durch des Dichters Werke, wie er auch hier von der Gebundenheit zur Freiheit gekommen ist. Ganz im alten Stil, knapp und festgefügt, bildete er in seinen ersten Büchern seine Erlebnisse. Erst in dem Buche „Mir zur Feier" begann sich der neue Inhalt eine freiere Form zu schaffen, und im „Buch der Bilder" vollendete sich dies Bestreben. Da fluten die Rhythmen ohne äußern Zwang, und „Rilkes Form ist wie ein Gewand von weicher Seide, das jedes Glied, jede Bewegung dessen, der es trägt, auf das vollendetste zum Ausdruck bringt". Man könnte Seiten füllen mit Hinweisen darauf, wie gewählt Rilke alle Reize der Form verwendet, und wie seine Eigenart in den Reimen, die häufige Verwendung von Binnenreim, von Assonanz und Alliteration seinen Versen jenes Weiche, Gleitende und Musikalische gibt, das uns mit tiefem Zauber umspinnt.

Daß bei der Neigung, dem Neuen, Niegebrauchten auf der Spur zu sein, die entlegensten Schönheiten der Sprache leuchten zu lassen, auch manches mißglückt ist, wer wollte sich darüber verwundern. Als besonders unangenehm empfinden wir das dort, wo die Freude am Klang den Dichter zu Reimspielereien verführt hat, oder wo er den

Digitized by Google

Sinn der Schönheit des Gesanges opfert. Doch auch hier schreitet Rilke unaufhörlich noch fort, und immer mehr — Proben aus seinem neusten, 1908 erschienenen Buche beweisen es — gelingt es ihm, Inhalt und Form in Einklang zu bringen.

Fünf größere Gedichte, in denen Rilke auf den Reim ganz verzichtet hat, führen dieses Buch („Neue Gedichte", erschienen im Insel-Verlage zu Leipzig) in einer prachtvollen Steigerung zu Ende. Von der unerhörten Art, Niegesagtes zu künden, und vom Reichtum der kühnen Metaphorik in der letzten Gabe des Dichters zeuge nur ein Beispiel, das herrliche Bild vom alten Brügge:

Die Gassen haben einen sachten Gang
(wie manchmal Menschen gehen im Genesen
nachdenkend: was ist früher hier gewesen?)
und die an Plätze kommen, warten lang

auf eine andre, die mit einem Schritt
über das abendklare Wasser tritt,
darin, je mehr sich rings die Dinge mildern,
die eingehängte Welt von Spiegelbildern
so wirklich wird wie diese Dinge nie.

Verging nicht diese Stadt? Nun siehst du, wie
(nach einem unbegreiflichen Gesetz)
sie wach und deutlich wird im Umgestellten,
als wäre dort das Leben nicht so selten;
dort hängen jetzt die Gärten groß und gelten,
dort dreht sich plötzlich hinter schnell erhellten
Fenstern der Tanz in den Estaminets.

Und oben blieb? — Die Stille nur, ich glaube,
und kostet langsam und von nichts gedrängt
Beere um Beere aus der süßen Traube
des Glockenspiels, das in den Himmeln hängt.

Alles aber, was Rilke geformt hat, ist lyrisch, und auch seine Prosa zeigt uns keine neue Seite seines Wesens. Außer den Gedichtbüchern gibt es von ihm noch einige kleine Prosaskizzen, die in einem schmalen Bändchen unter dem Titel „Die Letzten" gesammelt sind. Sie enthalten, ebenso wie das Drama „Das tägliche Leben", tiefe Gedanken über eignes persönliches Leben, über Kunst und über Liebe und Ehe. Die Kraft zu epischer oder dramatischer Gestaltung fehlt Rilke jedoch vollständig. Gedichte in Prosa sind auch die prächtigen, märchenhaft angehauchten „Geschichten vom lieben Gott" mit der schönen Widmung für Ellen Key. Auch die mit so feinem Verständnis geschriebenen Bücher über die Worpsweder und über Rodin spiegeln nur Rilkes eigne Persönlichkeit im Schaffen der ihm verwandten andern. Sie sind Zeugnisse seines innersten Wesens, und von dem Rodinbuch sagt Ellen Key: „Diese kleine Schrift Rilkes über Rodin ist ein Andachtsbuch des neuen Menschen, von einer ebenso tiefen Frömmigkeit erfüllt wie die kleine Schrift des Mittelalters von Christi Nachfolge. Und so ist man auf einem neuen Wege zu Rilkes Gefühl für Gott vorgedrungen." Viele aber in unsrer Zeit sind auf ähnlichen Wegen zu einem Gefühl für Gott vorgedrungen, und nicht zuletzt ist es Ellen Key selbst. Das Gefühl tiefster Seelenverwandtschaft hat sie daher auch zu Rilkes Freundin und zur begeisterten Fürsprecherin seiner Dichtungen gemacht. Es sind tausend Fäden, die ihre Geisteswelten miteinander eng verknüpfen. Bei uns Deutschen aber hat niemand den Sinn von Rilkes gesamtem Leben und Werk schöner und treffender ausgedrückt als Artur Bonus am Schluß seines Büchleins „Religion als Schöpfung". Mit dieser Stelle wollen wir schließen:

„Wer aber mit aufgeschlossenem innerm Sinne der Gottheit und ihrem Reiche nachforscht, der kann deutlich genug merken, daß sie nicht mehr ‚jenseit', nicht mehr außerhalb der Welt ist, sondern daß die Welt auf sie gebaut ist wie das Erdreich auf den Wassern. Wir erheben uns nicht mehr zu Gott, sondern wir vertiefen und versenken uns in ihn. Wir holen ihn nicht herab, sondern wir graben ihn aus, Brunnen im Tränenland. Wo Menschen sind, die in ihren Tiefen jenes sehnsüchtige Etwas stark werden ließen, die sind Brunnen ins ewige Land, die saugen das Wasser des Lebens und ergießen die heiligen Fluten.

„Wir werden nie mehr wahrscheinlich dazu kommen, zu sagen: das Reich Gottes kommt morgen, aber wir werden noch sagen lernen: es steigt in unsern Seelen aufwärts, und einige werden es fühlen sich bis an den Hals schlagen, also daß es ihnen die Stimme zu versetzen droht durch die Gewalt seiner stillen und ernsten Wirklichkeit."

In diesen Worten liegt die tiefste Deutung der Kunst Rainer Maria Rilkes.

Johann Gottlieb Fichte und seine Reden an die deutsche Nation vor hundert Jahren

Von Prof. Dr. Karl Sell (Bonn)

II

Fichte fand Zuflucht in Berlin, wo mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. 1797 der Minister Wöllner und seine Gläubigkeitsschnüffelei den Abschied erhalten hatte. Der König soll, um seine Meinung über Fichtes Aufenthalt in Berlin befragt, gesagt haben, es könne ihm, wenn er ein ruhiger Bürger sei, der Aufenthalt in seinen Staaten gestattet werden; „ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts."

Fichte trat sofort in den Kreis der sogenannten Romantiker, die jetzt mit Schleiermachers Reden über die Religion, mit Tiecks und Novalis' romantischen Dichtungen, mit Schlegels Übersetzungen von Shakespere und den südlichen Dichtern den ersten Höhepunkt ihrer Wirkung erreicht hatten.

Es ist diese Romantik im Grunde nichts andres als die sehr naturgemäße Hinwendung der durch unsre großen Klassiker ans Licht gerufenen bedeutenden kritischen, philosophischen und dichterischen Talente zweiten Ranges zur vaterländischen, zur mittelalterlichen und zur religiösen Dichtung, Weltanschauung und Geschmacksrichtung. Fichte teilte sie. Man findet ihre Spuren in allen seinen Arbeiten aus jener Zeit. Eine Berufung nach Rußland wie nach Bayern schlug er aus, nahm aber eine Professur in dem damals preußischen Erlangen gern an, da sie ihm nur für den Sommer dort, im Winter aber in Berlin Vorlesungen zu halten verstattete. Das waren aber, gleich denen mehrerer andern Gelehrten, wie Schleiermacher, Niebuhr, öffentliche Vorlesungen für ein hochgebildetes gemischtes Publikum, die einen allgemeinverständlichen Charakter tragen sollten, also etwas den jetzigen „Volkshochschulkursen" Verwandtes.

Fichte faßte auch diese Aufgabe nicht im heutigen Sinne lediglich als Übermittlung von Wissensstoff oder methodische Unterweisung, sondern er wollte damit auf die Gesinnung seiner Zuhörer wirken, womöglich zum Bildner einer künftigen Generation werden. So spricht er schon damals zeitweise im gehobenen Ton eines philosophischen Predigers, ja eines Propheten. Er wandte jetzt seine idealistisch-sittlichen Grundsätze an auf die Zustände der Gegenwart. Während seine reifste Druckschrift jener Zeit das merkwürdige Programm des strengsten philosophischen Sozialismus ist, das wir besitzen: „Der geschlossene Handelsstaat" (1800) — auf den sich zu berufen auch unsre Sozialisten nie versäumen. Auch eine Autorität wie Gustav Schmoller urteilt darüber, daß „Fichtes Forderung, der Staat müsse sich des wirtschaftlichen Elends annehmen, er dürfe die Besitzverhältnisse nicht sich selbst überlassen, nur die Konsequenz sei aus dem erhabenen Idealismus seiner sittlichen Weltanschauung, die nur Tätigkeit, keinen Genuß verlangt und so unter allen modernen Weltanschauungen der strengen Stoa am meisten verwandt ist". Am tiefsten aber beschäftigte ihn seit der Anklage auf Atheismus die religiöse Frage. Er versenkte sich in seiner Weise immer mehr in die Gedankenwelt des Neuen Testaments und gewinnt eine immer lebendigere Vorstellung von Christus. War ihm als das Göttliche im Leben immer die höchste Idealität erschienen, also der Wille zu allem Guten und Erhabenen, und Gott selbst als die sittliche Weltordnung, so schritt er nun zu dem Gedanken fort des einen höchsten Willens alles Guten, der in allen Einzelwillen und durch sie das Werk eines vollkommenen Lebens schafft. Das Wirken dieses einen Gottes wurde ihm alles, die einzelnen Wesen sind nur dessen Werkzeuge. Das ist nicht, wie man es öfters bezeichnet hat, eine Art von Pantheismus, sondern es ist strengster Monotheismus. Nur Gott ist, und sonst ist nichts. Es ist die mystische Gott-allein-Lehre, wie wir sie unter

Digitized by Google

andern bei einzelnen Denkern des deutschen Mittelalters finden.

Wie er es auch in poetischer Form (allerdings recht unbehilflich) ausgedrückt hat:

Nichts ist denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben;
Du weißest, ich mit dir weiß im Verein;
Doch wie vermöchte Wissen dazusein,
Wenn es nicht Wissen wär' von Gottes Leben!
Wie gern ach! wollt' ich diesem hin mich geben.
Allein wo find' ich's? Fließt es irgend ein
Ins Wissen, so verwandelt sich's in Schein,
Mit ihm vermischt, mit seiner Hüll' umgeben.
Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet,
Dein Ich ist sie; es sterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.
Durchschaue, was dies Streben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben.

Das eigentliche Kampfobjekt der Berliner Romantiker war die sich allewege unfehlbar dünkende, selbstgefällige, rationalistische und dabei oberflächliche, alles Große und Eigentümliche in der Literatur und Kunst bekrittelnde, besserwissende Aufklärung und deren Großmeister, als Haupt des einflußreichsten Rezensierinstituts, der Buchhändler Friedrich Nicolai. Ihn griff Fichte in einer witzig sein sollenden, in Wirklichkeit nur satirisch unbarmherzigen, derben Streitschrift persönlich an. Und in der Aufklärung, im Rationalismus der vulgären Art erkannte er jetzt die eigentliche Wurzel aller Mängel und Schäden auch des politischen und des nationalen Lebens. Denn das war es, worauf ihm nun als Bürger eines großen Staatswesens die Blicke sich lenkten. Er wurde in Berlin sowohl Religionsphilosoph wie Geschichtsphilosoph. Ein aufsehenerregender Vorlesungskursus „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (1804/5) verkündigte seine philosophischen Ansichten über den Verlauf der ganzen seitherigen Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte ihres Zieles, der Herausbildung des „vollkommenen Vernunftreiches", das aber zugleich das eigentliche „Reich Gottes" sein solle — aber diese Ansichten nahmen immer mehr die Gestalt einer derben Bußpredigt an die Zeitgenossen an, denen er die unliebsamsten Wahrheiten mit verblüffender Deutlichkeit ins Gesicht schleuderte. Und er scheute sich nicht, dem aufgeklärten Berlin ein förmliches Programm religiöser Mystik vorzutragen in den Vorlesungen, die er recht geflissentlich, als ob er einen Konventikel bilden wollte, die „Anweisung zum seligen Leben" benannte (1805/6). Es waren die letzten Vorlesungen vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 gewesen, in den Preußen endlich eintrat, nachdem sein schmachvolles Verhältnis zu Frankreich es völlig isoliert hatte, nachdem die Niederlage Österreichs und die Errichtung des Rheinbundes das alte Deutsche Reich atomisiert hatte. Schon an diesem Kriege wünschte Fichte als philosophischer Feldprediger teilzunehmen. Man winkte ihm freundlich ab. Aber sein politisches Interesse war erwacht. Noch 1805 im Frühling hatte er auf die Frage: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?" ganz kosmopolitisch geantwortet: „Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht ... Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinn können wir dann über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsre Nachkommen bis an das Ende der Tage."

Man muß sich dieses kosmopolitische Glaubensbekenntnis gegenwärtig halten, in dem doch nur das gesamte seitherige philosophische Denken des ebenso weltfernen wie vernunftseligen Gelehrten konsequenterweise gipfelt, damit man den gewaltigen Umschwung in seinem Denken und doch auch die Fäden eines innern Zusammenhanges zwischen dem früheren und dem späteren Fichte versteht.

Es ist ganz und gar die Zeit der Not, die in Fichte den Instinkt des praktischen Politikers erwachen läßt. Und der ließ ihn, bei dem eminenten gesunden Menschenverstand, den er besaß, rasch die Notwendigkeiten des Lebens durchschauen und ebenso entschlossen diesen Forderungen alle seine idealen Wünsche hintanstellen. Aber keineswegs ist ihm der nationale Gedanke selbst in seiner ganzen Größe aus den Empfindungen der Not erwachsen. Er ist ihm nur in der Fort-

Digitized by Google

entwicklung seines idealistischen Denkens offenbar geworden als der einzige Weg, auf dem sich geschichtlich das erreichen lasse, was ihm von Anfang an als das Ziel des Menschengeschlechts auf Erden sich darstellte. Mitten aus dem Ringen seines philosophischen Denkens nach dem Verständnis des Daseins ist ihm der Gedanke des Volkes erwachsen. Er ist auch da, wo er mit politischen und nationalen Forderungen auftritt, der idealistische Philosoph geblieben.

Daß in jedem wirklichen Idealisten, der es nicht bloß mit Worten und Empfindungen ist, sondern auch mit der entschlossenen Tat, stets ein kühner Mut vorhanden ist, mit der Wirklichkeit anzubinden auf jede Gefahr hin, und daß sich so die schwärmerischsten Enthusiasten plötzlich und doch ganz natürlicherweise in Realpolitiker verwandeln können, zeigt auch Fichte.

Die Schlacht von Jena traf ihn im Innersten. Er flieht beim Herannahen der Franzosen aus Berlin und will nicht eher zurückkehren, bis sie die Residenz geräumt haben. Er geht nach Königsberg und erlebt dort den Frieden von Tilsit. Zeitweise übermannt ihn die Verzweiflung, nicht an den ewigen Dingen, aber an Volk und Vaterland: „Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzusterben, hatte ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern, ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht." Es war das eine Stimmung, die sich zeitweise auch bei Freiherrn vom Stein findet. Aber er rafft sich auf. Seine Studien in Königsberg galten alle der Unterrichtsmethode Pestalozzis und dem größten Realpolitiker aller Zeiten, Machiavelli. Im August 1807 war er wieder in Berlin, entschlossen, an der Wiederaufrichtung Preußens und Deutschlands an seinem Teile mitzuarbeiten. Es geschah in den Sonntagsvorträgen, die er vom 13. Dezember 1807 an vor einem zahlreichen gebildeten, gemischten Publikum hielt, die sich des stärksten Zuspruchs aus den Kreisen der Patrioten erfreuten, und die sofort gedruckt als „Reden an die deutsche Nation" hinausgingen. Sie waren dem Inhalt nach die kühnste Herausforderung des in Berlin herrschenden Feindes. Oft genug übertönten die französischen Trommelwirbel die Stimme des Redners, und Kanonen, die man als solche kannte, waren zugegen. Ein Jahr zuvor hatte Napoleon den Nürnberger Buchhändler Palm, weil er eine Schrift über „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verlegt hatte, erschießen lassen. Fichte war auch darauf gefaßt. „Meine persönliche Gefahr kommt gar nicht in Anschlag, sie könnte vielmehr höchst vorteilhaft wirken. Meine Familie aber und mein Sohn würden des Beistandes der Nation, der letztere des Vorteils, einen Märtyrer zum Vater zu haben, nicht entbehren. Es wäre dies das beste Los. Besser könnte ich mein Leben nicht anwenden." So sprach er sich in einer für niemandes Augen bestimmten Aufzeichnung aus. Aber merkwürdig, während noch später der französische Gouverneur Berliner Prediger und Professoren in den gröbsten Tönen vor politischen Demonstrationen warnte, wußte der Pariser „Moniteur", das Weltblatt der französischen Spionage, nichts zu berichten, als daß ein berühmter Professor in Berlin Vorträge „über Verbesserung der Erziehung" halte. Wohl waren die Reden das auch. Aber sie waren noch viel mehr! Sie waren, verbunden mit einem Programm der innern Reform des deutschen Geisteslebens, der deutlichste Aufruf zur Rüstung für den Freiheitskampf nicht weniger, wie es die kurz darauf entstandene „Hermannsschlacht" von Heinrich von Kleist war. Das Erziehungswesen nimmt darin nicht einmal den größeren Raum ein. Was Schleiermacher demnächst auf den Kanzeln Berlins mit seiner Predigt leistete, das wollte Fichte in seiner Weise tun. Dabei hat er mehr wie in jeder andern seiner Schriften oft genug die Rinde trockener und abstrakter Auseinandersetzungen gesprengt. Trotzdem glaube ich, daß die Reden als Ganzes jeden enttäuschen würden, der sie nicht mit einem durch die Kenntnis von Fichtes Person und Lehre erleuchteten Auge liest. Das Wesentliche daran wird erkannt, wenn man bei einem Überblick über das Ganze außer auf den Redner selbst und seine Inspiration achtet auf die Art und Weise, wie er den geschichtlichen Augenblick erfaßt, auf das von ihm enthüllte Wesen der deutschen Nation und auf sein Programm einer Nationalerziehung.

In Berlin, der Hauptstadt des geschlagenen Preußen, der ehemaligen Residenz des Inhabers der Krone Friedrichs des Großen, der jetzt in Königsberg wie im Exil lebt, erhebt der Redner seine Stimme. Da, wo

Digitized by Google

der den Staat vernichtende Schlag am schwersten empfunden worden, soll das heilende Wort zunächst sein Werk beginnen. Denn das will der Redner: ermutigen, aufrichten, aufrufen zur Tat! Aber zu wem spricht er? Wer sind seine Zuhörer? Nicht nur die, die er vor sich sieht. Die sind nur die zufälligen Repräsentanten eines weit größeren Ganzen. Er spricht zu der gesamten „deutschen Nation". Er spricht zu einer Nation, die gar nicht mehr existiert als politischer Begriff, von einer Nation, die erst geschaffen werden soll aus den Kräften des sittlichen Geistes heraus. Das ist das Unpraktisch-Praktische seines ganzen Unternehmens. Es ist das Prophetische. Wie die Propheten im alten Israel von einem idealen Israel redeten, das erst kommen sollte, so redet er von der „deutschen Nation" der Zukunft:

„Mein Geist versammelt den gebildeten Teil der ganzen deutschen Nation aus allen Ländern, über welche sie verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse und wünscht, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihm atme und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und Tat entzünde."

Er will sie alle zwingen, „mit sich einig zu werden über die Fragen: 1) ob es wahr sei oder nicht, daß es eine deutsche Nation gebe? 2) ob es der Mühe wert sei oder nicht, sie zu erhalten? 3) ob es irgendein sicheres und durchgreifendes Mittel dieser Erhaltung gebe, und welches dieses Mittel sei?"

Und wie die Propheten von Gott berufen waren, so weiß er sich berufen von allen deutschen Männern und Schriftstellern.

„Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst tat." Das Göttlich-Notwendige seiner Rede kommt zum Ausdruck in der meistervollen Schlußansprache, in der er, als in der letzten Stunde, die gesamte Nation, Jünglinge, Alte, Geschäftsmänner, Gelehrte, Schriftsteller, die Fürsten Deutschlands, die so treue huldsame und biedere Völker beherrschten, beschwört, im Hinblick auf Vorfahren wie auf ungeborene Nachkommen, auf alle Zeitalter sich zum rettenden Entschluß aufzuraffen, „nämlich den, eine wirkliche deutsche Nation zu schaffen, indem aus den Nachkommen eines verdorbenen Geschlechts jenes Mustervolk bewußt hervorgebracht wird, von dem das Heil der Welt abhängt. Ihr sehet im Geist durch dieses neue Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern sich erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt. Denn es gibt noch unter allen Völkern Gemüter, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reiches des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem besseren Zustande. Diese und in ihnen die gesamte neuere Menschheit rechnet auf euch."

Johann Gottlieb Fichte. Gemalt von Dähling 1808, gestochen von Jügel.

Geschieht das nicht, so ist das höhere Ziel der Welt vereitelt. „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Die Reden knüpfen an die obengenannten Vorträge über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" an. Die damals von Fichte vorausgesagte Entwicklung ist abgelaufen. Die Selbstsucht hat ihren höchsten Gipfel erstiegen, das Unglück, die Katastrophe ist ihr auf dem Fuße gefolgt. Das Unglück ist verdient. Aber nun gilt es, nicht sich gegenseitig die Schuld zuschieben. Irgendwo

Digitized by Google

ist noch ein Wille zur Rettung vorhanden. Darum kein Sichfügen in das Unvermeidliche! Mit „deutscher Klarheit" muß man den ganzen Schaden eingestehen, dann aber keinen Frieden haben wollen. Rettung ist freilich von keiner Regierung zu erwarten. Denn jede ist „von einer fremden Hand gelenkt und geleitet". Es bleibt nur der Weg der Selbsthilfe der gesunkenen Nation durch Erkenntnis und Tat. „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verlust auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Dieser Kampf muß im Gegensatz zu der nichtsnutzigen „Aufklärung" des nur sinnlich berechnenden Verstandes eingetaucht sein in den Geist echter Religion, nämlich der Hingabe an das Göttliche und Ewige. Diese ist einerseits „durchaus hinwegversetzt über alle Zeit und über das ganze gegenwärtige und sinnliche Leben", und darum ergibt sie sich demütig in ein höheres, uns unbekanntes Gesetz, ohne doch anderseits der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des Lebens im mindesten Abbruch zu tun. Aber nimmer beugt sie sich der menschlichen Gewalt. „Denn dies ist vor allen Dingen religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemmt und, so man es verhindern kann, die Religion nicht zum letzten Trost der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, in den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlene Ansicht der Religion uns anzueignen, und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen" — den Trost, mit dem sich bekanntlich zeitweise auch unser größter Schriftsteller Goethe damals tröstete, daß Deutschland auch ohne politische Selbständigkeit sich allein durch seine Sprache und Literatur werde behaupten können, läßt er nicht gelten. „Was kann das für eine Literatur sein, die Literatur eines Volkes ohne politische Selbständigkeit?" „Wie es ohne Zweifel wahr ist, daß allenthalben, wo eine besondere Sprache angetroffen wird, auch eine besondere Nation vorhanden ist, die das Recht hat, selbständig ihre Angelegenheiten zu besorgen und sich selbst zu regieren, so kann man umgekehrt sagen, daß, wie ein Volk aufgehört hat, sich selbst zu regieren, es auch schuldig sei, seine Sprache aufzugeben und mit dem Überwinder zusammenzufließen. Ihr würdet so lange herumgezogen werden in allen Winkeln, bis euer Volk allmählich auslischt." So ist also Fichte fortgeschritten zu der auch für ihn neuen Erkenntnis, die allen unsern Klassikern noch völlig gefehlt hatte: ohne Staat und ohne völlige Unabhängigkeit dieses Staates gibt es auch keine Nation. Die Forderung des nationalen Staates, wenn auch zunächst noch ohne nähere Auskunft über dessen Gestalt, ob monarchisch oder republikanisch, ob Bundesstaat oder Einheitsstaat — alles Fragen, die die deutsche Geschichte aufgeworfen hatte —, ist im politischen Sinne hier zum erstenmal gestellt. Das Weltbürgertum bringt in Fichte aus sich selbst das Verlangen hervor nach dem Staatsbürgertum! Diesem werden nun die höchsten Aufgaben gestellt. Dazu aber bedarf es einer neuen Kraft. Sie wird gewonnen auf dem Wege der neuen Nationalerziehung. Sie kann nichts andres sein, und das ist das völlig Neue und Eigentümliche in Fichtes Gedanken, als die Herausgestaltung und Ausbildung dessen, was im Keim bereits vorhanden ist, im Nationalcharakter, im Geiste der deutschen Nation. Dieses so tief gesunkene Volk trägt doch in sich die Anlage zum Besten und Höchsten. So kommt Fichte zu dem weitaus wichtigsten, auch heute noch beachtenswertesten Teil seines Werkes, der Analyse dessen, was deutsch ist. Und hier mischt sich merkwürdig ein tiefes und lauteres Erfassen der Wirklichkeit und Geschichte des deutschen Wesens mit philosophischen Konstruktionen ohne reellen Wert. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß Fichte so ziemlich der erste gewesen ist, der zu sagen versuchte, was deutsch ist. Sein Zuhörer von Jena her, Ernst Moritz Arndt, ist ihm vorangegangen (in „Germanien und Europa", 1803; „Geist der Zeit" I, 1807). Aber Friedrich Ludwig Jahns „Deutsches Volkstum" ist ihm 1810 nachgefolgt. Eine deutsche Nationalgeschichte gab es damals nicht. Fichte zuerst hat sie gefordert. Unermeßlich ist seitdem die Kenntnis von unserm Volkstum

Digitized by Google

gewachsen. Und längst haben wir gerade deswegen die Prätention aufgegeben, das „Mustervolk" der neuen Geschichte sein zu wollen, wie Fichte meinte. Wir verzeihen ihm, dem Propheten eines künftigen Deutschland, diese optische Täuschung. Es sind doch weitaus seine schönsten, kräftigsten und aus dem tiefsten Innern geschöpften Worte, die über deutsches Wesen, deutsche Art.

Die Deutschen sollen nach Fichte, der früher ein „Normalvolk" konstruiert hatte, nun das „Urvolk" sein, das einzige Volk der neueren Geschichte, das in seiner ursprünglichen Heimat geblieben ist, das seine eigne Sprache behalten hat und darum seines eignen Geistes mächtig geblieben ist im Gegensatz zu den romanischen Völkern, die im Grunde entartete Deutsche sind. (Dieser Ausdruck ist vom Verfasser als eine bequeme Abbreviatur von Fichtes Ausführungen gebildet, er kommt bei ihm nicht vor.) Darum kann der Deutsche, weil in ihm noch die Sprache so, wie sie zuerst aus der Naturkraft ausströmte, lebendig ist, auch den „Ausländer immerfort übersehen und ihn vollkommener, sogar besser denn er sich selbst verstehen, dagegen der Ausländer den wahren Deutschen niemals verstehen kann". Ein solche Sprache, wie sie das vorzüglichste Mittel eines richtigen Denkens ist, „führt in sich das Vermögen unendlicher, ewig zu erfrischender und zu verjüngender Dichtung". So ist die Ursprünglichkeit eines Volkes dasselbe wie „Deutschheit". Aus ihr fließen die größten Leistungen der Deutschen in der Geschichte. Ihre „Welttat" ist die Kirchenreform, durch die zunächst in der Seele Luthers das Christentum wiederhergestellt wurde. Und dann hat dies deutsche Volk die „erste eigentliche Philosophie" geschaffen, die eigentliche Prophetin eines neuen Welttages. „Sie ist ja gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sondern sie ist ein Vorgriff der Zeit und ein schon im voraus fertiges Lebenselement eines Geschlechts, das in demselben erst zum Licht erwachsen soll." Die Philosophie des Auslandes besteht im „Glauben an ein festes, beharrliches und totes Sein", die „deutsche Philosophie" an ein Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts", so daß man sagen kann, „was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das ist, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns."

So ist auch die Staats- und Regierungskunst des Auslandes zuhöchst die Herstellung einer vollkommenen Regierungsmaschinerie. Die echte deutsche Staatskunst — und hier blickt Fichte doch wohl auf das Beispiel, das in eben demselben Zeitpunkt Steins Reform des preußischen Staates gab — „wendet sich an die breite Fläche der Nation", sie zeigt sich am deutlichsten in dem Geist der Verfassung des deutschen Städtewesens, wie überall die bürgerliche Selbstverwaltung herrschte. So hat sich Deutschland allein im Mittelpunkt von Europa rein gehalten von der Beutegier des Auslandes, es hat nichts zu schaffen mit dem berüchtigten Lehrgebäude eines künstlich zu erhaltenden Gleichgewichts der Macht unter den europäischen Staaten, ihm ist das Trachten nach der Freiheit der Meere fremd (!), denn es bedarf ihrer nicht, weil sein Land ihm bietet, was es zum Leben braucht, und mehr ein Übel wäre. Es verwirft das Traumbild einer Universalmonarchie.

So ist der Deutsche allein im vollsten Sinne „ein Volk". Er ist heimisch an einem Ort auf dieser Erde im „Vaterland"; und in der Liebe zu ihm durchdringt sich Unsichtbares und Sichtbares, „er kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert zu überliefern an die Folgezeit". „Volk und Vaterland in dieser Bedeutung als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit liegt weit hinaus über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes." Der Staat ist nur das Gefäß dessen, „was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Ausblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt". „Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat zuletzt regieren", „nicht bloß der Geist der ruhigen bürgerlichen Ziele der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden

Digitized by Google

sich opfert und der Unedle, der nur um des erstern willen da ist, sich eben opfern soll". Solcher Glaube an die Unzerstörbarkeit ihrer Roma hat die alten Römer unüberwindlich gemacht, solcher Kampf für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen soll, hat die deutschen Protestanten getrost ihr Blut vergießen lassen.

„Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern, das Gesicht aus der Geisterwelt Selbständigkeit fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zur Weckung fremder Herrschsucht gebraucht wird, wie einst die römischen Heere." Und was unter allem das Wichtigste ist, das deutsche Volk trägt in sich die Kraft, um den Schritt zu tun, für den die Menschheit nun reif geworden ist. „Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen gelöst haben wird, wird die Aufgabe des vollkommenen Staates lösen."

Dasjenige, was nach der Pflanzung des Christentums, die den Keim einer neuen Welt in sich enthielt, zu geschehen hat, das ist die vollkommene Erziehung einer Nation zum Menschen, die aus dem Volke selber hervorgehen muß und nur im deutschen Volke geschehen kann, das dazu am besten vorbereitet ist. Ist doch auch „die deutsche Nation die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge".

Am wertvollsten unter allen Schilderungen Fichtes ist die Luthers in der sechsten Rede, die Leopold Ranke zu seiner tiefen Auffassung des deutschen Reformators begeistert hat. Diese höhere deutsche Vaterlandsliebe hat nun durch die Vernichtung alles deutschen Staatswesens „ihren Sitz verloren; sie soll einen andern, breiteren und tieferen erhalten, in dem sie in ruhiger Verborgenheit sich begründe und stähle und zu rechter Zeit in jugendlicher Kraft hervorbreche und auch dem Staate die verlorene Selbständigkeit wiedergebe".

Es geschieht durch die Nationalerziehung.

Das gegenwärtige Geschlecht ist durch eigne Schuld in Knechtschaft geraten. Es gilt darum, ein neues Geschlecht zu schaffen auf dem Wege der Erziehung. Die Weise dieser neuen Erziehung ist bereits gefunden von Johann Heinrich Pestalozzi. Fichte kannte Pestalozzi persönlich. Er hatte auch das Prophetische in ihm herausgefunden. Pestalozzi hatte etwas wie ein neues Menschentum im Geist erschaut. Ein solches, wie es übereinstimmt mit der wahren, neusten deutschen Philosophie. Aber in seiner Erziehungs- und Unterrichtsmethode hat er das nicht völlig zum Ausdruck gebracht. Er hatte sich nur an das niedere Volk gewandt.

Fichte verlangt eine Erziehung aller Glieder des Volkes, ohne Unterschied der Stände und Geschlechter, nach Maßgabe der neuen Pädagogik, die imstande sein wird, nach einem bestimmten Plan mit strenger Notwendigkeit und ohne Ausnahme hervorzubringen in ihren Zöglingen einen unfehlbaren guten Willen, den Willen zum Guten schlechtweg, so daß alle Selbstsucht ausgeschlossen ist, die feinste, schöpferische, geistige Tätigkeit, eine wahrhafte Religion und eine klare Erkenntnis der Welt, die da werden soll. Richtig sind die von Pestalozzi angegebenen Mittel der Weckung der Erkenntnis durch Entwicklung des Anschauungsvermögens, die Verbindung körperlicher Übung und körperlicher Arbeit jeder Art, in Ackerbau, Viehzucht und Handwerk, mit dem Lernen.

Diese Erziehung muß unternommen werden vom Staat. Sie gehe vor sich in sorgfältig von aller Berührung mit der verdorbenen Gegenwart getrennten Alumnaten. Sie muß Zwangserziehung sein, möglichst allgemein. Sie bildet, wie für alle dem Staate zu seiner Erhaltung nötigen Arbeiten, so auch für den Kriegsdienst aus, so daß es dereinst eines stehenden Heeres nicht mehr bedürfen wird.

Binnen fünfundzwanzig Jahren kann eine solche neue Generation am Platze sein. Die höhere Vaterlandsliebe, das Erfassen des irdischen Lebens als eines ewigen wird dann unwiderstehlich sein. „Mit unsrer Genesung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsre vollkommene Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verbunden." Jeder deutsche Staat kann mit dieser Erziehung anfangen. Wer es tut, gewinnt den Vorsprung. Die Lehrer sind aus Pestalozzis Schule zu entnehmen.

Digitized by Google

Wird das Geschlecht, das auf diese Weise „gebildet ist, nur einmal dastehen, dieses lediglich durch seinen Geschmack am Rechten und Guten getriebene, mit einem Verstand, der das Rechte allemal sicher erkennt, versehene, dieses mit jeder geistigen und körperlichen Kraft, das Gewollte allemal durchzusetzen, ausgerüstete Geschlecht, so wird alles, was wir mit unsern kühnsten Wünschen begehren können, aus ihm von selbst hervorwachsen". Das heißt ohne Hülle gesprochen: es wird die Ketten der Fremdherrschaft abwerfen. Und dann wird die geheimste Sehnsucht der neuen Zeit in Erfüllung gehen, der göttliche Weltplan bei der Erschaffung des Menschen sich verwirklichen, der Plan einer neuen, frei aus eignem Antrieb alles Gute und Gerechte wollenden Menschheit in dem Mutterlande: Deutschland! —

Hiermit sind die wichtigsten Gesichtspunkte der Reden, nicht in ihrer ursprünglichen Ordnung, sondern so gruppiert angegeben worden, daß daraus sofort erhellt, wieviel davon realisierbar war in jener Zeit und tatsächlich verwirklicht worden ist.

Denn in Fichtes Plänen stand neben dem Ernst und der Innigkeit der Gesinnung so viel Despotisches, neben genialen, wahrhaft praktischen Blicken so viel Undurchführbares, seine prophetischen Gesichte erhoben sich oft, wie alle Prophetengesichte, so sehr über alle greifbare nächste Wirklichkeit, daß man sie als „Träume und Schäume" leichthin hätte beiseiteschieben können. Aber glücklicherweise ist das nicht geschehen. Der von dem großen Minister Stein geweckte Reformeifer wandte sich, auch nach seiner Entlassung, einer gründlichen Erneuerung der Volksbildung auf allen Stufen zu. Neben der unübertroffenen Heeresorganisation Scharnhorsts ist nichts so eifrig gefördert worden als das Unterrichtswesen in Preußen. Nach dem großen Wort, das König Friedrich Wilhelm III. zu der Abordnung der zertrümmerten Universität Halle sprach, daß der preußische Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an physischen verloren habe, ward unter Wilhelm von Humboldts Verwaltung des Unterrichtswesens 1810 die Universität Berlin gegründet, als eine Hochschule völlig freier Wissenschaft, die eben dadurch dem ganzen deutschen Vaterland unschätzbare Dienste leistete. Fichte wurde der erste Professor der Philosophie an ihr und ihr erster gewählter Rektor. Aber bei ihrer Gründung war man nicht seinen detaillierten, gewalttätigen und viele realen Verhältnisse kühn überfliegenden Plänen gefolgt, sondern vielmehr Schleiermachers, die idealsten Ziele überall an die gegebene Wirklichkeit anknüpfenden weisen Ratschlägen.

Die neue Gründung des preußischen Staates auf das Prinzip des allgemeinen Staatsbürgertums und der möglichsten Selbstverwaltung hob an mit den Reformen Steins, mit der Bauernbefreiung, mit der Städteordnung und der Vorbereitung einer reichsständischen Verfassung. Das Scharnhorstsche System der Truppenausbildung ermöglichte es, daß nach fünf Jahren der kleine Staat fast eine viertel Million Soldaten auf die Beine brachte — sechs Prozent aller Einwohner.

Die großen Befreiungsschlachten wurden geschlagen, und Hunderte von begeisterten Schülern Fichtes halfen dabei mit. Es ging alles, was geschah, über seine kühnsten Erwartungen hinaus. Wir haben noch die Reden, die er nach dem Ausbruch des Krieges gehalten hat „vom wahren Krieg", dem für die Freiheit. Sie sind eingetaucht in Religiosität. Und auch das ward ihm zuteil, in seiner Weise für das Vaterland zu sterben. Während er sich als Landsturmmann einexerzieren ließ, war seine vortreffliche Frau aufopfernd tätig bei der Pflege der Verwundeten. Sie wurde selbst Anfang 1814 vom Lazarettfieber ergriffen, rang mit dem Tode, und der Gatte riß sich von ihrem Bette los, um seine Vorlesung zu beginnen, sicher, sie nicht mehr lebend wiederzusehen.

Inzwischen trat die Krisis ein. Der Heimkehrende fand eine Genesende. Da beugt er sich, namenlos ergriffen, über sie, empfängt den Keim der Ansteckung und stirbt nach wenig Tagen. Die Nachricht von Blüchers Übergang über den Rhein in der Neujahrsnacht war die letzte gute Botschaft, die seine von großen Schlachtenbildern erfüllte Seele mit Bewußtsein aufnahm. Eins seiner letzten Worte war, als man ihm Arznei reichen wollte: „Laß das, ich fühle, daß ich genesen bin." Er starb am 24. Januar 1814.

Fichtes auf dem Wege der Erziehung zu formierendes neues Geschlecht sollte, so dachte er sich's, den Kern eines innerlich umgewandelten Staates bilden, und dieser Staat sollte für die gesamte Nation der Führer zur vollen Selbständigkeit werden. Wie dachte

sich Fichte nun aber diesen nationalen Staat?

Es ist uns vergönnt, in den nachgelassenen Papieren Fichtes Überlegungen zu belauschen, die er mit der Feder in der Hand für sich selber angestellt hat. Er träumte von einem „Deutschen Reich", aber damit verbanden sich ihm die höchsten Ziele der Menschheit:

„Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch gar nicht wirklich, er ist ein allgemeines Postulat der Zukunft.

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt ...

Und so wird von ihnen aus dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen — ein andres Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da."

Dann finden wir aber auch ganz realistische Betrachtungen über die Möglichkeiten der Neugestaltung Deutschlands. Sie kann nur von ihm selber ausgehen, ohne Rücksicht auf das Ausland. Es entsteht die Frage: „Ein deutscher Kaiser, der ein Hausinteresse hat, zugleich eins, deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke; hat Österreich ein solches, hat es Preußen? ... Österreich kann nicht Kaiser sein, und es ist Rußlands Interesse, es nicht dazu zu machen. Preußen? Gegen Rußland bleibt es in natürlicher Neutralität und ohne Berührung. Es ist ein eigentlich deutscher Staat; hat als Kaiser durchaus kein Interesse, zu unterjochen, ungerecht zu sein, vorausgesetzt, daß ihm beim künftigen Frieden seine angestammten, zugleich durch Protestantismus ihm verbundenen Provinzen zurückerstattet werden. Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es aber, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich. Nur so kann es fortexistieren. Sonst geht es zugrunde." Den Schluß, den Fichte hieraus ziehen mochte, können wir nur erraten. Vor allem bleibt die Frage offen, wie sich dieses Kaisertum verhalten solle zu den einzelnen deutschen Staaten. Er hat sie an andrer Stelle erwogen und gemeint, ohne gänzliche Umschaffung aller öffentlichen Verhältnisse sei es nicht möglich. „Ja, wenn die Stärkeren (die Fürsten) es wollen, oder wenn die, so es wollen, wie ich es denn aufrichtig will (die Patrioten), die Stärkeren sind, dann geht es." Im Grunde ist es doch diese Vereinigung gewesen zwischen den deutschen Fürsten und freien Städten einerseits, dem Einheitsdrange der Nation anderseits, die schließlich — nachdem allerdings die Waffen dem Dualismus von Preußen und Österreich in Deutschland ein Ende gemacht hatten — das Reich heraufgeführt hat. So ist Fichtes Traum doch in Erfüllung gegangen! —

Ein Zeitalter, wie das vor hundert Jahren, das durch eine Schriftstellerwelt, reich genug an Geist, um ganz Europa zu versorgen, gewöhnt worden war, auch die kleinsten Dinge des alltäglichen Lebens anzuknüpfen an die höchsten und abstraktesten Ideen, das bedurfte auch für die politische und die nationale Tat einer Anleitung durch Ideen. Fichte hat sie hier geleistet in der Richtung auf die Befreiung Deutschlands von der napoleonischen und der französischen Fremdherrschaft. So wurde der philosophische Verkündiger der sittlichen Freiheit zugleich unser wirksamster Nationalphilosoph. Wie seltsam viele seiner Ideen heute klingen mögen, in einem hat er Schule gemacht bis in die jüngste Zeit hinein: in dem Glauben an die unverwüstliche Kraft und den hohen Beruf dessen, das er zu nennen und zu rühmen wagte, als die Träger dieses Namens sich vor dem Feinde zu verkriechen und an sich selber zu verzweifeln begannen: der deutschen Nation!

Johann Gottlieb Fichte. Büste von C. Wichmann.

Digitized by Google

Hugo Vogel: Bildnis eines Hamburger Senators.

Digitized by Google

Opferung

Im Golde steht die ganze Welt.
Vom Fels in goldnen Tropfen fällt
Der Bach und wallt, wird still und ruht
Und liegt im Glanz der Abendglut.
Und übers grüne Wipfelmeer
Da fließt's wie goldnes Fluten her.
Vom Blachfeld funkelt es herauf,
Als wäre dort der Sterne Lauf.

Die Sonne sinkt und sinkt, sie liegt
Auf leichter Wolke Saum, es schmiegt
Der Wolke wallendes Gewand
Sich an die Erde, und das Land
Erbebt und tut sich auf, und weiß
Erhebt sich's auch vom kleinsten Reis,
Und um mich her wird zum Altar,
Was hold verklärt im Goldglanz war.

Ich steh' in goldner Hoffnung Glanz,
Und meine Seele löst sich ganz.
Umflossen von dem Opferhauch,
Tut sie sich auf und opfert auch.

Otto Oertel

Herbstwanderung

Heut' bin ich über die Wiesen gegangen,
Hatte ein gar so großes Verlangen,
Allein zu sein. —
Über den Wiesenrain
Ging ich hinunter den alten Pfad,
Wo jedes Bäumchen und jeder Strauch
Mir etwas zu erzählen hat.
Der Nebel hing wie ein feiner Rauch
Über den kahlen Stoppelfeldern,
Und ganz weit hinten an den Wäldern
Malte er wunderbare Gestalten.
Und die kalten
Winde wehten mir ins Gesicht:
Ich wanderte hin und merkte es nicht,
Ich sah nicht, daß die Sonne verblaßt,
Wie öde das Feld, wie bleich die Natur,
Ich sah nur
Den heimlichen Gast,
Der über dem braunen Acker wob,
Und ich sah, wie's im Innern sich drängte und schob,
Ich sah, wie die grünen Hälmchen kamen,
Und mir war, als spräche ein Gott sein: „Werde!" —
Und leise sagte ich: „Amen!"
Und küßte die braune Heimaterde.

Hans Caspar von Starken

Herrenhausen

Durch graue Wolkenwand im Westen
Glimmt matt ein letztes müdes Rot
Herbst rieselt es von windzerzausten Ästen,
Es weint der Park. Nun ist der Sommer tot.

Der gelbe Blätter Arm und Schultern decken,
Die Venus auf dem Postament von Stein
Starrt toten Blickes über kahle Hecken
In blinder Fenster trüben Abendschein.

Ein dunkler Vogelschwarm fliegt auf vom Ried,
In grauen Weiten stirbt sein Klagechor
Nun harft sich nur der Wind ein traurig Lied
Vom blinden König, der sein Land verlor.

H. v. Beaulieu

Naturwissenschaftliche Rundschau

Regeneration bei Tieren und Pflanzen. Von Dr. Fritz Gräntz

Wem ist nicht schon einmal im Walde vor einem Buchenstumpf, dem ein Kranz junger beblätterter Triebe entsproßt war, eine Ahnung von der Unverwüstlichkeit des Lebens aufgekeimt? Wer ist sich nicht schon dessen bewußt geworden, daß die leichte Kunst des Gärtners, aus Stecklingen neue Pflanzen zu ziehen, ganz auf jener wunderbaren Kunst des Pflanzenwesens selbst beruht, abgetrennte Teile zu bewurzeln und zu selbständigen Gebilden heranwachsen zu lassen? Freilich sind die Fälle, in denen dies geschieht, so häufig und der Beobachtung des einzelnen Menschen so leicht zugänglich, daß wir sie meist als Selbstverständlichkeiten hinnehmen, wie wir denn, von der Gewohnheit abgestumpft, in der ganzen Natur mehr das ewig Alltägliche sehen als das ewig Wunderbare, das wir nie anders als staunend betrachten sollten. Beobachten wir einen verletzten Regenwurm, dessen verloren gegangenes Körperende nachwächst, oder einen Molch, der ein abhanden gekommenes Bein durch ein neues ersetzt, oder eine Eidechse, an der sich als Ersatz für den abgetrennten Schwanz ein andrer entwickelt, dann regt uns die Erscheinung schon eher zum Verwundern und Nachdenken an, denn sie ist uns ungewohnter. Und doch sind ihr jene pflanzlichen Vorgänge grundverwandt, sie sind wie sie Regenerationen, d. h. Neubildungen verloren gegangener Teile, die der Erhaltung des Wesens dienen.

Im Grunde befindet sich jeder Organismus in jedem Augenblick im Zustande der Regeneration. Was ist der Stoffwechsel anders als eine beständige Erneuerung? Und die allmähliche Ablösung der menschlichen Oberhaut und ihre Ergänzung von innen her, die Bildung neuer Haare oder Federn, das Abwerfen und Nachwachsen des Hirschgeweihes, das Emporkommen der jungen Frühlingspflanze aus der im Boden ausdauernden Zwiebel oder dem Wurzelstock, der den Winter überdauert hat — ist es nicht alles Regenerationserscheinungen? Von dieser „physiologischen" Regeneration soll hier nicht gesprochen werden, sondern von einer Ergänzung, einer Wiederherstellung des verletzten Organismus besteht.

Jede Wundheilung beruht auf solchen Regenerationen. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat aber die Naturforschung eine derartige Fülle besonderer Regenerationsvorgänge, namentlich an Tieren, aufgedeckt, daß es ganz unmöglich ist, auf wenigen Seiten nur einen Begriff von dem Reichtum dieses Teils der biologischen Wissenschaft zu geben. Im letzten Jahrzehnt zumal haben sich Botaniker sowohl wie Zoologen mit besonderm Eifer diesen Dingen zugewandt, die für die Lösung allgemeinerer Lebensprobleme immer wertvoller zu werden versprechen. Wer einen Überblick über die wichtigeren Regenerationen bei Tieren gewinnen will, findet ihn in einem klar und fesselnd geschriebenen Buche des Marburger Zoologen Korschelt, das unter dem Titel „Regeneration und Transplantation" (Jena, Gustav Fischer, 1907) auch auf allgemeinere biologische Fragen eingeht. Von Botanikern hat kürzlich der Münchner Morphologe Goebel, einer der verdientesten Erforscher des pflanzlichen Regenerationsvermögens, eine inhaltreiche Zusammenfassung der bedeutungsvollsten Resultate auf botanischem Gebiet gegeben. Sie bildet einen Abschnitt seines neuen Buches „Einleitung in die experimentelle Morphologie der Pflanzen" (Leipzig, Teubner, 1908), die als erster Band einer Sammlung von Lehr- und Handbüchern „Naturwissenschaft und Technik in Lehre und Forschung" erschienen ist. Von ausländischen Forschern haben sich namentlich die Amerikaner mit Leidenschaft den Regenerationsproblemen gewidmet. Als bedeutendstes Buch sei hier das Werk von T. H. Morgan: „Regeneration" (Newyork 1901) genannt. Den ersten beiden Büchern und vielen einzelnen Veröffentlichungen ist ein großer Teil der angeführten Beispiele entnommen, während ein andrer Teil auf eignen Beobachtungen beruht. Es soll nun versucht werden, unbeengt von der erdrückenden Tatsachenfülle der Einzelforschungen, aber doch in innerm Zusammenhang mit ihr, in großen Umrissen eine Vergleichung zwischen der tierischen und der pflanzlichen Regeneration zu geben, einen Vergleich, der auf die [illegible] Merkmale und

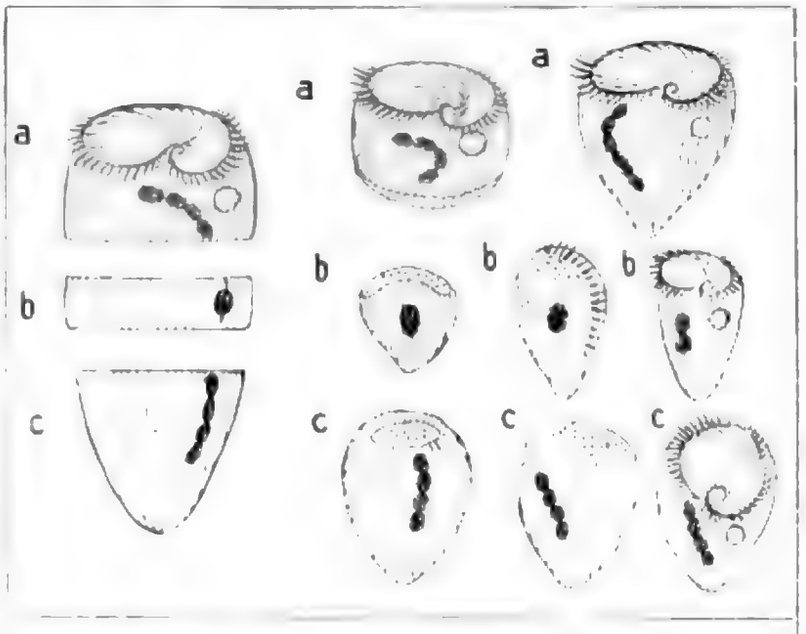
auf die wichtigsten Unterschiede hinzuweisen hat, um so das Typische der Regeneration als einer großen, allgemeinen Lebenserscheinung zu erfassen.

Bei vielen einzelligen Tieren ist die Fähigkeit zu regenerieren außerordentlich groß. Zerschneidet man den Zellkörper des Stentors, eines unsrer größten Infusorien, das im ausgestreckten Zustande eine Länge von einem Millimeter erreichen kann, in mehrere Stücke, so ergänzt jedes Stück die fehlenden Teile und wird wieder zu einem vollständigen Infusor, allerdings von entsprechend geringerer Größe (s. die Abbildung unten). Einen bestimmenden Einfluß hat dabei der beim Stentor rosenkranzartig langgestreckte Zellkern. Nur diejenigen Teilstücke regenerieren, die einen Teil des Kernes enthalten, mögen sie auch, nach Morgans Versuchen, nur den vierundsechzigsten Teil des Körpervolumens ausmachen, die übrigen degenerieren und sterben ab. Ganz das gleiche Verhalten zeigen die Teile bei andern Urtieren und auch bei niederen Pflanzen. Es gelang, das Protoplasma von Algenzellen in zwei Teile zu trennen. Der eine, der den Zellkern enthielt, bildete eine neue Zellwand aus, der andre nicht. Es scheint also, daß die Kerntätigkeit, die noch durchaus geheimnisvoll ist, unerläßlich ist für die Regeneration der Zelle. Auch an freiwerdenden Einzelzellen höher organisierter Wesen hat man übrigens eine erstaunlich große Wiederherstellungskraft nachgewiesen. So erhielt Boveri noch aus solchen Bruchstücken von Seeigeleiern, die nur ein Zwanzigstel des Eivolumens betrugen, vollständige Larven.

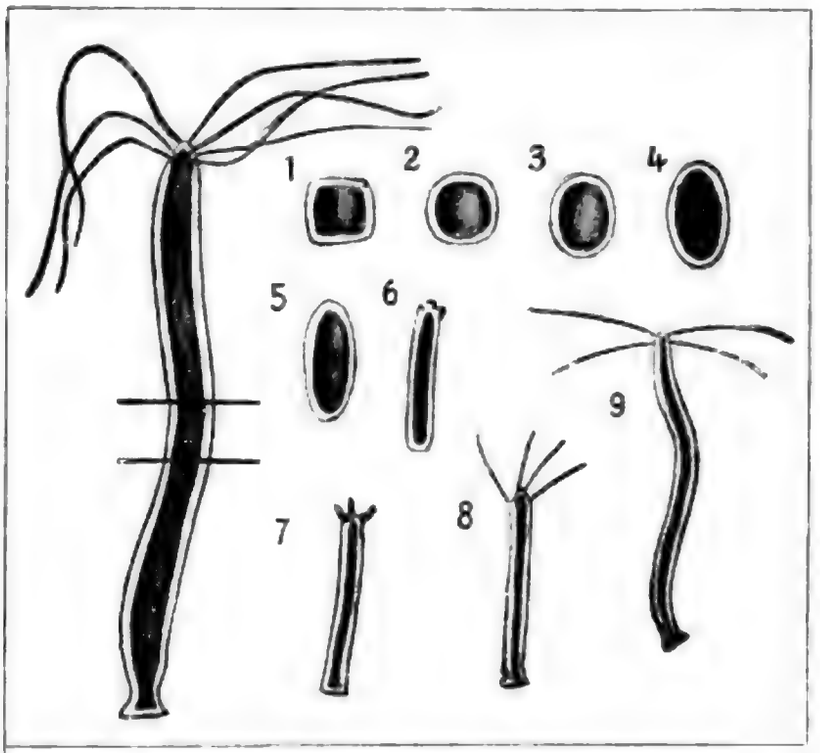
Die ersten eigentlichen Regenerationsversuche an mehrzelligen Tieren wurden 1740 von Abraham Trembley ausgeführt. Er entdeckte jenes seltsame, dem Verhalten des Stentors entsprechende Wiederherstellungsvermögen der Hydra, unsers kleinen, ziemlich häufigen Süßwasserpolypen, der noch heute oft zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht wird. Abbildung S. 456 zeigt den einfachen Körperbau des etwa ein bis zwei Zentimeter großen Tieres, das einem Schlauche gleicht, dessen offenes oberes Ende von einem Kranze von Fangarmen umgeben ist. Dort führt der Mund in die einfache Leibeshöhle. Die beiden parallelen Striche deuten die Stellen an, wo durch zwei quere Schnitte das Tier in drei Teilstücke zerlegt wurde. Jedes dieser Teilstücke ergänzt sich zu einem vollständigen Tier, indem es das fehlende Stück neu hervorsprossen läßt.

Trembley durchmachte. Man sieht, wie sich zunächst die offenen Enden schließen, wie sich das winzige Bruchstück allmählich rundet und in die Länge streckt, wie schließlich am Vorderende kleine Fangarme hervorsprossen, bis nach wenigen Tagen eine neue kleine Hydra fertig ist. Nach Beobachtungen von F. Peebles sind noch Teilstücke der Hydra von ein sechstel Millimeter Durchmesser und ein Zweihundertstel des Körpervolumens regenerationsfähig. Tremblays Entdeckung folgten bald weitere Entdeckungen. Man lernte die große Regenerationskraft der Meerespolypen, des Regenwurms und andrer Ringelwürmer kennen, man stellte überraschende Versuche mit Seesternen an und traf dieses wunderbare Vermögen schließlich auch bei niederen Wirbeltieren an, von denen bisher nur das Nachwachsen des Eidechsenschwanzes bekannt war. Spallanzani fand 1768, daß auch Froschlarven und Salamander den abgeschnittenen Schwanz ersetzen, die Salamander sogar verloren gegangene Gliedmaßen. Die Regeneration eines Seesterns veranschaulicht Abbild. S. 457. Von den fünf Armen des Tieres ist einer abgelöst worden. Bald knospen am verwundeten Grund des Armes vier winzige Arme heraus, die so lange wachsen, bis sie dem abgetrennten Arm an Größe etwa gleichkommen. So entsteht dann durch die „Metamorphose" hindurch ein neuer ganzer Seestern.

Solche echte Regeneration, d. h. Wiedererzeugung von der Wundfläche her, findet sich nun auch im Pflanzenreich. Freilich handelt es sich dabei nicht, wie bei den eben erwähnten Tieren, um die Ergänzung des Bruchteils eines vielzelligen Organismus zu einem vollständigen Wesen, sondern um die Wiederherstellung verletzter Teile,



Stentor, durch zwei quere Schnitte in drei Teilstücke (a, b, c) zerlegt, die im Begriff sind, sich zu entsprechend kleineren Stentoren (a, b, c) zu ergänzen. (Nach A. Gruber, 1895.)



Regeneration eines herausgeschnittenen Stückes von Hydra.
(Nach Morgan und Korschelt.)

die nicht vom Pflanzenkörper getrennt wurden. Sehr genau ist in den letzten Jahren die Regeneration der verletzten Wurzelspitze untersucht worden, über die der Prager Botaniker Nemec ein umfangreiches Buch veröffentlicht hat: „Studien über die Regeneration" (Berlin, Gebr. Borntraeger, 1905). Die Regeneration erfolgte immer nur an solchen Stellen, wo noch bildungsfähiges, undifferenziertes, „embryonales" Gewebe vorhanden war. Wird die Stammspitze der Sonnenblume in einem frühen Zustande, wenn das Blütenköpfchen eben erst im Entstehen begriffen ist, durch einen Längsschnitt gespalten, so schließen sich die Wundflächen der beiden Hälften, die sich nun, teilweise wenigstens, zu zwei geschlossenen Köpfchen ergänzen. Auch hier haben wir also eine echte Regeneration vor uns. Die Wesensübereinstimmung der tierischen Regeneration mit einer Gruppe pflanzlicher Regenerationserscheinungen zeigen überhaupt recht anschaulich gewisse Doppelbildungen, wie sie nicht selten bei Tieren, gelegentlich auch bei Pflanzen auftreten, besonders wenn embryonale Anlagen gespalten wurden. Wird an einer Froschlarve die Anlage der Hinterbeine durch einen Schnitt gespalten, so kann sich eine doppelte Gliedmaße ausbilden. Doch auch am entwickelten Tiere sind Doppelbildungen bekannt. [illegible]

Köpfen, vier Augen, vier Kiemen usw., wenn er in einem sehr frühen Entwicklungszustande den Embryo in der Längsrichtung einschnürte (Abbild. S. 458). Vergleichen wir damit das Blatt des Farns Polypodium Heracleum (Abbild. S. 459), das Goebel an der Spitze der Länge nach gespalten hatte, und das sich nun in beiden Spalthälften zu vollständigen Blattenden ergänzte, so haben wir im Grunde die gleiche Erscheinung vor uns. Die meisten Laubblätter würden uns freilich, wenn wir ihre Spitze einschnitten, vergeblich auf eine solche Verdopplung warten lassen. Nur die Farnblätter haben ihr embryonales Gewebe an der Spitze, wie man auch im Frühling an der allmählichen Aufrollung aus der schneckenhausartigen Spiralform erkennen kann. Der jüngste Teil des Blattes ist hier immer die Spitze, bei den übrigen Blättern dagegen die Basis.

Nicht selten sind mit den Regenerationsvorgängen sehr merkwürdige Umgestaltungen, „Umdifferenzierungen" verbunden. Wenn ein einziger losgelöster Fangarm der Hydra durch Vergrößerung und Erweiterung zur Bildung eines neuen Tieres benutzt wird, so liegt ein höchst seltsamer Fall solcher Umdifferenzierungen vor, ebenso aber, wenn Kartoffelstecklinge, die infolge Knospenmangels keine Knollen erzeugen können, solche an den oberirdischen Laubsprossen bilden, wie dies Vöchtings Versuche schon vor längerer Zeit erwiesen haben. Benutzte Klebs einen Blütenstand des bekannten Gamanderehrenpreises als Steckling, so wuchs er zu einem Laubtrieb mit großen Blättern aus, obwohl seine Elemente vorher schon deutlich differenziert waren.

Eine verwandte Erscheinung ist die sogenannte „kompensatorische Regulation". Auch sie ist in beiden organischen Reichen verbreitet. Man versteht darunter die Erscheinung, daß der Verlust eines Körperteils die stärkere Ausbildung eines andern zur Folge hat. Bei vielen Krebsarten ist die eine Schere stärker entwickelt als die andre, sie sind asymmetrisch. Entfernt man nun die große Schere, so wird sie nicht etwa, wie man erwartet, durch einfache Regeneration ersetzt, sondern an ihrer Stelle wächst eine ganz kleine Schere heraus. Dafür gestaltet sich aber die kleine Schere der Gegenseite unter mehrfachen Häutungen zu einer großen um, so daß am Ende

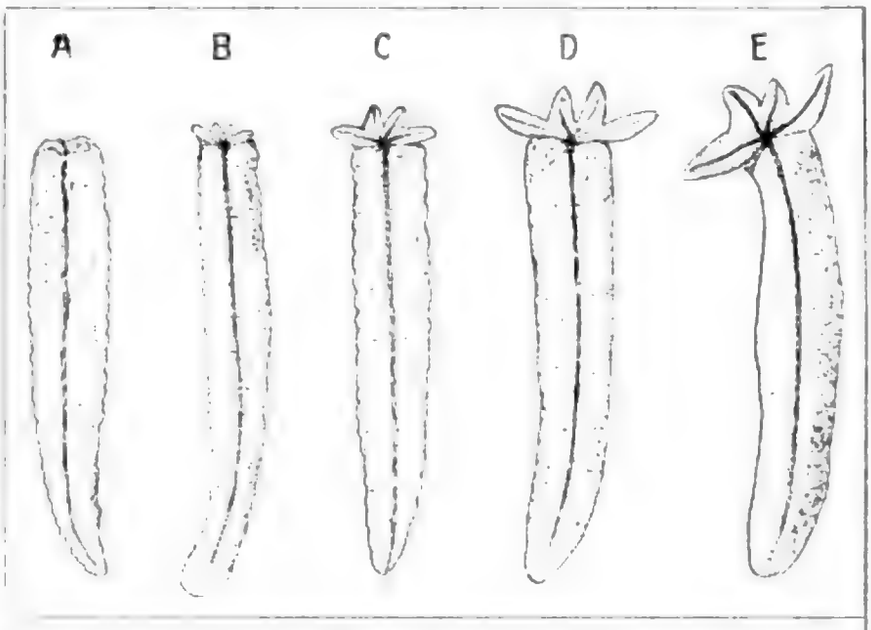
Digitized by Google

des Vorgangs ein Scherenaustausch stattgefunden zu haben scheint. Zu diesen kompensatorischen Regulationen gehören alle die Fälle, wo pflanzliche Organe, deren Ausbildung an den ihnen zugehörigen Stellen verhindert wird, an ganz andern Stellen auftreten, wo sie sich sonst nie bilden würden. Sehr bekannt ist auch an Nadelholzbäumen das Aufrichten eines Seitensprosses, wenn es den umgeknickten und zerstörten Hauptsproß zu ersetzen gilt.

Bei vielen Regenerationen tritt eine Polarität des lebendigen Körpers zutage, in dem Sinne, daß eine nach vorn oder oben gelegene Wundfläche immer das vordere oder obere Ende, eine nach hinten oder unten gelegene immer das hintere oder untere Ende regeneriert. Dieser Polarität begegnen wir schon bei dem einzelligen Stentor (Abbild. S. 455). Interessant ist es, daß manche an Gestalt ganz pflanzenähnliche niedere Tiere sich auch in ihrer Polarität den Pflanzen nähern, bei denen besonders zahlreiche Beispiele polaren Verhaltens bekannt sind. Ein Steckling bildet unter normalen Verhältnissen am untern, d. h. dem ursprünglich den Wurzeln seiner Mutterpflanze zugekehrten Teile Wurzeln aus, am obern Teile Sprosse. Die Polarität kann den verschiedensten Pflanzenorganen eigen sein, wie Wurzeln, Blättern, Knollen. So bringt nach Goebel ein Stück der flachen Knolle von Dioscorea sinuata immer am vordern Rande Wurzeln, an der hintern Schnittfläche Sprosse hervor (Abbild. S. 460). Werden regenerationsfähige Blätter gewisser Arten als Stecklinge benutzt, so bilden sich Wurzeln und Sprosse meist nur an der Basis. In manchen Fällen ist es gelungen, die Polarität umzukehren. Doch gehen die Meinungen der Botaniker darüber, ob solche Umkehrungen scheinbare oder wirkliche sind, auseinander.

Daß der Verlauf der Regeneration von einer Menge innerer und äußerer Faktoren beeinflußt wird, ist nicht verwunderlich. Gilt dies doch von jedem Lebensvorgang überhaupt. Da ist vor allem die Abhängigkeit vom Alter und vom Fortpflanzungszustand. Es läßt sich im allgemeinen der Satz aufstellen, daß die Organismen in [illegible] Entwicklungsstadien regenerationsfähiger sind als in [illegible]. Das fällt [illegible] auf. [illegible] mußte [illegible] als [illegible] Jahr warten, bis ein alter Salamander sein Bein regeneriert hatte, während jüngere Tiere in sehr kurzer Zeit mit der Neubildung fertig waren. Fische, an denen man höchstens Flossenregeneration beobachtet hatte, waren gleich nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei noch sehr regenerationsfähig; ebenso Vögel im Embryonalzustand. Kaulquappen von Fröschen ersetzen verloren gegangene Beine, erwachsene Frösche nicht mehr, wiewohl manche Froschschenkelsammler meinen, wenn sie die verstümmelten Tiere in den Teich zurückwerfen, die Hinterbeine wüchsen wieder nach. Ähnlich verhalten sich manche Pflanzen. Aus den abgetrennten ersten Blättern des keimenden Lycopodium inundatum, eines Bärlappgewächses, kann man junge Sprosse ziehen, nicht aber aus den älteren Blättern. Der wesentliche Grund für dieses verschiedenartige Verhalten liegt darin, daß embryonal gebliebene Teile und Zellgruppen viel schneller und besser auf den Verletzungsreiz reagieren als solche, die bereits in den Dauerzustand übergingen, falls diese überhaupt noch einer Reaktion fähig sind. Daß die Beschaffenheit der Neubildung von dem Zustand abhängt, in dem sich die Pflanze zur Zeit der Regeneration befindet, zeigen besonders schön die von Goebel beschriebenen Blattstecklinge von Achimenes, die, am Ende der Vegetationsperiode ausgelegt, Zwiebelknöllchen erzeugen, früher ausgelegt dagegen Laubtriebe (Abbild. S. 461). Die Zweckmäßigkeit dieses Verhaltens leuchtet ein.

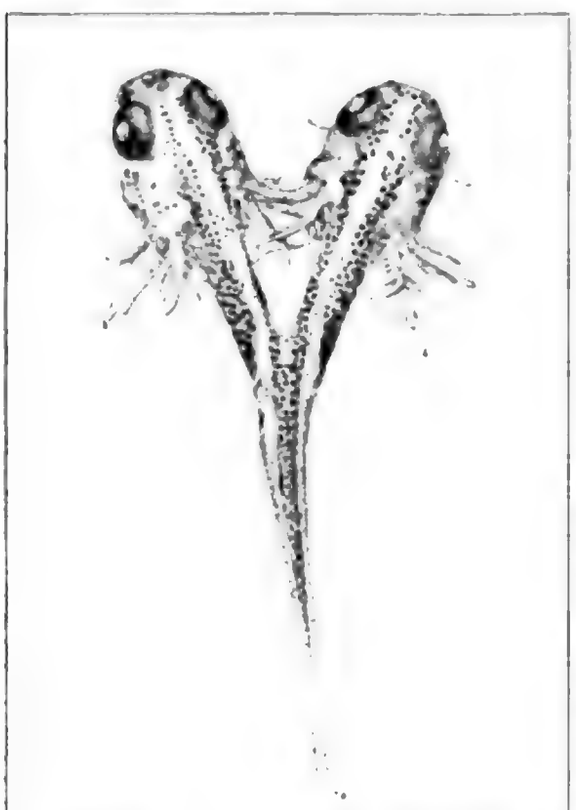
Gelegentlich treten bei der Regeneration Erscheinungen auf, die man als Umkehrungen des Entwicklungsganges oder vielleicht auch als atavistische Rückschläge deuten kann. Ein Stück des jungen Blattes von Pteris longifolia, einem Farne, bildete Prothallien aus, also die der



Regeneration eines losgelösten Seesternarmes. (Nach Korschelt.)

eigentlichen Farngeneration vorausgehende Generation. Sehr merkwürdig ist eine Beobachtung, die Herbst an höheren Krebsen gemacht hat. Entfernte er eins der beiden Stielaugen, so wurde es durch Regeneration ersetzt. Entfernte er aber zugleich mit dem Auge den Stiel und das darin gelegene Sehganglion, so bildete sich kein Auge aus, sondern ein Fühler. Ob hier ein Atavismus vorliegt, ist zweifelhaft.

Ohne die Regenerationskraft des Organismus wäre ein Verfahren undenkbar, das zu den sonderbarsten Errungenschaften der biologischen und der medizinischen Forschung gehört, die Transplantation, d. h. die Übertragung, die Überpflanzung eines lebenden Körperteils auf einen andern. Auch hier stimmen Tier und Pflanzen dem Wesen nach überein. Nur heißt das, was man bei Menschen und Tieren Transplantation nennt, bei den Pflanzen von alters her Pfropfung. Beim Menschen und bei den höher organisierten Tieren, deren Regenerationsvermögen ja auch recht gering ist, beschränkt sich die Transplantation auf die Übertragung bestimmter Gewebe und Organteile. Bekannt ist die in die Chirurgie eingeführte Hauttransplantation, bekannt sind Transplantationen von Darm- und Blasenwandungen, Drüsen, Muskeln, Knorpel und Knochen.



Embryo von Triton taeniatus mit weitgehender Verdoppelung des Vorderendes. (Nach Spemann aus Schwalbe: Morphologie der Mißbildungen, 1907.)

Bei den weniger hoch organisierten Tieren ist eine viel größere Mannigfaltigkeit von Transplantationen möglich, namentlich dann, wenn es sich um die Übertragung embryonaler Anlagen handelt. Auch hier zeichnen sich unter den Wirbeltieren die regenerationskräftigen Amphibien, unter den Wirbellosen die einzelligen Urtiere, die Polypen, Seesterne und Würmer aus. Seit dem Aufschwung der Regenerationsforschung hat man eine Menge von Transplantationsversuchen, oft mit abenteuerlichstem Erfolge, angestellt. Angeschnittene Froschlarven lassen sich, mit den Schnittflächen aneinandergelegt, in allen möglichen Stellungen zur Verwachsung bringen. Am wertvollsten sind die Transplantationen verschiedener Arten. Harrison gelang 1904, aus dem Vorderende von Rana sylvatica und aus dem Hinterende von Rana palustris eine Froschlarve zusammenzusetzen (Abbild. S. 462), an der sich äußerlich sogar ein Übergreifen der Entwicklungsvorgänge von dem einen Stück auf das andre bemerkbar machte. So wuchs die Seitenlinie des Vorderstücks auf das Hinterstück über. Noch überraschender sind die Resultate, die Crampton mit Schmetterlingspuppen erzielte. Teilstücke, die verschiedenen Arten angehörten, heilten, aneinandergelegt, zusammen. Ja, es entwickelten sich aus ihnen Schmetterlinge, die in Form und Zeichnung ihren Ursprung aus den beiden aneinandergesetzten Teilen zur Schau trugen. Die Methode war ziemlich einfach. Da sie es mit fast ganz ruhenden Gebilden zu tun hatte, genügte es, die genau aneinandergefügten Stücke an den Wundrändern mit geschmolzenem Paraffin von nicht mehr als 50 Grad Celsius zu überstreichen, das als äußerliches Bindemittel diente. Wenn ein Edelreis mit dem wilden Birnbaum verwächst, auf den es gepfropft ist, so ist das im Grunde dieselbe Erscheinung, und den fabelhaften Frosch- und Schmetterlingswesen, die zum Teil der einen, zum Teil der andern Art angehören, lassen sich genug Beispiele aus der Pflanzenwelt zur Seite stellen. Manche Familien, wie die Nachtschattengewächse, zeichnen sich durch die Leichtigkeit aus, mit der verschiedene Arten der gleichen Gattung, ja selbst Angehörige verschiedener Gattungen miteinander zu weiterlebenden Pflanzen verwachsen können. So gelingt es, Kartoffeln nicht nur auf andre Nachtschattenarten, sondern auch auf Stechapfel oder Judenkirsche zu pfropfen. Ja, sie gedeihen auf diesen sogar besser als auf manchen Arten ihrer eigenen Gattung. Auch bei einigen Kreuzblütlern hat man ähnliche Erfahrungen gemacht. Ob auf diese Weise echte Bastarde entstehen können, [illegible], in denen eine gegenseitige innere Beeinflussung, eine Mischung der Eigenschaften eintritt wie bei den auf geschlechtlichem Wege erzeugten Bastarden, ist eine vielumstrittene botanische Frage. Vieles spricht wohl für die Möglichkeit von Pfropfbastarden. Doch

war gerade in den bisher beobachteten Fällen eine Beeinfluſſung nicht oder nicht ſcharf nachzuweiſen, ſo daß die Mehrzahl der Botaniker, unter ihnen auch Vöchting, einer der erfahrenſten Forſcher auf dem Gebiete der pflanzlichen Regeneration und Transplantation, die Frage zu verneinen geneigt iſt. Vöchting meint, jedes kleinſte Gewebſtück der beiden miteinander verwachſenen Teile bewahre ſeine ſpezifiſchen Eigenſchaften. Vor kurzem veröffentlichte aber der Tübinger Botaniker H. Winkler, der wiederholt intereſſante Regenerationsſtudien getrieben hat, eine Mitteilung über Verſuche, bei denen ein zweifellos echter Pfropfbaſtard entſtand („Über Pfropfbaſtarde und pflanzliche Chimären", Ber. d. Deutſch. Bot. Geſ. 1907, Heft 10). Er pfropfte ein Nachtſchattenreis auf einen Stengling der Tomate. Eine Beeinfluſſung der ſchon vorhandenen Gewebe fand auch hier nicht ſtatt. Wohl aber glückte es durch beſondere Kunſtgriffe, gerade aus der Grenzfläche der Vereinigung einen neuen Seitenſproß hervorzulocken, der nun auf der einen Seite echte, an ihrer Form ſofort kenntliche Tomatenblätter, auf der andern Seite echte Nachtſchattenblätter trug. Fiel die Trennungslinie der beiden Gewebe mit der Mittelrippe eines Blattes zuſammen, ſo hatte dieſes eine Blatt ſelbſt Baſtardnatur, indem es rechts von der Mittelrippe den Blattypus der Tomate, links den des Nachtſchattens zur Schau trug. Winkler nennt ſeinen ſeltſamen Beiſtandſproß Chimära, ihn jenem mythiſchen Weſen vergleichend, von dem Homer berichtet, es ſei vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Schlange geweſen.

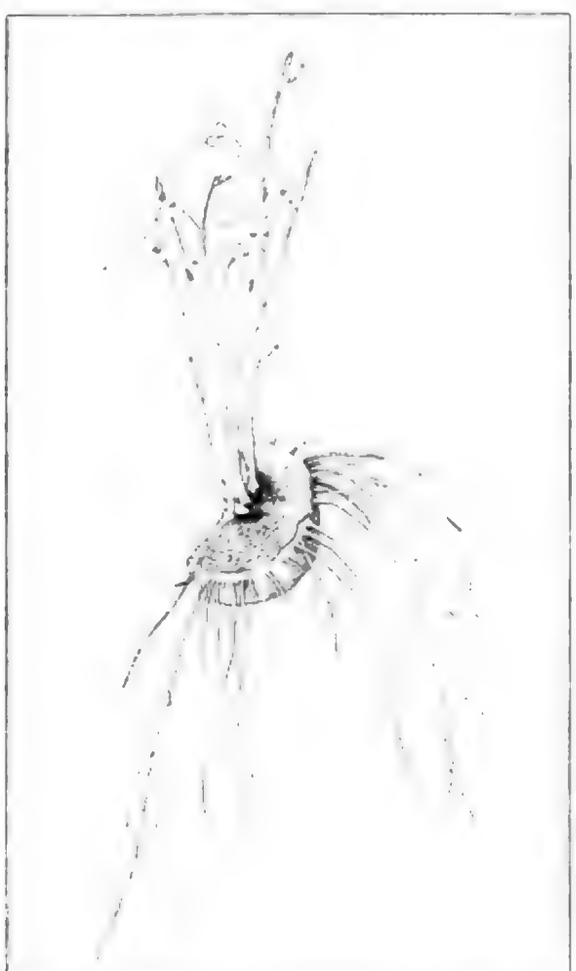
Verdoppelung eines Blattes von Polypodium Heracleum. (Nach Goebel.)

Wie groß die Übereinſtimmung der beiden Organismenreiche in ihrem Beſtreben, das verletzte Individuum wiederherzuſtellen, iſt, hat unſer Vergleich der wichtigſten Regenerationsmerkmale dargetan. Es kann nicht anders ſein: Tier und Pflanze ſind ſtammesverwandt und geborchen beide den gleichen großen geheimnisvollen Lebensgeſetzen. In beiden offenbart ſich, bald ruhend, bald überwältigend, immer ergreifend, eine Lebenszähigkeit, die dem Tode trotzt, die eine Gefahr der Vernichtung nicht am Boden, ſondern ſie ſogar zur Vermehrung, zur Ausbreitung der Art auszunutzen vermag. Vom Seetier, dem wir ſeine Arme abſchneiden, verſinnlicht ſich, manche Pflanze, dem man durch Stecklinge vermehrt ſahen. Es ſchafft ein gewaltiges Feld und Meer zum Leben ſtand der Erlösung. Und den gibt es keinen Tod der Völker.

Es iſt klar, daß innerhalb dieſer Grundübereinſtimmung der organiſchen Weſen die verſchiedenen Organiſationsverhältniſſe der Tiere und Pflanzen auch eine Reihe bedeutungsvoller Unterſchiede im regenerativen Verhalten hervorrufen müſſen. Man kann behaupten, daß die Summe aller pflanzlichen Regenerationsfähigkeiten die aller tierischen weit überragt. Nichts andres prägt ſich darin aus als die geringere Individualität, als die tiefere Stellung der bis in die höchſten Formen hinein urſprünglicher geblieben pflanzlichen Organiſation. Auch in den am höchſten entwickelten Gewächſen iſt meiſt während der ganzen Lebenszeit überall zerſtreut embryonales, bildungsfähiges, alſo auch regenerationsfähiges Zellgewebe vorhanden. Die Pflanze erlebt nicht in demſelben Sinne einen Stillſtand und Abſchluß ihrer Entwicklung, wie das Tier. So kommt es denn, daß die bei den Tieren ſo auffällige Abhängigkeit des Regenerationsver-

mögens von der Organisationshöhe bei den Pflanzen weniger deutlich erscheint. Zwischen einem Süßwasserpolypen, der sich scheinbar ins Unbegrenzte zerstückeln und vermehren läßt, und einem regenerationsschwachen Säugetier ist ein viel größerer Abstand als etwa zwischen einem Schimmelpilz, von dem man nur ein kleines Stückchen Myzel zu übertragen braucht, um ein neues Fadengeflecht mit Sporen zu ziehen, und einem Baum, der verlorene Blätter und Zweige durch das Austreiben schlummernder Knospen ersetzt.

Das führt uns zu wesentlichen Unterschieden in der Art des Regenerationsvorganges selbst. Bei den Tieren erfolgt die Regeneration meist so, daß die Neubildung unmittelbar der Wundfläche aufsitzt, oft senkrecht dazu gerichtet. So wächst der Schwanz des Molches, so das Bein der Raupe, so das Ende des Regenwurmes nach. Auch bei Pflanzen haben wir solche „echte" Regenerationen kennen gelernt. Die Regel bildet aber im Pflanzenreich nicht ein Ersatz des Verlorenen von der Wundstelle her, sondern ein viel freieres Gestalten von Stellen aus, die nicht selten weitab liegen, an denen embryonales, ru

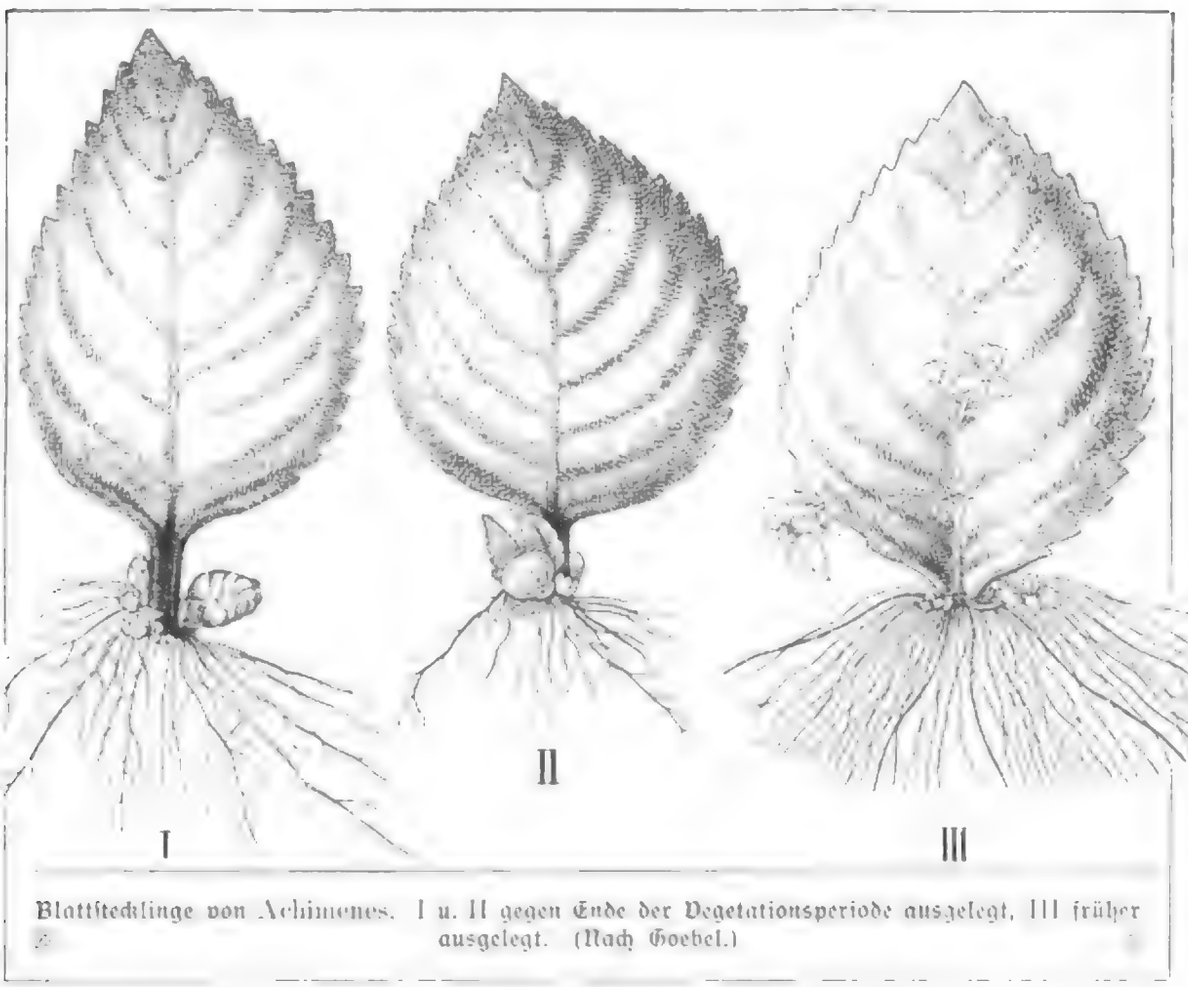


Sproßbildung regenerierender Knolle von [illegible]. (Nach Goebel.)

hendes Gewebe nur auf den Augenblick des Eingreifens zu warten scheint. Goebel nennt die Tausende von schlummernden Knospen der Bäume „Organreserven, die nur unter bestimmten Umständen mobilisiert werden". Da offenbaren sich wieder die ungemeine Plastizität der Pflanze, die große innere Beweglichkeit, die fein organisierte Wechselbeziehung oder Korrelation zwischen ihren einzelnen Teilen, Eigenschaften, die sich auch in vielen andern Anpassungserscheinungen verraten. Ein abgetrenntes Blatt von Bryophyllum (Abbildung S. 462) regeneriert nicht etwa von der Wundstelle aus eine vollständige Pflanze, sondern bildet, auf feuchten Sand gelegt, an den Einbuchtungen seines Randes eine große Anzahl winziger Pflänzchen mit Wurzeln, Stengeln und Blättern. „Wie aus einem Blatt unzählig frische Lebenszweige sprießen ..." beginnt das Verschen, das der greise Goethe an Marianne von Willemer mit einem Bryophyllumblatt sandte. Entfernt man aber an Bryophyllumblättern die „Adventivknospen" des Randes, dann bewurzeln sie sich allerdings an der Schnittfläche des Stiels und treiben dort Sprosse. Ähnlich verhalten sich die Blätter andrer Arten. Der Zusammenhang der Regenerationserscheinungen mit normalen Bildungsvorgängen offenbart sich bei vielen Blättern darin, daß sie, auch ohne von der Mutterpflanze getrennt zu werden, junge Pflänzchen auf ihrer Fläche erzeugen, wie man auch bei Hydra und andern niederen Tieren eine Knospung als ungeschlechtlichen Fortpflanzungsvorgang kennt. So kann sich das Wiesenschaumkraut, so können sich gewisse Farne vermehren. Beim Schiefblatt (Begonia), der bekannten Zimmerpflanze, genügt es, ohne die Blätter abzuschneiden, alle Sproßvegetationspunkte zu beseitigen oder einen größeren Blattnerv zu durchschneiden, um junge Adventivsprosse aus den Blättern hervorzulocken.

Die Bewurzelung und Sproßbildung abgeschnittener und ins Wasser gestellter Weidenzweige gehört zu den bekanntesten Beispielen der Regenerationsfähigkeit von Stengelorganen. Auch hier haben wir keine Regeneration im engsten Sinne vor uns, sondern eine Ersatztätigkeit, die durch innere Korrelation und durch den Reichtum an bildungsfähigem Gewebe und schlummernden Anlagen ermöglicht wird. Entfernt man an der Landform des Tannwedels (Hippuris vulgaris) die Stengelspitze, so bildet er, der sonst unverzweigt bleibt, aufwärtswachsende Seitensprosse (Abbild. S. 463). An den über das Wasser emporwachsenden Arten des zierlichen Tausendblattes (Myriophyllum), das häufig in Aquarien gezogen wird, kann man leicht ähnliche Beobachtungen machen. Schneidet man den Gipfeltrieb ab oder läßt ihn vertrocknen, so entwickeln sich bald zahlreiche Seitensprosse, oft weit unterhalb der Wundstelle oder der abgestorbenen Spitze. Auf Teichen und Triften findet man nicht selten

Digitized by Google

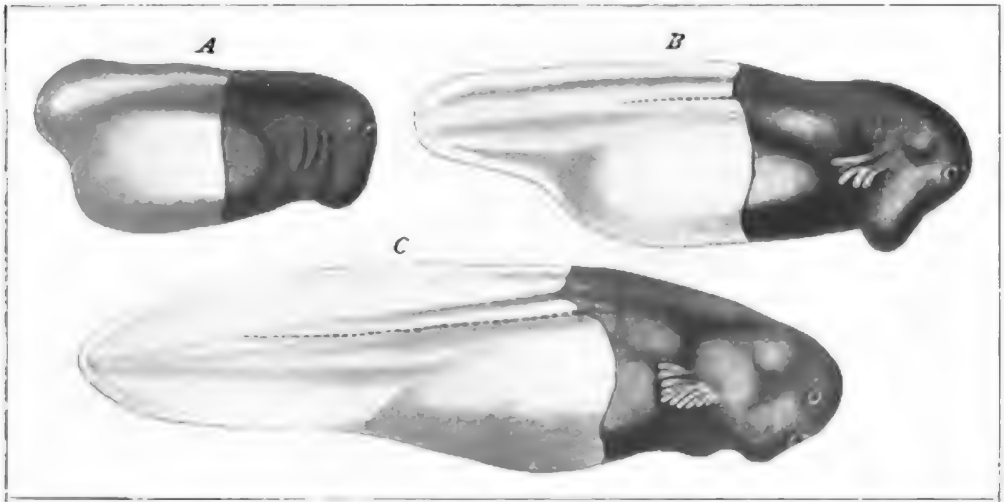


Blattstecklinge von Achimenes. I u. II gegen Ende der Vegetationsperiode ausgelegt, III früher ausgelegt. (Nach Goebel.)

angefressene und verstümmelte Kräuter, die durch seitliche, oft tief unten entspringende Stengeltriebe doch noch ihr Ziel, zu blühen und zu fruchten, erreicht haben. Daß diese für die Pflanzen typische Art der Regeneration, bei der sich, wie wir sehen, die innere Korrelation der Organe in Außengestaltungen ausprägt, nicht nur den höheren Gewächsen eigentümlich ist, lehren uns einige Arten der Hutpilzgattung Coprinus. Bei diesen ist die Ausbildung der Hüte und der Sporen vom Licht abhängig. Kultiviert man die Pilze im Dunkeln, so wachsen die Fruchtträger, die sonst am Licht nur ein kurzes Dasein haben, da sie sich gleich nach der Sporenaussaat auflösen, monatelang am Boden kriechend in die Länge, immer die kümmerlichen, sporenlosen Hutanlagen ihrer Spitzen vor sich herschiebend. Sehr bald sprossen nun an den Seiten solcher Fruchtträger zahlreiche kleinere hervor, alle mit verkümmerter Hutbildung, so daß oft seltsam verzweigte Gebilde entstehen. Als wolle der Pilz kein Mittel unversucht lassen, irgendwo doch noch das Licht zu erreichen, so treiben die vielen neugebildeten Fruchtträger nach allen Richtungen. Bringt man sie nach Monaten ans Licht, so entwickeln sie für kürzeste Zeit kleine Hüte, die ihre Sporen ausstreuen. Im Nu stehen dann alle die Träger ab, sie haben endlich ihr Lebensziel erreicht. Ein Beispiel zähesten Lebenswillens fürwahr, nicht zu unbedeutend für die sinnende Betrachtung des Forschers und des Menschen.

Die pflanzliche Regeneration ist nicht auf einige wenige Organe beschränkt, sondern läßt sich, der zerstreuten Lagerung embryonalen Gewebes entsprechend, an allen Organformen nachweisen. Es gibt Zwiebeln, die, der Länge nach gespalten, kleine Nebenzwiebeln entwickeln. An manchen Wurzeln entstehen Adventivsprosse; Blüten von Opuntia, die man abschneidet, können zu Sprossen auswachsen. Selbst regenerierende Ranken kennt man.

Der ehemals oft ausgesprochene Satz: „Regeneriert wird das, was verloren gegangen ist", trifft, wie wir sehen, nicht wörtlich zu, am wenigsten für die meisten Pflanzen, zumal da die Regeneration bisweilen unvollständig ist. Auf eine große Gruppe tierischer Regenerationen läßt sich der Satz anwenden, freilich auch nur mit Einschränkungen. So weiß man, daß die Neubildungen auch da oft ungenau und unvollkommen ausfallen, daß der äußerlich dem ursprünglichen Schwanz gleichende regenerierte Eidechsenschwanz im Inneren keine Wirbel, sondern einen ungegliederten Knorpelstab besitzt, daß nachgewachsene Froschlarvenextremitäten oft ein ganz unvollständiges Skelett haben. Bei den Pflanzen ist die



Larven, aus dem Vorderende von Rana sylvatica und dem Hinterende von Rana palustris zusammengesetzt. A zwei Stunden nach der Operation, B sechsundzwanzig Stunden nachher, C einundfünfzig Stunden nachher. (Nach R. G. Harrison, 1904.)

viel freiere und mannigfaltigere Art der Neugestaltung ein Beweis ihrer weit größeren Plastizität und geringeren Individualität. Auch der alte Satz: „Gleiches wird von Gleichem regeneriert", ist in seiner allgemeinen Fassung unrichtig und hat namentlich für die Pflanzenwelt, wie aus vielen unsrer Beispiele hervorgeht, keine Geltung. Daß er für viele regenerierenden Tiere gilt, deutet wieder auf jenen Organisationsunterschied beider Reiche hin. Als eine der interessantesten Ausnahmen sei die überraschende Linsenregeneration im Auge des Molches erwähnt. Wird die normale Linse eines Molchauges entfernt, so bildet sich eine neue Linse ganz abweichend vom embryonalen Entwicklungsgang, nämlich von der Regenbogenhaut aus.

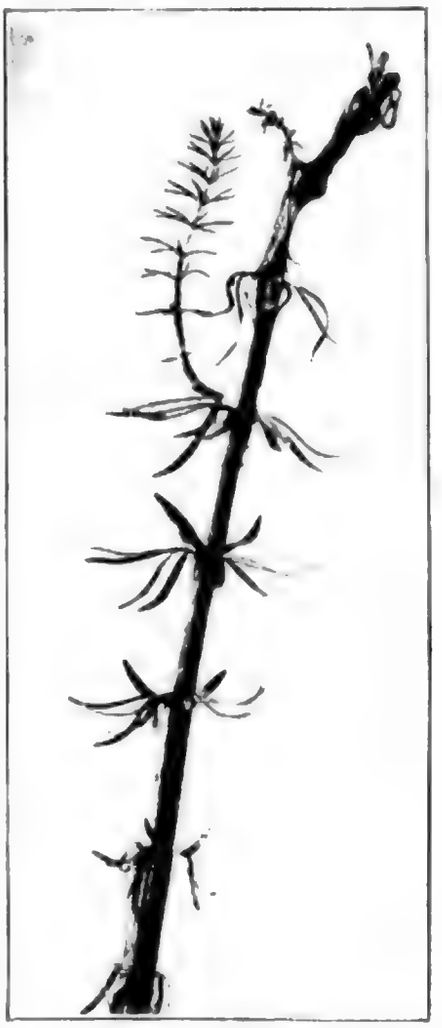
Körper und Leben der festgewurzelten höheren Pflanze sind inniger mit dem Erdboden verbunden als das höhere Tier, sind noch abhängiger als dieses von der Lage der beiden Medien, die sie umhüllen, des festen und des luftigen. Diese größere Abhängigkeit drückt sich in der größeren Polarität der Pflanze aus. Am besten zeigt sich der Unterschied bei Transplantationen. Vöchting vergleicht geradezu das polare Verhalten von Pflanzenteilen, die vereinigt werden sollen, mit dem [illegible]

also etwa die dem hinaufwachsenden Gipfeltrieb zugekehrte Schnittfläche des einen Stammes und die der hinunterwachsenden Wurzel zugekehrte Schnittfläche des andern. Bei den Tieren ist die Polarität zwar auch vorhanden, aber geringer. Hier lassen sich leicht gleiche Pole durch Transplantation vereinigen. Molche wachsen mit den Köpfen zusammen, Froschlarven mit den Bauchseiten, die hinteren Hälften zweier Regenwürmer vereinigen sich zu einem symmetrischen Gebilde. Es mag damit zusammenhängen, daß die tierische Polarität leichter umkehrbar zu sein scheint als die pflanzliche.

Bryophyllum crenatum. I Abgetrenntes Blatt, dessen Randknospen kleine Blattpaare entwickelt haben. II Nervatur eines solchen Blattes. (Nach Goebel.)

Eines merkwürdigen Unterschieds mag noch gedacht werden, in dem sich die aktivere Natur des Tieres spiegelt. Das ist die in ihrer ausgeprägten Form nur bei Tieren vorkommende Autotomie oder Selbstverstümmelung, ja Selbstzerstückelung, die oft der Regeneration vorausgeht. Zahlreiche Fälle dieser Art kennt man bei niedriger organisierten Tieren. Manche Seesterne werfen freiwillig ihre Arme ab oder lösen sie auf einen geringen Reiz hin vom Rumpfe, um sie sogleich wieder durch neue zu ersetzen. Regenwürmer, die am hintern Ende verletzt worden sind, schnüren oft größere Stücke ab, ehe sie sich ergänzen. Am allerseltsamsten tritt die Erscheinung an Insekten, besonders Geradflüglern, und an Spinnen auf. Hier hat die Forschung die mannigfaltigsten Brechgelenke nachgewiesen, dünne Stellen an der Basis der Gliedmaßen, die das Abbrechen erleichtern. Eine gewisse pflanzliche Analogie dazu bietet die Trennungsschicht, die sich vor dem herbstlichen Laubfall im Stiele des dem Untergang geweihten Blattes bildet und dessen Ablösung vorbereitet. Bei Spinnen hat P. Friedrich aber sogar gefunden, daß der Oberschenkelbeuger als Brechmuskel dient, mit dessen Hilfe eine Zerschneidung der Weichteile der Schenkelbasis erfolgt, ehe das Bein an einer vorgebildeten Stelle von geringerer Widerstandsfähigkeit abgeschnürt wird. Von der Bruchstelle aus kann sich dann ein neues Bein bilden.

Wie nun ist die erstaunliche Regenerationsfähigkeit vieler Organismen zu erklären? Auf welchen innern Vorgängen beruht sie? Das sind Fragen, die an das dunkle Geheimnis des Lebens rühren. Es kann nicht wundernehmen, daß sich in den Versuchen, die Erscheinung zu erklären, alle Forschungsrichtungen, alle Naturanschauungen der Biologie widerspiegeln. Weismann, der einseitigste Verfechter des Darwinschen Selektionsgedankens, sieht auch in der Regeneration eine Anpassungserscheinung, die durch die natürliche Auslese allmählich herangezüchtet worden ist. Seine Begründung geht davon aus, daß die Regenerationskraft besonders den exponierten, demnach leicht verletzbaren Teilen des Körpers eigen sei. Wir können heute diese Erklärung als mißglückt betrachten, ohne die Möglichkeit leugnen zu wollen, daß die Selektion, wie viele andre Eigenschaften, auch die Regenerationsfähigkeit zu steigern vermag. Weismanns Erklärung streift das Problem nur. Ihr widersprechen auch zahlreiche neuere Beobachtungen und Studien. So hat Morgan feststellen können, daß die beiden hintern Brustbeinpaare des Einsiedlerkrebses, die ebenso wie der Hinterleib des Tieres in einer Schneckenschale verborgen bleiben, also in der Natur der Gefahr einer Verletzung kaum ausgesetzt sind, genau so regeneriert werden wie die freien Gliedmaßen. [illegible] von den in der Schale [illegible] des



Hippuris vulgaris. Nach Entfernung des Sproßgipfels hat sich ein Seitensproß gebildet. (Nach Goebel.)

Hinterleibs. Den von Roux in die Biologie eingeführten Begriff eines „Kampfes der Gewebe und Teile im Organismus" sucht Tornier auf die Regenerationserscheinungen anzuwenden, indem er gewisse Mißbildungen, die bei Regenerationen auftreten, auf ihn zurückführt. In vielen Fällen mag das wohl zutreffen, der Vorgang selbst wird dadurch nicht klarer. Goebel weist den Ernährungsverhältnissen regenerierender Pflanzen, dem an der Wundstelle vorhandenen Material eine bestimmende Rolle zu. Gewiß, Bausteine sind nötig, wenn etwas gebaut wird, und die Größe und Güte des Bauwerks wird von der Menge und Beschaffenheit des Materials, von der Schwierigkeit des Transports und andern Dingen abhängen. Aber wo ist der Baumeister, der dem Werke Gestalt gibt, wo der Bauleiter, der die Arbeitskräfte ordnet? Daß bei vielzel

ligen Tieren, die ihre Entwicklung beendet haben, die Regeneration, wie nachgewiesen wurde, vom Nervensystem beeinflußt wird, ist wohl verständlich. Aber wie verhält es sich mit den einzelligen Wesen, wie mit den Pflanzen, die kein eigentliches Nervensystem haben? Oft hat man auch die Verwundung als einen Reiz bezeichnet, der die Neubildung auslöst. Die Erscheinung ist damit nur umschrieben, nicht erklärt. Schwieriger wird das Problem noch dadurch, daß manche Regenerationen zwecklos verlaufen. Es gibt Blätter, die, von ihrer Pflanze abgetrennt, zwar Wurzeln, aber keine Sprosse hervorbringen, also gar nicht imstande sind, ein neues fortpflanzungsfähiges Individuum zu erzeugen. Doch bilden diese Fälle immerhin eine Ausnahme. Neuerdings, namentlich seit der Entdeckung flüssiger Kristalle durch Lehmann, hat man häufig auf die Ähnlichkeiten hingewiesen, die zwischen regenerierenden Kristallen und regenerierenden Organismen bestehen. Indessen sind die bisher aufgefundenen Analogien mehr äußerlicher Art. Das Wesen der tierischen und pflanzlichen Regeneration, die von innen her erfolgt, entspricht nicht der Kristallregeneration, bei der das umgebende Medium entscheidend mitwirkt. Ausgeschlossen ist es freilich nicht, daß sich hier noch gewisse gleiche Gesetzmäßigkeiten herausstellen werden.

Man kann die meisten Versuche, das Regenerationsproblem zu lösen, als peripherische bezeichnen. Sie greifen bald diese, bald jene an der Peripherie liegende Frage an, dringen aber nicht gegen den Mittelpunkt vor. Sie sind ebenso peripherisch wie jene mechanistischen Bestrebungen, das Leben ganz in ein seelenloses Maschinengetriebe rein physikalisch chemischer Wirkungsweisen aufzulösen. Wenn dagegen der Botaniker Vöchting und der Zoologe Oskar Hertwig das Regenerationsvermögen als eine primäre Eigenschaft der lebenden Substanz auffassen, so deuten sie, glaube ich, auf den Mittelpunkt der Frage hin, ohne sie damit natürlich zu lösen. Noch näher kommt nach meiner Auffassung Driesch dem Kern der Erscheinung, wenn er in seinem Werke „Die organischen Regulationen" (Leipzig, Engelmann, 1901) die Regeneration als Sonderfall jener unzähligen, uns gewiß nur zum kleinsten Teil bekannten Regulationen begreift, die im Innern des Organismus ihr geheimnisvolles, lebenerhaltendes Werk vollführen, das man schon früher als Selbststeuerung des Organismus bezeichnet hat. Diese Regulationen sind es ja auch vor allem, die Driesch und andre Biologen zur Annahme eines unmechanistischen, autonomen, seelischen Prinzips im lebendigen Organismus geführt haben! Vielleicht wird eine ferne Zeit in den zahllosen, unendlich feinen Regenerationen, die sich auf dem Gebiete des menschlichen Geistes abspielen, die gleichen Gesetzmäßigkeiten erkennen wie in jenen wunderbaren körperlichen Vorgängen, Gesetzmäßigkeiten, die uns heute noch durchaus verborgen sind.

Zieht einer die Straße ...

Zieht einer die Straße durch taufrisches Land,
Trifft einen Gesellen mit liebweicher Hand.

Tut froh sie ergreifen, weiß nicht, was ihn trieb,
Muß sagen: „Bleib bei mir! Hatt' immer dich lieb."

Der hat sich so lange gesehnt nach dem Wort,
Ruft freudig: „Will dein sein, geh' nie von dir fort."

Welch fröhliches Wandern zu zweit nun, zu zweit!
„Und war es nicht stets so, soll's bleiben allzeit!"

Kommt doch eine Stätte — o käme sie nie! —:
„Muß dorthin!" — „Kann mit nicht. Mein Weg geht dahie."

Und wieder die beiden — im nachtdunklen Land
Auf einsamer Straße mit suchender Hand.

Hans Franck

Dramatiſche Rundſchau

Von Dr. Friedrich Düſel

„Ninon de l'Enclos", ein Spiel aus dem Barock von Friedrich Freksa — „Der deutſche Graf", Schauſpiel von Vollmoller — „Vater", Komödie von Hannon und Bouchinet — „Das Fräulein in Schwarz", Komödie von Rudolf Lothar — „Erotik" und „Erinnerungsfeſt" von Guſtav Wied — „Die Tür ins Freie", Schwank von Blumenthal und Kadelburg — „Kümmere dich um Amelie", Schwank von Georges Feydeau

Die Moden wechſeln ſchnell. Wie lange iſt es her, da galt noch die Renaiſſancezeit mit ihrem rückſichtsloſen Herrentum, ihrem unbändigen Tatendrang und ihrem robuſten Gewiſſen als der Favorit unſrer jungen Dramatiker — über Nacht plötzlich ſind der Barock und das Rokoko dazu erkoren worden. Es iſt mehr als eine Laune des Zufalls, daß auf zwei Bühnen Berlins innerhalb zweier Wochen zwei neue Stücke der jungen Dramatikergeneration zur Aufführung gelangten, die im Zeitalter Louis quatorze und Louis quinze nicht bloß ſpielen — bloße hiſtoriſche Maskeraden wollen für den Wandel des Geſchmacks wenig ſagen —, nein, die aus dem Charakter dieſer Zeit ihren dramatiſchen Konflikt und ihre eigentümliche Tragik zu ſchöpfen ſuchen. Ich ſage mit Betonung: zu ſchöpfen ſuchen; denn ſo herausfordernd die Renaiſſancezeit ihre eingeborene dramatiſche Energie einem Banner gleich vor ſich herträgt, ſo wenig will es von vornherein einleuchten, womit Barock und Rokoko, Zeiten, wie es ſcheint, der ſchwülſtigen Entartung und des femininen Weichlingstums, die Inſtinkte des Dramatikers reizen könnten. Um ſo intereſſanter, wenn es dem Neuerungsdrang der Jungen etwa beſchieden wäre, gerade in jenen Gebieten neue dramatiſche Eroberungen zu machen.

Ninon de l'Enclos iſt die Heldin des erſten dieſer Dramen, des fünfaktigen „Spiels aus dem Barock" von Friedrich Freksa (Buchausgabe bei Georg Müller in München). Das Gedächtnis einer der glänzendſten und berühmteſten Frauen der galanten Periode Frankreichs wird damit herauſbeſchworen. Wer war dieſe Ninon de l'Enclos? Um ihr Weſen zu bezeichnen, findet man jedes deutſche Wort zu plump oder zu derblich: man muß ſchon zu einem Fremdwort greifen. Kurtiſane, höher noch Meretrix, im Altertum hätte man ſie [illegible] geheißen. Die Zeit ihrer Geburt iſt in Dunkel gehüllt; es ſcheint faſt, als könnte ſelbſt die ſtrenge Geſchichtswiſſenſchaft ſich vor ihr der Galanterie nicht ganz entſchlagen: die einen laſſen ſie 1606, die andern 1616, noch andre erſt 1620 geboren ſein. Hat ſie ſelbſt an dieſem holden Zweifel mitgewoben? Das ſähe nach den Allüren einer Komödiantin aus, aber von dieſer Kunſt hatte ſie in Wirklichkeit ſo wenig, daß man vielmehr mit Recht Offenheit eine ihrer hervorſtechendſten Tugenden nannte. Ihre Memoiren, noch mehr ihre Briefe, die wir ſeit kurzem auch deutſch leſen können (überſetzt von Lothar Schmidt, bei Caſſirer in Berlin), bezeugen das Blatt für Blatt. Aus der erotiſchen Metaphyſik machte ſie ſich herzlich wenig. „Aimer, c'est satisfaire un besoin", erklärte ſie ſeelenruhig. Das hört ſich zyniſcher an, als es gemeint war. Wovor ſie ſich ſcheute, was ſie als die große Gefahr der Liebe fürchtete, das war das Gefolge trügender Gefühle, falſcher Worte und unwahrer Tränen. Aber auch die Unfreiheit des Willens, der Verluſt der Herrſchaft über uns ſelbſt und unſer Schickſal. „Warten Sie meine Mavrize ab", ſagte Ninon zu dem, der auf ſein Glück ungeduldig war, und in ihren Bekenntniſſen ſteht der Satz, den Franz Blei in ſeinem amüſanten Eſſaybüchlein „Von amoureuſen Frauen" anführt, nicht vereinzelt da: „Wenn eine Frau keinen Geſchmack an einem Manne findet, der ihr zu gefallen ſucht, ſo ſoll ſie ſeine Leichtgläubigkeit nicht mißbrauchen und ihm, ohne Hoffnungen zu erwecken, klar und deutlich den Abſchied geben: ſie muß aber auch, wenn ſie wieder liebt, ſich nicht länger bitten laſſen, als es ihr angenehm iſt und die Süßigkeit des Vergnügens es verlangt." Tragen unſre Damen von heute ihres Herzens Heimlichkeiten auch ſo auf der Zunge wie dieſe Vielgeliebte und Vielliebende aus dem Zeitalter der Grammont, Scarron, Fontenelle und Larochefoucauld? Alle dieſe Geiſter der beſten Geſellſchaft verkehrten in ihren Salons:

sie selbst durfte sich ohne Überhebung eine Schülerin Montaignes und Charons und eine Verehrerin Gassendis nennen.

Ja, sie hat viel geliebt. Aber hoch über die Liebe stellte sie die Freundschaft. Sie gab ihren Geliebten, sagt ein graziöses zeitgenössisches Wort, die gefährlichsten Rivalen in der Person ihrer Freunde. „Ich habe viele Liebhaber gehabt; ich habe mich aber nie Illusionen hingegeben", schreibt sie einmal an den Marquis von Villarceaux. „Sie waren in mich verliebt, weil ich ein hübsches Gesicht hatte und weil sie ein gewisses Verlangen hatten. Daher haben sie auch immer nur einen zweiten Rang in meinem Herzen eingenommen. Den ersten reservierte ich für meine Freunde. Ich habe stets der Freundschaft die Vorzüge der Beständigkeit und der Achtung eingeräumt, die ein so edles und einer erhabenen Seele so würdiges Gefühl verdient; und nie habe ich ein Mißtrauen gegen die Herzen überwinden können, in denen die Liebe die Hauptrolle spielte." So beständig sie in der Freundschaft war — als Scarron völlig gelähmt war, saß sie tagelang an seinem Lehnstuhl —, so unbeständig war sie in der Liebe. Sie tat sich etwas darauf zugute, immer den rechten Moment für den Abschied zu finden, d. h. den, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben. War es dieses Sich nie ganz verschenken, dieser immer bewahrte Rest von Kühle, was sie so lange jung erhielt, daß die Herzen noch der Sechzig- und Siebzigjährigen, ja, wenn die Fama nicht lügt, sogar der Achtzigjährigen noch zuflogen? Sie war,

wird versichert, nie sonderlich schön; ihr Zauber gründete sich mehr auf die dauerhafteren Gaben des Geistes. So konnte die Zeit auch ihren Reizen nicht viel anhaben. „Sie müssen ihrem Satz, daß das Alter die Hölle der Frauen sei, eine Note anfügen," sagte sie im Herbst ihrer Tage zu ihrem Freunde Larochefoucauld, „nämlich, daß dies für Ninon nicht gilt." Und wirklich, auch „die Jüngsten sahen nicht, daß Ninon alt war, und die Ältesten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen".

Für diese Zeit hatte sich das Schicksal die Tragödie aufgespart, die einzige, mit der es die Heitere heimsuchte. Ein Sohn von ihr, ein Zwanzigjähriger, unter fremdem Namen und fern von ihr erzogen, kommt in ihre Salons und verliebt sich sterblich in sie, ohne zu ahnen, daß sie seine Mutter. Ninon ist gütig, zurückhaltend, ablenkend, doch seine Liebesausbrüche sind nicht zu hemmen und zwingen sie endlich dazu, ihm das Geheimnis zu offenbaren. Da reißt der Junge sich los und erschießt oder ersticht sich, und noch in den brechenden Augen brennt seine Leidenschaft. Auch dies war noch nicht Ninons letztes Liebeserlebnis, aber seitdem lag doch etwas wie gedämpfte Ruhe über ihr. Der Abbé Gédeon war wohl der letzte, der sich ihrer Gunst erfreute: ausgesucht und abgepaßt an ihrem achtzigsten Geburtstage gönnte sie ihm das erste Rendezvous. Dann schweigt die Chronique amoureuse von ihr. Am 17. Oktober 1705 starb sie.

Es gibt, wie man sieht, nur einen Punkt in dem Leben dieser Ninon, der dem Dramatiker einen Angriffspunkt bietet, eben ihr Erlebnis mit dem Sohne, der sich in sie verliebt, und der ein Ende mit sich macht, als er sein wahres Verhältnis zu ihr erfährt. Ninon war damals sechzig Jahre alt; Freksa macht sie um zwanzig Jahre jünger, was ihm ohne weiteres erlaubt ist. Im übrigen malt er uns ein Bild der Zeit mit Benutzung geschichtlicher Personen, z. B. des heitern Philosophen und galanten Toilettenberaters Saint Evremont, des Bischofs von Rouen, ein Bild, das viel mehr in die Breite geht, als es seine Rolle als Hintergrund des eigentlichen Dramas erlaubt. „Ein Spiel aus dem Barock" — der junge Dichter scheint es schließlich selbst gefühlt zu haben, daß er in der Liebe zum Milieu und in der Nachzeichnung der Kultur zu weit gegangen, und sein Titel klingt fast wie eine Entschuldigung, daß der Rahmen so breit und das Bild so schmal ausgefallen ist. Oder glaubte er am Ende auch dieses Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt dem Geiste des Barocks schuldig zu sein? Um die Notwendigkeit, zu motivieren, zu [illegible] und auszuweiten, kommt er freilich nicht herum. Deutlich hört man aus diesem Drama [illegible] nach der tragischen Schuld [illegible] Dramatik sonst [illegible] Was verschuldete

Ninon, daß dieses Schicksal sie traf? Wogegen versündigte sie sich, sie, die doch in vollem Einklang mit ihrer leichtlebigen, spielerischen, auf Schein, Schmuck und äußere Schönheit bedachten Zeit stand, ja geradezu eine Erfüllung war von deren Sinn und Wesen? An dem innersten Geist und Willen der Liebe, lautet die Antwort, der von dem Weibe verlangt, daß es sich dem Manne ihres Herzens ganz schenke, daß es wie zu den Freuden des Augenblicks, so auch zu den Folgen und Pflichten der Liebe Ja sage. Das aber gerade war es, was die Gesellschaft jener Tage und was ihre Blüte Ninon de l'Enclos leugnete. So viel und so oft sie geliebt hat, niemals — es klingt wie eine Entschuldigung, aber es ist eine Anklage — ist ihr der Mann begegnet, dem sie sich gern und ganz hätte opfern mögen, dessen Wesen so war, daß sie ein Kind von ihm begehrt hätte, der sie „wahrhaft zur Mutter erlösen konnte". Ob das nicht moderne Gedanken sind, Sentiments der neusten Emanzipationsepoche, bleibe dahingestellt. Auch den Baron de Chérys, dem sie zwei ihrer schönsten Jahre schenkte, liebte sie nur seiner „leidenschaftlichen Augen" wegen. Die Geburt des Sohnes, der aus der Verbindung entsproß, war ein Zufall, nicht die Erfüllung eines Seelenwunsches. Und als der Baron ihr eine Fessel zum Bleiben daraus schmieden will, erwürgt sie ihr aufsteigendes mütterliches Gefühl, um dafür ihre Freiheit und die Herrschaft über ihr Schicksal zu retten. „Sie redeten von den Pflichten der Liebe, Baron, und daß ich Ihr rechtmäßiges Weib werden sollte! So Alltägliches sagten Sie in einer Stunde, in der Himmel und Meer Schönheitsseele feierten." Echte Marttjanengefühle und echte Gefühle des Barocks, der über den Ernst und Inhalt den Schein und das Spiel, über das Wert den dekorativen Schmuck, über die Pflicht den Genuß des berauschten Augenblicks stellt. So rafft Ninon auch hier ihr Kleid, geht zurück in die Pariser Gesellschaft, zu neuen Freundschaften und neuen Liebesabenteuern, während der Sohn bei dem Vater in dem Glauben heranwächst, seine Mutter sei längst tot. In dem Augenblick, wo das Stück einsetzt, führt der Vater ihn in die Welt, nachdem er zuvor der Mutter das Versprechen abgenommen, mit keiner Miene ihre Beziehungen zu verraten. Ganz Jugend, ganz Augenblicksglut, tritt ihr Roland de Villiers entgegen, und kaum daß er in ihren Bannkreis kommt, so fällt die Zartlichkeit für eine Jugendgeliebte wie eine knabenhafte Torheit von ihm ab: er ist berauscht und hingerissen von den Reizen dieser reifen, lebenskühnen und stolzen Frau. Als Vater und Mutter endlich den Entschluß fassen, dem Sohne das Geheimnis zu offenbaren, ist es zu spät. Er ist der Wahrheit nicht, die [illegible] vorhält, und [illegible] über den Erblindenden [illegible]

Helene Fehdmer als Ninon de l'Enclos in Friedrich Freksas gleichnamigem Drama. (Nach der Aufführung am Berliner Hebbeltheater aufgenommen von Zander & Labisch in Berlin.)

lichen Wunsch: „Sag einmal Mutter zu mir!" findet er kein andres Wort als: „Ninon, küsse mich! Küsse mich, Ninon!" ... In diesem Augenblick, einem auf der Bühne ebenso bildhaft schönen wie seelisch ergreifenden, büßt diese Frau gleichsam für ihre ganze Zeit, nimmt sie deren Schuld auf ihr einsames Haupt.

Leider steht diese mit dramatischem Leben erfüllte Szene ziemlich vereinzelt da. Jedenfalls suchen wir vergebens nach der andern, wichtigeren und notwendigeren, in der der Konflikt „Mutter oder Geliebte?" mit furchtloser Faust angefaßt oder — da es sich um das Werk eines Jungen handelt — mit überschäumendem Gefühl, mit brausendem Temperament durchstürmt werde. Die paar lyrisch melancholischen Empfindsamkeiten zwischen Mutter und Sohn können uns für den Mangel nicht entschädigen, und fast peinlich wirkt es angesichts dieser Lücke in der eigentlichen dramatischen Aufgabe, zu sehen, welche Überfülle von geistreichen Plänkeleien an das Nebenwerk verschwendet wird. Wie gern gäben wir all diese feine Filigranarbeit eines mehr reproduzierenden als schöpferischen Geschmacks hin für eine einzige Szene, in der der Sturmatem eines kraftvollen Gestaltungswillens oder auch nur der Duft eines

übervollen Herzens sich Bahn bräche! Dabei verfügt dieser junge Dichter nicht bloß über eine anschauungs- und nuancenreiche Sprache und einen überraschenden Vorrat von Charakterisierungsmitteln in einer doch mehr glatt repräsentierenden als scharf gegliederten Kulturepoche, sondern auch über eine bei seinen Jahren erstaunliche dramatische Prägekraft, die ihm zu ein paar eindrucksvollen Aktschlüssen verhilft, wenn diese auch in der Peripherie, nicht im Herzpunkt des Themas liegen ... Die Frage ist, was wird in der weiteren Entwicklung dieser unverkennbaren Begabung siegen: die feine Hand, die den Rahmen geschnitzt hat — das wäre keine nennenswerte Bereicherung unsers dramatischen Nationalvermögens — oder der Schöpferhauch, der im Bilde selbst hier und da eine Gestalt, ein Gefühl, einen Gedanken anweht? — dann könnten wir diesen neuen Namen immerhin als Hoffnungsposten auf das Konto der Zukunft setzen.

Die Aufführung im Hebbeltheater blieb dem Stil des Stückes in Darstellung und Regie manches schuldig. Fast verhängnisvoll wurde es ihr, daß Friedrich Kayßler den Baron de Cherys spielte, den Vater, der dem Sohne das Gedächtnis seiner Mutter retten möchte und ihn gerade dadurch ins Verderben stürzt, nachdem er selbst seinen ganzen Haß auf sich geladen hat. Die

[illegible]

düstre Gestalt, schwer von Ernst und Gewissen, ragt wie ein Wahrzeichen aus fremder Welt in jene pomphafte Zeit, und wenn sie mit so überlegener Größe gegeben wird, wie Kayßler in diesem Ensemble es tut, so erdrückt sie mit ihrem sittlichen Gewicht fast das Gespreize der andern. Vielleicht lag die Verschiebung des Gleichgewichts auch daran, daß diesem Schauspieler die Darstellerin der Ninon geistig nicht ganz ebenbürtig war. Helene Fehdmer zeichnete zwar mit fein abgewogener Mischung von Eleganz, Klugheit, Temperament und Empfindung die äußern Umrisse der Weltdame, ja, sie war vortrefflich auch in der tragischen Schlußszene, wo sie nach qualvollem Kampf mit dem Antlitz einer Schmerzensmutter endlich den heiß erflehten Liebeskuß auf die Sterbelippen des Sohnes drückt — aber etwas von der innern Leichtigkeit, von Freude am bloßen Spiel fehlte ihr, die diese Frau erst zur rechten Vertreterin ihrer Zeit macht. —

Was die Grande Amoureuse für das Zeitalter Louis' XIV., das war der Aventurier für das Louis' XV. Johannes Scherr durfte das Wort wagen: Abenteuerlichkeit ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie keine andre Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes Hasten und Experimentieren, ein Auflockern aller sozialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Witzen Prinzen und Marquis, Duchessen und Komtessen die Absetzung Gottes dekretieren, aber zugleich vor der Büste eines Hochstaplers Weihrauch verbrennen. Die Triumphzeit Saint-Germains, Cagliostros, Casanovas und hundert andrer, deren Name heute vergessen.

Auf diesem Zeitfundament baut Vollmöller sein Schauspiel oder, wie es in der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) heißt, seine Komödie „Der deutsche Graf" auf. Und auch er sucht aus den schroffen Gegensätzen, nach denen jene Epoche schreit, wenn sie sie nicht aus sich selbst schafft, dramatisches Kapital zu schlagen. Nur vergreift er sich völlig in der Wahl seines „Helden". Der frivolen, leichtsinnig verwegenen, ja raffiniert tollkühnen Abenteurerwelt einen pudeltreuen, bis zur Selbstvernichtung opferwilligen deutschen Gemütsmenschen gegenüberzustellen, wie er ihn (unter Mitbenutzung der Schicksale des Freiherrn Friedrich von der Trenck) in dem alternden Grafen Ulrich von Tott schildert, das muß alle dramatische Energie schon im Mutterleibe ersticken. Denn jene tolle Gesellschaft mit ihren Spielern, Abenteurern, Dirnen, Lebemännern und Lebewaibern soll nur der Hintergrund sein, von dem [illegible] jener sentimentale Empfindlichkeit [illegible] der sich nach dem als Motto [illegible] aus seinen Memoiren gewöhnt

Szene aus Gustav Wieds Lustspiel „Erotik". (Nach der Aufführung am Berliner Theater aufgenommen von Becker & Maaß in Berlin.)

hat, sein Leben, ein Spiel dunkler Mächte, wie ein Zuschauer von fern mit Resignation zu betrachten — „als ein Stück, zum Weinen nicht ernsthaft und zum Lachen nicht lustig genug". Einen müden Kopfhänger, einen seufzenden melancholischen Toggenburg als dramatischen Helden zu erkuren, ist von vornherein ein verfehltes Unterfangen. Ja, der junge Tott, wenn es der wäre — er, der sich das Leben und die Liebe um die Ohren schlug, der Bürgermädchen und Prinzessinnen schäumerte, der der Schwester eines Königs gefiel und dafür viele Jahre lang mit schwerem Kerker büßen mußte, bis er sich unter tausend Gefahren aus seiner Gefangenschaft selbst befreite. Aber nein, es ist der Tott, der resigniert hat. Dort in der Zitadelle von Glatz war sein Zellennachbar ein junger französischer Baron — Feri ist sein Name —, ihn nahm er mit, als er sich den Weg in die Freiheit gescharrt und gegraben hatte, schleppte ihn, den Schwächling und Verwundeten dazu, vierundzwanzig Stunden auf seinem Rücken durch Eis und Schnee, bis sie glücklich über die Grenze waren, und kann nun nicht mehr von ihm lassen, im Leben nicht und nicht im Sterben. Eine lange Kette von Opfertaten [illegible]. Sie beginnt damit, daß Tott, der [illegible] Feuerwerk auf der Place d'armes [illegible] bis über beide Ohren [illegible] Feri stillschweigend zu [illegible] von der [illegible] wird. So geht das [illegible] zur Heirat; Tott richtet den Neuvermählten ein kostbares Haus und Heim ein, während er selbst einen alten zerschlissenen Soldatenrock trägt; Tott bezahlt Feris Schulden; Tott verwaltet Feris zerrüttete Güter; Tott opfert dem Spieler und Weiberfeind nach und nach sein gesamtes Vermögen; Tott wirft ihm zuliebe sogar seine Ehre weg und spielt ein Jahr lang als angeblicher Liebhaber der italienischen Balletteuse Binetti in der Pariser Gesellschaft eine höchst lächerliche Rolle; Tott sitzt Tag und Nächte als Krankenwärter am Bette seines Freundes; Tott steht wie ein Cherub mit dem Flammenschwert vor Feris und Henriettes „Eheglück"; Tott panzert sein liebekrankes Herz mit dreifachem Erz, als die „negligierte" Baronin nur zu deutlich Miene macht, sich ihm an den Hals zu werfen; Tott stellt sich endlich sogar dem Weiberjäger Casanova, Chevalier de Seingalt, der Henriette schon so gut wie in den Krallen hat, vor die Pistole, so daß der Abenteurer eilends das Weite suchen und sein Opfer fahren lassen muß; und schließlich, schließlich haucht Tott — mögen sie immer glauben, das Duell sei der Binetti wegen geschehen — unter guten Ratschlägen für den Freund seelenruhig seinen Geist aus, ist doch der verdammte Venezianer „eliminiert". Was kommt es auf einen Deutschen mehr oder weniger an? Sind ja doch nur kranke Jammerlappen von Ideenmenschen! „Geh nicht mehr mit Deutschen um, Feri, sie bringen kein Glück. Manch einer von ihnen hat erst gemerkt, wie sehr er lebendig war, als er ein Stück Blei in der Lunge hatte und

kaum noch den Atem fand. Ça ne valait pas la peine ..."

Man erkennt unschwer das französische Vorbild des deutschen Grafen in Rostands „Cyrano de Bergerac", der für seinen gleichfalls völlig bedeutungslosen Freund Chrestien und dessen Roxane blutet. Aber welch sprühendes dramatisches Leben bei allem lyrischen Schmelz dort, wo der Opferfreudige sich bis zum letzten Atemzuge gegen Lüge, Vorurteil, sittliche Schwäche und Feigheit schlägt; welch müde Ruhe, welch epischer Schneckengang, welch mühsames Nachschöpfen aus zweiter Hand hier. Dieser Tott ist allenfalls zum Helden eines jener empfindsam-koketten Romane berufen, die heute schon wieder dem achtzehnten Jahrhundert ihre Weisen nachflöten; zum Dramenhelden ist der Bär im Philosophenmantel durchaus verdorben. Im Grunde bestätigt dies neue Drama Vollmöllers nur das Urteil, das die Kritik über seine „Gräfin von Armagnac" in seltener Übereinstimmung gefällt hat: der kraftlose Versuch eines Geschmackkünstlers, der wohl aus aparten Kulturen allerlei Seltsames, Krauses und Kurioses nach- und anzuempfinden vermag, dem es aber völlig an eigner selbstgewachsener Schöpferkraft gebricht ... Und das ist die Endsumme aus diesen Versuchen, ferne Zeiten mit ausgeprägtem Kulturgesicht dramatisch zu elektrisieren: ein paar erlebnisreiche, schicksalgezeichnete Menschen zu beschwören — sei's auch mit ihren eignen verbürgten Worten — und sie aus dem Rahmen leidlich lebendig hervortreten zu lassen, das allein tut's nicht. Zum dramatischen Gebilde mit Gegenwartswirkung gehört eine kraftvolle dramatische Idee, ein Aufeinanderprallen zweier starker Willen, von denen der eine ja immerhin als die Gesamtheit eines vielfach geteilten Zeitwillens auftreten mag, und über dem allem eine zum Herrschen geborene und im Bezwingen gestählte Phantasie- und Gestaltungskraft, die von innen nach außen, nicht umgekehrt baut. In Frekias Stück liegen Ansätze dazu; in Vollmöllers Versuchen sehe ich nur tote Körner, die kein Frühling zum Keimen bringen wird.

* * *

Neben diesen beiden Stücken, den einzigen ernsten, von denen es sich allenfalls zu reden lohnt, klingen vielstimmiger denn je die Schellen all der lustigen, die abends zwischen acht und zwölfe auf nichts weiteres bedacht sind, als dem ermüdeten Tage noch ein letztes Lächeln abzuschmeicheln. Selbst das Lessingtheater, sonst die Hebbung Ibsens und Hauptmanns, will sich jetzt zu diesem gefälligen Publikumsdienst herablassen. Was [illegible] „Weiber", [illegible] ist [illegible] Kunst [illegible] aber doch auch ein glückliches Erbteil jener gallischen Weltanschauung, die sich nicht erst lange mit Grillen und Skrupeln zu plagen braucht, wenn ein eleganter Lebemann, den achtzehn Jahre nach der Scheidung die Marotte packt, seine Tochter einen Monat bei sich zu haben, durch eben diese Tochter zur Solidität bekehrt wird und umgekehrt aus dem kleinbürgerlichen Backfisch in der Gesellschaft dieses Mannes von Welt und von Herzen im Handumdrehen sich eine junge Dame mit Ansprüchen und Selbstbewußtsein entpuppt. Beneidenswert die Unbekümmertheit um Psychologie und Logik, mit der die Herren Franzosen so etwas zustande bringen, ja in den letzten fünf Minuten sogar noch eine Versöhnung zwischen Mann und Frau und ein neues, standesgemäßeres Verlöbnis der Tochter in die Wege leiten. Früher war's ein Kommis, der Krocket, jetzt ist's ein Mitglied des Staatsrats, das Tennis spielt. Warum solche Harmlosigkeiten schmähen? Ein Theater, auch eine literarische Bühne braucht sie manchmal, schon um Atem zu schöpfen für größere und höhere Aufgaben. Auf den Takt dabei kommt es an. Und dieses Stück kennt seine Grenzen und bleibt in seinem Stil. Nur soll man nicht glauben, daß solche Hausmannskost nicht auch auf deutschen Kartoffeläckern wächst. Wer Guinon und Bouchinet bringt, muß den Mut zu der Gerechtigkeit haben, daß nun auch Müller und Schulze, oder wie sonst unser gegenwärtiger Nachwuchs der L'Arronge und Moser heißt, die Tür offen finden werden.

Was dieses vom ersten Augenblick an durchsichtige Stück an Überraschungen vermissen läßt, das holt für die Franzosen, seine Lehrer, die doch in solchen Coups de théâtre sonst so groß sind, Rudolf Lothar mit seinem „Fräulein in Schwarz" nach. Das ist eine vom Neuen Schauspielhause am Nollendorfplatz aufgeführte Komödie, die der Philistermoral eine Nase dreht, um gleichzeitig die „Anständigkeit", die „Sittenstrenge" der Artisten und fahrenden Leute mit einer Gloriole zu umkränzen. Ob ihm das aber auch nur die Hälfte seines Erfolges eingebracht hätte, wenn der zweite Akt nicht etwas ganz Neues, ganz Unerhörtes brächte? Das Fräulein nämlich, das uns im ersten Akt noch als ein braves, mitgiftgesegnetes Rentnerstöchterlein erschien, als zukünftige Staatsanwaltsbraut, dies Fräulein — ja, dürfen wir unsern Augen trauen? Es turnt da in schwarzen Trikots hoch oben am Reck, und Vater und Mutter trainieren neben ihm in dem gleichen knappen Kostüm zur „Großen Pyramide", der Monsternummer im Programm des nächsten Winters. So findet der Herr Staatsanwalt seine Zukünftige nebst Schwiegereltern. Kein Wunder, daß das Ringlein zerbricht. Aber erst muß der Herr Staatsanwalt [illegible] wozu wählt er sich einen so spießbürgerlichen [illegible]? — noch eine gehörige Lektion von dem

„Fräulein in Schwarz" einstecken, bevor er mit schlichtem Abschied entlassen wird.

Doch halt! Es gibt noch etwas dazu. Etwas eignes, echt wienerisches. Der Clown als Sieger im Edelsinn, der Harlekin als König der Situation. Ein alter Lieblingsgedanke von Lothar, schon in seinem „König Harlequin" thematisch bühnenwirksam durchgeführt: eine in natürlichem Wachstum aus der spielerischen Sphäre der Neuwiener Kultur entsprossene Theaterei. Das Leben ein Spiel, unser Wesen eine Maske, unser Tun eine Rolle — man kennt diese Mummenschanzphilosophie von Schnitzler, Dörmann, Bahr und Salten her. Hier ist es Jack, der Clown, der triumphiert. Der allabendlich am Trapez für die Geliebte todesmutig sein bischen Leben in die Schanze schlägt, der mit seiner Großmut dem Herrn Staatsanwalt heimleuchtet, der, endlich in seiner wahren Größe erkannt, endlich für seine ausharrende Liebe belohnt, aufschluchzend sein armes verschminktes Gesicht in den Schoß der Geliebten bergen darf: Begrab deinen Wahn! Wir kommen nun mal nicht hinüber in jene Bezirke sogenannter bürgerlicher Ehrbarkeit. Laß uns bleiben, was wir sind: Komödianten und Hanswurste nach außen, Könige und Weise drinnen im Herzen! Und Claire Durand, nommée Montrose, neigt sich ihm zu; Harlekin und Colombine werden morgen Hochzeit feiern und vom Trapez in den Lüften verächtlich hinabschauen auf das Gehudel unter ihnen ... Wie leicht es doch ist, mit ein bißchen Weltschmerz und Taschenspielerei die Dinge dieser Erde auf den Kopf zu stellen!

Da lobe ich mir Gustav Wied, den muntern Seifensieder aus Dänemark. Der nimmt uns Menschen, wie wir sind, und holt aus unsern Menschlichkeiten wenn nicht goldnen, so doch rotbäckigen Humor heraus. Andre wollen auch ihn partout zum bitterbösen Satiriker stempeln, der es faustdick hinter den Ohren habe. Mich wird man damit nicht zum Gruseln bringen. Ich sehe auch in seiner „Erotik" (deutsch von Mathilde Mann, bei Langen in München), die das Berliner Theater aufführt, immer nur den behaglichen, zuweilen derben Schalk, dem es herzerquickend ist, wenn er hinter großen Worten und Gefühlen die Ferse der Menschlichkeit entdeckt, an der beim Unverwundbarkeitsbade unsre Mutter uns hielt. Was ihn kennzeichnet, ist mehr die naive Freude am saftigen Spaß als die versteckte Hinterhältigkeit eines Ironikers oder grimmigen Humoristen, wie der Ire Shaw einer ist. Schon seine handfeste Art des Zugreifens ist erfrischend. Wie prächtig sind gleich die Menschen gesehen: dieses dicke, satte Wohlbehagen und dieser kleine dünne Geizkragen, und mitten zwischen ihnen Fr., der Antiquitätenhändler und Heiratsmacher, der die Junggesellen nicht ausstehen kann. Mit seiner [illegible] Nachtenliebe

Herr Klewing als Kammerherr in Gustav Wieds „Erinnerungsfest". (Nach der Aufführung am Berliner Theater aufgenommen von Becker & Maaß in Berlin.)

im Bunde ist es denn auch den beiden Haushälterinnen ein leichtes, sich die Bauern, den Fetten und den Magern, ins Ehejoch zu spannen, nach denen sie schon lange lechzen. Aber auch unser Hans Dampf, der wohl Ehe predigt, aber nicht begehrt, sitzt plötzlich mit in der Patsche und wird mitsamt all seinen großen Redensarten, Galanterien und Abenteuern von seiner einst schnöde verlassenen Geliebten an den Spinnrocken gebunden ... Im „Erinnerungsfest", einem „Einakter in vier Zimmern", der sich mit der „Erotik" an ein und demselben Abend gut verträgt, wandeln wir mit dem Herrn Kammerherrn und dem Herrn Hofjägermeister nach einem lukullischen Erinnerungsdiner aus dem Speisesaal in den Salon, aus dem Salon ins Toilettenzimmer der früh dahingegangenen Frau Hofjägermeister, um so nebenbei zu erfahren, daß der blasierte Kammerherr der teuren Verstorbenen im Leben mindestens ebenso nahe, vielleicht noch näher gestanden hat als der feiste, plebejische Herr Gemahl, der, während er in einem Auge eine Gedächtnisträne zerdrückt, mit dem andern schon nach Austern und Gänseleberpastete schielt. Ein Nichts — aber gut gemacht und unterhaltsam mitanzuhören.

Digitized by Google

Auch der neue Schwank von Blumenthal und Kadelburg liegt schon in der Wiege. Er heißt „Die Tür ins Freie“ und besteht aus einer Ehegeschichte, oder besser aus einem ganzen Bündel von Ehegeschichten. Stellt sich da eines Tags heraus, daß in den Standesamtsdokumenten Buchenaus, des lieben Philisternestes, eine ganze Anzahl Formfehler vorgekommen, daß also die Pforten des Gefängnisses offen und so und so viel Ehemänner ihrer Bande ledig sind. Die Separation beginnt und damit zugleich ein Knallerbsenschießen zwischen den beiden Geschlechtern, ein Feuerwerk Blumenthalschen Esprits und Kadelburgscher Überraschungen, daß ein verehrliches Publikum, falls es seine künstlerischen Ansprüche nur draußen in der Garderobe gelassen hat, aus dem Lachen nicht mehr herauskommt. Bis sich endlich die in die „Goldene Kugel“ ausgewanderten schwächeren Hälften ihrer von den Köchinnen und Wirtschafterinnen fürchterlich bemogelten Männer erbarmen, die Frauen wieder den Keller- und Speisekammer-, die Männer wieder den Schlafstuben- und Haustürschlüssel bekommen! Es geht — bei der Göttin der Neuschheit sei's geschworen! — trotz des heiteln Themas höchst sittsam zu in diesem Stück; man kann erwachsene und unerwachsene Töchter mit ins Lustspielhaus nehmen. Je naiver, desto lebenswahrer werden sie die Geschichte finden. — Eine köstliche Begleiterscheinung dieser Blumenthal Kadelburg Première ist die Tatsache, daß Robert Misch, einer der Verfasser des vor — siebzehn Jahren erschienenen Schwankes „Fräulein Frau“, gegen die Dichter der „Tür ins Freie“ einen Plagiatsprozeß anstrengen will. Ausgerechnet nur dieser eine! Wenn nun all die Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“, derer sich die Dioskuren dankbar erinnert haben, auch aufstünden und desgleichen täten — woher sollten nur die Richter und Rechtsanwälte für die Plaidoyers kommen!

Und endlich: Richard Alexander und sein Residenztheater. Mit dem ersten Griff in den Pariser Novitätentopf war es nicht recht was. Ein Schwank mit einer feineren Lustspielidee — solch Kräutlein Seltenschön sucht man anderwärts als in der Blumenstraße. Also von Crossset rasch zurück zu Feydeau, dem Schöpfer der unsterblichen Crevette, der „Dame von Maxim“! Schon der Titel dieses neuen Feydeau ist ein Schlager: Occupe-toi d'Amélie — „Kümmere dich um Amélie!“ Wer wollte dem widerstehen? Wer das ist, Amélie? Nun, natürlich ein Pariser Lebedämchen, das ein Sommerleutnant während der Manöver dem Schutze seines Freundes empfiehlt. Der ist treu wie Gold, nur zu einer kleinen Standesamtskomödie leiht er sich das Dämchen aus, kann er doch in den Besitz des väterlichen Millionenerbes nur gelangen, wenn er sich verheiratet hat. Selbstverständlich ist der Standesbeamte falsch — meint unser Bonvivant; selbstverständlich ist dies nur eine Scheinehe — lacht unser fröhlicher Erbe. Aber der Freund war eifersüchtig, und aus Rache hat er (Tableau!) dem Paare einen echten statt eines falschen Standesbeamten besorgt. Die Ehe ist also gültig. Doch das Stück müßte nicht aus Paris sein, der Ehemann wider Willen müßte nicht von Richard Alexander gespielt werden, wenn die Schlinge sich nicht im Nu wieder löste, wenn die peinlich ernste Situation nicht ein einziges Gelächter löste ... Das ist das Versöhnende an Alexanders Direktionsführung im Residenztheater: sie erhebt keine Ansprüche auf irgendwelche „Kunstideale“. Sie will vergnügen, nicht mehr und nichts andres. Des zum Zeichen hat Alexander jetzt in dem Vestibül seines Hauses auf weißer Marmortafel eine bronzene Hand anbringen lassen, worunter die bedeutungsvollen Worte „Zur Kasse“ stehen. Mit dieser Hand aber hat es seine eigne Bewandtnis, wie eine in Schönschrift gehaltene Erklärung besagt: „Diese Hand zeigte den Besuchern des alten Wiener Burgtheaters den Weg zur Kasse. Beim Abbruch des ehrwürdigen Kunstinstituts erwarb sie Herr Hofrat Meyer in Dresden, dessen oft bewiesener Liebenswürdigkeit sie der Unterzeichnete verdankt.“ Das ist der ganze Alexander: ein Mann, der auf dem Theater, nicht aber im Leben Komödie spielt, ein Humorist, der menschlich und künstlerisch hoch über all dem Unsinn steht, daraus er allabendlich den Vorwand schöpft, griesgrämige Menschen das Lachen zu lehren. Ein unverbesserlicher Leichtfuß und Sündenknochen auf der Bühne — im Leben die Ehrbarkeit und Solidität selbst, ein Mensch, der Andenken aus dem alten Burgtheater pietätvoll verewigt, als wären es Heiligtümer, und sich selber nichts Schöneres weiß, als sommersüber auf dem Landsitz in Freienwalde Rosen zu züchten.

Karl Albert von Baur: Landschaft aus dem Friaul.

Digitized by Google

Karl Albert von Baur: Bäume bei der Hofmühle in Eichstatt. Kohlezeichnung.

Von Kunst und Künstlern

Karl Albert von Baur — Hugo Vogel — Peter Breuer — Harro Magnussen †

Nicht immer läßt sich der Hauptzweck unsrer Kunstblätter erfüllen, nämlich neue Werke aus dem zeitgenössischen Schaffen unsrer Künstler zu zeigen; manchmal heißt es auch um ein paar Jahrzehnte zurückgreifen und eine Pflicht der Pietät erfüllen. Von Rechts wegen hätte der Zoll der Dankbarkeit, den wir da im Sinne haben, schon in dem Bericht abgestattet werden müssen, den Alexander Heilmeyer im Oktoberheft über die Münchner Sommerausstellungen gab. Denn die diesjährige Ausstellung im Glaspalast war ja eine Jubiläumsausstellung, und in ihrem Rahmen wurde mit einer besondern Nachlaßausstellung auch das Gedächtnis Karl Albert von Baurs gefeiert, des ehemaligen Präsidenten der Münchner Künstlergenossenschaft, der am 22. August vorigen Jahres als Sechsundfünfzigjähriger aus einem reichen Schaffen und einer freudigen Arbeitslust, aus einer ehrenvollen öffentlichen Laufbahn und einer glücklichen Häuslichkeit abgerufen wurde. Bei Lebzeiten war Baur, wie auch Heilmeyer schon betonte, viel zuwenig hervorgetreten. So war man jetzt fast erstaunt, solchen Reichtum an [illegible] Landschaften zu überblicken, und allgemein gestattete man das früher nur vereinzelt hervorgetretene Urteil, daß dieser Künstler „den [illegible] des Münchner Paysage intime [illegible]". [illegible] Beweis vom dornenvollen Erdenwallen des Künstlers brauchen wir daraus nicht abzuleiten. Baur war, wie uns E. von Stieler erzählt, in der glücklichen Lage, ohne Rücksicht auf den Geschmack der großen Menge zu schaffen und ohne Zugeständnisse an Modeströmungen. Aber er war auch zu vornehm, um je in aufdringlicher Weise für sich Reklame zu machen. Und schon daraus, dünkt uns, erwächst der Nachwelt die Pflicht, sein künstlerisches Bild aus der Fülle der Mittelmäßigkeiten stärker herauszuheben, als es bisher geschehen.

Was der Popularität Baurs hauptsächlich im Wege gestanden, hat gleichfalls schon sein Freund Stieler richtig betont: landläufige Motive reizten ihn nicht. „Wo den Laien die Gesamtansicht einer Landschaft entzückte, fesselte ihn ein intimes Detail, und da, wo die meisten achtlos vorübergingen, entdeckte sein Auge großzügige Formen, die er namentlich in seinen Zeichnungen meisterhaft erfaßt und wiedergegeben hat." Besonders seine Studien aus Südtirol, Oberitalien, dem Karst oder dem Fränkischen Jura haben, wie der Betrachter in unsern beiden Bildern, der „Landschaft aus dem Friaul" und der Kohlezeichnung „Bäume bei der Hofmühle in Eichstätt", bestätigt finden wird, etwas von monumentaler Größe. Denn so stark Baurs malerisches Empfinden war, so liebevoll er den beiden

Karl Albert von Baur.

Atmosphärenbildnern Licht und Luft ihre Schönheiten ablauschte, Baur der Zeichner steht doch beträchtlich über Baur dem Maler. Es waren Reize der Form, die ihn an der Natur immer zuerst fesselten, weil sie ihm zuerst den innern Organismus einer Landschaft offenbarten, und in den mußte er eingedrungen sein, bevor er ein Verhältnis zu ihr gewann. Diese Freude an der charakteristischen Struktur einer Landschaft, an dem Sichvoninnenherausbauen einer Gegend, was es für das Auge des bildenden Künstlers genau so gut gibt wie für den Dichter das Erwachsen einer menschlichen Gestalt aus dem bildenden Kern ihres Geistes — diese Neigung hat beileibe nichts mit wissenschaftlicher Geologie zu tun, und die Phantasie braucht sich davon noch nicht in Fesseln schlagen zu lassen. Ja, mit einer Anzahl moderner Maler teilte Baur die Vorliebe für einfach innige Motive der Natur, für ruhige Gehänge, stille, von der Sonne beschienene oder von Baumgruppen beschattete Halden, abseits liegende, versteckte Plätzchen, und namentlich mit seinen Abstimmungen von Grau zu Grau wußte er dann überzeugend gegen dem zarten Spiel der Lüfte, dem Erbeben und Beben der Wolken und dem Flimmern der Sonne zu wirken. Freilich muß ein Maler von Format doch mit seinen Stoffen [illegible] Landschaft [illegible] Stimmung [illegible] Farben [illegible] Licht [illegible] Luft [illegible] Schönheiten [illegible] Baur der Zeichner [illegible] Baur dem Maler [illegible] Reize der Form [illegible] Natur [illegible] Landschaft [illegible] Struktur einer Landschaft [illegible] Sichvoninnenherausbauen einer Gegend [illegible] Auge des bildenden Künstlers [illegible] Dichter [illegible] Erwachsen einer menschlichen Gestalt [illegible] Kern ihres Geistes [illegible] Neigung [illegible] wissenschaftlicher Geologie [illegible] Phantasie [illegible] Fesseln schlagen zu lassen [illegible] Maler [illegible] Vorliebe [illegible] Motive der Natur [illegible] Gehänge [illegible] Halden [illegible] Plätzchen [illegible] Abstimmungen von Grau zu Grau [illegible] Lüfte [illegible] Wolken [illegible] Flimmern der Sonne [illegible] Maler von Format [illegible] wittersturm festzuhalten. Das konnte Baur, wie die besten seiner Bilder und Blätter zeigen. Doch blieb er auch in diesen seinen hervorragenden Schöpfungen immer mehr Epiker als Lyriker, immer mehr kraftvoller Charakteristiker als hinschmelzender Stimmungsmusikant. Der Respekt vor der Linie ist es, der seine Gesamterscheinung so charaktervoll, seine Kunst so eigen und aufrecht erscheinen läßt. Aber auch um den farbigen Ausdruck hat er ernst und redlich gerungen. Das hat recht erst jene Nachlaßausstellung im Glaspalast bewiesen. Der straffen Form treu bleiben und doch Maler sein: dies Problem, ein spezifisches Problem der letzten Übergangszeit, war so recht das Problem seines eigensten Schaffens, um das sich alle seine Arbeiten im Grunde bewegen, die heroischen Landschaften aus Italien so gut wie die frisch realistischen süddeutschen Studien und die freilich nur vereinzelten Blätter, in denen der Künstler im Sinne der modernen Anschauung nach einer lichteren und luftigeren Behandlung strebt.

Dem Ernst und der männlichen Sachlichkeit des im stillen schaffenden Künstlers entsprach der tätige Gemeinsinn und der kameradschaftliche Vereinseifer des Mannes. All die Ämter aufzuzählen, all die Organisationsarbeiten zu würdigen, die Baur seit 1885, wo er zum ersten Schriftführer der Künstlergenossenschaft berufen wurde, für seine Vaterstadt München und deren Künstlerschaft geleistet hat, das müssen wir uns an dieser Stelle versagen. In seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Münchner Künstlergenossenschaft, in der zweijährigen Führung der Präsidentschaft und in andern Auszeichnungen haben diese Verdienste ja auch öffentlichen Ausdruck gefunden. So ist er einer der seltenen deutschen Künstler geworden, bei denen Werke und Taten sich harmonisch vereinigen, um in der Geschichte der Kunst sein geschlossenes Charakterbild festzuhalten.

* * *

Bei dem Namen Hugo Vogel denken wir zunächst wohl an den Historien- und Monumentmaler. Von den vier Künstlern aber, die das vorliegende Heft ihm widmet, gehört diesem repräsentativen Gebiete seiner Kunst nur eins und auch dies nur halb an: das Bildnis des Hamburger Senators Lappenberg, in dem der Künstler den Ernst der Amtswürde so gut mit der Intimität der Persönlichkeit zu verbinden gewußt hat. Ob das Gemälde für eins der öffentlichen Gebäude Hamburgs bestimmt ist — der Künstler arbeitet augenblicklich noch an der Ausschmückung des Hamburger Rathaussaales —, wissen wir nicht. Es würde dort gewiß eine [illegible] machen wie in den Räumen des [illegible] Palais kommen wir uns davon, daß [illegible] Gemälde [illegible] vom [illegible] unabhängige)

große Gruppenbild ist, das den Senat der Hansestadt in vierundzwanzig lebensgroßen Figuren darstellt, eine Leistung, die dem Künstler 1900 die Große Goldene Medaille für Kunst eintrug. — Die Kohlezeichnung „Mädchenkopf" bringen wir hauptsächlich deshalb, und zwar möglichst originalgetreu, um die Leser an dem Genuß teilnehmen zu lassen, den es jedem Kunstfreund bereitet, der Hand und der charakteristischen Strichführung des Künstlers so unmittelbar wie möglich zu folgen. So individuell die Züge auf diesem Blatt, einer Studie zu dem in der Berliner Nationalgalerie hängenden Bilde „In der Laube", erfaßt sein mögen, der Geschichtsmaler, der gewohnt ist, mit großen Flächen und großen Linien zu arbeiten, verleugnet sich auch hier nicht.

Auf den andern drei farbig wiedergegebenen Blättern schwindet dieser Zug mehr und mehr. Eine Neigung zum Dekorativen ist allenfalls noch in dem lebensgroßen Bildnis der „Jungen Dame im Garten" zu beobachten, so delikat sich auch hier gerade bei aller Kühnheit in den warmen und kalten Tönen das Koloristische behandelt zeigt. Ungleich einfacher ist das Porträt der Frau des Künstlers gehalten; auf der Dresdner Porträtausstellung, die der Sächsische Kunstverein in diesem Sommer in seinem Gebäude auf der Brühlschen Terrasse veranstaltet hatte, erregte es wegen seiner Ruhe und Vornehmheit mit Recht Bewunderung, wie jenes andre auf der letzten Berliner Akademieausstellung am Pariser Platz einen bevorzugten Platz einnahm. Eine freundlich idyllische Szene aus dem sommerlichen Aufenthalt in Noordwijk (Holland) hält endlich das Bild „Auf dem Lande" fest. Wir irren wohl nicht, wenn wir in der Dame, die da mit so warmem Lächeln auf die beiden Spielfinder herabblickt, die Frau des Künstlers wiedererkennen. Porträttreue aber war hier schwerlich des Künstlers Ehrgeiz und eigentliche Absicht. Jedenfalls sind die roten, gelben und weißen Blumenbüsche in dem einfach-naturwüchsigen Garten mit kaum weniger Liebe behandelt als die drei Menschen, die sich von ihnen umblühen lassen, und denen man es ansieht, wie eng ihres Sommertages Freuden mit diesem Fleck Gartenland verwachsen sind. Es ist ein Bild, das uns mit sanfter Kraft in seinen Zauber hineinzieht, ein Bild ledig aller billigen Sentimentalität, erfüllt vom hellen Glanz und vom freudigen Lebensgefühl der Sommerzeit.

Zu dem Tonlithographblatt „Adam und Eva" nach der Marmorplastik von Peter Breuer hat uns ein glücklicher Zufall das dem Blatt gegenüberstehende Gedicht von Irene Wolfenstein beschert. Ein Zufall — wir müssen das schon deshalb betonen, weil wir der Dichterin und auch uns selbst vor dem Verdacht schützen möchten, als wollten wir Dichter für ihre Maler dingen, zu poetischen in Bildern Gedichte zu „bestellen". Die Dichterin hat sich ohne unser Zutun von der Gruppe Breuers zu ihren Versen anregen lassen, und zwar von der Originalschöpfung des Künstlers, nicht etwa nur von einer Reproduktion. Wie diese, mag sie in ihrer Art auch noch so vollendet sein, immer nur einen Teil des künstlerischen Wertes wiedergibt, so erschöpft auch das beste Gedicht allenfalls nur den literarisch geistigen, nicht aber den Gesamtinhalt eines Kunstwerkes. Den Adel der Form, die Kraft der Komposition, die Sprache der Linien und die sinnlichen Reize des Materials heißt es für jeden einzelnen Betrachter selber nachfühlen. Der Künstler, Christian Peter Breuer, ist am 18. Mai 1856 in Köln geboren und erlernte dort praktisch die Holz- und Steinbildhauerei, ehe er die Akademie in München, darauf die in Berlin bezog. Die von uns wiedergegebene Gruppe (1894) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn; später hat er sich auch vielfach in monumentalen Aufgaben, u. a. in dem Standbild des Kurfürsten Johann Sigismund in der Berliner Siegesallee, in dem Kölner Kaiser Friedrich Denkmal, dem Haller Kaiser Wilhelm- und dem Breslauer Bismarck-Denkmal, mit Glück betätigt.

*

Am 3. November machte — unerwartet auch für seine nächsten Freunde — der Bildhauer Harro Magnussen seinem arbeits- und erfolgreichen Leben ein freiwilliges Ende. In ihm verliert Berlin eine kraftvolle Persönlichkeit, die im Getriebe der Großstadt nur wenig von ihrem friesischen Temperament eingebüßt hatte. Magnussen, geboren am 14. Mai 1861 als Sohn des Malers Christian Karl Magnussen, bildete sich zunächst an der Münchner Akademie gleichfalls als Maler aus, ging dann aber zur Bildhauerkunst über und wurde 1887 Schüler von Reinhold Begas in Berlin. Nach ausgedehnten Studienreisen seit 1893 selbständig schaffend, hat er sich namentlich als Porträtbildner einen Namen gemacht, und zwar bevorzugte er aus Wahlverwandtschaft charaktervolle, scharf ausgeprägte und durchgeistigte Männerköpfe. Bekannt sind seine Bildnisbüsten von Klaus Groth, Hermann Allmers, Ernst Haeckel und vor allem seine Bismarckbüsten, die er in mehrfachen Fassungen, mit Schlapphut oder barhauptig, ausgeführt hat. Aber auch zahlreiche monumentale Schöpfungen zeugen von seiner gern den vaterländischen Heldengestalten zugewandten Kunst, u. a. das Bronzestandbild Bismarcks in Kiel (1897), der „Philosoph von Sanssouci" (1899) für das Sterbezimmer Friedrichs des Großen in Marmor ausgeführt, das Marmorstandbild Joachims II. in der Siegesallee (1900), die Statuen Bismarcks, Moltkes und Roons in der Ruhmeshalle zu Berlin (1901), das Reiterdenkmal auf dem Kaiserplatz in Berlin und das Kaiser-Wilhelm Denkmal in Bonn. F. D.

Literarische Rundschau

Selbstanzeigen von Wilhelm Fischer in Graz, Gustav Falke, Gabriele Reuter, Isolde Kurz, Albert Geiger, Ottomar Enking, Georg Hermann, Richard Schaukal, Hermann Hesse — Literarische Weihnachtsrundschau. — Literarische Notizen

Selbstanzeigen

Was uns zu der Aufnahme dieser neuen Abteilung bewogen hat, möchten wir am liebsten mit den Worten eines der zur Beteiligung Eingeladenen sagen. „Ich ergreife gern," heißt es in dem liebenswürdigen Begleitbrief zu einer Selbstanzeige, „die mir so freundlich gebotene Gelegenheit, mein zu Weihnachten erscheinendes neustes Werk selber anzuzeigen und das Publikum in sein Verständnis einzuführen. Es scheint mir ein sehr glücklicher Gedanke, der Sie bei Schaffung dieser Rubrik geleitet hat; denn indem sich der Autor selber anzeigt, fallen die von der Buchhändleranzeige unzertrennlichen Anpreisungen weg, und das Publikum erfährt gleich das Wesentliche." Das Wesentliche wenigstens, fügen wir hinzu, des dichterischen Wollens. Das aber genügt in den meisten Fällen, ja es ist das Entscheidende, wenn es sich, wie hier, nur um solche Werke handelt, deren Verfasser den Lesern dieser Monatshefte keine Unbekannte mehr sind, zu denen sie vielmehr durch kleinere oder größere Beiträge schon ein Verhältnis gewonnen haben.

Wir denken diese neugeschaffene Abteilung fortzusetzen und laden zur Beteiligung herzlich ein. Freilich müssen wir es uns von Fall zu Fall vorbehalten, aus redaktionellen Gründen über Annahme oder Ablehnung zu entscheiden oder den Text der Anzeige mit den Grundsätzen dieser mehr als andre auf Kürze und Sachlichkeit angewiesenen Rubrik in Einklang zu setzen. Auch das andre versteht sich wohl von selbst: daß wir an dieser Stelle alle die zuerst begrüßen und willkommen heißen möchten, die schon Mitarbeiter an „Westermanns Monatsheften" sind, oder die doch den Wunsch und den Beruf in sich fühlen, es zu werden.

F. D.

* * *

Wilhelm Fischer in Graz:

Das ist ein tiefer Satz Dantes: Jede Ursache liebt ihre Wirkung: ciascuno cagione ama lo suo effetto. Im Lichte dieses Gedankens werden alle Erscheinungen, die im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen, von innen heraus belebt und von einem herab-, aber nicht hinaufschießenden Strome von Liebe erwärmt. Aus diesem Grunde müssen die Eltern ihre Kinder und die Dichter ihre Werke lieben und beider Urteile auf das eine hinauslaufen: daß man sich selbst nicht mit unzufriedenen Augen betrachten könne, weder in den leiblichen noch in den geistigen Sprößlingen.

Ich soll aber hier doch über mein jüngstes Werk „Der Kaiser von Byzanz", Romanze (München, Georg Müller, 1909), urteilen, da auch eine sogenannte Selbstanzeige, diese allerneuste Erfindung, solches mehr oder minder fordert, und will, so sehr es mir widerstrebt, dem Rufe aus Achtung für den Rufer Folge leisten. — Ich nannte mein heuer veröffentlichtes Werk „Der Kaiser von Byzanz" Romanze in dem alten Sinne, in welchem jeder Roman so hieß, und hoffe, daß die gebundene Sprache dieser Dichtung kein Hindernis sei, sich mit jedem andern Roman in Prosaform aus gegenwärtiger Zeit zu messen. An Reichtum der Handlung, an Mannigfaltigkeit der einzelnen Bilder wird das Werk einem fein wägenden Auge keinen Mangel zeigen, und selbst das, was man Spannung nennt und im echten Sinne doch nur in einer wesentlichen Handlung besteht, selbst das wird kaum vermißt werden. — Der Held ist Baldwin von Flandern, der auf dem Wege, das Heilige Grab von den Ungläubigen zu befreien, sich den weltberühmten Thron von Byzanz errungen hat. Es ist ein märchenhafter Stoff, der da in der Geschichte eingebettet lag, wie ein Diamant in seinem Muttergestein, und er lockte den Verfasser, ihn zu einer Dichtung herauszuschleifen, die das Licht der damaligen Welt farbig wiedergeben sollte. Aber noch eine andre Sehnsucht trieb den Verfasser dazu. Er fühlte, daß alles, was an deutscher Romantik, an Sage und Märchen in seinem Herzen lag, in diesen Stoff ausgewirkt werden und in ihm wie aus trautem Grunde erblühen könne. Deshalb schrieb er, nicht etwa jetzt, sondern schon früher, diese Dichtung, die unter den Kindern der Zeit als etwas rein Poetisches wirken will. Findet „Der Kaiser von Byzanz" Leser, in denen dieses alte deutsche Wesen in neuer Form anklingt, so wird er sie erfreuen und die Wärme, die ihm einer entgegenbringt, verdoppeln. Wo sich jedoch die Wesen entgegenstehen, wird er keine Wunder

tized by Google

Hugo Vogel: Bildnis seiner Frau.

vollbringen und Kälte in Wärme verwandeln können. — Aber die Dichtung klingt und kann, wenn es Gott gefällt, ihre Hörer finden.

*

Gustav Falke:

Drei gute Kameraden. (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Bd. 5. Mainz, Josef Scholz.) — Die Geschichte dreier Kinder, die in einem ländlichen Vorort einer großen See- und Handelsstadt zusammen aufwachsen. Kinderleid und -freude, in behaglicher Kleinmalerei des Humors. Die Schicksale der Eltern greifen in die der Kinder ein. Der Tod zerreißt das Band, das die drei kleinen Nachbarn verbindet. Das Mädchen, das einzige Kind einer armen Witwe, stirbt als Opfer eines Freundschaftsdienstes, den es den beiden Spielkameraden geleistet hat. Der ältere Knabe geht als Schiffsjunge in die Welt, der andre, der kleine Tolpatsch, bleibt als Zeitungsjunge in seinem Heimatsort. Der Lärm der Großstadt, das Getriebe des Welthafens spielen von fern in dieses dörfliche Kinderidyll hinein.

Hamburg. (Städte- und Landschaftsbilder, Band 7. Stuttgart, Carl Krabbe [Erich Goßmann].) — Ein Versuch, in dem zur Verfügung stehenden beschränkten Raum die reichen Schönheiten der hamburgischen Landschaften zu schildern, der engeren und der weiteren. Elbe und Alster. Geest und Marsch. Gartenstadt und Handelsstadt. Arbeit und Vergnügen. Alt und Neu. Hafen und See. Kein Kulturbild in erster Linie, sondern ein Stadt- und Landschaftsbild. Für einheimische Kenner sicher nicht lückenlos, manches nur andeutend, aber für den Fremden, für den es zuerst gedacht ist, ein liebevoll gemaltes Bild der großen Welthandelsstadt und ihrer landschaftlichen Umgebung. Bilder nach Originalen hamburgischer lebender Künstler sind dem Büchlein beigegeben.

Die Kinder aus Ohlsens Gang. Ein Roman. (Hamburg, Alfred Janssen.) Das Jugendschicksal von Nachbarskindern, die in einem Gang am Hamburger Hafen aufwachsen, um dann ihren verschiedenen Berufen nachzugehen. Der eine wird ein Seemann, der andre ein Tischler, der dritte ein Schlosser, der vierte ein Buchbinder, der fünfte ein Kommis, die sechste, ein frisches, kluges, gutherziges Mädchen, eine Plätterin und nachher die Frau des Schlossers. Das Volksheim mit seinen Bestrebungen greift teils in das Schicksal der jungen Leute ein, teils begleitet es sie eine Strecke ihres Weges. Freud und Leid, Leben und Sterben, Schuld und Sühne. Der Humor führt sein Wort, und die Liebe sorgt für einen reinen Schlußakkord.

*

Gabriele Reuter:

„Das Tränenhaus" heißt mein neuer Roman. (Berlin, S. Fischer.) Warum so traurig? Oder ist der Name satirisch gemeint? Ach nein — das kleine Haus wird wohl von seinen Bewohnerinnen nicht ohne Grund seine klägliche Bezeichnung empfangen haben. Eins der traurigsten Kapitel in der Leidensgeschichte des Weibes, vielleicht das traurigste spielt sich in der Hütte der Uffenbacherin ab. Aber es gibt ja keine reine Tragik. Wo wir sie in der Dichtung schauen dürfen, ist sie immer künstlerische Selektion. Und es kann den Schriftsteller in gleicher Weise reizen, ein ewig Tragisches, umschlungen vom wirren Gerank grotesker Lebenskomik, darzustellen.

Dieses nun ist von mir in dem vorliegenden Buche versucht worden.

Das Tränenhaus ist das Heim einer alten schwäbischen Wehmutter, eines jähzornigen, rachsüchtigen Weibes, unter dessen unberechenbar launischem Regiment eine Anzahl junger Mädchen im verborgenen ihrer schweren Stunde entgegenharrt. Aus Nord und Süd, aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten hat die Verfolgungswut des herrschenden Sittenkodex sie hier zusammengetrieben. Die gegensätzlichsten Charaktere und Temperamente lernen in der gleichen Not sich freundlich zu dulden, sich schwesterlich zu helfen.

Hochgespannter Idealismus, rohe Sinnengier, künstlerische Schwärmerei, hingebende Treue, Torheit und Verdorbenheit, geistige Freiheit, Stumpfsinn und stille Demut, zarteste Empfindsamkeit und drastischer Humor bilden die Elemente der seltsamen Seelenatmosphäre, welche die baufällige Hütte mit dem reichen Leben unsrer Zeit erfüllen. Zukünftige Schicksale einer neugeborenen Generation werden in ihr deutungsreich vorbereitet. Einige verbluten, andre gehen den unabänderlichen Gang der Verlorenen, und noch andre dringen durch die dornenumstachelte, flammenumlohte Pforte der Schande und werden aus Weibern zu Müttern und Menschen.

*

Isolde Kurz:

Nach einer altjüdischen Sage war Adam im Paradiese vor der Entstehung der Eva mit Lilith, einem höheren, zwischen Mensch und Engel stehenden Wesen vermählt, das nach Dämonenart drei Dinge mit den Engeln gemein hatte: die Flügel, das leichte Schweben von einem Ende zum andern, die ahnende Kenntnis der Zukunft; und drei mit dem Menschen: das Sichernähren, Fortpflanzen und Sterben. Es heißt nun, daß Lilith zu stolz war, um dem Manne untertan zu sein, und daß sie nach einem Streite mit Adam das Verwandlungswort aussprach, die Flügel entfaltete und entflog, aber nach der Trennung ihm noch dämonische Kinder gebar. Weitere Zusätze der Sage haben dann die erste Gefährtin des Menschen zu einem männergefährlichen Vampyr verzerrt, doch gibt es auch eine Version, wonach Lilith ein guter Genius gewesen.

Ich habe sie in meinem Gedicht „Die Kinder der Lilith" (Stuttgart, Cotta) im letztern Sinne gefaßt und habe versucht, die dämmernden

Digitized by Google

Züge der Sage zu einer Erklärung des Weltplans und seiner Widersprüche umzudeuten.

Danach hat Gott den Menschen erschaffen, weil er der unwandelbaren, einseitigen Vollkommenheit seiner Engelchöre müde war und ein Wesen wollte, das gleich ihm das All in der Brust trüge. Zur Gefährtin gab er ihm eine Lichtgestalt, die ihn zum Höchsten spornen und zugleich in seiner erdgeborenen Kraft die Ergänzung ihres eignen Wesens finden soll, denn erst die Verschmelzung beider Naturen kann den vollendeten Menschen ergeben, dem es bestimmt ist, zur Gottähnlichkeit aufzusteigen. Aus dem Widerstreit der Liebenden, Adam und Lilith, entstehen schon die Anfänge der Kunst, und es scheint, als sollte der Mensch sein Ziel im Fluge erreichen. Aber mit der von Gott nicht gewollten Eva tritt ihm ein hemmendes Element in den Weg, das den Entwicklungsplan durchkreuzt. Als ein Stück von Adam, dem er gezwungen ist anzuhangen, verkörpert sie seine eigne sinnliche Trägheit und zieht ihn weg vom ersten Liebesbund. Lilith, an Adam verzweifelnd, entfliegt, und Eden, die Stätte ihres Glückes, geht in Trümmer. Der Mensch, auf die Erde verbannt, muß einem rohen sinnlichen Geschlecht das Leben geben, das am Staube klebt, und in dem sich Schuld und Strafe unauflöslich verketten, bis der Schöpfer endlich doch seinen Plan auf Umwegen ans Ziel führt durch die Kinder der Lilith, die immer wiederkehrenden Verkörperungen des Genius.

Das Gedicht, dessen Gestalten ganz menschlich gehalten sind, führt aus dem jugendlichsten Idyll in tiefe Tragik hinunter und schließt mit dem Ausblick auf den verkündeten Sieg des göttlichen Gedankens, den aber die Kinder Evas im blinden Haß auf den höheren Bruder noch ins Unendliche zu verzögern drohen:

Tröste dich, Mutter
Er ist einer, und wir sind viele.

*

Albert Geiger:

Ein Vater, der in jungen Jahren als Bildhauer Wege wie Max Klinger wandeln wollte, ausgelacht wurde und endlich resignierte, um stumpf und verbittert als Holzbildhauer für Möbelfabriken sein Dasein zu verbringen — ein Sohn, welcher gleich dem Vater, der ihn vergeblich von der Künstlerlaufbahn zurückzuhalten versucht, Sonderwege in der Kunst schreiten will und mitten im tollsten Pleinair und Impressionismus Feuerbach zu seinem Ideal macht und in dessen Geiste malt, um zunächst, wie einst der Alte, verlacht zu werden und zu scheitern — diese beiden in der Gleichartigkeit ihres Schicksals tragischen Menschen sind die führenden Persönlichkeiten in meinem Roman „Martin Staub" (Berlin, Egmont Fehsenfeld). Die bittere Erkenntnis, die der junge Staub auf seinem Totenbett [illegible] und die ihn zuletzt zu einem Selbstmordversuch treiben, haben doch die Wirkung, daß die einander völlig entfremdeten Vater und Sohn im Schlußkapitel des Buches, dem Höhepunkt des Werkes, in Liebe zusammengeführt werden. „Du sollst ans Ziel kommen!" sagt der Vater zum Sohne. Diese versöhnend ausklingende Handlung baut sich auf dem Hintergrunde einer sich entwickelnden Vorstadt der Landeshauptstadt auf. Eine mit Liebe sich auch in das kleinste versenkende Schilderung kleinbürgerlicher süddeutscher Verhältnisse webt allerlei humoristisches Detail in die tragischen Vorgänge. Ein fast nur hingehauchtes Liebesidyll, ein derber gefaßtes Verhältnis Ludwig Staubs zu einem Modell und überall im Zusammenhang der Handlung ein Geranke von Naturschilderungen: so wollte ich in dem Werk ein Stück Seelen- und Künstlerleben schaffen, das sich seinen Weg zwischen Realismus und Romantik sucht.

Vater und Sohn, sie stehen auch in meinem neusten Prosawerk, dem in diesen „Monatsheften" zuerst erschienenen Roman „Der arme Hans" (Heilbronn, Eugen Salzer), im Mittelpunkt der Handlung. Freilich in ganz andrer Weise. Es ist die tragische Geschichte eines Findelkindes, das der als Original eines badischen Landstädtchens weithin bekannte Schneider Bohnert-Franz adoptiert, um aber mit dieser aus dem Idealismus eines wenn auch verschrobenen, doch wahrhaften Menschenfreundes herausgeborenen Tat nur Schlimmes zu bewirken. Er und sein Adoptivsohn gehen zugrunde an dem starren, das uneheliche Kind ausschließenden Prinzip der sie umgebenden kleinstädtischen oder bäuerlichen Gesellschaft. In dem traurigen Los des Findlings, des „armen Hans", verkörpert sich das Schicksal so vieler Leidensbrüder, und so wird er zum Träger einer schweren, allgemein menschlich bewegenden Klage und Anklage. In der Schilderung der beiden Hauptgestalten und der sie umgebenden, in reicher Zahl die Handlung belebenden andern Gestalten ist eine möglichst schlichte, halb kalendermäßige, halb holzschnittartige Technik angestrebt. Das Sachliche, Wesentliche beherrscht den Roman; das Stimmungshafte ist auf das Äußerste zurückgedrängt, um so an den wenigen Stellen markanter zu wirken. Ein breites Feld ist dem Humor gelassen, der Licht und Sonne über das ernste Werk gießt. An das mitfühlende, erbarmende Menschenherz wendet sich dieses Buch. Es ist ein im höchsten Sinne soziales Buch, an dem auch die zugunsten der unehelich geborenen Kinder ins Werk gesetzte Bewegung nicht vorübergehen kann.

*

Ottomar Enking:

Die beiden neuen Werke, die ich anzuzeigen habe, sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Das eine ist der Roman „Wie Truges seine Mutter suchte" (Berlin, Schuster & Loeffler). Er spielt in meiner Vaterstadt Kiel im zweiten

Digitized by Google

Viertel des vorigen Jahrhunderts, einer Zeit, die wegen ihrer Stille und Ruhe meiner Gemütsart besonders lieb ist. Wie alle Bücher, die dem Dichter wirklich aus dem Herzen kommen, ist auch dieses ein Selbstbekenntnis. Das seltsame Hin und Her in der Seele des Helden: ich habe es, zu meiner Wonne und zu meiner Qual, durchmachen müssen, und mein tief innerster Glaube ist es, daß wir Menschen nicht imstande sind, unser Schicksal zu lenken — weder durch eignen Willen noch durch Gebete —, sondern daß wir einer Macht, einer großen Notwendigkeit gehorchen, die keine Güte, aber auch keine Unbarmherzigkeit kennt, sondern uns nur als Werkzeuge benutzt, um selber in die Erscheinung zu treten und sich zu immer höherem Bewußtsein zu entwickeln.

So muß man den jungen Truges betrachten. Die Enge, worin er aufwächst, fesselt seinen Körper, sein Geist aber schweift hinaus aus der alten Haßstraße zu etwas unendlich Schönem und Befriedigendem, das er seine Mutter nennt. Überall sucht er das Vollkommene, in jedem Menschen, mit dem ihn das Schicksal zusammenführt, hofft er es zu finden. Er sucht zu seinem bittern Schmerz vergebens, wohl aber spenden ihm alle Gestalten, denen er begegnet, doch einen kleinen Teil von dem Ersehnten. Sie bereichern ihn, ohne seine Wünsche stillen zu können.

Einmal scheint es, daß ihm Erfüllung winkt. Er erweckt eine Liebe oder doch eine innige Zuneigung im Herzen eines jungen Mädchens, das für ihn der Inbegriff aller Schönheit wird, das sich ihm auch huldvoll neigt — eine selige, flüchtige Stunde lang. Das Geschick trennt die beiden ... Truges sinkt in seine Enge zurück, er trägt die Erinnerung an das köstliche Genossene im Herzen, und die Erinnerung wird seine Wirklichkeit. Er fühlt sich herrlich reich, so arm er ist.

Dann tritt das Dasein mit strengen Forderungen an ihn heran, denen seine Träumernatur nicht gewachsen ist. Zuletzt aber, da er sich schon beinahe zur Gelassenheit durchgerungen hat, erscheint die, nach der er in jeder andern Person geforscht, gelechzt hat: seine Mutter, die ihn als kleines Kind verließ, um ein unstetes Leben zu führen.

Sie kommt — im Elend. Er will sie lieben, wie nur ein Sohn seine Mutter lieben kann, und muß nun die furchtbarste Enttäuschung erleiden: sie versteht ihn gar nicht, er findet nicht das mütterliche Wesen in ihr.

Damit sind Truges' Schicksale zu Ende. Noch ein paar Jahre innerlicher Einsamkeit, stiller Arbeit an jungen, glücklicheren Seelen, dann verläßt sein Unsterbliches die Erde, um in andern, von uns nur geahnten Welten, in einem neuen, von uns niemals nimmermehr zu erkennenden Zustande weiter zu suchen: nach seiner Mutter, nach dem Vollkommenen.

Möge das Buch eine so freundliche Aufnahme finden, wie sie dem Vorabdruck des Romans auf diesen Blättern zuteil geworden ist! —

Mein andres, kleineres Werk ist die Novelle „Die Schwester" (Deutsche Novellen, Bd. 2; Dresden, Carl Reißner). Ich möchte, daß man sie läse wie ein Gedicht. Sie ist ganz aus der Stimmung herausgewachsen, die mich im Hause eines lieben Freundes überkam. Er sprach zu mir von dem heiligen Sterben seiner Frau, von der unsagbar schönen und weihevollen Abschiedsstunde ... Das bewegte mich tief, und nie habe ich es wahrer und inniger als beim Schaffen dieser Novelle empfunden, wie eng wir doch mit unsern verstorbenen Lieben zusammenhängen, wie sie uns umschweben und geleiten. Mehr möchte ich über die kleine Arbeit nicht sagen.

Noch sei mir verstattet, für die herzlichen Worte und Zuschriften, mit denen man mich aus dem Leserkreise der „Monatshefte" erfreut hat, meinen Dank zu sagen. Ich weiß dadurch, daß ich guten und künstlerisch denkenden Menschen lieb geworden bin. Was will ich mehr?

*

Georg Hermann:

Mit der Erzählung von den Lebensschicksalen der „Henriette Jacoby" (Berlin, Fleischel & Ko.) schließt die Geschichte Jettchen Geberts, die ja mit dem Augenblick ihrer Verheiratung aufhört, Jettchen Gebert zu heißen, wenn auch nicht, Jettchen Gebert zu sein. Man hat mich vielfach gefragt, ob diese Fortführung nicht etwa durch den äußern Erfolg des ersten Buches diktiert worden sei; aber der aufmerksame Leser wird fühlen, daß die Schilderung dieses ganzen Schicksals von vornherein geplant war, ja, in den Umrissen von vornherein für den Schriftsteller fertig vorlag. Und ich hoffe, er hat das auch so empfunden, ohne den deutlichen und wörtlichen Hinweis auf diesen zweiten Band, zu Beginn und zum Schluß des ersten Bandes.

Denn wie bei diesem ersten Band mitten im Spiel der Vorhang fällt, vor Schluß des Stückes, wie gleichsam auf offener Szene alle Agierenden ihre Rollen abbrechen, so ist auch in diesem ersten Band alles Gesagte nur halb gesagt, die Lichter haben noch nicht ihre Schatten, die Schatten noch nicht ihre Lichter, der Lärm hat noch nicht seine Ruhe, die Oberfläche noch nicht ihre Tiefe gefunden, die politische Unruhe der Zeit, die Wünsche und Erwartungen haben sich noch nicht in Enttäuschung gelöst. Kurz, alles ist hier in „Jettchen Gebert" noch Spannung und Beharrung. Und so ergaben sich mir für „Henriette Jacoby" aus all den Prämissen nicht nur die Äußerlichkeiten des Buches, sondern es ergab sich auch der Tenor der Erzählung, der weit gedämpfter sein mußte als der des ersten Bandes. Beide Teile bildeten mir ein Ganzes; und ich wünschte, in ihnen eine groß angelegte Schilde-

Digitized by Google

rung einer Zeit und einer Familie zu geben, einer Zeit, die in Auflösung begriffen ist, und einer Familie, die in Auflösung begriffen ist. Wie der Maler aber in seinem Gemälde die einzelnen Massen und Gruppen, Licht und Dunkel, warme und kalte Farben gegeneinander abzuwägen hat, wie ihm sein Takt und sein künstlerischer Geschmack sagen, auf welche Weise er sie auszubalancieren hat, und auf welche Art er die verschiedenen Elemente zusammenschließen muß, so habe ich — der Schriftsteller — mich bestrebt, unbewußt oder halb bewußt bestrebt, für das ganze Familien- und Zeitbild, das ich geben wollte, ein Ähnliches zu erreichen. Wie weit mir das gelungen, mögen andre entscheiden.

Natürlich wächst man, wenn man, wie ich, wenig, schwer und nervös arbeitet, und wenn man die Schriftstellerei nicht als einen Beruf, sondern als eine persönliche Liebhaberei auffaßt, innerhalb einer so großen Arbeit — beide Bände haben ja wohl an 850 Seiten —, und natürlich ändert man sich, und es entstehen dadurch Ungleichheiten. Ja, selbst flaue Stellen, an denen die Farben eingeschlagen sind, bleiben nicht aus. So etwas ließe sich vielleicht später herausbringen, und ich zweifle nicht, daß ich es hätte tun können; aber da ich noch nie gesehen habe, daß durch Überarbeiten größerer Partien irgend etwas besser wurde; ja, da ich immer finde, daß dadurch Frische und Unmittelbarkeit Einbuße erleiden, so habe ich hier aus guten Gründen vorgezogen, es nicht zu tun. Endlich habe ich ja mit dieser ganzen Geschichte der Jettchen Gebert — und dessen war ich mir von Anfang an bewußt — ein sehr großes und kühnes Wagnis unternommen. Und ich habe es unternehmen müssen aus einem innern Zwang heraus. Wie ich damit fertig geworden bin, ist eine andre Sache. Niemand kann über seine Kraft; und wir können leider nicht Bücher mit mehr Begabung schreiben, als uns von der Natur verliehen worden ist. Ja, aber das ist vielleicht auch gar nicht der Endzweck für den Schreibenden. Der ist wohl für den Schriftsteller ein ganz andrer. Für mich ist jedenfalls durch diese beiden Bücher all das zum Schweigen gekommen, was lange Jahre unklar und halblaut in mir klang und mich bedrängte. Es ist zum Schweigen gebracht worden, indem es sich — so hoffe ich — zu einer Melodie gefügt hat. Und wenn sie auch in den andern jetzt tönen wollte, so wäre das für die Mühen und Nervenqualen der Arbeit Lohn und Erfüllung genug.

*

Richard Schaukal:

Von der Jahreswende 1904/05 darf ich mir eine neue Epoche in meinem Schaffen bestätigen. 1904 waren die „Ausgewählten Gedichte" (1892 bis 1904 erschienen) und zwei skizzenhafte Monodramen (Hofmann und Bruch) entstanden. Zwischenzweck beider, jene Sammlung wie diese Arbeiten. Nichts Neues seit längerem; eine Stockung, die sich als gute, treibende Stille erwiesen hat. Plötzlich — nach einer heftigen Erkrankung — regten sich in dem Genesenden drängend vielfältige Keime. Erst folgten einander in wenigen Tagen einige Gedichte, von meinen gelungensten überhaupt darunter. Dann — in einem überreichen Jahre — hielten mich in nächtlichen berufsfreien Stunden „Großmutter", „Kapellmeister Kreisler", „Eros Thanatos", „Giorgione", „Literatur" am Schreibtisch. Eine glücklich-aufgeregte Zeit. 1906 brachte außer den „Nachdichtungen" — die ein paar selig-bedrängte Wochen reiften — ein tändelndes Nachspiel meiner Hauptwerke, den ironischen „Balthesser", der einen kleinen Sensationserfolg davontrug, vermutlich deshalb, weil er, statt zu befriedigen, zu beruhigen wie „Großmutter", statt zu erheben wie „Kreisler", ärgerte und reizte. Es folgten 1907 die zwei vielfach gerühmten Novellen „Mathias Siebenlist" und „Elisa Hußfeld", die mit einer älteren zum Bande „Schlemihle" vereinigt sind — ich schätze sie minder ein als die alte „Mimi Lynx" (1894; 1904 verbessert einzeln erschienen), als „Die Sängerin" (1906) —, und die gemessene Arbeit an der Verdeutschung einiger Novellen von Mérimée (1907) schuf einen neuen Übergang. Wieder stellte sich in gelassener Sichtung eine Sammlung von Gedichten her, das „Buch der Seele", das in diesem Vorsommer bei Georg Müller in München erschienen ist. Es sind Verse aus den letzten vier Jahren; dazugetan habe ich einige der durch die Idee einer Baudelaire-Anthologie (Berlin, Oesterheld & Ko.) angeregte Nachdichtungen. Sie ergänzen die aus dem Jahre 1906 („Verlaine-Heredia"; gleichfalls bei Oesterheld). Nunmehr will ich endlich an eine zusammenfassende Gedichtepublikation schreiten. Sind doch die wenigsten meiner Versebücher mehr zugänglich (Verse, 1896; „Tristia", 1898; „Sehnsucht", 1900). Auch der Frühlingszyklus „Pierrot und Colombine" (1900) soll, gebessert und gesichtet, in prächtiger Gewandung demnächst neu herauskommen.

Das neue Buch dieses Herbstes ist meine Nachschöpfung des unsäglich feinnervigen Schriftchens von Barbey d'Aurévilly: „Vom Dandytum und von G. Brummell" (alles bei Georg Müller). Erwähnen will ich noch, weil's sonst niemand getan hat, meine Studie über „Richard Dehmels Lyrik" (Verlag für Kunst und Literatur, Leipzig 1907), eine in ihren Grundlagen aus jener starken Wendezeit (1904/05) stammende gründliche kleine Arbeit. Den Roman, den so viele von mir haben wollen, lasse ich langsam in mir herankommen. Es hat Zeit dazu. Ein Dichter sollte heutzutage immer nur einen Roman schreiben, den seiner ruhigen Männlichkeit. Immer wieder Fabeln zu dicken Büchern auszuspinnen, scheint mir im allgemeinen ein altmodisch-zweckloses Zwicken mit der erprobten Technik. Ich

Digitized by Google

denke anders von der Kunst, als daß sie „Publikum" zu „unterhalten" berufen wäre. Man schilt mich oft „fruchtbar". Es nimmt mich wunder. Sind's — in fünfzehn Jahren — die dreißig Büchertitel? Ich widme meinen Tag seit vielen Jahren angestrengter Amtstätigkeit. Daneben schreibe ich ab und zu einen nie anders als gefeilt und wieder gefeilt veröffentlichten Aufsatz, der mir als Darstellung von Eindrücken nötig und manchem — ich hör's jeweils — willkommen ist. Gelegentlich drängen sich ein paar Verszeilen über den Rand der Seele, Aphorismen, kleine Betrachtungen fügen sich aneinander. Ich weiß mich völlig frei von Schaffenswut. Hunderte von Einfällen zerstreut der Tag. Immer mehr wird mir so das Schreiben zu dem, was es sein soll, einzig sein darf, eine Not (in jeglichem Betracht). Und immer ferner und fremder bin ich der eigentlichen „Literatur" geworden, die ich, selten und nur Allerbestes, Altes lesend und daher immer wählerischer, ablehnender geratend, fast verachten gelernt habe. Wer mein „Buch der Seele" in sich aufnimmt, wird erfahren, warum es den in Varianten gemißbrauchten Titel hatte erhalten müssen. In seiner scheinbaren Allerweltsbräuchlichkeit liegt ein Protest. Leider, leider geht man eben immer wieder als Dichter aufs Podium, wenn auch nur bildlich. Die „Cent lecteurs" Stendhals sind die Rechtfertigung, der Trost. Alles Gute kommt einmal an Würdige. Wenn auch noch so spät, einmal doch. Und darum verzeiht man sich die Erniedrigung der Publikation.

*

Hermann Hesse:

Mein neues Buch heißt „Nachbarn" (Berlin, S. Fischer) und enthält fünf Erzählungen. Die beiden ersten sind vorwiegend humoristisch und stofflich anspruchslos. Die dritte ist eine Kindererinnerung, fast ganz nach dem Leben. Die beiden letzten Erzählungen sind mir die wichtigsten, obwohl ich die vorletzte als mißglückt empfinde. Am meisten Wert lege ich auf die letzte, die Geschichte von den Armenhäuslern, die mir mehr zu denken gab und mehr Freude machte als das meiste, was ich sonst geschrieben habe.

Die beiden ersten Erzählungen versuchen, wirklich erzählerisch zu sein, und hatten darum für mich ein besonderes technisches Interesse. Strenge Richter werden freilich finden, es sei mir auch hier wieder mißglückt, und sie werden wohl recht haben, da ich selber mich nicht für einen richtigen Erzähler halten kann. Ich benutze darum gern, wie zum Beispiel in den beiden letzten Erzählungen der „Nachbarn", die Freiheit unsrer Novellenform, um statt des eigentlichen Erzählens einem beschaulichen Betrachten der Natur und merkwürdiger Menschenseelen nachzugehen. Daß dabei wie in allen meinen bisherigen Büchern das Idyllische vorwiegt, mag zum großen Teil in meinem Wesen liegen, dem alles Dramatische fremd ist; zum Teil ist es aber auch bewußte Beschränkung auf ein Gebiet, dem ich mich bis jetzt noch besser gewachsen fühle als der Darstellung mancher gar nicht idyllischer Stoffe, zu der mir das Vertrauen noch fehlt.

Mehr kann ich in der Kürze nicht sagen. Nur noch das, daß ich trotz der letzten Notiz keineswegs der Meinung bin, ein aufrichtiger Autor könne seine „Stoffe" absolut frei wählen. Vielmehr bin ich durchaus davon überzeugt, daß die Stoffe zu uns kommen, nicht wir zu ihnen, und daß daher die scheinbare „Wahl" kein Akt eines losgebundenen persönlichen Willens, sondern gleich jeder Entschließung Folge eines lückenlosen Determinismus ist. Nur möchte ich damit nicht den Anschein erwecken, als halte ich nun jeden Einfall und jede Arbeit eines Dichters für sanktioniert, sondern gebe gern und mit Überzeugung zu, daß hier wie im übrigen Leben der Glaube an die Determination keineswegs die persönliche Verantwortlichkeit aufhebt. Dafür haben wir einen untrüglichen Maßstab im Gewissen, und das dichterische Gewissen ist darum das einzige Gesetz, dem der Dichter unbedingt folgen muß, und dessen Umgehung ihn und seine Arbeit schädigt.

Literarische Weihnachtsrundschau

I

Die literarische Sturmflut des Herbstes steht noch in ihren ersten zahmen Anläufen, da ruft die Stimme des Herrn Oberfaktors durch den Fernsprecher schon nach dem Schlußmanuskript dieses Heftes. Zum gründlichen Lesen und Kritisieren ist nicht Zeit noch Muße — es heißt, seinem guten Stern und ein bißchen auch seinem guten Auge trauen, wenn man darangeht, aus der erdrückenden Fülle der Neuheiten einstweilen nur ein paar Dutzend gute Bücher herauszugreifen und sie mit wenigen Worten denen ans Herz zu legen, die aus der ihnen vertrauten Haltung dieser „Monatshefte" Vertrauen auch einem nicht näher begründenden Urteil entgegenbringen. Was schon in all den vorausgegangenen Jahren über dem Tor dieser Literarischen Weihnachtsrundschau stand, das stehe auch hier wieder: In diese Spalten findet kein Werk Eingang, das nicht etwas wie festlichen Gehalt in sich hat, oder das nur mit umständlichen kritischen Einschränkungen aufgeführt werden könnte; schon die Nennung eines Buches an dieser Stelle ist eine Empfehlung und eine Auszeichnung vor manchem andern des gleichen oder eines verwandten Gebietes, das wir stillschweigend beiseiteschieben, eben weil wir in seiner Nachbarschaft etwas Besseres haben.

Digitized by Google

Kinder- und Jugendbücher

sollten an der Spitze jeder weihnachtlichen Rundschau aufmarschieren, und an ihrer Tete wieder, wer dürfte sich da wohl tummeln, wenn nicht das kleine Volk der Märchen- und Sagenbücher? Neues, was gut wäre, gibt es da nicht viel; so heißt es, sich dankbar des guten Alten erinnern: der Sammlungen der Brüder Grimm, der von Bechstein und mit Auswahl auch der von Andersen und Hauff, daran sich unsre Großväter und Großmütter erfreut haben, und im Scholzschen Verlage zu Mainz oder im Nisterschen zu Nürnberg nachfragen, was aus den vorangegangenen Jahrgängen da ist. Auf diese beiden Verlagshandlungen kann man sich fast blindlings verlassen; ihre Jugendbücherei wird von Leuten geleitet, die künstlerischen Geschmack und Verständnis für das kindliche Gemüt haben. Bei Scholz in Mainz finden wir dies Jahr in dem Deutschen Bilderbuch, einer Sammlung farbig von Künstlerhand illustrierter Märchen, Sagen, Reimsel und Lieder, zwei Grimmsche Märchen: „Der Froschkönig", mit farbigen Zeichnungen von Ernst Liebermann, und „Hans im Glück", illustriert von Hans Schrödter (zu je 1 M.), und ebendort hat Arpad Schmidhammer unter dem Titel „Der verlorene Pfennig" Hans Däumlings seltsame Abenteuer in fünf Kapitel gereimt und gezeichnet, gleichfalls mit jener naiven Farbenfreude, an der das kindliche Auge seine Freude hat. Es ist Humor und Witz in den Blättern, so daß man nicht selten an Wilhelm Busch erinnert wird. Weniger bekannte Volksmärchen spinnt Eberhard König, mit dichterischem Nachschaffungsvermögen begabt, von „Hollas Rocken" (geb. 2 M.), und auch diese, übrigens von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegebene Sammlung hat in dem schon erwähnten Hans Schrödter einen Illustrator gefunden, der weiß, womit man die kindliche Phantasie anruft. Sodann beschert Wilhelm Kotzde, der Herausgeber der Mainzer Jugendbücher, Großen und Kleinen, mehr aber doch den Kleinen, ein Märchen-, Reimsel- und Liederbüchlein „Vom Sonnenberg" (geb. 1 M.), ein Allerleirauh, an dem ebenso viele Dichter mit Beiträgen wie Maler und Zeichner mit den mannigfaltigsten Illustrationen beteiligt sind. Wer gern herzhaften Humor in der Kinderstube zu Gaste hat, der ergötze sich selbst mit seinen Buben oder Mädeln an den „Abenteuern der sieben Schwaben", die Ludwig Aurbacher erzählt, Max Wulff mit farbigen Bildern und Zeichnungen geschmückt hat (ebenda), oder nehme gleich die bei Nister in Nürnberg erschienene, mit den köstlichen Schildbürger-Erzählungen vermehrte Ausgabe, die Dr. Hans Heller für die Jugend durchgesehen und der Ad. Töpffer ein paar seiner drolligsten Farbenbilder auf den Weg gegeben hat. Prächtig vereint mit den sieben Schwaben und den Schildbürgern grüßt wieder mal in neuer Gestalt der alte unverwüstliche Lügenheld Münchhausen, in ganz ähnlicher Weise für die Jugend durchgesehen und mit farbigen Bildern von Paul Horst Schulze begleitet (ebenda). Und auch der gute Berggeist Rübezahl ist da; für ihn hat Wilh. Stumpf die etwas zu phantastischen Bilder beigesteuert. Diese letzten drei Bändchen (geb. je 2 M.) gehören der von Martin Boelitz herausgegebenen Nisterschen illustrierten Volks- und Jugendbücherei an, einer Sammlung, die man sich lieber ganz als geteilt ins Kinderzimmer laden sollte. — Wer so in jungen Gemütern den Grund gelegt hat zur Liebe für die deutsche Märchen- und Sagenwelt, der darf nach einigen Jahren, sagen wir wenn das zwölfte Lebensjahr überschritten, getrost Grimms Deutsche Sagen und Des Knaben Wunderhorn aufs Bücherbrett stellen. Will er nicht das Ganze, was für Kinder zu viel auf einmal wäre, so erinnere er sich der guten Auswahl, die von beiden Sammlungen der Inselverlag in Leipzig in jenen schmucken Pappbänden (je 2 M.) auf den Markt bringt, die praktisch sind und schon im Äußern so traulich an die alte gute Zeit gemahnen, da diese Lieder und Mären, ein unvergleichlicher Schatz unsers Volksgemüts, noch lebendig von Mund zu Mund wanderten. Glücklich jedes Kind, das in guter Kameradschaft mit diesen ernstfröhlichen Gesellen aufwächst!

Einen ganzen weitverzweigten Sagenkreis faßt Alexander von Gleichen-Rußwurm in seinem gut geschriebenen Buche „Die Wartburg und ihre Sänger" zusammen (Stuttgart, Levy & Müller). Er beginnt mit Wolfram von Eschenbach und dem „Parzival", erzählt dann die Lohengrinsage und läßt den Tannhäuser, den Willehalm und den Sängerkrieg folgen, um schließlich noch allerlei neuere Bearbeitungen heranzuziehen. Die Bilder von Braun leiden zum Teil an einer übel angebrachten Sucht nach dekorativer Wirkung. — Neue, eigne Märchen erzählt H. Hanselmann in dem von Schmidhammer bunt illustrierten Bande „In meinem Rosengärtlein" (ebenda), worin das Gute, Heitere und Liebliche vorwiegt, zum Nutzen der Pädagogik, zum Schaden manchmal der Phantasie, die man doch um Gottes willen nicht verzärteln sollte. Zwölf Waldmärchen schüttet Ernst Ritter von Dombrowski im „Tannenrauschen" vor uns aus, Erzählungen, die meist schon ins Novellistische hinübergehen, alle aber von einem erfrischenden Naturhauch durchweht sind und aus einem reinen, ehrlich begeisterten Menschenherzen kommen (illustriert: Neudamm, J. Neumann).

Den sogenannten „Jugenderzählungen", diesen moralisierenden Tugendpredigten, stehen wir heute außerordentlich skeptisch gegenüber. Drum so schnell wie möglich darüber hinweg! Nur einer Ausnahme sei gedacht von Bernt Lie, dem norwegi-

schen Dichter, sei der Passierschein erteilt: sein „Sven Beidemwind“ bringt neben und trotz der erzieherischen Tendenz noch so viel echte Jungenpoesie auf, daß man ihm auch bei uns die weite Verbreitung wünschen mag, die er in seinem Vaterlande genießt. Etwas diesem Ebenbürtiges für Mädchen gibt allenfalls Tony Schumacher in ihrer Erzählung „... und doch glücklich“, der Geschichte eines verkrüppelten, doch zufriedenen und herzensfröhlichen Kindes (beide Bücher bei Levy & Müller, Stuttgart).

Eine Spezialität haben sich die Stuttgarter Jugendbücher (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft) gegründet, indem sie süddeutsche Volkserzähler wie Franz Hoffmann und Herman Schmid wieder aufleben lassen, dazwischen aber auch Neues, in dem Tone jener älteren Gehaltenes einschieben. Die neusten drei Bände (geb. je M. 2.20) bringen von Herman Schmid den „Jägerwirt von München“, den „Dommeister von Regensburg“ zusammen mit dem „Bombardement von Schärding“ und von Julius Reuper „Andreas Hofer und seine Getreuen“, also lauter historische Erzählungen mit vaterländischem Gehalt.

Bei der Backfischliteratur sei abermals äußerste Vorsicht angeraten. Es ist zum Davonlaufen, wenn man sich einmal die Mühe macht, Dutzende solcher Wische durchzublättern. Im allgemeinen gelte da die Regel: wo nicht ein guter Verfassername von literarischem Ansehen auf dem Titelblatte steht, lasse man die Hand davon. Einstweilen können wir nur ein neues herzhaft gesundes Buch von Anna Klie, der geschmackvollen Lyrikerin, „Schwester Idaly“ (Stuttgart, Levy & Müller), eine neue von Luise Glaß beigesteuerte Nummer der bekannten Kränzchenbibliothek „Schwärmliesels Wunschglocke“ (Stuttgart, Union) und den neuen Jahrgang des Jugendgartens hervorheben (ebenda: 33. Band, mit 134 ein- und mehrfarbigen Abbildungen, geb. 5 M.), der wieder eine sehr reiche Schüssel serviert, aber Mädchen vor dem zwölften Jahre nicht verabreicht werden sollte. Unter den Mitarbeitern finden wir zu unsrer Freude auch diesmal wieder wohlbekannte Namen wie Adelheid Stier, Anna Klie, Tony Schumacher.

Der auch schon dem Praktischen dienende „Jugendgarten“ leitet zu den Beschäftigungsbüchern hinüber, die allerlei ernste Belehrung in der appetitreizenden Schale der Kurzweil darreichen. Da sind zunächst die Malbücher, die bei Jos. Scholz in Mainz erscheinen, und von denen namentlich die von Schmidhammer besorgten („Lustige Malerei“ in mehreren Heften: je 50 Pf.) empfohlen seien. Sodann die „Amüsante Wissenschaft“ von Hans Domnik, eine Sammlung von Scherzen, Schnurrpfeifereien, Kartenkunststücken, aber auch von mathematischen, physikalischen und chemischen Experimenten, die alle genügend durch Zeichnungen erläutert werden (Stuttgart, Union), sowie das neue Beschäftigungsbuch „Selbst ist der Mann“ (ebenda; mit 441 Abbildungen und vier farbigen Beilagen), dessen Inhalt durch ein paar Überschriften wie „Allerlei hübsche Geschenke für Eltern und Geschwister“, „In Hof und Garten“, „Bei Spiel und Sport“, „Wie richte ich mein eignes Zimmer ein?“ genügend gekennzeichnet wird.

Auf eine künstlerische Höhe hat die billigen Modellierbogen seit kurzem eine neue Unternehmung von Teubner in Leipzig gehoben. Um dem Beschäftigungsdrange wirklich gediegene Objekte, einwandfrei in künstlerischer, technischer und wissenschaftlicher Beziehung, zu schaffen, hat sich Teubner mit Künstlern in Verbindung gesetzt, die unter Beratung von Fachgelehrten (Geographen, Historikern, Architekten) getreue Nachbildungen vergangener und neuzeitlicher Gegenstände schufen. Er hat alsdann ein Preisausschreiben erlassen und aus den eingesandten Arbeiten die besten Entwürfe auswählen lassen. So ist es gelungen, Modellierbogen herzustellen, wert des Interesses aller Eltern, denen eine bildende häusliche Tätigkeit ihrer Kinder am Herzen liegt. Schon für die ganz Kleinen ist gesorgt. Ein niedliches Schattentheater, ein Viktualienmarkt, ein Märchenbild (Hänsel und Gretel vor dem Hexenhäuschen): diese Bogen werden sicher Eifer und Lust erwecken. Für Größere sind Häuser des neuzeitlichen Heimatstils im kleinen vorgeführt, an denen das Kind das Sehen lernt und Verständnis für Verhältnisse und Farben gewinnt. Aber auch aus fernen Gegenden werden interessante Bilder plastisch vor Augen gestellt. Dabei ist es mit bloßem Ausschneiden und Zusammenfügen nicht getan, es gilt auch, die Gegenstände der Staffage kunstgerecht zusammenzustellen, den Gebäuden eine passende Umgebung zu schaffen: Hügel und Gewässer, Wege und Plätze, Felder und Gärten mit einfachen Mitteln selbst zu schaffen, wozu denn jeder dieser Bogen gleichfalls anleitet. Ihr unterrichtender und kunsterzieherischer Wert liegt so auf der Hand, daß die Teubnerschen Bogen bald unter allen Weihnachtsbäumen und auf allen Geburtstagstischen eine bevorzugte Rolle spielen werden.

Modellieren gehört ins Haus; andre Bücher führen ins Freie und lehren — woran es unsrer Jugend immer noch so schmerzlich fehlt — Gottes mannigfache Geschöpfe kennen und lieben. Ein vortreffliches Buch dafür sind die „Streifzüge durch Wald und Flur“, in denen Bernhard Landsberg zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern anleitet (4. Auflage, mit 88 Bildern nach Originalzeichnungen von Frau H. Landsberg; Leipzig, Teubner; geb. 5 M.). Aber auch Nisters neue Sammlung „Der kleine Naturforscher“ mit Text von Dr. Floericke, die den Lernbegierigen durch Flur und Feld, Busch und Wald, den Meeresstrand sowie an

Fluß und Teich entlang begleitet, um ihm in Wort und Bild — eins so schlicht und anschaulich wie das andre — mit allem bekannt zu machen, was da kreucht und fleugt, eine Serie von kleinen Oktavbüchlein mit vielen Erläuterungs- und einigen farbigen Einschaltbildern, auch dieses neue Unternehmen soll zur Einführung unsrer Jugend in die Schönheiten der Natur herzlich willkommen sein (jedes Bändchen geb. 1 M.). Der kleine Mineraliensammler findet Anleitung in dem neusten Bande (Nr. 28) der Illustrierten Taschenbücher für die Jugend, die in der Union erscheinen (je 1 M.). Dort führt Dr. H. Wohlbold diese Liebhaberei recht geschickt aus dem Spiel in den Ernst hinüber. In alter Gediegenheit ist auch heuer wieder das Neue Universum (ebenda; Bd. 29, geb. M. 6.75) auf dem Plan. Mit seinem reichen Inhalt und seiner Fülle guter Bilder gilt es noch immer als eins der begehrtesten Jugendbücher, namentlich für Knaben vom vierzehnten Lebensjahre an. Seine Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrt, wo man eine bildende und fördernde Lektüre bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das Buch berichtet nicht bloß in Wort und Bild über die neusten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, es enthält auch Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrund, Reiseberichte, Abenteuer, Spiel, Sport sowie mannigfache Anleitungen zur Selbstbeschäftigung.

Während sich die Jugendliteratur in den letzten Jahren ungemein gehoben hat, ist es mit den Spielen im allgemeinen immer noch schlecht bestellt. Was einem da im Laden vorgelegt wird, ist ebenso sinnlos in der „leitenden Idee" wie geschmacklos in der Ausführung. Die Künstler sollten sich, wie des Spielzeugs, so doch auch der Spiele annehmen! Immerhin: wer lange sucht, findet auch hier schon einiges bessere. Namentlich die von Otto Maier in Ravensburg besorgten Ravensburger Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele verdienen Anerkennung, weil manches davon an Geist und Herz der Kinder denkt und auch den Forderungen der Ästhetik genügt. Aus den diesjährigen Neuheiten seien für die Kleinen die Aufruf- und Legespiele „Das Jahr des Kindes" und das „Lustige Bilderlotto" hervorgehoben (je M. 1.50), beide mit so geschmackvollen, ansprechenden Bildern, wie man sie sonst selten zu sehen bekommt. Andre Spiele suchen in der üblichen Weise, nur allesamt mit besserem Anschauungsmaterial, den Kindern für die deutschen Kolonien, die Schönheiten des Schwarzwaldes (je 3 M.) oder — das Neuste! — für Lowelins Ballonfahrten (M. 2.50) Interesse abzugewinnen.

Wie der Volksschulliteratur, so hat auch die Abenteuerliteratur, ein Gebiet, auf dem einst die Indianer wahre Orgien feierte, neuerdings scharfe Kritik zu bestehen gehabt. Doch schon ist allerlei besserer Ersatz dafür da. Wir nennen an erster Stelle die bei Geibel in Altenburg erscheinende Deutsche Seebücherei, Einzeldarstellungen und Lebensbilder aus unsrer Marine- und Kolonialgeschichte. Die letzten Bändchen (17 bis 20; kartoniert je 1 M.) behandeln die Erwerbung unsrer ersten Südseekolonien, die preußischen Expeditionen in Japan (1860/61), in China (1861) und in Siam (1861/62). Die Benutzung des amtlichen Materials scheint uns nicht das wichtigste an diesen Bändchen, wertvoller ist der warmherzige und doch kräftige vaterländische Ton, der die Darstellung Golmens (Prof. Richters) beherrscht. — Die Kadettenlaufbahn schildert ohne Schönfärberei, aber fesselnd Graf Bernstorff in seiner Erzählung „Im bunten Rock" (mit 26 Abbildungen von A. Wald; Stuttgart, Union), einem Buche, das seiner „Großen Fahrt" nicht nachsteht. Ernste und heitre Bilder aus dem Seemannsleben entwirft das schon vor längerer Zeit erschienene, jetzt aber neu aufgelegte Buch „Ein deutsches Herz" von L. Williger od (Stuttgart, Loewes Verlag, illustriert; geb. 3 M.), während „Der Weltensegler" von Dr. Alb. Daiber auf dem Luftschiff „wissenschaftlicher Phantasie" à la Jules Verne (mit 6 Vollbildern; Stuttgart, Levy & Müller; geb. 3 M.) ins unerforschte Reich der Lüfte vordringt und die Frage zu lösen sucht, ob es auf dem Mars lebende intelligente Wesen gibt. — Dem wachsenden Interesse deutscher Jugend an unsern überseeischen Kolonien und — was darüber nicht vergessen werden sollte — an unsern versprengten deutschen Brüdern außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, dieser Teilnahme an dem „größeren Deutschland" dienen zwei tapfere Büchlein in der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, die Hans Vollmer bei Herm. Paetel in Berlin herausgibt. Es ist Band 20, worin Lutz Korodi Land und Leute Siebenbürgens mit der vertrauten Kenntnis, aber auch mit dem warmen Herzen des Heimatgenossen schildert, und Band 24, worin F. Henkel, ein ehemaliger Burenkämpfer, unsern jüngsten Kampf in Südwestafrika darstellt.

Als vaterländische Geschichtserzählung behauptet einstweilen ein Band von Karl Tanera „Wolf, der Husar des alten Fritz" allein das Feld (Leipzig, Ferd. Hirth & Sohn; geb. M. 3.50). Er beschließt die unter dem Titel „Durch ein Jahrhundert" neu herausgegebene Familiengeschichte, bildet aber auch eine in sich abgeschlossene Fortsetzung zu „Wolf, der Junker" und „Wolf, der Dragoner des Prinzen Eugen". In dem schlachtenreichsten Jahre des Siebenjährigen Krieges (Prag, Collin, Roßbach) spielt der größte Teil der Erzählung.

Endlich hat auch das Studentenleben seinen Homer gefunden: Paul Grabein, in dem

Stoffe wohlbewandert, hat eine Erzählung für die „reifere männliche Jugend" verfaßt („In Jena ein Student"), die aus den Freuden und Gefahren des deutschen Studentenlebens schöpft. Der Text, flott geschrieben, hat Phantasie und Erlebnisfülle; wenn nur die Bilder nicht so geschniegelt wären! (Stuttgart, Union; geb. M. 4.50).

Bücher aus der vaterländischen Geschichte sollten gerade jetzt, wo bald die Jahrhundertfeier unsrer Erhebungsjahre vor der Türe steht, ganz besonders liebe Gäste unter dem deutschen Tannenbaum sein. Und der Name Heinrich von Treitschke ist wohl der erste, der da in unvermindertem Glanz wieder auflebt. Seine „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" ist umfangreich und teuer, aber eine Auswahl daraus, wie sie jetzt der Verlag von Hirzel in zwei Bänden (geb. 6 M.) erscheinen läßt, ist leicht zu erschwingen, zumal da die Bände auch einzeln käuflich. Es sind abgeschlossene politische, soziale, kulturhistorische, literarische Essays, die aus dem großen Werke losgelöst sind, aber im Zusammenhange die darin geschilderte Epoche der deutschen Geschichte erschöpfen. Wie bei der früheren Sammlung ausgewählter Schriften aus den „Historischen und politischen Aufsätzen" ist auch diesmal Wert darauf gelegt, nur solche Stücke aufzunehmen, die in jeder deutschen Familie, gleichviel welches Bekenntnisses, gelesen werden können. (Titel: „Bilder aus der deutschen Geschichte".)

Ein neues Werk zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege, betitelt: „Die Franzosenzeit in deutschen Landen" (1806 bis 1815 in Wort und Bild der Mitlebenden) bringt Friedrich Schulze in Voigtländers Verlag zu Leipzig (2 Bände; geb. 20 M.). Hier ergreifen also Zeitgenossen selber das Wort, um von Dingen zu erzählen, die sie erlebt und an denen sie mitgearbeitet haben. Militärisches, Verfassung, Wissenschaft, Künste, geselliges Leben sind fast gleich stark berücksichtigt. Neben den Staatsmännern und Offizieren kommen Künstler, Gelehrte, Verwaltungsbeamte, Ärzte, Journalisten, Bürger, Bauern und Soldaten zu Wort. Auf die Auswahl authentischen Illustrationsmaterials ist ernste Mühe verwandt. Neben vielen Bildern von Schadow sind die besten Namen der Zeit, die Schlachtenzeichner, Radierer und Porträtmaler vertreten. Die Illustration ist hier nicht äußere Zutat, sie ist in den Text verflochten. Ein Bild voller Leben und Farbe ist so wie von selbst entstanden.

Dieses Buch führt unmittelbar hinüber zu den

Denkwürdigkeiten historischer Erinnerungen

Sie werden als Geschenkliteratur immer besonders bevorzugt bleiben. Das Persönliche darin, die frische Unmittelbarkeit des Miterlebens, die brennende Anteilnahme des Beteiligten, das alles hat man ja seit kurzem erneut und erhöht schätzen lernen, und gerade dieser persönliche Gehalt eines Buches ist auch anderseits dazu angetan, zwischen Geber und Empfänger ein Band zu schlingen. Wie nun schon seit Jahren, stehen auch diesmal wieder die Befreiungskriege und ihre schwere Vorbereitungszeit im Vordergrunde. Da sind zunächst die Lebenserinnerungen Henrik Steffens', des nordisch-deutschen Philosophen, Naturforschers und Dichters, des begeisterten und begeisternden Teilnehmers an unsern Freiheitskriegen. Aus ihnen hat Friedr. Gundelfinger eine gute einbändige Auswahl getroffen (Jena, Diederichs; geb. M. 7.50). Zwar behandeln diese Aufzeichnungen in erster Reihe literarische Zustände der Zeit (Romantik), aber in ihnen spiegelt sich doch auch deutlich das politische und übrige kulturelle Leben der Zeit wider, zumal da Steffens auch mit fast allen führenden politischen und militärischen Geistern seiner Zeit (Stein, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, York, Kronprinz Friedrich Wilhelm) in persönlichen Beziehungen stand.

Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege, Friedrich August von der Marwitz, ist der Held eines mehrbändigen Memoirenwerkes, das Dr. Friedr. Meusel bei Mittler in Berlin herausgibt (1. Band, mit 3 Abbildungen; 12 M.). Hier erleben wir mit, wie ein charaktervoller, für seinen Stand geradezu typischer „Altpreuße" sich aus der Enge des Gesichtskreises seiner nächsten Heimat zu tätiger Teilnahme an den politischen Schicksalen des preußischen und deutschen Volkes emporarbeitet. Vor allem aber zaubert Marwitz uns die führenden Männer jener Zeit in greifbare Nähe. Alle seine Urteile fließen aus eigner Anschauung. Marwitz hat Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise, Blücher, Gneisenau, Hohenlohe und viele andre Führer von 1806/13 genau gekannt, mit Stein, Niebuhr längere Zeit verkehrt, Hardenberg, als ein eigenwilliger, steifnackiger, stolzer Mann, heftig bekämpft. So sind diese Memoiren zugleich ein Unterhaltungsbuch und ein Quellenwerk ersten Ranges, das der Militär, der Historiker, der Gelehrte, aber auch jeder tieferdringende vaterländische Geschichtsfreund mit Freude und Nutzen lesen wird.

Als nächste und natürlichste Ergänzung dazu stellen sich die Aufzeichnungen Karoline von Rochows ein, einer Schwester des Generals, und die damit vereinigten der Marie de la Motte-Fouqué, ihrer Schwägerin. Luise von der Marwitz hat sie zu einem einheitlichen Werke verarbeitet, das sich „Vom Leben am preußischen Hofe" nennt und die Jahre 1815 bis 1852 umspannt, also erst bei den Nachklängen der Freiheitskriege einsetzt (ebenda; mit 2 Bildnissen; geb. 10 M.). Das Buch erfreut sich einer für weibliche Erinnerungen erstaunlichen Objekti-

Digitized by Google

vität. Diesen Damen war es nicht darum zu tun, von sich zu sprechen, noch überhaupt hervorzutreten, sondern den von ihnen durchlebten, für ihr preußisches Vaterland so wichtigen Zeitabschnitt zu schildern und das, was sie in nächster Nähe des Thrones erlebten, möglichst wirklichkeitsgetreu aufzubewahren.

Zwei Erinnerungsbücher gelten unserm letzten großen Kriege. Paul Güßfeldt erzählt seine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzuge, den er als Kriegsfreiwilliger im 2. Garde-Dragoner-Regiment mitgemacht hat (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 5 M.); ein Tagebuch über Napoleons III. Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe veröffentlicht aus Graf Karl von Monts' Nachlaß, der als Gouverneur von Kassel die Obhut über den gefangenen Kaiser führte, seine Großnichte Tony von Held bei Mittler in Berlin. Monts' Aufzeichnungen beginnen mit dem Tage, an dem das wichtige Ereignis der Schlacht von Sedan telegraphisch nach Kassel gemeldet wurde, und schließen mit der Entlassung des französischen Imperators, enthalten somit ein vollständiges Bild jener Herbst- und Wintermonate, die Kaiser Napoleon in deutscher Gefangenschaft verbrachte.

Dem Kriegerischen und Politischen fehlt das Gegengewicht nicht: Bertha von Suttner, die Friedensfreundin, hat ihre Memoiren geschrieben, und es ist — mag man zu ihren Bestrebungen stehen, wie man will — ein in seinem Ziel, seiner Weite und seiner Fülle imponierendes Frauenleben, das in diesem stattlichen Bande an uns vorüberzieht (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 10 M.).

Weltgeschichte

Helmolts große Weltgeschichte, im ganzen neun Bände, liegt seit fast einem Jahre fertig vor. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Jetzt erst, wo das Werk abgeschlossen, erkennt man, wie sehr es sich von den landläufigen gleichen Titels unterscheidet. Das universalistische Prinzip, nicht mehr bloß die Geschichte der sogenannten Kulturvölker, sondern der ganzen bewohnten Erde zu schreiben, hat zu ganz neuen Aufschlüssen geführt, neue Zusammenhänge gezeigt und Zeiten aufgehellt, die uns bisher im Dunkel lagen. Nicht nur der Historiker, auch der Ethnologe und Geograph haben teil an den wertvollen Ergebnissen, die dieser neuen, mit Karten, farbigen Illustrationsbeilagen und Holzschnittafeln reich ausgestatteten Weltgeschichte zu danken sind. Das ganze Werk schließen eine reichhaltige Quellenkunde und umfangreiche Generalregister ab.

Bekennt sich Helmolt zu dem Kompositionsgrundsatz des Nebeneinander, so stellt sich Ulustrierte Weltgeschichte, die Prof. Johannes von Pflugk-Harttung im Verein mit vielen Fachleuten herausgibt, unter die auf Schlossers Namen getaufte überwiegend politische Auffassung. Dem ersten Bande (Neuzeit: 1500 bis 1650) ist bald der zweite gefolgt (Politische Zeitalter: 1650 bis 1815). An erster Stelle steht da Brückners erschöpfende Arbeit „Slawen der neueren Zeit". Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat in Philippson seinen berufenen Darsteller gefunden; er entwirft ein glänzendes Bild vom Zeitalter des Sonnenkönigs, das sich von dem düstern Gemälde der englischen Revolution scharf abhebt. Die Geschichte des Zeitalters Friedrichs des Großen, von Oncken begonnen, wird nach dem Tode des Gelehrten von Prof. Heyck fortgeführt. Die Französische Revolution und das Kaiserreich hat Pflugk-Harttung selbst übernommen. In allen Ländern sehen wir während der dargestellten Zeit die Grundlagen der heute noch gültigen Zustände entstehen. In Frankreich wird unter den Ludwigen der Glanz, die Ästhetik des Lebens begründet, die Revolution schafft die Formen der Mitwirkung des Volkes am öffentlichen Leben, das Kaiserreich gibt der Nation den hohen Schwung, die heroisch-romantische Pose. England kämpft mit der Energie des Löwen um die Herrschaft auf der See und in den Kolonien, Deutschland erzieht das Volk durch die Pflicht- und Gewissenslehre zu jener Selbsthingabe, auf der hoffentlich die Größe der Staaten auch ferner steht. Der neue Band ist durch Tafeln, Karten, Textbilder, Faksimiles usw. nicht weniger glänzend illustriert als der erste.

Aus der Literaturgeschichte

erlaubt uns der zur Neige gehende Raum nur ein paar Erscheinungen, dafür aber desto wichtigere und schönere herauszuheben. Wir gehen dabei über Goethe nicht hinaus, in der Überzeugung, daß literarische Lebensbilder und Einzeldarstellungen nur dann zu Festgeschenken geeignet sind, wenn sie Persönlichkeiten betreffen, die lebendige Bedeutung auch noch für die Gegenwart haben, und zu denen es sich auch für den Laien lohnt, ein näheres geistiges Verhältnis zu pflegen.

Daß Eckermanns Gespräche mit Goethe uns noch einmal wie neu erscheinen könnten, hätten wir uns vor der bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Ausgabe von Dr. Houben (geb. 8 M.) nicht träumen lassen. Aber schon äußerlich wirkt diese prächtige Ausgabe wie neugeboren. Und dem Äußern entspricht ihr Inneres. Bringt sie doch zum erstenmal einen kritisch gesäuberten, von vielen Papierblüten befreiten Text nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils. Doch auch die Bilder sind nicht etwa bloß Schmuckbeigaben. Nein, auch sie dienen meist unmittelbar dem Text, knüpfen doch die Gespräche oft an Kunstwerke an, die Goethe seinen Sammlungen entnahm, an Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche usw. Alle diese Kunstwerke sind in guten Abbildungen wiedergegeben. Eben-

Digitized by Google

so der Schauplatz der Gespräche, die Hauptzimmer des Goethehauses nach neuen Originalaufnahmen; denn erst in letzter Zeit ist ja das Innere des Goethehauses in Weimar wieder so eingerichtet worden, wie es zu Goethes und Eckermanns Zeiten bestand. Als besondere Zugabe sind drei Dreifarbendrucke hervorzuheben, die das Äußere des Goethehauses, eine Ansicht seines Gartenhauses und das Sterbezimmer nach zeitgenössischen Aquarellbildern festhalten. Schließlich hat der Herausgeber ein umfangreiches Nachwort angefügt, das aus bisher unbekannten Briefen die Entstehungsgeschichte des Buches völlig neu darlegt, es historisch und psychologisch würdigt und über Eckermanns Beziehungen zu Goethe und seine späteren Schicksale mancherlei Aufschlüsse gibt.

Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus und Hausgenossen gibt Prof. Ludwig Geiger in einem Buche (Leipzig, Voigtländer; geb. 6 M.), das sich schon seines Themas wegen gut für ein Festgeschenk eignet: „Goethe und die Seinen". Wer genösse nicht gern deren Gesellschaft! Als die „Seinen" faßt Geiger Goethes „Familie der freien Wahl": Christiane, August, Ottilie, die Enkel Walter, Wolf, Alma, die Hausgenossen Eckermann, Riemer und wer sonst zu dem Goethehaus in Weimar in dauernde Beziehungen trat. Noch niemals ist diese tägliche Umgebung Goethes so eingehend im Zusammenhang dargestellt worden, aber ihre genaue Kenntnis ist für jeden wertvoll, der von Goethes Lebensart ein klares Bild haben will. Es ist ein Vorteil des Geigerschen Buches, daß es im Leser die Eindrücke aus unmittelbaren Äußerungen der Beteiligten, aus Briefen und Gesprächen, entstehen läßt. So kann sich der Leser selbst in vielem eine eigne Meinung bilden, jedenfalls die des Verfassers nachprüfen und modifizieren.

Für Schillers Gedächtnis ist dieses Jahr ein Jubeljahr: es bringt uns die erste vollendete Schillerbiographie von denen, die auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben dürfen: Karl Bergers Werk ist mit dem soeben erschienenen zweiten Bande vollständig geworden (München, Beck; geb. zusammen 14 M.). Soweit es sich beim ersten flüchtigen Lesen beurteilen läßt, hält dieser zweite Band, was der erste versprach: jede der biographischen Tatsachen, erst recht aber alle Würdigungen und Urteile — und auf ihnen ruht der Wert des Buches — stützen sich auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, ohne doch irgendwo den Staub der Werkstatt aufwirbeln zu lassen, und dabei herrscht doch keine Kühle, sondern jene lebendige Wärme der Unmittelbarkeit, die uns den Helden des Buches in seinem Erdenwallen und seinem Schaffen immer gleich nahe sein läßt. Die Sprache ist klar, durchsichtig und schlicht edel, versteht aber auch den Schwung und die dramatische Bewegung nicht, wenn eine Wendung oder ein Höhepunkt der Darstellung es von innen fordert. Genug, ein Buch so gut geeignet für die einsame Lektüre und das eigne Studium wie zum Vorlesen in der gebildeten Familie oder als Anleitung zum Unterrichten.

Ist hier Biographisches und Ästhetisches in Einklang gehalten, so wird in Eugen Kühnemanns einbändigem Schillerbuch (ebenda; geb. M. 6.50), von dem jetzt die dritte Auflage vorliegt, die Lebensgeschichte nur als stimmungsvoller Hintergrund, also ziemlich kurz behandelt, dagegen alle Energie daran gesetzt, in das ethische und künstlerische Leben der Schillerschen Dichtungen und Schriften einzudringen, sein Schaffen aus seiner persönlichen Charakterentwicklung zu erklären. Dabei werden mannigfache Parallelen rückwärts bis zu Milton, vorwärts bis zu Ibsen und Hauptmann gezogen, die Schiller Schritt für Schritt als Lebendigen erscheinen lassen und dem Ganzen einen befeuernden Atem mitreißender Augenblickswirkung geben. Männlich reifer Kantischer Geist hat hier mit Schillerischem Jugendpathos einen Bund geschlossen. Ein lebendiges und ein lebendig machendes Buch!

Kein Jahr ohne eine neue Literaturgeschichte! Letzthin hatten wir (außer der von Biese) die von Eduard Engel (Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky) zu verzeichnen, ein Werk, das sich inzwischen so eingebürgert hat, daß von der modernen Abteilung, die das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart behandelt, eine erweiterte, gründlich überarbeitete und verbesserte Einzelausgabe erscheinen konnte, die sich nun einer seltenen Vollständigkeit erfreut — dies Jahr finden wir bei Reißner in Dresden eine neue Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die einen dem Engelschen verwandten Publikumstandpunkt vertritt, indem auch sie wesentlich praktischen Bedürfnissen dient und den „gesunden Menschenverstand" zu Worte kommen läßt (geb. 12 M.). Ihr Verfasser Dr. Friedrich Kummer hat den Grund zu diesem Buche aus Prinzenvorlesungen geschöpft, und in der Tat: manches schmeckt nach dem „in usum delphini". Aber Anlage und Ausführung sind ungemein praktisch, und vieles findet man hier an Inhaltsangaben, Übersichten, Tabellen, Zusammenfassungen und Erläuterungen, woran ungleich gelehrtere Arbeiten gar nicht gedacht haben. Das Charakteristische aber ist die neue Gruppierung nach Generationen, worin eine Idee von Ranke ausgebaut und verwirklicht ist: das neunzehnte Jahrhundert in fünf Generationen einzuteilen, die Dichter nicht nach Gruppen und Schulen abzugrenzen, sondern jeden einzelnen frei und natürlich aus der Generation hervorwachsen zu lassen, der er geistig angehört. Dabei herrscht eine strenge Auswahl in den behandelten Dichtern: nur solche sind stärker berücksichtigt, die für ihre Zeit eine bezeichnende, für unsre eine noch

Digitized by Google

lebendig fortwirkende Bedeutung haben. Wenn wir das Wesen dieses Buches auf eine kurze Formel bringen sollten, würden wir sagen: es ist die Literaturgeschichte dessen, was ein gebildeter Mensch von heute wissen oder kennen, wovon er einmal mehr als oberflächlich gehört und gelesen haben muß. Blendenden Geist, selbständige Forschung und neue Beleuchtungen soll man nicht darin suchen, aber alles das, was sich jetzt als stichhaltiges Urteil festgesetzt hat, findet man klar, präzise und leichtverständlich mit gutem Geschmack und ruhiger Kritik vorgetragen.

Literarische Notizen

Der Aufsatz über Rainer Maria Rilke, der sich so liebevoll in Werden und Wesen dieses Lyrikers versenkt, wird hoffentlich recht viele Leser anregen, sich näher mit den Dichtungen Rilkes vertraut zu machen. Weihevolle Stunden dichterischen Genusses werden ihnen dafür lohnen. Alle neueren Veröffentlichungen Rilkes sind im Inselverlage zu Leipzig erschienen; auch die neuen Auflagen älterer Werke findet man dort. So die erneut Ellen Key dargebrachte dritte Auflage der zarten, märchenhaft angehauchten „Geschichten vom lieben Gott" (geb. 4 M.) und das gotterfüllte, schönheitsfreudige „Stundenbuch" (2. Aufl.; geb. M. 3.50), ein Andachtsbüchlein für Fromme und Unfromme, das allein das Leben der Seele, Gottes Schöpfung im Menschen, als wahres und ewiges Leben feiert. Aus den „Neuen Gedichten" (ebenda; geb. in Halbleder M. 6.50), einem kleinen Juwel auch der Ausstattung, teilt Wegwitz ja eine Probe mit, die die beseelte Fülle der Sprache wie die tiefe Ergriffenheit der Gedanken und Bilder wenigstens ahnen läßt. Hinzufügen möchten wir noch, daß Rilke neuerdings auch als Übersetzer seine virtuose Kunst feinsinnigen Nachempfindens und sprachschöpferischer Nachbildung bewiesen hat. Er hat die Sonette Elizabeth Barrett Brownings aus dem Portugiesischen übertragen und uns nun diese unendlich weichen, leisen und innigen Liebeslieder ganz zum deutschen Eigentum gemacht (in Halbpergament geb. 4 M.). Manches ist vielleicht mehr neu gedichtet als „übertragen" — was aber tut das, wenn wir so getreu wie hier die Seele der Dichtungen, die fraulich Milde, Reife und Süßigkeit des Originals wiedergegeben finden. — Im Anschluß hieran sei noch kurz hingewiesen auf eine bei Axel Juncker in Stuttgart (dort auch die älteren Bücher Rilkes: „Das Buch der Bilder", „Die Letzten" u. a.) als Broschüre erschienene Studie über Rilke von Wilhelm Michel. Auch sie wählt statt des kritischen Verfahrens, womit man diesem Weltabgewandten doch nicht beikäme, das der Einfühlung und der Eroberung durch Liebe. Ein Ratschlag aus diesem Essay scheint uns für die Lektüre Rilkescher Dichtungen so beherzigenswert, daß wir ihn hersetzen möchten: „Um Rilke nahezukommen, muß nur für Stille gesorgt werden und für eine bescheidene, willige Resonanz. Dann löst sich sachte aus den letzten verdämmernden Geräuschen die zage Weise los und erstarkt in lieblichem Wachstum, je deutlicheren Nachhall sie in den Seelen findet. Bald klagt sie, weich und karg, wie eine junge Schalmei über Frühlingswiesen; bald wie das Lied eines Einsamen in später Nacht; bald wie ein feines Glockenspiel in stillen, hohen Türmen."

Für die weitverzweigte und mühevolle Illustrierung des Beitrages „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner" haben wir erst recht im zweiten Teil die Hilfe von Bibliotheken und Museen in Anspruch nehmen müssen, noch mehr aber die einzelner Persönlichkeiten. Ihnen allen sei nochmals unser verbindlichster Dank abgestattet. Er gilt insbesondere dem Kgl. Oberbibliothekar a. D. Prof. Karl Theodor Gaedertz in Greifswald, der uns gütigst die Wiedergabe Reuterscher Zeichnungen ermöglichte, Herrn Arthur Fitger in Bremen, der uns selbst Photographien seiner Fresken übersandte, und sodann Herrn Dr. Paul Heyse in München sowie Herrn Dr. Wilhelm Raabe in Braunschweig, die uns beide mit dem ehrenvollen Vertrauen auszeichneten, aus den Sammlungen ihrer Zeichnungen und Skizzen nach Bedürfnis und Gefallen selbst wählen zu dürfen. Möge wie den Lesern so auch diesen freundlichen Helfern die Veröffentlichung Freude bereiten!

Eine kleine Berichtigung zum Schluß. Der im Novemberheft erschienene Aufsatz „Haller als Dichter", der zum erstenmal ein Bild von Hallers Doris veröffentlicht, enthält in der Unterschrift dieses Bildes einen Druckfehler. Der richtige Wortlaut ist folgender: Marianne Wyß (nicht Wyhr), erste Gattin Hallers (Doris). Nach einem Ölgemälde von Dälliker aus dem Jahre 1736 im Besitze von Fräulein von Haller in Solothurn.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (Leipzig in Rom). Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

234305

Digitized by Google